Dorothee von Kurland.

Erſter Band.

Dorothea von Ahnland.

Ein biographiſcher Roman

von

A. von Sternberg.

Erſter Band.

Leipzig,
Verlag von Chriſtian Ernſt Kollmann.
1859.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Vorwort.

Bereits als ich meine „berühmten deutschen Frauen des achtzehnten Jahrhunderts“ schrieb, faßte ich den Entschluß, meine liebenswürdige Landsmännin, denn es wird doch erlaubt sein, in diesem Falle die drei Provinzen: Ehstland, Liefland, Kurland als Eine zu betrachten, mit in den Kreis dieser Frauen hineinzuziehen; alsdann aber erschien mir ihr Leben zu sehr für eine ausgeführtere besondere Darstellung geeignet, um es diesen mehr skizzenhaft gehaltenen Portraits anzureihen. Es waren Elemente in diesem Leben enthalten, die den Maler der Sitten und der Charaktere einer Zeit aufforderten, an die Ausführung eines solchen weiblichen Bildes mit besonderer Vorliebe zu gehen, und so nahm ich meine Dorothee

aus dieſem Kreiſe heraus und ſtellte ihre liebliche und bedeutende Erſcheinung als den Gegenſtand eines Einzelbildes vor die Staffelei.

Diejenigen, die ſie gekannt haben, und es leben Deren noch eine große Anzahl, werden fühlen, wie mit Liebe ich dieſes Bild gemalt, und ſie werden entſchuldigen, daß ich gerade dieſe Weiſe der Auffaſſung gewählt, wenn ſie bemerken, daß es nur dadurch möglich wurde, die volle Schönheit und Charakteriſtik des Originals dem Beſchauer nahe zu bringen. Eine Biographie, ſelbſt die beſtgeſchriebenſte und am treueſten aufgefaßte, thut es nicht; der dichteriſche Griffel muß die Rundung und Fülle der Contouren ausführen, wo das Hiſtoriſche nur die Andeutung geben kann. In der Malerei giebt es Portraits, und es ſind gerade die von den größten Meiſtern gemalten, die in dem Bilde nicht die nackte Wirklichkeit, ſondern die idealiſirte Natur, mit einem Worte: die höhere Wahrheit geben. Es geſchieht dies, indem all' die kleinen, unbedeutenden Details einer Phyſiognomie, der Ausdruck des Augenblicks, der momentanen Stimmung hinweggelaſſen werden und nur das ſchöne bedeutende Leben im Vollen und Ganzen gegeben, in dem einzelnen Menſchen die

Menſchheit ſelbſt portraitirt wird. Eine ſolche Auffaſſung macht die Portraits meiſt zu Bildern, das heißt zu Kunſtwerken, die für eine ſpätere Zeit, wo all' die kleinen Züge der Individualität, die für die Zeitgenoſſen Intereſſe haben, verſchwunden ſind, immer noch als bleibende Denkmale der Darſtellung idealer Schönheit und charaktervoller Menſchennatur ihren Werth behalten. Wie man ſolche Bilder macht? Darauf kann nur der Poet antworten, der Poet in Verſen und der Poet in Farben. Aus der Werkſtätte der ſchöpferiſchen Kraft gehen jene feinen Bezüge, jene, ich möchte ſagen ſeraphiſchen Linien und Farben hervor, die eine Verklärungsglorie um ihren Gegenſtand ziehen. Sie ſind Geſchenke des Genies. Man frage, wie ein Van Dyk, wie ein Rubens, wie ein Velasquez ihre Portraits malten, und man wird antworten müſſen: indem ſie von dem Beſten, was in ihnen war, dem Bilde zufügten, freigebig und mit der Hingebung und Ausgelaſſenheit des Genies zufügten. Dadurch entſtanden dieſe Köpfe, die uns noch jetzt, nach Jahrhunderten, mit den ſeelenglühenden Augen, dem wortezuckenden Munde, dem lebensvollen Bewegen und Regen anſchauen. Eine ähnliche Kunſt muß es auch geben, und es giebt auch

eine solche, die einem schönen Gegenstande, durch die Schrift aufgefaßt, all' den Zauber des Lebens läßt, ihm nichts nimmt, eher noch zusetzt. Es ist gewagt, diese Kunst auszuüben, und nur Der darf daran gehen, sie darzustellen, der auf das Innigste von der Heiligkeit und Würde der Wahrheit durchdrungen ist. Denn nur sie darf ihn leiten. Die Wahrheit in dieser Art Malerei besteht jedoch darin, daß man dem Original auch nicht das Kleinste von dem nimmt, was es zu einem Portrait, das heißt zu der Auffassung einer bestimmten und begrenzten Individualität macht. Hierdurch ist von selbst die falsche Verschönerungssucht ausgeschlossen, die sich so gern die Würde idealer und poesievoller Auffassung beilegen möchte, in der That aber nichts anderes ist, als eine entstellende Lüge, die dem Kenner sogleich als solche offenbar wird. Wollte man diese, so oft in der Malerei geübte freche Entstellung auch in das geschriebene Lebensbild herüberbringen, so würde daraus ein abgeschmacktes, widerliches Unding hervorkommen, in welchem weder der Biograph noch der Poet seine Rechnung findet, und daß zu nichts taugt, als dem Publikum die ehrwürdige schöne Kunst des Bildens auf immer zu verleiden.

Faßt man Obiges zuſammen, ſo wird man den Titel „biographiſcher Roman“ ſich erklären können. Er iſt genommen, weil kein paſſenderer zur Hand lag. Einmal die Zuläſſigkeit einer ſolchen Auffaſſung zugegeben, fallen die daraus fließenden Folgerungen von ſelbſt dem Verſtändniß zu. Eine Biographie erfordert, daß die Thatſachen ſtreng der Ueberlieferung nacherzählt werden, daß kein Lebensumſtand vom Platze gerückt werde und daß genau Daten und Jahreszahlen ſtimmen. Hinter dieſem Gitter von Holz liegen die Früchte und Blätter; der poetiſche Biograph oder der biographiſche Romandichter löst dieſes Gitter ab, und läßt Früchte und Blätter in willkürlich geordneten Gruppen in freieſter Bewegung und in ſchönſter Beleuchtung glänzen. Dabei iſt es doch immer derſelbe Fruchtbaum. Oder, wieder zur Malerei zurückzukehren: der ſtrenge Biograph giebt das Geſicht, das ihm zur Staffelei ſitzt, mit all' den Nebendingen wieder, die es in ſeinem gewohnten Lebensgange umgeben, die welke Miene der Arbeit, das gezwungene und müde Lächeln der Convenienz, und endlich giebt er ſogar die eckigen Linien der Arbeitsſtube, die grellen Farben des Seſſels und der Vorhänge wieder; der poetiſche

Biograph wirft Alles dieſes fort; er hat es mit dem Menſchen zu thun, und um den zur Erſcheinung zu bringen, ſo nimmt er das Geſicht, nicht eines Augenblicks, ſondern einer Lebensepoche, nicht einer beſonderen Stimmung, ſondern die wechſelnden Strömungen von Stunden und Jahren in ein charakteriſtiſches Geſammtbild zuſammen, und ſo verleiht er ſeinem Bilde Vergangenheit und Zukunft, indeſſen der ſtarre Copiſt der Natur nur immer die gegenwärtige Sekunde giebt und dieſe eiſern und gewaltſam feſthält.

Ich fand, als ich daran ging, das Leben der letzten Herzogin von Kurland auf die bezeichnete Weiſe aufzufaſſen und wiederzugeben, nur wenige Hülfsmittel vor, dazu gehörten einige mündliche Mittheilungen, ein paar Dutzend Briefe von ihrer Hand und eine Biographie, die das Muſter ſein kann, wie eine Biographie nicht ſein muß, nämlich des guten Herrn Tiedge „Leben der Herzogin Dorothee von Kurland“, eine weiche, verſchwommene, dergeſtalt in eine Sauce von Lob und Schmeichelei getunkte Speiſe, daß jeder charakteriſtiſche Zug, jedes feſte Gepräge, ja ſogar jede urſprüngliche Farbe und Linie aus dieſem breiweichen Gebilde

verſchwunden iſt. Es mag ſein, daß eine derartige Auffaſſung eines Lebensbildes zuſagte der Zeit, wo Herr Tiedge ſchrieb, es mag ferner ſein, daß Frau von der Recke, unter deren Augen jene überzuckerte Biographie geſchrieben wurde, keine andere Auffaſſung duldete, genug, für unſere Zeit, die die Fürſten ohne Schmeichelei malt, iſt ein ſo geſchminktes Antlitz eher abſtoßend, als anziehend, und doppelt ſchlimm hier angebracht, da dieſe ſchöne und geiſtvolle Herzogin ein Gegenſtand iſt, der im höchſten Grade anzieht, wenn man ihn wahr auffaßt, und der in keiner Beziehung der Schminke bedarf. Der Beurtheiler, auf den oben bezeichneten Standpunkt geſtellt, wird nunmehr nicht fragen, weshalb Manches in dieſem biographiſchen Gemälde ſo und nicht anders geſtellt iſt, weshalb eine Gruppe Thatſachen auf eine Weiſe geordnet iſt, wie ſie im Leben nicht geſtanden, weshalb, um in's Einzelne zu gehen, die Reiſen der Herzogin nach Warſchau in eine Reiſe zuſammengefaßt ſind, ebenſo ihr öfterer Aufenthalt in Paris in ein Geſammtbild zuſammengezogen ward. Es war dieſes nöthig, um dem Bilde eine Geſammtwirkung zu geben und den Gegenſtand lebendig vor den Be-

ſchauer zu ſtellen, ohne ihn durch zu vieles kleines angehängtes Detail um die einem Bilde nöthige Ruhe und Wirkung zu bringen. Die Wahrheit und der Charakter des Bildes hat durch dieſe geringfügigen Aenderungen nicht gelitten, im Gegentheile iſt er, ſo hoffen wir, lebendiger in's Licht geſtellt worden, als es eine Maſſe Noten, Anmerkungen und detaillirter Einzelheiten und Daten hätte thun können. Auch war es nöthig, hier und da den Perſonen fingirte Namen ſtatt der wirklichen zu geben.

So gehe denn in die Welt, ſchöne, reizende Frau, Du edle Verfechterin der Duldung und Humanität, Du anmuthige Repräſentantin weiblicher Sitte und ſchöner Umgangsform, ächtes Vorbild vornehmer Frauen, die es durch Sitte, Geiſt und Herzensbildung, nicht nur durch die Geburt ſind, und erfreue die Gemüther, wie Du es im Leben gethan; mich aber laß Dir danken, daß Du mir in Anfertigung Deines Bildes frohe und genußreiche Stunden geſchenkt.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die Kartenlegerin.

In einer der engen Straßen der alten Stadt Narva bewegte ſich gegen die eilfte Nachtſtunde eine ſchwerfällig gebaute Kutſche, und lenkte zu einem Hauſe, das zwiſchen zwei dicken Mauern eingeklemmt, das Anſehen eines Sträflings hatte, der ſich befreien will, von ſeinen zwei Begleitern aber gewaltſam zurückgehalten wird. Das kleine Haus ſtrebte vorwärts mit einer Anzahl Erker und Vorbaue, die wie Arme ausſahen, mit denen es ſich frei zu machen ſuchte, zugleich ſetzte es eine lange ſteile Treppe auf die Straße wie ein vorgeſtrecktes Bein, um zum Laufe anzuſetzen. Eine düſtere Laterne brannte vor dem Eingange dieſes Hauſes und warf eine Menge dunklere und hellere Schatten in die Winkel und Vertiefungen dieſes ſeltſamen Baues. Uebrigens herrſchte im Winkel dieſer engen Gaſſe Finſter-

niß und Unordnung. Ein Kanal mit verſumpftem Waſſer hauchte widrige Dünſte aus, und ließ befürchten, daß, wenn der Fuß des Wanderers die wenigen und ſchwankenden Bretter, die als Brücke dienten, verfehlte, er ohne Rettung in den Stygiſchen Fluten verſinken werde. Die vorſichtig ſich nähernde Kutſche hielt zehn Schritte vor dem Hauſe ſtill und der fluchende Kutſcher, ſchon jetzt die Schwierigkeit berechnend, die er haben werde, den Wagen zu wenden, machte mit dem Diener im Vereine eine Laterne los, um mit dieſer ſeinen Herrſchaften zu leuchten, die ſich mühſam aus dem Wagen auf die Straße begeben hatten und jetzt rathlos daſtanden. Es waren zwei junge Damen in ſchwarze lange Mantillen gehüllt, und eine ältere Frau, die ein prachtvolles Kleid von goldgelbem Stoffe trug, das ſie ſorgfältig vor der Berührung mit den feuchten und finſtern Gegenſtänden um ſie her zu hüten ſuchte. Die jüngere der beiden Mädchen, indem ſie die Spitzeneinfaſſung ihrer Mantille, die der Wind ihr in's Geſicht wehte, hinwegſchob, ſagte in einem munteren Tone und indem ſie ſich lächelnd nach ihren Gefährtinnen umſah: „Da wären wir an Ort und Stelle, glücklich in der Höhle der Sibille angelangt! Aber Johann, was wird nun aus uns? Willſt Du uns hier in dem Graben verſinken laſſen, oder haſt Du ein Mittel in Bereitſchaft, wie Du uns hinüberſchaffſt?“

Diese Worte waren an den Diener gerichtet, der die Bretter untersuchte und nun zurückkehrend mit treuherzigem Tone rief: „Comteß geben mir nur den Arm, wir kommen sicher hinüber. Nur seitwärts sich gehalten, wo das Stück Geländer noch steht.“ Die junge Dame stützte sich auf den Diener, und gelangte wohlbehalten vor das Haus, nicht so gut ging es mit der ältern, die, wie sie einen Blick in das schwarze Wasser hinabthat, von einem Schwindel ergriffen wurde, und von dem Diener hinübergetragen wurde. Die Gouvernante, denn das war die Dame im gelben Stoffkleide, ging ziemlich sicher ungeleitet über die Bretter, indem sie ihren Sonnenschirm als Stock gebrauchend, vor sich hintastete. Man zog die Glocke am Hause und alsobald wurde die Thür geöffnet und die kleine Gesellschaft verschwand in das Innere dieses mysteriösen Hauses. Der Kutscher blieb bei dem Wagen zurück. Eine schmale Wendeltreppe wurde erstiegen und ziemlich erschöpft langten die Damen in einem kleinen Vorsaal an, dessen Wände mit Resten einer Tapete bekleidet waren, die einst in den Tagen ihrer Jugend mochte schön gewesen sein, wenigstens zeigten dies einige Fragmente eines eingewirkten Gemäldes, und hier und da röthlich durchschimmernde Goldstreifen. Auf einem schwarz behangenen Tisch stand ein Leuchter mit sechs Kerzen; dieses war der einzige Schmuck des Gemachs. Der Diener blieb

zurück, und in eine kleine Thür eintretend, begaben ſich die Damen, nachdem ſie ein wenig ihre Kleidung geordnet hatten, in ein Kabinet, in welchem ſich die Wahrſagerin befand, der dieſer nächtliche Beſuch galt. Bevor ſie jetzt in dieſem ſchmalen Eingang ſich Weg bahnten, mußten ſie eine verſchleierte Dame vorbeilaſſen, die eilig, und von einem Diener gefolgt, an ihnen vorbeirauſchte. Es war unmöglich die Züge dieſer Dame zu erkennen, ſo dicht verhüllt hatte ſie ſich, doch der ſcharfe Blick der älteſten der jungen Mädchen, ein Blick, dem nicht leicht etwas entging, gewahrte an einem Käſtchen, das der Diener trug, das in Silber ausgeprägte Wappen einer ſehr bekannten Familie, ſie wandte ſich zu ihrer Schweſter und flüſterte dieſer ein paar Worte zu, worauf ſich dieſe zur Gouvernante wandte und halblaut ſagte: „Die Prinzeſſin Biron!“ Die Gouvernante, ohne ein Wort zu erwidern, drängte ihre beiden Pflegbefohlenen in's Kabinet, auf deſſen Schwelle die Sibille ſchon zur Begrüßung ihrer Gäſte gerüſtet ſtand.

Es wurden Stühle herbeigeſchoben, und die alte Frau, die eine hohe Mütze trug und einen langen talarartigen Anzug, nahm nach den üblichen Bewillkommnungsacte auf ihrem Stuhle am Tiſche Platz und fing an die Karten zu miſchen und zu legen. Vorher warf ſie über ihre Brille herüber prüfende und, wie ſie glaubte, unbemerkte Blicke

auf ihre Gäste. Am nächsten dem Tische, auf einem Stuhl mit hoher Lehne saß die schöne, lebhafte, sechszehnjährige Gräfin Dorothee von Medem, dieselbe, die wir vorhin so entschlossen und kühn sich hatte den Eingang zum Hause bahnen sehen. Das Gesicht dieser jungen Dame war blühend, frisch und von einer bezaubernden Lebendigkeit, ihr Wuchs untadelhaft und ihre Haltung, obgleich ein wenig gezwungen, doch mehr der Natur und den Eingebungen eines lebhaften Geistes folgend als es die ihrer ältern Schwester, Elise, war, die neben ihr und etwas von der Schwester in Schatten gestellt, regungslos und ohne eine Miene zu verziehen, dasaß. Elise, Gräfin von Medem, war das Kind einer andern Mutter, und von dieser hatte sie das mehr schmachtende und nachdenkliche Wesen geerbt, das ihr übrigens ganz wohl kleidete. Beide Mädchen waren brünet, hatten dunkelfarbiges in vollen Locken herunterfallendes Haar und besonders Elisens Augen waren von einer tiefen Schwärze und einem schönen Glanze. Blühten auch die Rosen auf Dorotheens Wangen heller, so zeigte sich in Elisens Teint jene zarte durchsichtige Färbung, die einen eigenthümlichen Reiz verleiht, und die schönste Zierde einer gesunden Jugend zu sein pflegt. Die Kleider Beider waren weiße Gewänder, die in weiten bauschigen Falten niederfielen, nachdem sie die Taille eng umspannt gehalten und durch eine Gürtelschnalle in

Form eines Medaillons ziemlich tief unterhalb der Bruſt begrenzt worden waren. Mademoiſelle Pipelet, die Erzieherin und nunmehr, da die Erziehung faſt vollendet war, die Freundin und geprüfte Rathgeberin des Gräflichen Hauſes, zeigte das Bild einer ſteifen und durch nichts in ihrer Würde und Ernſthaftigkeit zu ſtörenden Ehrendame der alten Zeit. Ihr gepudertes Haar war in ein kleines Netz von ſchwarzen Spitzen und Schmelzperlen eingefangen und kam nur in zwei großen, ſteifen Locken, die ſich auf mageren Schultern wiegten, zum Vorſchein. Ihre Augen, die unter ergrauenden Brauen hervorblickten, hatten einen feſten, aber unangenehmen Ausdruck, die Naſe war lang und ſpitzig, der Mund, dem die Zähne fehlten, lag in einer ganzen Draperie von Falten tief verſenkt und erlaubte dem Kinn ungebührlich ſich Platz zu machen. Nie erſchien Mademoiſelle Pipelet außerhalb des Hauſes anders als in großem Putze, und ſo hatte ſie denn auch hier, wo es deſſen gar nicht bedurfte, einen Reifrock angelegt und einiges Geſchmeide von Ringen und Buſennadeln vorgeſteckt. Sie blickte auf die Kartenblätter, die auf dem Tiſche ihr Spiel begannen, und entzog nur auf kurze Zeit denſelben ihre Aufmerkſamkeit, um ſie auf ihre beiden Pflegebefohlenen zu lenken, welches dann zur Folge hatte, daß die blaſſe Eliſe raſch eine noch ſteifere Haltung annahm und Dorothee mit flüchtigem Erröthen eine ſpottende Be-

merkung unterdrückte, die ſie eben ihrer Schweſter über die Sibille zuzuflüſtern im Begriff war. Es herrſchte eine tiefe Stille im Zimmer, unterbrochen durch das Hüſteln des Fräulein Pipelet und den unverſtändlich hingemurmelten Worten der Sibille, die mit ihren Karten unzufrieden zu ſein ſchien.

„Es wird nöthig ſein, meine Damen," hob dieſe an, „daß ich mich entſchuldige, wenn meine Karten diesmal nicht ſo deutlich ſprechen, als ich es an ihnen gewohnt bin. Schon zum dritten Male miſcht ſich ein Etwas in ihre Ordnung, das ich nicht zu beſeitigen im Stande bin. Doch kann ich im Ganzen nur Erfreuliches, ja ſogar etwas ganz Beſonderes melden."

„Zur Sache, zur Sache!" rief die Gouvernante, „Wir haben nicht viel Zeit zu verlieren."

„Es ſind doch ein paar Schweſtern, die ich die Ehre habe, vor mir zu ſehen?" fragte die Kartenlegerin. „Es müſſen Schweſtern ſein, denn ihr Geſchick iſt auf eine wunderbare Weiſe vereinigt und bleibt es auch für die Folgezeit. So vereinigt, daß es mir unmöglich wird zu unterſcheiden, welcher von Beiden das von der Zukunft Beſtimmte anheimfällt."

Dorothee ergriff die Hand ihrer Schweſter, wandte ſich lächelnd zu ihr um und ſagte: „Das iſt alles, was ich wünſche; Leid und Freude gemeinſchaftlich. O wie ſchön iſt das!"

„Sehr ſchön!“ wiederholte die Sibille, „aber für mich, die ich deutlich ſprechen ſoll, ſehr beläſtigend. Man ſehe! immer dieſelbe Karte für Beide! Aber ah — da iſt zum dritten Male die Krone. Eine Krone!“

„Eine Krone!“ wiederholten die drei Damen in einem erſtaunten Ausrufe.

„Ja, eine Krone.“

„Das iſt ja gar nicht möglich!“ rief Fräulein Pipelet und zuckte verachtend die Achſeln. „Was ſind das für Lächerlichkeiten! Oder es müßte denn eine Grafenkrone ſein.“

„Nein, ein fürſtliches Diadem.“

„Nun und welches?“ fragte die Gouvernante.

„Ja, das eben iſt mir unmöglich herauszubringen.“

„Nimm ſie, Dorothee,“ ſagte Eliſe, „ich mag ſie nicht.“

„Nein, Du ſollſt ſie haben!“ rief die Schweſter, „Du biſt für ſie geſchaffen!“

„Mes enfans,“ rief die Ehrendame, „das ſind Kindereien. Wir wollen kein Wort darüber verlieren. Eliſe, m'amie! ſitzen Sie gerade!“ Eliſe zog bei dieſem Zuruf den Arm zurück, den ſie zärtlich um ihre Schweſter geſchlungen, die ihr aus vollem Herzen und mit dem größten Liebesausdruck die Krone angeboten und gegeben hatte.

„Was weiter?“ fragte die Gouvernante die Kartenlegerin.

„Hüten Sie Sich, meine Damen, vor einer Feindin. Sie weilt noch in Ihrer Nähe.“

Erschreckt sahen sich beide Schwestern um.

„Nicht in diesem Gemache, nicht in diesem Hause! Aber doch nicht weit von Ihnen. Ihr Bild ist ein langer dunkler Schatten, der sich weit hineinbiegt in Ihr Lebenshaus, meine Damen!“

Die Schwestern sahen sich bestürzt und nachdenklich an. Fräulein Pipelet hüstelte in ihr Taschentuch hinein. Die Prophetin wandte sich zu ihr und sagte in einem artigen Tone: „Jetzt zu Ihnen, meine sehr ehrwürdige Dame. Sie sind nicht in diesem Lande heimisch; Sie werden ihr Vaterland schwerlich wiedersehen, geschähe es, so würden Sie in einer Zeit daselbst eintreffen, wo ein großes und fürchterliches Unglück dasselbe in Elend und Verwirrung stürzt.“

„Ach, mein schönes Frankreich!“ rief das Fräulein. „Wie wäre es möglich! Sein Glück und sein Ruhm ist auf Ewigkeiten hinaus fest gegründet.“

„Es ist wie ich sage!“ entgegnete die Prophetin. „Aber was höre ich für einen Lärm im Vorzimmer? Meine Damen halten sie sich ruhig; ich werde nachforschen lassen. Es wird ein Streit auf der Straße sein.“ Sie erfaßte eine Klingel, und die Dienerin, die früher die Gäste im Vorsaal empfangen, zeigte

ſich jetzt an der Thür. „Was giebt's? Was lärmt man?“

„Es haben Reiter die Straße und das Haus beſetzt!“ ſagte mit zitternder Stimme die Alte. „Vor wenig Augenblicken ſind ſie gekommen.“

Starr, mit weit aufgeriſſenen Augen blickte die Gebieterin ihre Magd an. „Weshalb kommen ſie? So geh hinunter und frage. Unmöglich kann das unſrem Hauſe gelten. Ruhig, meine Damen, wenn ich bitten darf. Sogleich wird ſich alles befriedigend aufklären.“

Es kamen ſchwere Tritte die Stiege hinauf, und mit Geräuſch wurde die Thür des Vorſaales geöffnet. Die Prophetin warf ihre Karten zuſammen und ſtellte ſich mit entſchloſſenem Muthe an den Eingang. Johann, der Diener der beiden Gräfinnen trat ein. Er hatte, wie es ſchien, eben ein Handgemenge beſtanden, ſeine Kleidung war nicht im beſten Zuſtande, ſein Haar hing ihm verwirrt um die Stirn. „Was iſt's? Johann.“ —

„Ach Fräulein, gnädige Comteſſen, der Teufel iſt los. Sie haben das Haus beſetzt, ſie ſuchen Verbrecher, die ſich hier verborgen halten ſollen. Teufel, was geht das uns an! Ich habe ihnen das erklären wollen und habe ihnen den Namen meiner gnädigen Herrſchaft genannt.“

„Daran haſt Du ſehr unklug gethan!“ warf die Gouvernante ein.

„Aber ſie hören auf nichts!“ fuhr Jener fort. „Sie ſchoben mich fort von der Thüre, als ich und Chriſtian ihnen den Eingang verweigern wollte. Alles, riefen ſie, was in dieſem Neſte ſteckt, iſt Arreſtant.“

„Ah — ciel!“ rief das Fräulein und rang die Hände. „Arretirt! Mit gemeinen Geſindel arretirt! Grand Dieu! was wird dazu Papa ſagen.“

Sie ging händeringend im Zimmer auf und ab. Unterdeſſen wurde der Lärm auf der Treppe und im Vorſaale lauter. Die Vorhänge der Thür wurden von einander geriſſen und ein bewaffneter Mann ſchaute hinein, mit ſeiner Säbelklinge die Teppiche in die Höhe haltend. Die Frauen hatten ſich in die Ecke des Gemachs geflüchtet, die Prophetin flüſterte mit ihrer Dienerin, indem ſie ihr nothwendige Befehle mittheilte, Fräulein Pipelet berieth ſich mit Johann, die beiden Schweſtern ſtanden die Eine neugierig, die Andere erſchreckt in der Fenſterniſche.

Jetzt trat, nach kurzem Verhör an der Thüre, ein junger Mann ins Zimmer. Er grüßte militairiſch die Damen und kündigte ihnen an, daß ſie als ſeine Gefangenen das Haus unter einer Eskorte zu verlaſſen hätten. Fräulein Pipelet machte ihm mit dem Namen und Stand ihrer Angehörigen bekannt und forderte, daß man Rückſicht darauf nehme,

daß sie sich nur zufällig zum Besuche in diesem Hause befänden.

„Es gehört nicht zu meiner Befugniß," entgegnete der junge Offizier, „mich um die Eigenschaften und den Grund ihres Hierseins sämmtlicher Personen des Hauses, zu kümmern, ich habe nur darauf zu sehen, daß es geräumt werde, und jedes einzelne Individuum, streng bewacht, so lange in Arrest bleibe, bis ein anzustellendes Verhör dessen Schuld oder Unschuld an den Tag gebracht." Diese Worte waren mit großer Festigkeit gesprochen, und es ließ sich ihnen nichts entgegensetzen. „Uebrigens, meine Damen," setzte der junge Mann hinzu, indem er einen heitern Blick auf den Gestalten der Schwestern ruhen ließ, „seien sie überzeugt, daß ich mein Mögliches thun werde, um die Pflichten meines Amtes ihnen nicht übermäßig lästig zu machen. Darf ich bitten, mir zu folgen."

Die Kartenlegerin und ihre Magd wurden Einem aus dem militairischen Gefolge überwiesen, der Offizier stieg mit den Damen in die Kutsche, und dem Kutscher wurde der Auftrag ertheilt nach dem Stadthause zu fahren. Zwei Reiter begleiteten den Wagen.

Während sie fuhren erklärte der Offizier den Damen auf eine sehr artige Weise, daß die Behörde schon lange einer Falschmünzerbande auf der Spur sei und daß man gegründete Vermuthung

hege die Verfolgten heute gefunden zu haben. Es sei dabei zu bedauern, daß völlig unschuldige Personen mit in eine häßliche Prozedur, die nun einmal doch nicht zu erlassen sei, hineingezogen würden.

„Wie es jetzt mit uns der Fall ist," ergänzte Fräulein Pipelet. „Ich versichere Sie mein Herr, ich beklage aufrichtig diese thörichten jungen Mädchen, die die Neugierde trieb sich in der Karte wahrsagen zu lassen, zu dieser Frau, bei der Sie uns gefunden, geleitet zu haben. Wir sind in der Nachbarschaft zu einem Besuche, und wir hörten, sehr zu unserm Unglück, daß die Prophetin sich hier aufhalte. In Nacht und Nebel kamen wir ihr einen Besuch abzustatten. Welche Verwirrung wird unser Ausbleiben, und wenn man vollends den Grund desselben erfährt, welche Bestürzung wird es bei unsern Angehörigen hervorrufen! Und alles dieses hat meine Nachgiebigkeit gegen die unbesonnen und kindischen Wünsche dieser jungen Damen verschuldet. Ja, meine Damen, es waren unbesonnene und kindische Wünsche!"

„Ich finde erklärlich," setzte der junge Mann der eifrigen Rede der Gouvernante entgegen, „daß man so liebenswürdigen Zöglingen nichts abschlägt. Niemand, meine Ehrwürdige, hätte in ihrer Stelle weniger thun mögen, als sie gethan. An meinen Eifer sie rasch aus dieser Verlegenheit zu reißen, soll es nicht liegen." Während er diese Worte

ſprach, fiel der Strahl der Wagenlaternen auf ſein Geſicht und ſein Blick war auf die jüngere der beiden Gräfinnen gerichtet, die ihm grade gegenüber ſaß. Dorothee, als ſie den Blick dieſer ſchönen, dunkeln Augen empfand, ſchlug die ihrigen mit einem leichten Erröthen zu Boden. Man langte beim Rathhauſe an.

Es wurde ein Zimmer bereit gemacht, um die Damen, die man völlig von der übrigen Genoſſenſchaft des verdächtigen Hauſes trennte, anſtändig und möglichſt bequem für die Nacht unterzubringen. Thür an Thür an dem Zimmer nahm der Offizier ſeinen Platz. Als man endlich zur Ruhe kam, tröſtete man ſich über das Unvermeidliche und Dorothee, die gewohnt war, alle Widerwärtigkeiten von einer Seite aufzufaſſen, die dem Scherze und der guten Laune Raum ließen, rief ihrer Begleiterin und der Schweſter zu: „Ich bilde mir ein, daß ich die Königin Maria Stuart bin, deren Geſchichte wir kürzlich geleſen, und daß ich mich mit einem Theile meines Gefolges auf der Flucht befinde; daß wir gefangen genommen und in einem alten Kaſtell eingeſperrt ſind, wo ein junger, heimlich in mich oder in meine ſchöne Hofdame verliebter Offizier mich wider Willen ſtreng bewachen muß. So, meine Lieben, muß man ſich alle Dinge romantiſch zurecht legen um ſie ihres unangenehmen proſaiſchen Gewandes zu entkleiden.“

Eliſe, die ſich an das vergitterte Fenſter geſetzt hatte, und in die Nacht hinausblickte, lächelte bei dieſer Rede ihrer Schweſter, und ſagte mit einem Seufzer: „Möchte nur die gute Königin und ihre miſerable Hofdame, der die Thränen näher ſtehn, als das Lachen, bald aus dieſer ſchimpflichen Lage befreit werden.“

„Was iſt hier ſchimpflich?“ fragte Dorothee in ihrer heiteren Laune. „Man bewacht uns auf die anſtändigſte Weiſe, und traut unſern Worten, obgleich Niemand für uns Bürge iſt, daß wir nicht wirklich mit der verfolgten Bande in Verbindung ſtehen, und ein bischen Falſchmünzerei getrieben haben.“

„Welch ein Gedanke!“ rief Eliſe.

„Ich glaube,“ ſagte Dorothee, indem ſie ſich der Thüre näherte, „unſer Zerberus hat ſich zur Ruhe begeben, ich höre ihn nicht mehr ſprechen, nicht mehr Befehle ertheilen. Doch jetzt! — horch, ich höre ihn die Saiten einer Guitarre rühren und — o er ſingt leiſe eine bekannte, ſchwediſche Volksmelodie, ein Liedchen, das ich im Hauſe unſrer Tante öfters gehört. Komm, Eliſe, komm! Das iſt ſehr hübſch und amüſant.“

Die Mädchen horchten. Unterdeſſen betete, auf ihrem Bette ſitzend, Mademoiſelle Pipelet laut ihren Roſenkranz ab, und die lateiniſchen Worte des Gebets miſchten ſich ſeltſam mit den leiſen melodiſchen

Liebesklagen des Ständchens. Zwiſchendurch tönte der Ruf der Wachen, die vor dem alterthümlichen Hauſe auf und abmarſchirten.

„Mes enfans!“ hub die Gouvernante an, „denken ſie an den Himmel, den wir in Betreff unſeres Leichtſinns verſöhnen müſſen; verrichten Sie Ihr Gebet, und legen Sie ſich dann zur Ruhe! Ich bitte, keine Störung weiter.“

Die Schweſtern ſchlichen zu ihren Lagerſtätten. Das Licht blieb brennen. Nur wenige Stunden Schlafs ward der kleinen Geſellſchaft gegönnt, von dieſen Stunden nahm bei Dorotheen ein angenehmer, bei Eliſen ein peinvoller Traum die größte Hälfte weg. Dorothee ſah ſich als Königin Maria, im Purpurmantel, und von ihren Lieblingen gehuldigt, Eliſe fühlte die feuchten Mauern eines Kerkers ſie umſchließen und ſchwere Ketten ſie drücken. Was Fräulein Pipelet träumte, läßt ſich aus ihrem lebhaften und wiederholten Ausruf: „Ach — ich komme! ich komme zu euch zurück, meine Lieben! Ich kehre heim in mein Vaterland!“ erkennen.

Als die ſiebente Morgenſtunde geſchlagen, waren die Damen bereit ihren jungen Kerkermeiſter zu empfangen, und dieſer trat mit der höflichſten Verbeugung ins Zimmer. Er kündigte ſeinen Gefangenen die Freiheit an, nur ein kurzes Verhör ſollten ſie noch zu überſtehen haben, das Eine der Gerichtsperſonen mit ihnen abzuhalten verpflichtet

war. Es beſtand in einigen Fragen, bei denen die Antworten zu Protokoll genommen wurden. Die Unterſchriften ſelbſt Johanns und des Kutſchers mußten dem Blatte beigefügt werden. Man hatte die Verbrecher, wenigſtens die Hauptperſonen der Bande gefunden. Als die Gerichtsperſon Abſchied genommen, forderten die Damen den Officier auf, ſich zu nennen. „Sie ſind ein Schwede, mein Herr;“ ſagte Dorothee, indem ſie ihm mit ihren leuchtenden Augen fragend anſah. „Errathen Sie, woher ich's weiß? Sie haben geſtern eine kleine ſchwediſche Romanze zur Guitarre geſungen, und dieſes Lied war mir bekannt.“

„So werde ich's als Andenken an dieſe mir unvergeßliche Nacht noch oft ſingen,“ entgegnete der Jüngling. „Mein Name iſt Arwed Stiernholm, und meine Vorfahren, ehe dieſe Provinz dem ruſſiſchen Scepter anheim fiel, nannten hier weitläufige Beſitzthümer ihr eigen. Leider büßte ſchon mein Großvater ſein Vermögen ein und ich, in einer Militairanſtalt in Petersburg erzogen, trat frühe in Dienſte.“

„Wenn Sie Ihr Weg einſt nach Mitau führt,“ ſagte Dorothee mit anmuthigen Lächeln, „ſo vergeſſen Sie nicht, Ihre Schützlinge dort zu beſuchen und vielleicht im Hauſe des Reichsgrafen von Medem wird ſich eine Sängerin finden, die Ihnen auf Ihre ſchwediſche Romanze mit einem ſchwediſchen Ständchen antworten kann.“ —

„Ja, mein Herr," ſetzte Fräulein Pipelet hinzu. „Dieſe Dame iſt muſikaliſch und was ich mit einigem Stolze hinzuſetzen darf, meine Schülerin. Alſo wir verlaſſen uns darauf, daß wir uns nicht zum letzten male geſehen haben."

Damit wurden die Damen zu ihrem Wagen geführt, und draußen hatte ſich das ſämmtliche Gerichtsperſonal aufgeſtellt, um ihnen eine reſpectvolle Verbeugung zu machen.

„Noch Eins," rief die Gouvernante, indem ſie aus dem Kutſchenfenſter ſich vorbeugte, „was iſt das Schickſal der armen Frau geworden, die wir hier aufgeſucht haben, und die gewiß eben ſo unſchuldig unter dieſen Vorfällen zu leiden gehabt als wir?" Auf eine beruhigende Erwiderung bat das Fräulein der Frau eine gefüllte Börſe einzuhändigen.

Herr Arwed Stiernholm übernahm es, dieſen Auftrag auszuführen.

Das Vaterhaus.

Der Reichsgraf Johann Friedrich Medem lebte in geachteten Verhältniſſen als ein freier, unabhängiger Mann auf ſeinen Gütern. Seit vielen Jahren war das Schloß zu Meſothen ſein Aufenthaltsort. Hier hatte auch Dorethee das Licht der Welt erblickt. Es war ihr Vaterhaus. Der Graf hatte ſich dreimal vermählt. Von ſeiner erſten Frau hatte er einen Sohn und eine Tochter. Die letztere, Eliſa, war im Hauſe der Großmutter aufgewachſen und kam in das Vaterhaus zurück, als die zweite Stiefmutter dort eingezogen. Dorotheens Mutter, eine verwittwete von Nolde, eine geborne Gräfin Manteuffel, ſchenkte ihrem Gemahle außer dieſer Tochter noch zwei Söhne, die Grafen Karl und Johann. Sie ſtarb bei der Geburt dieſes letztern, und nun trat der Graf mit der dritten Frau, einem Fräulein

von der Recke an den Altar. Die drei Knaben wurden einem Hofmeiſter übergeben, die beiden Schweſtern jedoch nahm die Stiefmutter in zärtliche und kluge Obhut. Sie war eine Frau, die ſich Liebe und Zutrauen zu erwerben wußte. Groß, ſchlank gewachſen, hatte ſie in Blick und Haltung etwas Majeſtätiſches, und war der Gegenſtand der ſteten Bewunderung des Fräuleins Pipelet, die nicht aufhörte zu verſichern, daß die Gräfin jeden Augenblick, was ihre Kunſt zu repräſentiren beträfe, Königin von Frankreich ſein könne. „Madame!“ ſagte ſie ihr eines Tages, in ſehr elegantem Franzöſiſch, „wenn ich es wage, neben ihnen noch das Amt der Erziehung junger Damen von Stande zu übernehmen, ſo geſchieht es nur, um ihr erhabenes Muſter täglich und ſtündlich meinen Zöglingen einzuprägen.“ Die Gräfin lächelte über dieſes Compliment der Gouvernante, allein ſie geſtand ſich, daß ſie wohl wünſchte, dieſe Anſicht über ihre Perſönlichkeit ſei eine allgemein verbreitete. Bei ihren beiden Stieftöchtern fand ſie nicht dieſelben Anlagen. Dorothee war zu lebhaft, Eliſe zu ſchüchtern, um jene Würde, jene ſich immer gleich bleibende vornehme Haltung von der Mutter zu adoptiren, aber Fräulein Pipelet ahmte ſie, weil ſie es in ihrer Stellung durfte, mit Glück nach. Nur machte der Graf einſt die boshafte Bemerkung, daß ſie die Carrikatur von ſeiner Gemahlin ſei, und daß man nichts Komiſcheres ſehen

könne, als wenn eben die Gräfin im Glanze einer ſchönen Toilette in einer feierlichen Prozeſſion ſich zur Kirche begeben hatte, die Gouvernante ganz mit derſelben Haltung des Kopfes und mit einem übermäßig ſteifen Nacken ihr nachrauſchen zu ſehen. Allein das hinderte nicht, daß das alte Fräulein herzlich geliebt wurde von ihrer Umgebung, und ſie verdiente es. Es war ein gutherziges und ehrliches altes Herz.

Der Reichsgraf hatte die Umgangsformen eines Militairs zur Zeit des Regierungsantritts der Kaiſerin Katharine, und er behielt dieſe Formen bei, als er ſchon längſt den Dienſt verlaſſen; er zeigte ſich derb, gradaus, ohne viele Reden und wer es nicht beſſer wußte, konnte ihn für einen Haustyrannen halten, denn ſtets hörte man ihm ſeine Befehle mit ſtrenger und polternder Stimme ausrufen. Seine ſtattliche Figur, etwas in Breite ausfließend, machte einen imponirenden Eindruck, wenn man ſie in die reiche Uniform geſpannt ſah, und dieſen Eindruck wollte der Graf hervorbringen, er hielt ihn für einen ihm und ſeiner Stellung zukommenden. Dieſelbe Figur verſuchten auch viele ſeiner Nachbarn in der Provinz zu ſpielen, allein ſie fielen in's Rohe, Ungezogene, Plumpe, weil ihnen die urſprüngliche edle Natur und die Bildung fehlte, die der Graf, eine ſeltene Ausnahme von der Regel unter dem damaligen Adel, ſich angeeignet. Auch jetzt noch die

Muße auf ſeinem Schloſſe benutzte er, um ſich weiter zu bilden, und die Grenzen, bis wohin er auf dem Felde der Wiſſenſchaft und Kunſt Eroberungen gemacht, immer weiter zu ſtecken. Als Menſchenkenner und als Kenner ſeiner ſelbſt legte er einen großen, aber nicht ungerechten Maaßſtab an ſeine Nebenmenſchen. Wenn er viel forderte, ſo zeigte er zugleich, daß er ſelbſt viel zu leiſten im Stande ſei. Dies erwarb ihm Achtung. Auf dieſe Achtung fußend trat er immer entſcheidend, immer befehlend auf. Seine Gemahlin verſtand ihn, und deshalb ſchreckte ſie nie eine, oft willentlich ausgeſtellte ſchroffe Außenſeite, für ſie war es ſtets leicht, Eingang zu finden in die weiſe, edle Natur, die ſich in dieſe Form hüllte. Nie konnte wohl ein Vater zärtlicher ſeine Kinder lieben als er, aber es mogte zugleich keinen geben, der dies weniger zu Schau zu ſtellen ſich für verpflichtet hielt. Darunter litt beſonders das ſcheue und leicht in Furcht geſetzte Weſen Eliſens. Dorothee ging mit ihrem Vater um, wie ſich im Mährchen ein keckes Kind einem gefürchteten und allmächtigen Berggeiſte nähert, ſcherzend, ſchmeichelnd, aber immer zugleich den Fuß gehoben zur eiligen Flucht. Die Söhne ſtanden in tiefer Unterwürfigkeit dieſem Vater ferne, allein in ihre Scheu miſchten ſich Achtung und Stolz; Achtung vor dieſem Manne, der ſtreng gegen ſich wie gegen Andere war, und ſtolz einen Namen zu führen, an deſſen Klang ſich die

ſchönſten und glänzendſten Erinnerungen des Vaterlandes knüpften, und der durch ſeinen jetzigen Träger dieſe Erinnerungen auf das Lebendigſte auffriſchte.

Wenn ein Haus lange beſtanden hat, und wenn es auf den feſten Stützen des Anſehens und der Anerkennung bei ſeinen Nachbarn im weiteſten Kreiſe ruht, ſo hat ſich um daſſelbe ſtets ein Kreis Angehöriger, Freunde, Parteigänger, Beſchützer und Beſchützte gebildet. So auch hier. Wir wollen nur Einige nennen. Zu den Beſchützern gehörte vor Allen der regierende Herzog, mit deſſen Vater der Reichsgraf eine gemeinſchaftliche Jugendzeit verlebt, obgleich der Herzog Büren, jener unglückliche Verbannte, um vieles älter war, als der Graf. Der jetzige Herzog Peter Biron hatte keine wichtige Angelegenheit zu berathen, gab kein irgend glänzendes Feſt in Mitau, wo nicht der Graf Johann Friedrich dabei ſein mußte. Das herzogliche Haus, beſonders die Herzogin Mutter ließ ſich's nicht nehmen, perſönlich in Schloß Meſothen vorzuſprechen, wenn es dort irgend ein Familienfeſt von Bedeutung gab. Auf ihren jährlichen Reiſen in's Bad hielt ſie ſich regelmäßig einige Tage daſelbſt auf. Auch gab es politiſche Gründe, da der Graf Johann eine ſo achtungsvolle Stellung bei der Ritterſchaft und dem hohen Adel des Herzogthums einnahm, die dem Herzog ein enges Zuſammenhalten mit dieſem ſeinen Vaſallen zur Pflicht machten.

Denn die Streitigkeiten zwiſchen dem Herzog und den Ständen waren zahlreich. Von ruſſiſcher Seite zählte der Graf ein paar Männer von Bedeutung zu ſeinen Freunden, die nöthigenfalls in Petersburg für ihn zu agiren bereit waren, wenn es galt, die Rechte der Ritterſchaft zu vertreten. Von dieſen mächtigen Freunden des Hauſes abwärtsſteigend zeigten ſich nun die anhänglichen und langjährigen Freunde, die alten Bekannten und die ſtehenden Gäſte des Hauſes. Da die Gaſtfreundſchaft auf Schloß Meſothen in einem großartigen Maaßſtabe ausgeübt wurde, ſo fehlte es nicht an Familien, die zu gewiſſen Jahreszeiten und zu gewiſſen Feſten des Kalenders in ganzen Schwärmen die Räume zu bevölkern kamen, die ihnen bereitwillig geöffnet wurden. Da war der ſämmtliche Landadel viele Meilen in der Runde, der zu Weihnachten, zu Oſtern, zu Pfingſten und zu den Hundstagsferien der Gerichte und der Schulen mit ſeinen Beſuchen, deren kürzeſter immer vier Wochen dauerte, abwechſelte. Die gräfliche Familie hatte dafür das Recht, wiedervergeltend Gaſt bei ihren Gäſten zu ſein, allein ſie machte von dieſem Rechte nur geringen Gebrauch; es würde auch dies dem größern Theil der Nachbarn, die nicht ſo glänzend und nicht ſo in Fülle eingerichtet waren, ſehr unbequem geweſen ſein. Wir wollen von dieſen Gäſten nur die Familie des Bruders des Grafen, des Land-Oberjägermeiſters

aufzählen, eines Herrn, der bei mäßigen Vermögensverhältniſſen — er hatte nämlich das Seinige als Gardeoffizier in Petersburg verpraßt — eine große Luſt an Feſten und Luſtbarkeiten hatte, und eine Gemahlin und zwei Töchter bei ſich führte, die dieſe Vorliebe mit ihm theilten. Der Onkel Jägermeiſter, wie er genannt wurde, war deshalb auf Schloß Meſothen eine ſtehende Figur, und durch ſeine immer gute Laune, durch ſeine Späßchen, die ſich zur Zielſcheibe alle jungen weiblichen Mitglieder der Familie wählten, ein beſonders für die langen Winterabende auf dem Lande unſchätzbarer Gaſt. Ganz verſchieden von dem Bruder war er mager, klein und äußerſt beweglich. Seine Frau war eine corpulente, ungebildete Landedeldame; die Töchter hatten ihre Erziehung in einem der vielen Fräuleinpenſionate in Petersburg erhalten. Mit dieſer ſeiner Schwägerin harmonirte der Reichsgraf nicht zum beſten und deshalb kamen Frau und Tochter nur, wenn ſie geladen waren; aber ſie wurden öfters geladen. Das Haus litt keine Familienfeindſchaften. Von den Anverwandten und befreundeten Gäſten eine Stufe abwärts ſteigend kamen die Satelliten des Hauſes, alte treue Diener, die wie deſſen Freunde behandelt wurden und ruhig von dem moraliſchen Ertrage ihrer früheren Leiſtungen zehren durften. Ein ſchöner Zug im Charakter des Grafen Johann war, daß er Niemand ſinken ließ, dem er ſich irgend

einmal, ſei es auch durch einen noch ſo geringfügigen ihm geleiſteten Dienſt verpflichtet gefühlt. Nicht durch Geld allein, durch perſönliches Wohlwollen, durch Aufmerkſamkeiten und Vorſorge knüpfte er das Schickſal eines ſolchen Mannes an das ſeinige. Deshalb die große Anhänglichkeit aller dieſer Begünſtigten an das Haus. Hier gab es nun einen alten Arzt, einen Doktor Kloppman, dem im langen Laufe ſeines Lebens nur ſehr wenige Kuren geglückt waren, den Keiner am Krankenbette haben wollte, den aber der Graf nicht ſinken ließ, lediglich weil Kloppman einmal bei irgend einer Gelegenheit ſich ihm als ehrlichen Mann und guten Menſchenkenner gezeigt. Dieſe letztere Eigenſchaft ſtand bei dem Grafen ſehr hoch. Auch war es Kloppman, der Himmel weiß, durch welches glückliche Ungefähr, geglückt, einen kleinen Schaden, den ſich einſt die Gräfin am link Handgelenke zugezogen, zu heilen. Seitdem nannte der Graf Kloppman einen geſchickten Arzt und Jedermann auf Schloß Meſothen ſprach dieſes nach, obgleich Keiner daran glaubte. Kloppman war ein häßlicher, dürrer, ewig zänkiſcher und polternder alter Geſelle, der ſich alles erlauben durfte, und der beſonders mit Mademoiſelle Pipelet in einem fortwährenden Hader lebte.

Von dieſer Dame iſt bereits geſprochen worden. Als der Graf ſeine zweite Frau zum Altar führte und bald nach der Hochzeit eine Reiſe nach Paris

machte, kam er von dort zurück mit einem Papagaien, einer Spieluhr aus der Fabrik der Gebrüder Bignet und der Mademoiſelle Clariſſe Pipelet befrachtet. Der Papagei ſtarb, die Spieluhr blieb ſtehen, aber Mademoiſelle Pipelet ging ihren Gang rüſtig fort und machte ſich daran, Alles, was in ihre Nähe kam, zu erziehen und nach franzöſiſchem Muſter umzubilden, bis denn der Graf dieſem Eifer ein Ziel ſetzte und den Begabungen des Fräuleins einen beſtimmten Acker zu bearbeiten übergab, dies waren die beiden Comteſſen aus ſeiner erſten und aus ſeiner zweiten Ehe, die er um dieſe Zeit in ſeine unmittelbare Nähe zog.

Nächſt Kloppman und dem Fräulein Clariſſe galt noch der Prediger des Orts, der Paſtor Blücher, der nun bereits vierzig Jahre auf dem Pfarramte ſaß und eine äußerſt häßliche Tochter daſelbſt großgezogen hatte, als ein bewährter Hausfreund. Wenn man einen Lafontaine'ſchen Roman zur Hand nimmt, und daſelbſt die Schilderung derjenigen geiſtlichen Hirten nachlieſet, wie ſie zur Zeit kurz nach der Beendigung des ſiebenjährigen Kriegs ſich auf den deutſchen Dörfern fanden, ſo hat man das Bild des ehrlichen alten Blücher's, der ein Pedant war vom Scheitel bis zur Zehe, und jene hölzerne, ſteife Dogmatik predigte, die erſt viele Jahre ſpäter dem Humanitätsweſen und der Gefühlsrichtung bei den Landpfarrern wich. Paſtor Blücher hatte aber auch

einmal, die Gelegenheit war eine sehr wichtige gewesen, dem Grafen sehr an's Herz geredet, und von der Zeit an war ihm der Mann unvergeßlich geworden. Dabei hatte der Seelenhirte unleugbar seine guten Eigenschaften. Wenn er nicht auf der Kanzel stand, so sprach er gut, verständlich und einer praktischen Moral angemessen, alsdann verbreitete er auch nicht die peinliche Langeweile, die ihm entströmte, wenn er seinen Talar umgehängt hatte und Schafe und Schäfchen vor sich in den Kirchenstühlen sah. Die Schicksale dieses Mannes waren mannigfaltige und seltsame gewesen, deshalb fehlte es ihm nicht an Kenntniß der Welt und der Menschen und hierin hatte er mit dem Doktor Kloppman Aehnlichkeit, und hierin traf er auch in der Gunst bei dem Grafen mit diesem zusammen. Fräulein Teophanie Blücher war eine weißgekleidete, alte Jungfrau von einer ziemlich unleidlichen Sorte. Sie war fromm, voll Resignation und voll Bibelstellen, die besonders zu gewissen Zeiten bei gewissen Gelegenheiten und Gesprächen, wie die Sommersprossen bei einer reizbaren Haut, in einer großen Menge zu Tage kamen.

Der Schluß der Satelliten des Hauses macht eine Figur von besonderer Originalität und Beliebtheit, dies ist der alte Leibeigne Iwan; ein grauköpfiger Bursche, der den Grafen noch in seiner Fähnrichs-Uniform in Petersburg gesehen hatte und

der den Vater des jetzigen Herzogs gekannt und bedient hatte, als dieser unglückliche Mann als Verbannter in Sibirien seine Tage verseufzte. Es war sehr erklärlich, daß der Herzog den alten Iwan nicht immer um sich sehen wollte, da er ihm unangenehme Tage in's Gedächtniß brachte, und daß er deshalb gern einwilligte, als Iwan zu seinem eigentlichen Herrn, zu dem Reichsgrafen zurückkehren wollte. Im Verfolg unserer Erzählung wird Iwan's Bild dem Leser deutlich vor's Auge treten.

Ein Stündchen beim Vater.

Bei Gelegenheit als dem Grafen das Aktenstück mitgetheilt wurde, auf dem die Namen seiner Töchter, der Gouvernante und zweier seiner Diener prangten, sagte er lächelnd zu seiner Gemahlin: „Es kommt mir dieser Vorfall nicht ganz ungelegen. Es ist gut, wenn beide Mädchen mit der Welt außerhalb der Mauern dieses Schlosses etwas in Berührung kommen. Es kann durchaus nicht schaden, daß eine etwas ungewöhnliche Situation sie überrascht hat; dadurch wird der Geist genöthigt, sich Fassung und Würde zu bewahren, die beide Früchte nicht der Erziehung, sondern des Verkehrs im praktischen Leben sind. Ich sehe aus dem Bericht unserer guten alten Ehrenwächterin, daß Dorothee sich um vieles besonnener und einsichtiger betragen hat, als Elise."

„Sie müſſen nur annehmen, lieber Medem," ſagte die Gräfin, „daß Dorothee überhaupt viel mehr für's Leben gezeitigt worden, als es bei Eliſen der Fall iſt. Ich habe Mühe der letztern die Schüchternheit abzugewöhnen, die faſt wie Furcht ausſieht, und doch hat ſie keinen Grund, ſich zu fürchten."

„Beide ſollen eine kleine Reiſe machen," fuhr der Graf fort, „und zwar will ich ſie diesmal nicht mit der Pipelet hinausſchicken, ſondern will ſie dem alten Iwan anvertrauen. Bei ihm ſind ſie ſicher aufgehoben und haben mehr Freiheit. Daß ſie dieſe Freiheit nicht mißbrauchen werden, dafür ſteht mir ihr Charakter und der Gehorſam, den ſie meinen Befehlen ſchuldig ſind. Ich werde ſie zu meiner Conſine Chriſtine ſenden, und zwar ſollen ſie auf einem Umwege dahin, wo es ihnen möglich ſein wird, etwas von der wilden einſamen Natur jener Gegenden kennen zu lernen. Ich weiß, was in meiner Jugend dergleichen auf mich für Eindruck gemacht hat. Freilich durchzog ich die Haide auf meinem kleinen ſicheren Klepper und man mag ſagen was man will, nur auf dieſe Weiſe reiſ't ſich wahrhaft angenehm. Wo ich mich habe mit Dienerſchaft plagen oder gar in einer Karoſſe habe Platz nehmen müſſen, bin ich immer in übler Laune von Ort zu Ort gerückt. Schicken Sie mir doch das Mädchen her; ich meine die Dorothee."

Es war eine große Vergünſtigung für die

Kinder, einmal das Arbeitszimmer des Vaters auf deſſen Aufforderung betreten zu dürfen. Dies Zimmer war im höchſten Grade einfach und im Geſchmack jener noch ſehr frugalen Zeit eingerichtet. Es hatte eine bedeutende Tiefe und drei helle Fenſter ſchenkten ihm Licht. Die eine Wand war gänzlich mit Landkarten behängt, auf der andern prangte nur ein Bild, und zwar das lebensgroße Portrait Johann Büren, des Vaters des regierenden Herzogs. Es war zur Zeit ſeines Glanzes gemalt, in einem violettſammetnen Rocke, der über einem Stahlpanzer hing und mit Orden und Gnadenketten geſchmückt. Die lächelnde Miene, der Glanz der lebhaften dunkeln Augen zeigten den ſchönen Mann in den Strahlen der Gunſt und des Wohllebens. Ganz anders ſah dieſes Geſicht aus, als der Mann aus einer faſt vierzigjährigen Verbannung mit Noth, Kummer und Elend vertraut, heimkehrte. Dieſem Bilde gegenüber ſtand ein Kanapee mit hoher Lehne und mit ſchwarzem Pferdehaar bekleidet, ein halbrunder Tiſch mit Papier und Büchern bedeckt ſtand davor und dies war das Lieblingsplätzchen des Grafen. Nirgends fand man gepolſterte Stühle, nirgends ein Möbel, das zu einem Ruhebette hätte dienen können. Stets gerade aufgerichtet, ohne ſich anzulehnen, ja ſelbſt ohne den Arm zu ſtützen, ſaß und ſchrieb der Graf. Wer in dieſes Kabinet kam war entweder würdig neben ihm auf dem Kanapee Platz

zu nehmen oder er war verpflichtet, ſtehend ſeine Worte anzubringen oder anzuhören, was ihm geſagt wurde. Wo das Kanapee eine zu hohe Vergünſtigung war und das Stehen, während der Hausherr ſaß, eine zu ſubmiſſe Stellung, fand der Ausweg ſtatt, daß der Graf mit ſeinem Gaſte im Zimmer auf- und abſchritt. So ſtreng war Alles der Form unterworfen.

Die Gräfin hatte ſich noch nicht lange entfernt, als der leichte Schritt Dorotheens ſich vor der offen gelaſſenen hohen Thüre aus geſchwärzten Eichenholze hören ließ, und der Vater zeigte ſich auf der Schwelle, nahm das ſchlanke ſchöne Mädchen an der Hand und ließ hinter ihr die Thüre wieder ins Schloß fallen. Nur einen etwas ſcheuen Blick ließ die Tochter raſch über das Antlitz des Vaters gleiten, ſie ſchien ſich überzeugt zu haben, daß kein Unwetter drohe und mit der einſchmeichelnden Zärtlichkeit und Munterkeit, die ihr eigen war, küßte ſie die Hand des Vaters und ſich militairiſch gerade vor ihm aufſtellend rief ſie: „Da bin ich, Papa, was ſteht zu Befehl?“

„Du haſt mir noch nicht erzählt, was Dir die Hexe, die ihr gegen meinen Willen beſucht habt, prophezeit hat,“ hob der Vater zu der Tochter an, die vor ihm ſtehen blieb.

„Allerlei Narrenpoſſen, Papa.“

„Glaubſt Du an Vorherverkündigungen?“

„Nein.“

„Du thuſt wohl daran, mein Kind. Wir ſelbſt müſſen uns unſer Geſchick bereiten. Doch iſt eine Prophezeiung oft Schuld daran geweſen, daß Dem, dem ſie gegeben wurde, die Aufmerkſamkeit auf ein Ziel gerichtet wurde und daß er Kraft und Mittel anwandte, es zu erreichen, was Alles nicht geſchehen wäre, wenn ihm dieſer Anſporn nicht geworden wäre. So geht's denn zu, daß manche Prophezeiung wahr wird.“

Dorothee dachte über dieſe Worte nach, die ihr bedeutungsvoll und tiefſinnig erſchienen.

„Man ſagt, daß Guſtav Waſa,“ fuhr der Vater fort, „der erſte König dieſes Namens nie dazu gekommen wäre, nach der hohen Würde, die er ſpäter bekleidete, zu ſtreben, wenn nicht eine frühe Prophezeiung, die ihm geworden, ihm dieſes Ziel als erreichbar vor Augen geſtellt. Und ebenſo, hätte der unglückliche Mann dort jener Stimme weniger Aufmerkſamkeit geſchenkt, die ihm mitten im Glanze ſeinen Sturz vorherſagte, er hätte nicht ſo kleingläubig und muthlos ſeinem Unglück ſelbſt in die Hände gearbeitet, indem er ſeinen Feinden das Spiel leicht machte. Du kennſt ihn doch, dort oben?“

„Ja Papa. Es iſt der Herzog von Kurland.“

„An ihm zeigt ſich, was des Glückes Gaben werth ſind. Er hätte der freie Mann bleiben ſollen, der

er war.“ Während das junge Mädchen ihre Blicke mit Aufmerksamkeit auf das Bild richtete, sagte der Graf mit ernstem Tone: „Mein Kind, das Bild dieses Mannes ist nicht das einzige, das Du zu betrachten hast; es giebt in der Geschichte unsers Vaterlandes der trefflichen Charaktere viele, die in der aufstrebenden Seele, sei es eines Mannes oder einer Frau, der edelsten Gedanken Fülle zu erwecken im Stande sind. Du bist jetzt herangereift genug, um Worte ernsten Inhalts wie sie Dein Lehrer, der zugleich Dein Vater ist, jetzt zu Dir sprechen wird, zu beherzigen und den Weg, den sie Dir vorzeichnen, in eigenen Gedanken weiter zu gehen. Du bist Kurland's Tochter, und Du mußt wissen, was sich in Deinem Vaterlande ereignet hat. Bisher habe ich Denen, die Dich unterwiesen, verboten, Dir von der Geschichte Deines Landes zu sprechen, weil ich dies zu thun mir selbst vorbehalten habe. Jeden Sonnabend um die vierte Nachmittagstunde wirst Du mich hier finden und es wird an Dir liegen, ob ich einen Unterricht, der mir Freude macht, fortsetzen soll oder nicht.“

Dorothee küßte ihrem Vater die Hand und rief, indem ihre Blicke glänzten: „O mein theuerer Vater, wie glücklich machen Sie mich! Aus Ihrem Munde von dem Ruhm und der Größe meines Vaterlandes zu erfahren, welch' ein Geschenk könnte werthvoller und größer sein! Nehmen Sie gütigst mein heiliges

Verſprechen an, daß ich keines Ihrer Worte überhören werde. Können wir nicht ſchon gleich heute anfangen?"

„Das können wir, und das Bild jenes Mannes ſoll den Reigen der Männer des Vaterlandes beginnen," erwiderte der Graf.

Die Tochter ſtellte ſich zur Seite des Bildes, und der Vater, die Arme auf die Bruſt gekreuzt, ſchaute einige Minuten ſtillſchweigend auf daſſelbe. Es war, als wolle er in Ruhe die Geiſter längſt verfloſſener Tage wach rufen, um ohne Aufregung, ohne Groll und Zorn von Dingen und Perſonen zu ſprechen, die ihn einſt ſehr nahe berührt hatten. Er legte dann die Hand auf das Haupt ſeines Kindes und brach, halb vor ſich hingeſprochen, in die kummervollen Worte aus: „Bleibe, mein Kind, bleibe fern von der Höhe, auf die ſo Viele zu wandeln geſtrebt und auf der ſo Viele geſtrauchelt ſind. Vor allen Dingen diene nie einem Fürſten. Bleibe die freie Tochter Deines Landes. Nichts nimmt ſo ſehr Würde und Tugend von unſerer Seele, als wenn das Wort eines Fremden über uns gebietet. Und ein Fürſt, er mag der beſte ſein, bleibt immer ein Fremder für Den, der nicht mit ihm ein Haus bewohnen, einen Weg wandeln, ein gemeinſames Grab theilen darf. Lerne von dem alten Geſchlechte der Medem, daß es eines freien Mannes, einer freien Frau würdig iſt, wenn auch nur auf einer

kleinen Scholle Landes, eigener Herr zu sein. Jener Mann dachte nicht so, und nun höre, wie sich sein Leben gestaltete. Ein Mann, unedler Herkunft, Namens Büren, kam mit drei Söhnen hierher ins Land; er erwarb sich Reichthümer und selbst ein gewisses, wenn auch nur geringes Ansehen. Einer dieser Söhne, Johann mit Namen, war von Ehrgeiz erfüllt und strebte darnach, höher zu steigen wie sein Vater. Die Natur hatte ihn mit seltenen Gaben ausgestattet: schön von Körper hatte sein Geist Regsamkeit und Kraft. Er überschaute mit frühzeitig geübtem Blicke schwierige und verwickelte Verhältnisse und es kostete ihm nichts, sich in anderer Leute Willen zu fügen, wenn es ihm Nutzen und Gewinn brachte. Von Königsberg, wo er nach dem Willen des Vaters den Studien obliegen sollte, kam er hierher und suchte nach einer Stelle. Allein unser Adel, an seinen alten Privilegien haftend und stolz auf die Reinheit seiner Mitglieder, wies den Sohn des Fremdlings ab, und der kecke Jüngling erreichte trotz seiner Schmeichelkünste nichts. Er ging nach Petersburg, doch auch da, wo so viele Abenteurer ihr Glück machten, gelang ihm keinen seiner Pläne auszuführen. Er kam nochmals hierher und da geschah es denn, daß ihn Anna, die Herzogin Wittwe und russische Großfürstin, in die Zahl ihrer Diener aufnahm. Er wurde ihr Secretair. Jetzt begann sein Glücksstern zu steigen. Die

Herzogin that ihr Möglichſtes, ihren Günſtling emporzubringen, doch, obgleich ausländiſche Fürſten ihn mit Orden und Titeln überſchütteten, ich ſage es mit Stolz, der kurländiſche Adel nahm ihn nicht in ſeine Reihen auf. Das iſt es, was er uns nie vergeſſen hat, und was uns ſein Sohn noch nachträgt. Aber wie, ſollten wir freie Männer, Männer von denen Einige unter ihren Vorfahren ſelbſt Fürſten zählten, ſollten wir den Günſtling eines fürſtlichen Weibes, deshalb weil er dieſes und nichts anderes war, zu unſerm Bruder machen? Nimmermehr! Nur die Gewalt der Waffen konnte uns ſpäter zwingen das Unvermeidliche geſchehen zu laſſen; ſo lange wir uns haben wehren können, haben wir's gethan. Nun Mädchen, höre weiter."

„Auf dem Throne Peter des Großen hatte nach Catharinen I., Peter II. nur eine kurze unruhige Exiſtenz geführt. Ihm folgte Anna, die Herzogin-Wittwe von Kurland. Sie wurde Kaiſerin — und Büren, oder wie er ſich jetzt nannte, Biron, ihr allvermögender Günſtling. Die Kaiſerin zwang die Corporation unſers Adels ihn in unſere Mitte und endlich ihn zu unſerm Herzoge aufzunehmen."

„Vater, das hätte nicht ſein dürfen!" rief Dorothee, indem ſie ihr dunkles Lockenhaupt ſchüttelte und mit den Füßen ſtampfte. Der Graf blickte ſie mit unverhohlenem Vergnügen an. „Freilich hätte es nicht ſein dürfen!" ſagte er, „aber wenn Du

einſt die Welt kennen lernen wirſt, ſo wie ſie iſt, wirſt Du ſehen, wie ſtets der Spruch der Mächtigen ihr Geſetz iſt."

„So möchte ich nicht, Vater, daß ich ein langes Leben erhalte."

„Gott ſchütze Dich, mein Kind. Sieh in Dein eigenes Herz: wenn Du mächtig würdeſt und groß auf Erden, würde Dich nicht auch die Luſt beſchleichen, Deinen Fuß auf den Nacken Deiner Brüder zu ſetzen?"

„Nein Vater! Wahrhaftig nicht. Ich würde nur nehmen, was mir gebührt. Bis auf den letzten Blutstropfen würde ich mein gutes Recht vertheidigen! Gewiß, das würde ich, und man würde häßlichen Stand mit mir bekommen, wenn man mir da beikommen wollte."

„Und was nennſt Du Dein gutes Recht?"

Das Mädchen ſah bei dieſer Frage mit großen verwunderten Augen den Vater an. „Mein gutes Recht?" wiederholte ſie langſam; „daß iſt, daß ich Ihre Tochter bin, mein Vater! daß Sie ein Mann ſind, an dem nichts Unehrenvolles haftet, der vom Lande geehrt und geliebt wird; und da denk' ich, ich bin Ihr Kind, und mein gutes Recht iſt, eben ſo zu ſein, wie Sie, und das zu haben, was Sie haben, das heißt Ehre und Achtung und feſte, ſichere, ſchöne Stellung und Namen."

„Bleibe dabei! Ja das iſt Dein gutes Recht!"

ſagte der Graf nach einer Pauſe, während er mit der Rührung zu kämpfen hatte, die ſich wider ſeinen Willen ſeiner bemächtigte. „Höre weiter," ſprach er dann.

„So lange die Kaiſerin Anna regierte, war der Herzog ihr ſteter Begleiter und Rathgeber, und, man muß ihm die Gerechtigkeit zugeſtehen, er hielt die oft übereilte und leichtſinnige Frau vor mancher Thorheit zurück, die für das unermeßliche Reich hätte ſchlimme Folgen haben können. Dabei unterließ er aber nicht, für ſich zu ſorgen. Schon hier in Kurland, als Anna noch Herzogin war, hatte er gebeirathet und aus dieſer Ehe waren ihm zwei Söhne und eine Tochter geſchenkt worden. Der ehrgeizige und herrſchſüchtige Günſtling erſtrebte für ſich und ſein Geſchlecht die erbliche Herzogwürde von Kurland, ſie ward ihm zugeſagt; noch mehr, er ſollte nach Ableben der Kaiſerin die Regentſchaft für den von ihr ernannten Thronfolger, den Großfürſten Iwan, führen. In demſelben Jahre, es war das Jahr 1739, erhielt Biron die Belehnung mit dem Herzogthume durch die Krone Polen, als Oberherrin unſeres Landes, und zugleich überſandte ihm der deutſche Kaiſer ein Diplom, in welchem ihm der Titel Durchlaucht verliehen wurde. Im folgenden Jahre ſtarb die Kaiſerin und nun war Biron Regent. Es war dies der Gipfel ſeines Glückes; von dieſem Gipfel ſtürzte er in die Tiefe.

Die Mutter des künftigen Kaiſers, der noch in den Windeln lag, die Großfürſtin Anna, vermählt an den Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel wollte den Thron beſteigen und fand deshalb für nöthig, den ehemaligen Günſtling ihrer Tante zu beſeitigen. Sie zog dabei die Feinde Biron's zu Rathe und unter dieſen war der Feldmarſchall Münnich der hervorragendſte. Nur wenige Monate hatte ſeine Regentſchaft gedauert, dann gelang es den Verſchworenen, den Mann, der auf ſeinen Glückſtern zuverſichtlich baute, in den Gemächern des kaiſerlichen Palaſtes in nächtlicher Stunde gefangen zu nehmen. Ohne Gericht über ihn zu halten, ohne ſeine Rede zu vernehmen, ſchleppte man den Gefeſſelten in die Feſtung Schlüſſelburg und von dort nach Sibirien, wo der kleine Ort Pelim ihn aufnahm. Die Herzogin und zwei ſeiner Kinder folgten ihm, ſein älteſter Sohn Peter, unſer jetziger Herzog, wurde durch eine gefährliche Krankheit, gefeſſelt, in Petersburg zurückbehalten. — Als dieſe Kataſtrophe ſich ereignete, war ich als ein eben den Knabenjahren Entwachſener in der Hauptſtadt und ein günſtiger Zufall wollte es, daß ich dem Manne, den ich in ſeinem Glücke nie gekannt, in ſeinem Elend, wo ihn Alle flohen, nahe trat. Der Dienſt, den ich ihm leiſtete, war unbedeutend, dennoch für den Augenblick für den Armen wichtig genug. Ich wohnte damals bei meinem

Oheim, der einen bedeutenden Militairpoſten inne hatte; es wurde ihm in der Nacht gemeldet, daß ein Gefangener durch das Thor paſſiren werde, um eine genau beſtimmte Stunde. Mein Oheim, der ſelbſt den erforderlichen Gang nicht machen konnte, weil ihn ein Unwohlſein an's Zimmer feſſelte, der zugleich keinen ſeiner zuverläſſigen Leute bei ſich hatte, ſchickte mich, um gewiſſe Papiere in Empfang zu nehmen. Ich ging, gefolgt vom Diener unſers Hauſes. Als ich dem Wagen mich näherte, in dem gefeſſelt der Unglückliche, deſſen Namen ich nicht kannte, auf einem Bündel Stroh lag, ſahen mich zwei Augen an, ſtarr, unheimlich und mit magiſcher Kraft mich faſſend, ſo daß ich beim Schein der Laterne einige Secunden lang ſtehen blieb und das Antlitz Deſſen, der mich ſo ſcharf und bedeutungsvoll anſah, mir einprägte. Während die Männer mit Austauſch der Papiere beſchäftigt waren, winkte mich der Unglückliche zu ſich heran und flüſterte mir zu, indem er aus dem Strohbündel ein kleines, zuſammengefaltetes Papier hervorbrachte: „„Knabe, Du ſiehſt gutgeartet aus, willſt Du Dir den Dank eines Unglücklichen verdienen, ſo nimm dieſen Zettel und lege ihn noch in dieſer Nacht auf die Stufen der Kirche der Kaſan'ſchen Mutter Gottes nieder.““ Ohne zu wiſſen, was ich that, durch die unheimlichen Augen gezwungen und zugleich innig gerührt durch ein Elend, deſſen ganzen Umfang ich ahnte

aber nicht zu überſehen vermochte, nahm ich raſch das Papier und ſteckte es zu mir. Als ich im Hauſe meines Oheims angelangt war, nahm ich mir Erlaubniß, nochmals auszugehen, und durch die menſchenleeren Straßen, es war ſchon Mitternacht, ſchlich ich mich nach der bezeichneten Kirche, um auszurichten, was mir aufgetragen war. Kaum hatte ich den Zettel auf die Stufen niedergelegt, als eine verhüllte Geſtalt hervoreilte und ihn zu ſich nahm. Später habe ich erfahren, daß jener Brief eine wichtige Mittheilung enthielt, die der Gefangene den Seinigen zukommen ließ. Der Herzog hat mir dieſen Dienſt auf alle Weiſe ſpäter lohnen wollen, — allein, wie ſich von ſelbſt verſteht, habe ich keines ſeiner Gunſtbezeigungen und ſeiner Geſchenke angenommen. Doch des Mannes Geſchick iſt von der Zeit an gleichſam mir ins Herz geſchrieben. Es kann nicht anders ſein; wen wir im Unglück geſehen, erniedrigt, von ſeinen Feinden in den Staub gebettet, der iſt für unſer Mitgefühl ein leidender Bruder, und alle ſeine Thorheiten und Fehler vergeſſen wir in dem Augenblicke, wo wir ihn ſo tief erniedrigt, ſo hart beſtraft wiſſen. Das Einzige, was ich von ihm annahm, als er wieder als Herzog hier reſidirte, war dieſes Bild."

„Und wie wurde er wieder Herzog?" fragte die aufmerkſame Zuhörerin.

„Wie er aufgehört hatte, es zu ſein, auf die-

ſelbe Weiſe," erwiderte der Vater. „Eine neue Thronrevolution ſtürzte Anton Ulrich, ſeine Gemahlin und den jungen Kaiſer Iwan von ihrer Höhe und Eliſabeth, die Tochter Peter des Großen nahm den Herrſcherſitz ein. Nicht ſie, aber wohl ihr Nachfolger, Peter III., rief Biron aus Sibirien zurück. Unterdeſſen war ſein Feind Münnich auch dorthin verwieſen worden und Beide kehrten nun an den Hof Peter's zurück, Beide ergraut, Beide durch jähen Wechſel der Geſchicke gedemüthigt, allein Beide noch immer ſich einander in tiefſter Seele haſſend. Zehn Jahre der Verbannung waren über dem Haupte Biron's dahingegangen, zehn Jahre bitterer Prüfung. Katharina II. ſetzte ihn 1763 wieder in den Beſitz des Herzogthums, nachdem ſie durch Gewalt der Waffen einen ſächſiſchen Prinzen, der unterdeſſen unſer Herzog geweſen, vertrieben hatte. So war denn Biron wieder Herzog; allein das Unglück, das Vielen eine Schule der Weisheit und Mäßigung iſt, hatte nicht vortheilhaft auf ihn gewirkt. Er war hart, verſchloſſen, mißtrauiſch und finſter geworden. Von Allen, die ihn umſtanden, ich darf es ſagen, hatte er nur zu mir Vertrauen, und in mancher geheimen Unterredung hat er mir gezeigt, wie groß ſein Geiſt dachte, wie tief ſein Herz empfand. Er iſt's, der in mir, dem noch jungen Manne, den Haß gegen die Fürſten genährt hat und gegen jede Knechtſchaft, die von ihnen und ihrer Umgebung

ausgeht. — Einige Jahre vor ſeinem Tode trat er die Regierung ſeinem Sohne ab. Zweiundachtzig Jahre alt ſtarb er.“

„O, ich beſinne mich noch auf das prachtvolle Leichenbegängniß. Sie, theurer Vater, und noch zwölf Männer aus den edelſten Geſchlechtern folgten der Leiche. Schweſter Eliſe hat ein Gedicht auf den Tag gemacht!“ rief Dorothee.

„Peter, der von den Leiden, die ſeine Familie betroffen, am wenigſten erfahren, iſt ihm in der Herzogwürde gefolgt, nicht ohne Widerſpruch des Landes und nicht ohne heftige Streitigkeiten der Partheien; denn Viele giebt's noch, die den gutgearteten ſächſiſchen Prinzen Karl zurückwünſchen.“

„Iſt denn der junge Herzog böſe?“

Der Graf ſchwieg. Nach einer Pauſe erwiderte er: „Nicht böſe; aber er iſt gegen ein Land eingenommen, das, wie er wohl weiß, ſeinen Vater nur gezwungen als Fürſten anerkannte. Wahrlich, ſeine Stellung iſt keine beneidenswerthe. Zudem iſt ſein eigner Bruder unter der Zahl ſeiner Widerſacher. Der Prinz Karl Ernſt iſt ein Mann, den eine leichtſinnige Jugend gewiſſenlos gemacht und der, roh und ſelbſtſüchtig, ohne Bildung und Sitte, dieſem Bruder den Herzogtitel neidet, den er ſo gerne für ſich oder ſeine Söhne erſtreben möchte. Stets in Petersburg intriguirend, ſchafft er unermüdlich daran, ſeinem Bruder noch mehr Feinde zu erwerben, als

dieſer durch ſein ſchroffes Benehmen ſich ſelbſt ſchon macht. Auch des Herzogs einzige Schweſter, die am Hofe zu Petersburg als Ehrendame lebt, iſt mit ihm und der eigenen Mutter verfeindet; nur allein dieſe Mutter meint es ehrlich mit dem Sohne; und da ſie eine kluge Frau iſt, durch das Unglück gewitzigt, ſo hat der junge Herrſcher an ihr eine treffliche Stütze."

„Sie ſagen mir nichts von der Gemahlin des jungen Herzogs," ſagte Dorothee.

„Er hat deren bereits zwei gehabt. Von der Einen iſt er geſchieden; es iſt eine Prinzeſſin von Waldeck, die an einer unheilbaren Krankheit leidet und nunmehr in der Schweiz einſam ihre Tage hinbringt; die Andere iſt eine Fürſtin Joſſupow, die in Petersburg lebt, und nur wenige Wochen es hier als des Herzog's Gemahlin aushielt. Von dieſer iſt er nicht geſchieden, da nach griechiſchem Ritus eine Ehe unauflöslich iſt. So verfolgt denn auch Unglück in der Ehe den armen Mann."

Fortsetzung des vorigen Abschnittes.

„Erlauben Sie mir noch eine Frage, mein theurer Vater. Sie haben mir jetzt die Geschichte der Herzöge Biron geschildert, gab es vor diesen nicht andere? War die Großfürstin Anna nicht Wittwe eines Herzogs, der den Namen Kettler führte? Welcher war der Ursprung des Hauses Kettler?"

„Du weißt, meine Tochter, von der Geschichte Deutschland's her, daß sich Ordensverbindungen geltend machten, die es sich zum Ziel ihrer Wirksamkeit gesetzt, die Lehre Christi in die entfernten Heidenländer zu bringen. Eine solche Verbrüderung ging von Preußen und dem nördlichen Deutschland auch nach unsern Provinzen herüber, und Ehstland, Liefland, Kurland wurden unter der Herrschaft eines Zweiges des preußischen Ordens, der sich aber bald selbstständig gestaltete, zum Christenthume überge-

führt. Dieser Orden nannte sich der deutsche Orden der Brüder des Hauses unserer lieben Frau zu Jerusalem. Einigkeit unter sich gehörte nicht zu den Tugenden dieser Ordensbrüder; von den Nachbarn wurde dieser häusliche Unfriede benutzt und Polen und Russen belästigten durch fortgesetzte feindliche Einfälle das kaum in seinen Verhältnissen geordnete Land. Treffliche Männer sind unter diesen Heermeistern zu nennen, auch unser Haus zeigt einen unsrer Ahnherrn als mit dem fürstlichen Ordensmantel bekleidet. Die Reformation vollendete das Werk, das die Uneinigkeit und der innere Zwist begonnen. Die Provinzen zerfielen; Ehstland wurde ein Raub Schweden's, Liefland Polen's und Kurland gelang es, weil ein Mann voll Einsicht und Kraft an seiner Spitze stand, sich zu einem selbständigen Fürstenthume, unter der Oberlehnsherrschaft der polnischen Krone, zu erheben. Dieser Mann war Gotthard Kettler, früher Ordensmeister, jetzt erster Herzog von Kurland. Er regierte vom Jahre 1561 bis 1587. Als neugeschaffener Herzog hatte er mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, unter denen nicht die geringste war, daß man auf die Dauer seiner Fürstenexistenz keinen festen Glauben setzte. So übergab man ihm mit Widerstreben die Gemahlin, die er sich aussuchte, die schöne Anna von Mecklenburg, und an dem Hofe des Herzog's Albrecht von Preußen, wo die Vermählung statt fand, äußer-

ten die Höflinge laut, daß wenn es in Kurland mit der Herrſchaft zu Ende gehe, man die Herzogin ohne Herzog wieder in ihre Heimath zurückführen werde. Aber Gotthard war ein Mann, der durchzuführen wußte, was er angefangen. Du kannſt es an ſeinem Bilde ſehn, das wir in unſerer Galerie haben; dieſes Auge voll Feuer, Schlauheit und Freundlichkeit warf gewinnende ebenſo wie ſtrafende Blicke. Die ſchöne Anna blieb in Kurland, ja ſie hatte noch das Vergnügen, da ſie in ſpäteren Jahren fromm wurde, in Mitau auf eigne Koſten eine Kirche zu bauen. Sie pflegte ihren Mann in ſeiner Krankheit und war ihm eine treue Gattin. Sie gebar ihm fünf Prinzen und zwei Prinzeſſinnen. Mehre der Knaben ſtarben jung, die Prinzen Friedrich und Wilhelm folgten dem Vater in der Herzogswürde und regierten gemeinſchaftlich. Von dem Geiſte und dem Muthe des Vaters hatte Keiner etwas geerbt. Unter dieſen Fürſten zeigte ſich zum erſtenmale der Unabhängigkeitsgeiſt unſrer Adelskorporationen. Es war den Herzögen nicht möglich, bei einzelnen Edlen die Huldigung zu erlangen, und hierbei ſind zwei Brüder von Nolde als die Hauptanführer der Aufſtändiſchen zu betrachten. Sie wollten dem Herzoge keine Kniebeugung machen und als dieſer auf ein Zeichen der Unterwürfigkeit, das er als ihm zukommend anſah, beſtand, flohen die beiden Brüder und Aufrührer an den Hof

des König's von Polen, und dieſer, dem jeder Vorwand willkommen war, ſeinen hochmüthigen Lehnsvaſallen zu demüthigen, nahm die Brüder in Schutz und verlangte, der Herzog ſollte die in Beſchlag genommenen Güter der Familie von Nolde herausgeben. Von dieſem Streite an, der ein rein perſönlicher war, ging der Haß in die allgemeinen Intereſſen des Landes und der Stände über und Herzöge und Adel erſchöpften ſich in gegenſeitigen Ränken und in Klagen Einer über den Andern am Hofe zu Warſchau, wie an den Höfen zu Dänemark und Schweden. Guſtav Adolph, den der Herzog Wilhelm, der von den beiden Brüdern der wenigſt beliebte war, um Schutz angefleht, ließ ein Heer an die Düna ziehn und Goldingen wurde von ſchwediſchen Truppen beſetzt. Von dem Könige von Polen vor ein Gericht geladen, wo er ſich reinigen ſollte von dem Verdachte, die beiden Brüder von Nolde ermorden laſſen zu haben, entfloh Herzog Wilhelm und lebte in tiefſter Einſamkeit auf der Inſel Run, während er öffentlich in allen Kirchen als des Antheils am Herzogthume verluſtig erklärt und Friedrich in deſſen vollen Beſitz eingeſetzt wurde. Er ſtarb fünfundſechzig Jahr alt, verlaſſen von den Seinigen, und erſt ſpät durch das Andenken geehrt, das ſein Sohn ihm ſtiftete, der, als er zur Regierung gekommen, die Leiche des Vaters mit großer Feierlichkeit auf einem Schiffe mit ſchwarzen Segeln

und mit in Trauerkleidern gehüllten Matroſen bemannt, in die Heimath bringen ließ. Das Leben dieſes Fürſten iſt ein Bild ewiger Unruhe. Er faßte die abenteuerlichſten Pläne und wandte Alles daran, ſie auszuführen: Ehre, Ruhm, ſelbſt das Leben. Sein Bruder Friedrich regierte nun allein; er mußte den Landſtänden und der Adelskorporation bedeutende Conzeſſionen machen, Conzeſſionen, zu denen Wilhelm, dieſer Feuerkopf, ſich nie verſtanden hätte. Von dieſem Fürſten datirt ſich die Verfaſſungsurkunde, die wir beſitzen und die unſerm Adel faſt ſelbſtändige Gewalt und Macht ertheilt. Dieſer ſchwache Fürſt ließ ſich das Heft des Schwertes entreißen und ſeine Nachfolger haben die größte Mühe gehabt, deſſen wieder habhaft zu werden. Polniſche und litbauiſche Edelleute wurden damals in den Kreis unſeres Adels mit aufgenommen. Wir bekamen unſer eigenes Gericht, die Ritterbank, Mehrheit der Stimmen auf den Landtagen, und der Herzog hatte nur eine berathende, keine entſcheidende Stimme. So waren wir, zuſammengetretene Edle, Berather und Ordner unſers Landes. Alle Aemter und Landesdignitäten waren dem Adel vorbehalten. Man ſieht deutlich, daß dieſe Verfaſſung nach dem Vorbilde Polen's geſchaffen war, wo auch ein bedeutungsloſes Oberhaupt, unter dem Titel König, einer Republik, die weſentlich nur aus dem Adel erſchaffen und zuſammengeſetzt iſt, vorgeſetzt erſcheint."

Der Graf hielt hier inne und indem er ſeine Blicke forſchend auf ſeine Tochter richtete, ſagte er: „Haſt Du mich verſtanden, mein Kind? Geh' ich nicht zu weit, indem ich Dir mehr Faſſungskraft zutraue als Du beſitzeſt?"

„Ich habe Sie vollkommen verſtanden, mein Vater. O ich begreife das! Wie hätten wir anders handeln können! Ein ſchwacher Herzog und wir der Adel — ſtark im Zuſammenhalten. Nur will es mir nicht gefallen, daß der König von Polen ſich ſo zudringlich in unſere Angelegenheiten miſcht."

„Nicht er allein;" nahm der Graf wieder das Wort, „auch Rußland, auch Dänemark und, wie Du geſehen haſt, Schweden greifen abwechſelnd in unſere Bezirke. Es iſt dies ein Zeichen, wie anlockend ihnen dieſes geſegnete Ländchen mit ſeinen ſtarken Männern und ſeinen ſchönen Frauen erſcheinen mußte."

„Ja, aber ſie ſollen wegbleiben! Nie taugt der Fremde im Lande!" rief das junge Mädchen feurig. „Wir wollen unter uns bleiben; aber freilich müſſen wir feſt zuſammenhalten und ſolche Zwiſtigkeiten, wie wir ſie eben vernommen, dürfen nicht ſtatt finden. Ein noch ſo ſchlechter Mann, wenn wir ihn einmal zum Herzoge gemacht, muß von uns vor dem Auslande beſchützt und in Ehren gehalten werden. Nicht wahr, mein Vater, ſo allein verſtecken

wir unſer häusliches Unglück dem Fremden, der nur auf einen Wink wartet, ſich bei uns helfend einzudrängen.“

„Recht, meine Tochter!“ rief der Vater, freudig überraſcht von dem muthvollen Tone, in welchem das ſchöne Mädchen ſprach. „Du zeigſt mir, daß meine Worte bei Dir nicht verloren gehen.“

„Lieber Vater, wer wäre ich, wenn mein Vaterland und ſeine Vorzeit und ſeine Geſchichte nicht die lebhafteſte Theilnahme bei mir fänden. O wäre ich ein Mann, es ſollte der Name Medem auch durch mich glanzvoll werden! Aber ach, was kann ich als Mädchen thun? Das iſt's, was mich manchesmal ſo tief betrübt. Aber fahren Sie fort, mein theurer Vater. Wer folgte auf jenen ſchwachen Friedrich, der ſich ſelbſt ſo ſchadete, während er uns erhob.“

„Sein Neffe, der Herzog Jacob, Sohn jenes im Elend geſtorbenen wilden Herzogs Wilhelm,“ erwiderte der Gefragte. „Dieſer Herzog Jacob iſt unter all' den Herzögen aus Kettler's Stamm derjenige, der die Aufmerkſamkeit des Staatsmannes am meiſten auf ſich zieht. Er iſt es, der Kurland's Handelsverbindungen ſtiftete, und man nennt ihn deshalb ſcherzweiſe den Kaufmann-Herzog. An ſeiner Wiege ſchenkte ihm König Jacob von England zum Taufgeſchenk die weſtindiſche Inſel Tabago; eine ſeltſame Pathengabe, — ſie ſchien dazu beſtimmt,

die künftige Thätigkeit des jungen Fürsten zu bestimmen. Er trieb Handel, und zwar Handel zur See. Auf dem alten Schlosse zu Goldingen konnte man in dem sogenannten Schiffs-Saale die Abbildungen der vierundzwanzig bewaffneten und funfzehn unbewaffneten Schiffen sehen; außerdem zählte die kleine Flotte noch sechzig Handelsschiffe. Sein seltnes Talent zum Handel brachte ihn in Verbindung mit den auswärtigen Mächten, in Verbindung mit seinem Vetter und nachmaligen Schwager, dem großen Kurfürsten von Brandenburg; mit ihm suchte er Colonien anzulegen und Antheil an gewinnreichen Unternehmungen sich zu sichern. An der Küste von Guinea landeten damals Kurländer und gründeten Niederlassungen. Sein Pathengeschenk, jene westindische Insel, in deren Besitz ihn Carl I. von England scherzend einsetzte, weil er nicht glaubte, der Herzog werde jemals die Kühnheit haben, eine wüste, von Menschenfressern bewohnte Insel, die die Engländer zwar entdeckt, aber wieder verlassen hatten, für sich zu gewinnen, machte er durch Kolonistensendungen zu einem ergiebigen Besitzthume. Im Negerhandel glücklich, schaffte er ganze Schiffsladungen erzwungener Arbeiter in seine Colonieen. Sein Ruf als glücklicher Spekulant, als kecker Handelsherr kam an die Höfe Europa's und der junge König Ludwig XIV. richtete ein Schreiben an ihn, in welchem er ihn zu einer Handelsverbindung ein-

lud. Herzog Jacob ſchloß den Vertrag, in welchem er ſich verpflichtete den Feinden Frankreich's keine Schiffe zu überlaſſen und dem Könige freie Werbung in Kurland zu laſſen."

„O mein theurer Vater, welch' ein intereſſanter Mann iſt das!" rief die Zuhörerin lebhaft. „Gewiß er hatte was von dem Feuereifer ſeines Vaters geerbt, nur leitete ihn dieſer Eifer auf die Bahn trefflicher und großer Erfolge, während der Vater durch ihn auf Irrwege und zum Elend geführt wurde."

„Auf dem Gipfel ſeines Glücks angelangt," fuhr der Graf fort, „ſchloß er ſeine Vermählung mit jener ſchönen Luiſe Charlotte, der brandenburgiſchen Prinzeſſin, die damals von mehren Fürſten begehrt wurde, dem glücklichen Kurländer aber zufiel. Jacob zeigte bei dieſer Gelegenheit, daß er nicht blos guter Kaufmann war, daß ihm auch die ritterlichen Eigenſchaften nicht fehlten. Ein prächtiges Tournir, bei dem die tartariſchen Roſſe, die der Herzog aus dem polniſchen Kriege mitgebracht, prunkten, verherrlichten die Vermählungsfeſte zu Königsberg."

„Die Freundſchaft mit dem großen Kurfürſten und der gute Erfolg, den deſſen ehrgeizige Pläne gehabt, indem ſie ihm zur Souveränität in ſeinem Lande verholfen, ſcheint Jacob zu ähnlichen Entwürfen angeſpornt zu haben. Es dünkte ihm nicht unmäßig,

ſich zu einem ſelbſtändigen Herrſcher emporzuſchwingen und die mißliche Lage Polen's, das mit Schweden in Krieg verwickelt wurde, zeigte ſich als ein günſtiger Zeitpunkt, Kurland von dem Lehnsjoche frei zu machen. Eine Landmacht von fünfzehn- bis zwanzigtauſend Mann und eine Seemacht von zehn Kriegsſchiffen konnte ſchon als imponirend genug betrachtet werden, um die Nachbarn zu ſchrecken. Doch Jacob's Glücksſtern ſollte ſich verdunkeln. Die Uebermacht der Schweden ſiegte und der Herzog wurde nebſt den Seinigen in die Gefangenſchaft geſchleppt, wo er zwei Jahre mit Entbehrungen und Demüthigungen zu kämpfen hatte. Muthig kämpfte er gegen dieſes Mißgeſchick und wieder in Freiheit geſetzt, ging er energiſch ans Werk, Diejenigen, die ihm übel gedient, zu ſtrafen und ſeinen Freunden in der Noth ſich dankbar zu bezeigen. Geachtet und, man kann ſagen, gefürchtet, beſchloß er im dreiundſiebenzigſten Jahre und im einundvierzigſten ſeiner wechſelvollen und thätigen Regierung ſein Leben."

„Von ſeinen drei Söhnen folgte ihm der älteſte, Friedrich Caſimir; der zweite, Ferdinand, war der letzte Fürſt aus der männlichen Nachkommenſchaft Gotthard Kettler's. Von ſeinen Töchtern wurden die Eine an den Landgrafen von Heſſen-Homburg, die Andere an den Landgrafen von Heſſen-Caſſel vermählt."

„Wenig iſt von dem Herzoge Friedrich Caſimir

zu ſagen. Er liebte Pracht und Hoffeſte und nahm ſich hierzu den erſten König von Preußen zum Muſter, wie ſich ſein Vater den großen Churfürſten gewählt hatte. Des Vaters Größe war in ihm nicht zu ſuchen. Für die Prachtliebe des Herzog's war es eine willkommene Gelegenheit, ſich zu zeigen, als ihm das Glück den großen Zaren zuführte und Peter der Erſte ſich als Gaſt in Mitau einfand. Der Zar theilte bei der Gelegenheit Zobelfelle aus und der Herzog dagegen Brillantringe. Er ſtarb achtundvierzig Jahr alt, nachdem er vierzehn Jahr den Fürſtenhut getragen."

„Sein Sohn Friedrich Wilhelm war ein Knabe von ſechs Jahren beim Tode des Vaters und der Oheim Ferdinand übernahm die vormundſchaftliche Regierung. Achtzehn Jahr alt trat der junge Herzog die Regierung an, und wählte ſich zur Gemahlin jene Großfürſtin Anna Iwannowna, die wir als ſpätere Herzogin-Wittwe, dann als Kaiſerin kennen gelernt. Nur ein Jahr regierte der Herzog — er ſtarb 1711; und nun übernahm der frühere Regent und Vormund, der Oheim Ferdinand, die Herrſchaft, und dieſer letzte Herzog aus dem Kettlerſchen Stamme ſtarb zu Danzig 1737."

„Es war doch ſehr kühn von dem jungen Herzoge Friedrich Wilhelm, nach einer ruſſiſchen Großfürſtin zu freien," bemerkte die Zuhörerin.

„Peter der Erſte," entgegnete der Graf, „hatte

den Herzog persönlich lieb, und war von dessen Vater so ehrenvoll aufgenommen worden, daß er von der Zeit an ein günstiges Vorurtheil für das Herzogthum faßte. Auch ging der junge Herzog vorsichtig zu Werke. Er ließ sich die Portraits der drei Nichten des Zar's ausbitten und seine Gesandten hatten den geheimen Auftrag, dem Zaren bemerklich zu machen, daß der Herzog die Prinzessin wählen würde, die ihm von dem Zaren als die für ihn passendste vorgeschlagen würde. Peter war mit keiner seiner Nichten zufrieden, er wäre sie gern alle drei auf einmal los geworden, doch dachte er so gütig für den Herzog, daß er ihm Anna vorschlug, die durch ihren Lebenswandel am wenigsten Ursache zu Vorwürfen gab. Die kurischen Stände, eingedenk der Verheerungen, die der Krieg, den Carl XII., August II. und der Zar mit einander führten, über Rußland gebracht, gaben dem jungen Herzoge den Rath, seine Forderungen bei Abschluß der Ehepakten nicht zu niedrig zu stellen. Zweimalhunderttausend Rubel sollten womöglich gleich baar gezahlt werden; vierzigtausend als Mitgabe, ohne daß der Herzog genöthigt wäre, ein Gegengeschenk zu geben, sechstausend Thaler als Kleidungs- und Spielgelder für die Herzogin. Peter ging diese Forderungen ein. Die Braut kam in Begleitung des Fürsten Mentschikow, der den Herzog seinen lieben Bruder und Oheim nannte, was freilich

etwas seltsam klang, wenn man den jungen Herzog und den alten Günstling betrachtete."

Bis hierher hatte Graf Medem seiner Tochter das Gemälde der frühern Tage ihres gemeinschaftlichen Vaterlandes entrollt, jetzt hielt er inne und blickte forschend ins Antlitz des jungen Mädchens. Es lag in diesem Blicke die Frage: was erwartest, was hoffst Du von dem künftigen Geschicke dieses Landes? Ist Deine junge Seele dazu fähig, die Größe des Kummers zu fassen, der den Patrioten übermannt, wenn er bedenkt, daß ein so glückliches und schönes Ländchen, dem es gelungen ist, sich aus so vielen Stürmen herauszuretten, dennoch, und vielleicht bald, dem Untergange verfallen sein wird? Der Patriot nennt Untergang, wenn die Selbstständigkeit aufhört, wenn ein mächtiger Nachbar, es sei auch noch so sehr materiell der Wechsel dem Lande dienlich, die alte Fürstenkrone, an der so theure Erinnerungen haften, verschwinden macht. Das frühgereifte Urtheil der Tochter schien die Gedanken des Vaters zu errathen. „Ach, mein theurer Vater," rief sie, „ich fürchte, jene Anna zog unheilbringend in unsre Thore ein. Schon hat sie uns die fremden Fürsten gebracht, die Emporkömmlinge, sie wird uns auch vollends ins Joch des mächtigen Nachbars zwingen."

Der Graf bedeckte sein Antlitz und mit Mühe seine Aufregung bekämpfend, rief er: „Nein, nein!

meine Tochter, das kann nicht, das darf nicht ſein! Sind wir denn nicht im Stande einen neuen Kettler aus unſrer Mitte zu wählen?“ Allein, gleichſam erſchreckt über die Worte, die ihm unbewußt entſchlüpft und für das Ohr eines Kindes nicht berechnet waren, lenkte er ein und ſagte mit milder Stimme: „Der Himmel wird es beſſer fügen. Wenn wir nur das Unſrige thun und einig ſind.“

Heiter umarmte der Graf ſeine Tochter, küßte ſie auf die Stirn und entließ ſie. In Dorotheens Seele war dieſe Stunde und die Fortſetzungen derſelben, in welcher der Graf fortfuhr, vaterländiſche Gegenſtände zur Belehrung zu wählen, ein theures, nie aus ihrem Gedächtniß weichendes Vermächtniß. Und dem Vater gab ſie die Ueberzeugung, wenn irgend ein Mitglied ſeiner Familie fähig war, ſeine ehrgeizigen Pläne, ſeine weitreichenden Hoffnungen zu verſtehen, es dieſe Tochter ſei, in welche der Geiſt und die Energie tapferer Ahnen übergegangen zu ſein ſchien.

Die Reiſe.

Noch ein anderer Plan ſollte mit Dorotheen zur Ausführung kommen. So wie ſie durch den lebendigen Vortrag des Vaters die Vorzeit ihres Landes, die Geſchichte ſeiner Schickſale kennen lernte, ſo zu gleicher Zeit wurde darauf hingearbeitet, ihr das Land, ſeine Küſten, ſeine Natur und ſeine alten Sagen zu zeigen. Die Tochter des Landes ſollte ihre Heimath kennen lernen, nicht wie ſich dieſe zeigte im Bereich der Städte, wo ſich das Ergebniß der Kultur wie bei einer ſo bei der anderen Niederlaſſung gleichſieht, ſondern wie ſie in der Hütte des Bauern, am Heerde des Handwerkers, unter dem Dache des Fiſchers, — mit einem Worte, wie ſie im Leben des Volks ſich offenbarte. Hierzu fand der Graf eine Reiſe nöthig, von der bereits geſprochen worden, ohne alle weibliche Begleitung, die beiden Mädchen

allein, geführt und beſchützt von dem treueſten der treuen Diener des Hauſes. Die Mädchen ſollten ſich Eine der Andern die wenigen Hülfeleiſtungen geben, die erforderlich waren unter den einfachen Bedürfniſſen, die ſie zu befriedigen hatten. Ohne daß ihr Name, ihr Stand bekannt wurde, ſollten ſie gleich den Töchtern eines Pachters, der ſie zu den Verwandten ſendet, in einem leichten, einfachen Fuhrwerke reiſen. So war es der Wille des Vaters, und dieſer Wille wurde wie ein Geſetz gehalten, dem nicht die beiden Mädchen, am wenigſten aber der alte Iwan zu widerſtreiten wagten.

Iwan fühlte ſich hochgeehrt durch dieſen Auftrag, aber man ſah ihm die Freude und den Stolz nicht an, den er in ihm wach rief. Iwan hatte keinen Geſichtsausdruck, wie man ihn gewöhnlich ſieht und wie ihn der Verkehr unter Menſchen mit wenig Unterſchied faſt auf dieſelbe Weiſe ſtempelt. Mit ſeinem langen, ſilberweißen Barte, mit ſeinem gelockten, ebenfalls weißem Haare und den überhängenden Brauen ſah er einem jener Bilder ähnlich, die die Phantaſie der alten Skalden gebildet, um die fromme Strenge und die eiſerne Unbeugſamkeit des oberſten ihrer Götter darzuſtellen. Groß, breitſchultrig und für ſein vorgerücktes Alter kräftig aufgerichtet, war er Allem eher ähnlich, als einem Sklaven, einem Leibeigenen. Und doch war er es; und er wollte es nicht anders. Sein Herr war

ihm zugleich Bruder, Vater, Freund. Alle Beziehungen, die geſchaffen werden, um Ehrfurcht, Achtung, Liebe zu bezeichnen, faßte Iwan in eine zuſammen und dieſe hieß: Leibeigen. Er gehörte mit Seele, Körper, mit Allem, was zu ihm gehörte, ſeinem Herrn. Aber dafür, für dieſes Uebermaaß der Hingebung und Treue forderte er nur Eins: daß der Herr auch ihm gehöre, daß ihm kein Unglück, kein Glück treffe, was er nicht, wie ihm geſchehen, mit verlebte. Es war ſein Herr, es war ſein Eigenthum. Kinder, Beſitzthum des Herrn, war zugleich das ſeine. Iwan war der Herr, der Herr war Iwan; es war unmöglich, daß Beide jemals von einander geſchieden wurden, ja ſie nur als getrennt zu betrachten, war ein Ding der Unmöglichkeit. Iſt ein Sklave, der auf dieſe Art ein Sklave iſt, noch ein Sklave?

Es iſt bereits bemerkt worden, daß Iwan dem Vater des jetzigen Herzogs in die Verbannung folgte, doch wurde er bald wieder von ihm getrennt. Die kurze Zeit, die der Leibeigne in den Gefilden des Elends zubrachte, nutzte er, ſich mannichfache Erfahrungen zu ſammeln. Er hatte geſehen, wie die Größe fällt, wie das Glück ſich in Unglück in den kurzen Stunden einer Nacht verwandelt. Er hatte aber auch zugleich bemerken können, wie Treue nicht wankt, wie Liebe die Ketten leicht macht, wie Redlichkeit unabläſſig daran arbeitet, dem Freunde in

der Noth alte Verpflichtungen abzutragen, kurz Iwan hatte nicht mehr und nicht weniger zu durchleben und zu beobachten Gelegenheit gehabt, als was den Inhalt eines Menſchenlebens ausmacht in Noth und Sorge, in Freud' und Leid. Dies hatte dem Leibeignen eine Philoſophie eigner Art verſchafft, — es war die ſtoiſche Philoſophie des Duldens, des Ertragens, des Abwartens, — kurz jene praktiſche Lehre ihm beigebracht, die ihre Bekenner zu „tüchtigen" Menſchen macht, brauchbar und zuverläſſig in jeder Art. Der Graf hätte der Menſchenkenner nicht ſein müſſen, der er war, wenn er die trefflichen Eigenſchaften ſeines Dieners nicht erkannt und beachtet hätte; er wußte ihn zu gebrauchen, wie Iwan gebraucht ſein wollte. Gab es ein Geſchäft mit dem Rentmeiſter in Mitau, Iwan trug Papiere und Gelder hin und her, ja er hatte ſogar einmal nach Warſchau wandern müſſen und da hatte er ſich und ſeine ihm anvertraute Geldkaſſe gegen den Angriff von wegelagernden Gaunern kühn vertheidigt. Iwan's rührende Charakterſeite war aber ſeine Zärtlichkeit für die Kinder des Hauſes und beſonders für die weiblichen. Weit entfernt jedoch, dieſes Gefühl durch irgend welche Zeichen kund zu geben zeigte er ſich immer ernſt, ſtill, ja finſter, und nur, wo es galt, für ſeine Schützlinge ſich aufzuopfern, da trat die grenzenloſe Liebe und Anhänglichkeit des Leibeignen hell an's Licht.

Es wurde abgemacht, daß der Graf, den Geſchäfte einige Meilen gegen die Küſte zu führten, die beiden Mädchen mitnahm und Mademoiſelle Pipelet von dieſer kleinen Fahrt nicht ausſchloß, dann kehrte er mit der Gouvernante zurück und Iwan ſetzte mit den jungen Gräfinnen die Reiſe fort. Das nächſte Ziel derſelben war das Schloß Erwahlen, wo die Verwandte des Grafen, die verwittwete Baronin Allhoven, reſidirte. Der Weg dahin führte an der Küſte hin, und obgleich einſam, zeigte ſich die Natur doch gerade hier in ihrem urſprünglichen Reize.

An dem kleinen Wirthshauſe angelangt, wo man ſich trennen wollte, hielt die kleine Geſellſchaft noch ein fröhliches Mahl. Zu Ende deſſelben, als der leichte Wagen aus Korbgeflecht ſchon beſpannt war, der die drei Reiſenden aufnehmen ſollte, küßte der Graf zum Abſchied ſeine Töchter, und Mademoiſelle Pipelet, auch hier wieder in ihrem ſchönen gelben Stoffkleide, ſchloß ihre Zöglinge gerührt in die Arme, indem ſie ihnen noch einige Verhaltungsregeln gab, die ſie beim Empfange und der erſten Begrüßung der Wittwe beobachten ſollten. Iwan hatte die Ehre, dem Fräulein die Hand zu küſſen und von dem Grafen in verſchloſſenem Cabinet noch einige diplomatiſche Aufträge zu erhalten. Dieſe halbe Stunde wendeten die jungen Gräfinnen dazu an, ſich in ihr einfaches, ländliches Koſtüm zu werfen, das ſie mit-

gebracht hatten und das in einem Strohhute, einem Mieder von geblümtem Kattun, in einem Rocke von leichtem Wollenstoff und in Schuhen mit Schnallen bestand. Dorotheen kleidete diese Tracht besonders gut. Elise hatte sich's nicht nehmen lassen, einen kleinen Spitzenshawl umzulegen und ihn mit einer goldenen Nadel auf der Brust zu befestigen, ein Putz, der offenbar über die gesteckte Grenze der Kleidung einer jungen Pächterin hinausging. Iwan hielt einen großen, rothen Regenschirm bereit und breitete ihn aus gegen die Strahlen der Sonne, denn das Wägelchen konnte zwar durch ein Deckleder geschützt werden, allein nur im äußersten Falle und dann auch nur unter der Bedingung, daß man drinnen äußerst unbequem saß. „Mes enfans," hatte Fräulein Pipelet gesagt, als sie das Fuhrwerk betrachtet, „denken Sie daran, daß einst die schöne Prinzessin Theudelinde von Arragonien, auf ihrer Flucht durch den Ardennerwald, wo Goscelin de Pluges sie verfolgte, ebenfalls in dem Karren eines Eseltreibers Platz nahm und so heldenmüthig der Gefahr entschlüpfte. O, meine theuren Kinder, die elendesten äußern Umgebungen, in die eine tugendhafte Person geräth, erniedrigen sie nicht und nehmen ihr nichts von ihrem Glanze." —

Wie froh waren die beiden Mädchen, wie wiegten sie sich anmuthig und lachend auf ihrem erhöhten, hartgepolsterten Sitze und wie munter blickten

die vier ſchönen Augen in die Gegend hinaus. Man konnte auch kein lieblicheres Bild ſehen als dieſe, in friſcher Morgenkühle, mit wehenden braunen Locken um die gerötheten Wangen und die hellen Schultern geſchmückten Köpfe. Die ſchlanken Körper einer an den andern geſchmiegt, vereinigten ſich durch die vollen, ſchönen Arme, die um Nacken und Hüften geſchlungen waren. Hätte man eine Allegorie von der Unſchuld und der Freude geben wollen, wie ſie in kindlicher Geſtalt und unter einfacher Hülle die Wohnungen der Menſchen ſuchen, um ihnen das wahre Glück zu bringen, man hätte kein paſſenderes Bild wählen können. Dabei gab der helle, blaue Himmel einen ſchönen Hintergrund her, von dem ſich die roſigen Köpfchen abhoben. Blickte man von dieſen Frühlingsgeſtalten auf das ernſte Haupt und die kräftige Figur des Führers, auf ſeine Silberlocken und ſeinen ſtattlichen Bart, ſo vollendete ſich das Gemälde in noch vielfacherem Reize, denn es trat als imponirendes Element die Kraft, die Männlichkeit und die Weisheit hinzu.

Der Weg war anfangs nicht ſehr mannigfaltig in ſeiner Umgebung. Einen ganzen Tag fuhr man, ohne etwas anderes zu gewahren, als zerſtreute Hütten und weite Kornfelder; aber man näherte ſich einem jener meilenweiten, ſchauerlich düſteren Fichtenwälder, die die Umgebungen des alten Heermeiſterlichen Schloſſes Dondangen ausmachen. Die

Sonne neigte ſich ſchon dem Horizonte zu, als man an der Grenze dieſes Waldes anlangte, und Iwan überlegte, ob er noch eine Stunde weiter fahren ſollte, um die Förſterwohnung zu erreichen, die ihm auf ſeinem Reiſepaſſe als erſtes Nachtquartier angegeben war, oder ob er ſeine zwei Pflegebefohlene in die Gaſtſtube der kleinen Dorfſchenke abſetzen ſollte, vor deren beſcheidenem Eingange der Wagen hielt. Ein Zug Rigaer Kaufleute hatte vor einer halben Stunde ungefähr ſich durch den Wald auf den Weg gemacht, es konnte alſo, wenn man raſch fuhr, nicht fehlen, daß man ſich dieſem Zuge anſchloß und etwas ſicherer weiter kam; doch war auch wenig zu befürchten, wenn man allein reiste. Einſt hatten in dieſem Walde, der gar kein Ende nahm, Bären und Spitzbuben gehaust, allein die zunehmende Bevölkerung hatte die Einen und die wachſamen Sicherheitsbehörden die Anderen verſcheucht; allein Geſchichten gab es dennoch eine Menge — Geſchichten ſo eigenthümlicher Art, daß, wenn man ihnen lauſchte, wenn ſie zwiſchen eilf und zwölf Uhr Nachts in der Dorfſchenke erzählt wurden, man all' die Schrecken der Geiſterwelt empfand. Iwan hatte ſich entſchieden, in der Schenke zu bleiben und die beiden „Jungfern", die Töchter ſeiner verſtorbenen Schweſter, nahmen ein Zimmer ein, das dicht an die kleine Vorhalle grenzte, wo der Küchenheerd ſich befand und eine Anzahl Bauern, von der Feldarbeit

heimkehrend, ein abendliches Plauderſtündchen feierten. Die beiden „Jungfern“ fanden es bald in ihrem abgeſchloſſenen Zimmer zu einſam und erſchienen mitten unter den Gäſten. Man ſchob eine Bank heran und ſie nahmen darauf Platz, aufmerkſame Zuhörerinnen abgebend, und zu Iwan's großer Zufriedenheit ſich ganz ſo betragend, als wären ſie nie etwas anderes geweſen, als die Töchter ſeiner Schweſter, die einen wohlhabenden Pächter geheirathet. Ein junger Bauer in Hemdärmeln und mit einer Pfeife im Munde, aus der er einen „abſcheulich widerwärtigen Qualm“ hervorblies, wie Eliſe ihrer Schweſter zuflüſterte, beſah ſich die Schweſtern mit einem wohlgefälligen Blicke und ſagte dann zu ſeinem Nachbar: „Das ſind ein paar hübſche Ziegen, ich möchte ſie wohl in meinen Stall bringen.“ — „Ei, Hannes, Du biſt ja der einzige Erbe des reichen Kirchenbauers, ſo frage doch an; ich würde an Deiner Stelle nicht blöde ſein,“ erwiederte der Nachbar, und dies hatte zur Folge, daß Hanns zum Erſchrecken der beiden Mädchen mit auf der Bank Platz nahm und, ohne ein Wort zu ſprechen, ein äußerſt lachendes und ſchalkhaftes Geſicht bald der Einen, bald der Andern zuwandte. Unterdeſſen war ein Mann eingetreten, deſſen deutſche Kleidung, vor allem ſein ſchwarzer Hut mit breitem Rande, auf dem ein kleines Bündel grüner Pflanzen angebracht war, ihn als einen „Herrn“ bezeichnete. Er mochte

über ſechzig Jahr alt ſein, hatte ein bleiches, eingefallenes, aber ehrliches und gutmüthiges Geſicht und Eliſe wandte ihm ſogleich ihre Aufmerkſamkeit zu. Die Bauern nannten ihn den Apotheker. Mitten im Kreiſe nahm der Mann Platz, legte den Hut ab, von dem er vorſichtig das Kräuterbüſchelchen löste und es in eine Blechlade that, die er an einem Bande um die Schulter mit ſich führte. „Wo kommt Ihr eben des Wegs, Herr?“ fragte der Wirth. — „Drüben vom Knabenberge,“ entgegnete der Gefragte. „Ich habe dort einige Kräuter geſammelt, die um dieſe Stunde dort zu finden.“ — „Es iſt ſeit einiger Zeit in jener Gegend wieder nicht recht geheuer,“ ſetzte der Wirth ſeine Rede fort; „es geht wieder der graue Ritter um, und in der Höhle, wo die verzauberte Jungfrau wohnt, hat es drei Nächte hinter einander einen langen, ſchrecklichen Klagelaut hören laſſen. Ihr müßt ja dicht an der Höhle vorbeigefahren ſein,“ ſetzte der Bauer hinzu, ſich an Iwan wendend. „Wir ſind vorbeigefahren, aber wir haben nichts gehört.“ — „Freilich,“ ſagte der Apotheker, indem er ſeinen gutmüthigen Blick auf dem Schweſterpaare ruhen ließ, das er jetzt erſt zu bemerken ſchien, „wenn man ſelbſt ſo artige Jungfern bei ſich hat, ſo achtet man wenig auf eine alte verzauberte, die vor mehr als tauſend Jahren gelebt.“ — Dorothee erhob ihre Stimme und ſagte bittend: „Erzählt uns dieſe Geſchichte, lieber Herr.“

„Eine Geſchichte iſt's eigentlich nicht," erwiderte Jener, „wir Gelehrten nennen es eine Sage. Nun die Sage ſagt, daß an der Stelle jenes tafelförmigen Steins, der ſich auf dem Knabenberge, von dem ich eben komme, erhebt, ein Zauberer ſeine Burg gehabt, von der nur dieſer Stein übrig geblieben. Er war ein arger Feind aller Ordnung im Lande, und ganz beſonders konnte er es nicht leiden, daß in einer Familie hübſche Töchter ſittſam bei ihren Eltern zu allen guten Werken erzogen wurden. Er raubte die ſchönen Mädchen, wo er ſie fand, und ſie verſchwanden im Innern ſeiner Burg, man wußte nicht wohin."

„Deshalb hieß er auch wohl der Knabenberg, weil ſo viel Mädchen darin verſchwanden," ſagte Hannes und lachte ſeine beiden Nachbarinnen an, als hätte er etwas ungemein Witziges geſagt.

„Wie einfältig!" bemerkte der Wirth; „es hätte dann der Mädchenberg heißen müſſen; aber es giebt Leute, die ſich ſehr klug dünken und doch das Weiße im Ei nicht von dem Gelben unterſcheiden können."

„Endlich," fuhr der Erzähler fort, „mußte der Zauberer es doch zu toll gemacht haben, oder war es vielleicht, daß er ſo dreiſt war, ſein Auge ſogar nach der Tochter des mächtigen Seekönigs zu erheben, genug in einer Nacht landeten Männer und zerſtörten die Burg. Der Zauberer entfloh, und da er das Mittel beſaß, ſein Leben auf eine be-

liebige Anzahl Jahre zu verlängern, ſo meint das Volk, daß er noch jetzt von Zeit zu Zeit auf der Stätte erſcheine, wo er ehemals ſein Weſen getrieben. Wenn ihn jedoch die verzauberte Jungfrau, die die nahe dabei liegende Höhle bewohnt, ertappt, ſo ſchleppt ſie ihn an den Haaren in ihr Bereich und dort erhält dann der arme Mann die erſchrecklichſten Schläge, die je eine weibliche Hand ausgetheilt. Und das iſt dann das Geheul, das man in ſtillen Nächten aus dem Innern der Höhle, wohin Niemand noch gedrungen iſt, will gehört haben."

„Er wird aber klug ſein, und ſich nicht von der Jungfrau fangen laſſen," bemerkte Hannes.

„Wir Männer," ſagte der Apotheker lächelnd, „wiſſen uns ſelten vor ſchönen Weibern zu wahren, und ich kenne mehr als eine Höhle, aus der man Nachts ein klägliches Geſchrei tönen hört, das da bekundet, mit welch' rüſtigem Schwunge der Pantoffel darin gehandhabt wird."

Alles lachte über dieſe Bemerkung und der Apotheker, ſich zu Dorotheen wendend, fragte: „Werdet Ihr's auch einmal ſo machen mit Eurem Herzliebſten, theure Jungfer?"

„Wenn er wirklich mein Herzliebſter iſt, gewiß nicht," erwiderte mit angenehmer Munterkeit das ſchöne Mädchen. Der Wirth ſagte zu Iwan: „Du haſt ein paar hübſche Nichten, Bruder; es ſind muntre Mädchen, die die Zunge zu gebrauchen wiſſen."

„Der Zar iſt groß und Gott giebt gern, wenn man ihn bittet," ſagte Iwan, aufmerkſam die Bewegungen des verliebten Hannes betrachtend, der Miene machte, ſeine Arme um die Taille einer der jungen Schweſtern zu legen.

„Ich ſchlage vor," hob der Apotheker an, „daß wir einen kleinen Spaziergang zu der Höhle der verzauberten Jungfrau machen. Der Abend iſt ſchön, der Mond ſcheint lieblich, es rauſcht im Walde ſo wunderſam. Ich liebe das Leben der Nacht und meine ſchönſten Stunden brachte ich zu auf dem Rücken liegend, das Rauſchen der Baumgipfel über mir hörend. Nun, wie iſt's, gehen wir?"

„Ja wollen wir gehen," rief Dorothee lebhaft und hing ſich an den Arm des alten Mannes, der mit einem herzlichen Tone ſagte: „Nun ja, das habe ich wohl gewußt, das liebe Kind geht mit mir. Ein Theil der Bauern machten ſich auf, der andere blieb ermüdet zurück. Hannes, Iwan und Eliſe beſchloſſen den Zug, der den erſten, den beſten Waldweg einſchlug und bald dem nachſchauenden Wirthe in den dunkeln Schatten verſchwunden war. Der Mond goß ſein Zauberlicht durch die Gipfel der Bäume, und als man dem Walde zuſchritt, ſingen die jungen Bauern ein altes kuriſches Lied zu ſingen an, deſſen Töne halb ſchwermüthig, halb heiter klangen. Das kleine Völkchen war unbeſchreiblich fröhlich.

„Halt!“ rief jetzt der Apotheker, „wir nähern uns der verzauberten Grotte und es geziemt sich, daß wir in gehöriger Fassung und Würde vor ihr erscheinen.“

Der Zug ordnete sich, der Gesang schwieg und in dem hellen Mondlichte sah man die fröhlichen Gesichter dem Führer zugewendet, der jetzt laut aufforderte, wer mit ihm in die Grotte gehen wolle. Es erklärten sich Alle willig; in diesem Augenblicke tönten aus dem Innern der Höhle Klagelaute, die bald in ein lautes Schreien übergingen. Man fuhr zurück, man sah sich einander bedenklich an, und Hannes sagte: „Da schlägt der Teufel seine Großmutter; ich geh' nicht hinein. Er kehrte um und zog zwei seiner Kameraden mit sich fort.

„Die verzauberte Jungfrau hat eben den Zauberer am Wickel!“ erklärte ein älterer Bauer; „wir wollen warten, bis sie ihn gehörig durchgebläut hat, dann wird mehr Ruhe sein.“

„Nun, wer folgt mir?“ fragte von neuem der Apotheker.

Niemand antwortete.

„So laßt uns denn allein gehen,“ rief Dorothee, sich wieder an den Arm ihres Führers hängend, und ehe noch Einer im Zuge es verhindern konnte, war das schöne Mädchen und der alte Mann in der Höhle verschwunden, aus der jetzt nur noch ein leises Wimmern hörbar wurde. Iwan hatte

nicht ſobald das Verſchwinden Einer ſeiner Pflegebefohlenen bemerkt, als er ſich ihr nachſtürzte. Es dauerte eine Weile, ehe die Drei wiederkamen und als ſie kamen brachten ſie einen Vierten mit. Mit großem Erſtaunen ſahen die Zurückgebliebenen einen jungen Mann neben Dorotheen und dem Apotheker daherſchreiten, den Niemand kannte. Er zeigte ſich in einem grünen Jägeranzuge, die Jagdtaſche hing ihm um und ein Hund von derber Race folgte ihm. Der junge Jäger als er bei'm Licht des Mondes ſeine drei Gefährten beobachtete, ſchien auf das Aeußerſte betroffen über Dorothee's Erſcheinung. Er ſtarrte ſie an, wie man einen Geiſt anblickt, ſprach jedoch kein Wort.

„Nun ihr Zaghaften!" redete der Apotheker die Bauern an. „Da ſeht hier die verzauberte Jungfer und den Zauberer. Ein junger Herr, der ſich auf der Jagd befindet, ſich von ſeinen Genoſſen getrennt hat, aus demſelben Grunde, wie wir, das heißt aus Neugier, die Grotte zu beſuchen. Wir fanden ihn nahe am Eingang auf einem Steine ſitzend und ſeinen Hund züchtigend, der, ich weiß nicht, welch' ein Verſehen ſich hatte zu Schulden kommen laſſen. Ihr könnt daraus bemerken, wie ſich Alles ſcheinbar Unnatürliche, wenn man nur Muth hat, es zu unterſuchen, raſch in etwas Natürliches auflöst."

„Die Jungfer iſt ein verteufeltes Ding," ſagte der ältere Bauer auf Dorotheen zeigend, „die wird

einmal ihren Weg durch's Leben zu machen wiſſen, Sie hat mehr Muth bewieſen, als wir Alle zuſammen genommen."

„Liebe Leute," entgegnete Dorothee, „ich kenne es nicht, was es heißt, ſich vor Geſpenſtern fürchten. Aber ach, meine arme Schweſter dort; ſie ſitzt ganz bleich und matt auf dem Baumſtamme. Geſchwind ſchafft etwas friſches Waſſer herbei! Die Arme! ſie hat ſich um mich geängſtet."

Der junge Jäger füllte ſeinen Jagdbecher mit Wein und reichte ihn der Erſchöpften. Er flüſterte ihr dabei die Worte zu: „Ich bitte Euch, junges Mädchen, ſagt mir wer Ihr ſeid. Eine ſolche Aehnlichkeit iſt mir noch nicht vorgekommen."

Erſt jetzt ſchlug Eliſe ihre Augen zu dem Sprechenden auf, und richtete einen forſchenden Blick auf deſſen Züge. Ihr Geiſt war zu getrübt, die Beleuchtung zu ſchwach, als daß ſie ihn hätte erkennen mögen. Sie ſchlürfte begierig den Wein ein und den Becher zurückgebend, ſagte ſie in eben dem leiſen Tone, wie die Frage gethan worden: „Wir ſind Töchter eines Pächters aus der Umgegend. Ich danke Euch beſtens, lieber Herr."

„Alsdann bitte ich wegen meiner Frage um Entſchuldigung," ſagte der junge Mann und den Hut lüftend, wandte er ſich zum Gehen, als ihm Dorothee in den Weg trat: „Herr Lieutenant," rief ſie, indem ſie eine ſchalkhafte Verbeugung machte,

„alſo, ſo findet man Sie auf Ihrem Poſten! Aus einer Zauberhöhle haben Sie uns vertrieben, aus der zweiten müſſen wir Sie vertreiben. In der That, das iſt ſehr beluſtigend.“

Eliſe hatte ſich erhoben und den Jüngling ſtarr anſchauend, rief ſie: „Ach — Lieutenant Arwed Stiernholm!“

„Gräfin Medem! Ich habe mich alſo nicht getäuſcht!“ frohlockte er.

„Aber ſtill! Um's Himmelswillen ſtill!“ ſetzte Dorothee raſch hinzu. „Wir machen die Reiſe incognito, und wenn Sie irgend Achtung vor der Bitte zweier ſchutzloſen jungen Mädchen haben, ſo ehren Sie unſere Verkleidung, die ihre guten Gründe hat!“

Arwed verbeugte ſich ſtumm; es war auch jetzt keine Zeit mehr zu ſprechen, denn der ganze Kreis der Bauern umſtand die beiden Mädchen und Iwan richtete aufmerkſame und mißtrauiſche Blicke auf den Fremden.

„Laßt mich heran, Freunde!“ rief der Apotheker, „ich habe in meiner Taſche zufällig noch einen Reſt von Pfeffermünze und Meliſſenblättern, dieſe unter die Naſe gerieben — aber wie iſt doch die Eine ſo muthvoll und die Andere ſo zaghaft.“

„Ich danke Euch, lieber Mann,“ ſagte Eliſe, „mir iſt wieder wohl.“ Sie entſchlüpfte dem

Apotheker und hing ſich an den Arm ihrer Schweſter. Der kleine Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung.

„Wo wollt Ihr hin, Herr?“ fragte Iwan den jungen Jäger.

„Wenn Du nichts dagegen haſt, Vater, ſo theile ich für dieſe Nacht Euere Herberge. Ihr ſeid doch dort jenſeits des Waldes abgeſtiegen?“

„So iſt's,“ erwiderte der Diener kurz. „Wir gehen morgen in aller Frühe weiter.“

„Wohin?“

„Wohin uns unſere Schritte lenken.“

„Du biſt ſehr kurz angebunden, Alterchen.“

„Und Ihr ſeid neugierig, Herr.“

„Du biſt ein Murrkopf.“

„Ja und wenn mein Murren nicht hilft, ſo beiße ich. O Herr, ich bin ein alter verdrießlicher und unverſöhnlicher Hund.“

„So ſcheint's und Du bewachſt Deine beiden Nichten gut.“

„Sie bewachen ſich ſelber. Habt Ihr etwas dagegen?“

„Durchaus nichts. Wie Du mich ſiehſt, ſo liebe ich tugendhafte junge Mädchen über alle Maaßen.“

„Wer's glaubt.“

„Laß es auf eine Probe ankommen. Du ſcheinſt ermüdet von der Reiſe; lege Dich auf's Ohr Alter,

und ich werde für Deine Nichten heute Nacht auf den Posten ziehe."

„Ei, Herrchen, wollt Ihr das?"

„Du siehst, wie gut ich's mit Dir und Deinen Nichten meine."

„Ja, das seh' ich, und deshalb wollt' ich Euch um Eins bitten."

„Das ist?"

„Geht Euere Wege und kümmert Euch weder um mich noch um meine Nichten."

Damit wandte Iwan dem Jäger den Rücken, indem er vor sich hinmurmelte: „Das ist eine spitzbübische Bekanntschaft! Der hätte in seiner Höhle sitzen bleiben können. Ich fürchte, das junge Bürschchen wird uns noch Arbeit machen. So etwas klebt wie Pfropfwachs am Baum und man bekommt's nichts wieder los."

Dorothee und Elise hatten diese Unterredung angehört und wechselten lächelnde Blicke mit einander.

„Er sieht allerliebst aus, in seiner Jägerkleidung," flüsterte Dorothee. „Sie kleidet ihn besser als die Lieutenantsuniform. Findest Du das nicht auch, Elischen?"

„Laß uns nur daran denken, wie wir ihn wieder los werden," entgegnete eben so leise die Schwester.

„Ihn los werden? Und weshalb?"

„Es führt zu einer Entdeckung."

„Er wird ſchon vorſichtig ſein.“

„Und dann — wollen wir nicht die ſchöne Natur genießen? Iſt's nicht die Abſicht unſeres Vaters und auch die unſrige, ungeſtört dieſe einſamen und in ihrer Abgeſchloſſenheit reizenden Gegenden zu durchwandern. Ach, Dorothee, ich liebe ſo ſehr die ſtillen Genüſſe, die uns das Zuſammenleben mit der Natur bietet. Was ſoll uns dieſer junge Mann, der ganz andere Zwecke verfolgt, ganz verſchiedene Anſichten von den unſrigen hat. Aber ich kenne Dich, Du mußt einen Menſchen um Dich haben. Du kannſt nicht allein ſein.“

„O ja, meine liebe Träumerin, mit Dir ſehr gerne.“

„So ſchicke ihn fort.“

„Kann ich das? Weiß ich überhaupt, ob er uns begleiten will und wird?“

„Ach, es ſcheint ſo. Er hat ſicherlich Urlaub und da er nicht weiß, womit er ſeine Tage zubringen ſoll, ſo kommt ihm das Abenteuer mit uns ſehr erwünſcht. Man kennt ja das.“

„Ich will mit ihm ſprechen.“

„Sobald als möglich, und nochmals bitte ich: ſchicke ihn fort.“

Der Vorſatz, mit dem jungen Officier ſprechen zu wollen, war durchaus nicht ſo leicht auszuführen. Iwan ſchien ſich zur Aufgabe geſtellt zu haben, jeden Verſuch Arwed's, zu den Damen zu gelangen, zu

vereiteln. Während der Nacht ſchlug er ſein Lager vor der Thür der Kammer auf, in welcher ſie ſchliefen, und kaum dämmerten die erſten Morgenlichter, ſo hatte er ſchon das Wägelchen beſpannt, und forderte zur Weiterreiſe auf. Er ſchlug einen Weg ein ſeitwärts am Abhange des Waldes hin, und trieb ſeine Pferde an, ſo ſehr er vermochte. Wirklich war der Wagen ſammt ſeinem Inhalte ſo raſch aus dem Bereich der Schenke verſchwunden, daß Arwed, der ſeinen Diener mit dem geſattelten Pferde erwartete und demzufolge dieſem entgegengegangen war, die Reiſenden nicht mehr fand, als er zurückkehrte. Von dem Wirthe war keine Antwort zu erlangen, denn Iwan hatte dieſem Stillſchweigen auferlegt, indem er ihn durch ein Geſchenk beſtochen. Arwed wählte endlich den großen Weg durch den Wald, und je tiefer er in dieſen eindrang, deſto geringer wurde ſeine Hoffnung, die Geſuchten zu finden. Iwan, ſich öfters umſchauend, beruhigte ſich, als er keinen Reiter kommen hörte, und begann langſamer zu fahren. „Gott ſei gedankt," murrte er vor ſich hin, „wir ſind von ihm befreit. Aber das hat Mühe gekoſtet; meine Thierchen bedürfen ein Viertelſtündchen, um ſich zu erholen. Hier im Walde iſt ein ſchattiger Platz, ich denke, mein gnädiges Fräulein, wir nehmen hier etwas Fourage zu uns."

Die beiden Mädchen verließen lachend den

Wagen. Arm in Arm wanderten ſie in den Wald hinein, der in friſcher Morgenkühle balſamiſche Düfte aushauchte. Der blaue Himmel ſah durch die ſchwarzgrüne Fichtengipfel hinein und ein immer ſtärker ſich erhebender Wind brauste in den Zweigen und ſchuf jene wunderſame Naturlaute, die wie eine ſchauerliche und doch liebliche Muſik die Eigenthümlichkeit einer Waldeinſamkeit darſtellen. Kurland's Wälder ſind berühmt; der romantiſche Reiz, den ein alter Forſt haben kann, wenn ihn die Kultur noch nicht um ſeine Fülle und ſeine tiefe Abgeſchloſſenheit gebracht, herrſchte in dieſen Waldungen, wie in dieſer Gegend, die eben dargeſtellt iſt, noch in ſeiner ganzen Ausdehnung. Es gab hier Bäume, die mehre hundert Jahre zählten und die einſt, als andere Zeiten und andere Menſchen herrſchten, unter dem Schatten ihrer damals jungen Zweige einen Zug Ordensbrüder in ihren weißen Mänteln und mit ihren Blechhauben daher ziehen ſahen. Allein es mochte die Vorwelt ihnen Geſtalten gezeigt haben, welche ſie wollte, keine lieblichern waren darunter als die, die jetzt in ihre Laubdächer eintraten. Mit ihrem Strohhute am Arme, das reiche dunkelblonde Haar aufgelöst, die klaren blauen Augen, mit dem Glanze der Jugend und der Fröhlichkeit gen Himmel gerichtet, ſo ſchritt die ſchöne Dorothee dahin, während die um wenige Jahre ältere Eliſe, das Haupt geſenkt, die

Seele in die Poeſie der Umgebung getaucht, faſt wider Willen von der Schweſter fortgezogen wurde. Sie hätte am liebſten ſtehen bleiben und ihren Träumen Gehör geben wollen.

„Ach!“ rief Dorothee, „die Welt iſt ſo ſchön! Ich bitte Gott, daß er mir ein recht langes Leben ſchenkt, ich will es genießen.“

„Und was wäre dieſes Daſein,“ flüſterte Eliſe, „wenn kein beſſeres, höheres darauf folgte. Ich weiß aber, es folgt ein viel herrlicheres. Mir ſagt es die Stimme dieſes alten Waldes und ich höre es von den Gipfeln herabrauſchen. Ach Dorothee, meine theure Schweſter, wirſt Du mich immer ſo lieben, wie Du mich jetzt liebſt? Wirſt Du mich nie verlaſſen? Komm, laß uns in den Schauern der Einſamkeit dieſes Waldes, weit, weit entfernt von der Eitelkeit und dem Treiben der Menſchen, laß uns knieend vor Gott den Bund unſerer Herzen erneuern, ſo wie wir ihn zum erſten Male ſchworen an dem Tage, wo das Liebesmahl des Herrn gemeinſam unſere Seelen erquickte. O komm, meine Theure! Der Geiſt unſerer Mütter wacht über uns.“

Und von den Armen der Schweſter niedergezogen, ſank Dorothee neben ihr auf einen Mooshügel und indem ſie die Worte ſprach: „Wir wollen uns ewig lieben, immer treu aneinander halten,“ brachen Thränen aus ihrem

Auge und feſt umſchlungen hielten ſich die Beiden. —

Und es rauſchte in den Gipfeln, die Wolken zogen hoch oben dahin, und aus der Ferne erklangen die Töne eines Jägerhorns.

Fortsetzung der Reise.

Die schwärmende Elise hatte das Jägerhorn überhört nicht so Dorothee. Sie erhob sich vom Boden und indem sie einen Strauß Waldblumen der Schwester an der Brust befestigte, sagte sie: „Was war das?“

„Ein Waldvogel,“ erwiderte Elise zerstreut.

„Nein! Es sind Töne eines Jägerhorns.“

„Es ist nicht möglich. Laß uns zu unserm Alten zurückkehren. Er wird uns suchen und nicht wissen, wo wir geblieben sind.“

„Erlaube, nur ein kleiner Scherz. Ich habe von dem Onkel gelernt, die Töne eines Jagdhorns nachzumachen.“ Und sie krümmte die kleine Hand, hielt sie an den Mund und brachte einen ziemlich lauten, schmetternden Ton hervor. Nach wenigen

Minuten antwortete das Jagdhorn und zwar ganz in der Nähe.

„Dorothee! was thuſt Du. Gottloſe! Du rufſt und wer antwortet Dir? Was ſoll das! Laß uns raſch entſchlüpfen. Ich höre es in den Zweigen rauſchen.“

Noch einmal trompetete Dorothee und jetzt antwortete das Horn ſo luſtig und ſo ſchmetternd, daß beide Mädchen zuſammenfuhren und ſich raſch umſchauten.

Da war der hübſche Jäger.

Er ſtieg vom Pferde, das er durch's Gebüſch nach ſich zog und näherte ſich mit lächelndem und ehrerbietigem Gruße den Schweſtern.

„Welche von Ihnen, meine Damen, bläſt ſo vortrefflich das Waldhorn?“ fragte er.

„Ich nicht,“ ſagte Eliſe, empfindlich und gereizt, daß man ihr dergleichen Künſte zutraue.

„So ſind Sie es, Comteß. Ich bin Ihnen dankbar, ohne dieſes Zeichen hätte ich mich nicht hierhergefunden. Ihr Tölpel von einem Kutſcher, ſetzt es darauf an, uns zu trennen.“

„Sie müſſen ſich ſeinen Befehlen fügen,“ nahm Dorothee das Wort, „auch wir ſind ſeine Sklavinnen, ſo lange die Reiſe dauert. Papa hat es ſo angeordnet.“

„Ich kenne nur einen Befehl, dem ich gehorche,“ ſagte der Lieutenant, „und der kommt aus Ihrem

Munde, meine Damen. Erlauben Sie, daß ich ein Stück Weges mich als Ihren Begleiter betrachten darf, ſo ſetzte ich mein Vorhaben durch trotz allen Hinderniſſen; befehlen Sie jedoch, daß ich gehe, ſo verſchwinde ich augenblicklich."

„Unſerem Beſchützer ſind wir Dank ſchuldig," bemerkte Dorothee nach einer Pauſe. „Damals bei unſerer Reiſe nach Ehſtland, in dem Städtchen Narwa — beſinnen Sie ſich noch?"

„O ich werde das nie vergeſſen!" Die Augen des jungen Offiziers nahmen hier einen ſo zärtlichen Ausdruck an, und ſeine Stimme eine ſo ungewöhnliche Weichheit, daß ſelbſt Eliſe zu Mitleid geſtimmt wurde.

„Damals," vollendete die jüngere Schweſter, „damals gaben wir einander das Wort, wo und wann wir Sie jemals wiederſehen ſollten, Ihnen ebenfalls Gefälligkeit zu erweiſen." Eliſe berührte den Arm ihrer Schweſter indem ſie flüſterte: „Dieſes Wort haben wir nie gegeben." Dorothee that als hörte ſie dieſe Bemerkung nicht, und ſah mit fragenden Blicken den Jüngling an. „Was wollen Sie alſo thun, um bei uns bleiben zu können?"

„Ich werde ein Mährchen erſinnen, mit dem ich den wachſamen alten Burſchen, Ihren Führer, zu meinen Gunſten ſtimme."

„Gut; doch vor allen Dingen darf er uns hier

nicht beiſammen treffen. Ein paar hundert Schritte dort hinaus hält er mit dem Wagen. Eilen Sie, ſuchen Sie ihn auf, das Uebrige iſt Ihre Sache.“

„Danke, meine ſchöne Pächterin!“ rief Arwed und leicht grüßend ſchlug er die angegebene Richtung ein. „Was haſt Du gethan,“ zürnte Eliſe. „Du haſt ſeine Keckheit begünſtigt, den Unverſchämten noch dreiſter gemacht.“

„Mein Engelchen, nicht böſe! Ich hab' es nur gethan, um unſerm alten Knecht Ruprecht einen Poſſen zu ſpielen. Gerade weil er es nicht will, will ich es. Und überdies nun haben wir doch Jemand, mit dem ſich ein Wort ſprechen läßt. Ich will Dir nur bekennen, ich wußte, daß er es war, ſonſt hätte ich nicht trompetet. Ich wollte, daß er uns finden ſollte, und er hat uns gefunden. Ach, wie bin ich froh!“

Und ſie umſchlang die Schweſter und zwang ſie, mit ihr den Abhang hinab zu tanzen. Dann ſagte ſie: „Wir wollen nur hören, wie er ſich benimmt und ob er es klug genug anfängt. Iſt er dumm und weiß er ſich nicht zu helfen, ſo laſſe ich ihn laufen, denn ſolche Männer ſind mir unerträglich.“

Eliſe neigte lauſchend das Haupt ſeitwärts.

„Sie ſuchen uns!“ rief Dorothee. „Ich höre den Alten und dann ſeine Stimme! Das iſt ein köſtlicher Spaß; er ſucht mit, alſo muß es ihm doch gelungen ſein, Jenen für ſich zu gewinnen.“

„Dörte! Liſe!“ rief Iwan, „wo ſteckt Ihr, Mädchen!“

„Komm hier unter den Buſch,“ flüſterte Dorothee, „wir wollen uns ſchlafend ſtellen. Laß ſie ſich nur tüchtig Mühe geben um uns.“ Und ſie legten ſich in eine hübſche Gruppe vereinigt unter ein Nußbaumgeſträuch.“

Bald darauf drängte ſich das breite Geſicht und der weiße Bart des Leibeigenen in das Gebüſch. „Wahrhaftig, um Gottes Barmherzigkeit willen, da liegen ſie und ſchlummern. Du haſt ein ſcharfes Auge Gregori, daß Du ſie ſogleich durch all' das Blattwerk hindurch bemerkt haſt. Erhebt Euch, Kinder, erhebt Euch! Auf dem Graſe iſt nicht gut ſchlummern für Leute, die es nicht gewohnt ſind. Wir müſſen die Reiſe fortſetzen.“

Die Schweſtern ſtellten ſich verwundert den jungen Mann zu ſehen, der in einiger Entfernung ſtehen geblieben. Iwan bemerkte ihren fragenden Blick und ſagte mit ſelbſtgefälligem Lächeln. „Dieſer junge Burſche thut uns nichts. Obgleich er wie ein Herr ausſieht, iſt er doch nichts mehr und nichts weniger als der Enkel meines alten Freundes Iſaac in Pilten. Ich habe ihm Unrecht gethan, ich hab' ihn für einen jener vornehmen Herrchen gehalten, die man auf den Petersburger Straßen herumſtolziren und Schulden und dumme Streiche machen ſieht. Er hatte anfangs ganz das Anſehn

dazu. Aber er iſt Gregori, der Enkel meines alten Freundes. Ich ſteh' Euch für ihn, meine Kinder, wie ich für mich ſelbſt gutſage. Und nun laßt uns gehen. Es iſt Mittagsſtunde vorüber und dieſer Wald dehnt ſich noch ſo weit in die Länge, daß wir erſt ſpät gegen die Nacht den Strand erreichen werden."

„Wie haben Sie es angefangen?" ſagte Dorothee leiſe, als Iwan mit Eliſen ſchon auf dem Wagen Platz genommen.

„Ein geringfügiger Umſtand kam mir dabei zu Hülfe," entgegnete der junge Mann. „Wir haben bei unſerm Regimente einen Polen, eben den Enkel des alten Juden Iſaac in Pilten, der ein ehrfahrener Roßtäuſcher iſt und unſeres Iwan's Jugendfreund. Der junge Pole wurde vor einigen Wochen gefährlich krank, und da er wußte, daß ich in dieſe Gegend reiſte, gab er mir den Ring mit, den er von ſeinem Vater geerbt, mit der Bitte, ſeinen Tod zu melden und zugleich den Ring dem Großvater abzugeben. Dieſen Ring trag ich an der Kette, an der meine Uhr befeſtigt iſt, und Iwan's ſcharfes Auge erkannte den Ring des Knaben, den er einſt aus der Taufe gehoben. Es war nun ein Leichtes mich für den Beſitzer des Ringes auszugeben und ſomit habe ich meinen erbitterten Feind in meinen beſten Freund umgewandelt. Er überſchüttete mich mit Liebkoſungen und hat mir ſchon ein paar Sil-

verrubel aufgedrungen, weil er behauptete, daß er wohl wisse, wie geizig der alte Isaac und wie es seine Pflicht als Pathe sei, mich mit Geld zu versehen, damit ich keine Schulden mache. O es ist ein gutmüthiger alter Kauz."

„Das ist er," sagte Dorothee lachend. „Er ist die treueste und beste Seele auf der Welt. Aber ohne den Ring hätten Sie doch nichts bei ihm ausgerichtet."

Der kleine Wagen setzte sich in Bewegung. Die beiden Mädchen hatten wieder ihren Platz auf der hartgepolsterten Bank eingenommen und Arwed oder Gregori ritt nebenbei, seinen Reitknecht hatte er vorausgeschickt um als Quartiermacher zu dienen. So ging's durch den dunkeln dichten Wald, der immer mehr sich mit nächtlichen Schatten füllte. Nur spärlich fielen einzelne rothglühende Abendlichter auf die mächtigen Stämme und der Waldweg, von den Baumwurzeln durchwachsen, machte das Fahren unbequem und langsam. Iwan, der es gerne sah und einen nicht geringen Stolz dabei empfand, den Enkel seines Freundes die jungen Fräuleins unterhalten zu hören, mischte sich nur selten in's Gespräch, und es geschah nur wenn es galt, bald auf diese, bald auf jene Merkwürdigkeit des Weges aufmerksam zu machen. Dies erfolgte als man an einem grob gearbeiteten Kreuze vorüberfuhr, das sich zwischen zwei Baumstämmen befand. „Zur Zeit, als

dieſer Wald noch von unzähligen Bären bevölkert war," hub er an, indem er mit dem Stiel ſeiner Peitſche auf das Kreuz zeigte, „ſind hier drei Rigaiſche Kaufleute von einem Bären gefreſſen worden, und zwar waren dies ein Großvater, ein Vater und der Sohn. Man hat dies ſehr merkwürdig gefunden und es iſt es auch."

„Wenn nur nicht uns ein ähnliches Unglück bevorſteht," bemerkte Eliſe ſich furchtſam umſchauend.

„Nicht doch, meine Tochter," beruhigte ſie Iwan, „und wenn uns ſolch' ein zottiger Kamerad käme, ſo ſind ich und mein Pathe da, um Euch zu ſchützen."

„Ich ſehe noch immer nicht den Wald ſich lichten," ſagte Gregori.

„Reite voraus, mein Sohn," bat Iwan, „und ſieh zu, ob wir nicht auf einen Holzweg gerathen ſind. Es ſcheint mir, daß der eigentliche Weg mehr rechts ſich findet."

Der Jüngling ſpornte ſein Pferd und ſetzte in's Dickicht hinein. Nach einer Weile kam er zurück und berichtete, es ſei nirgends ein anderer Weg zu entdecken.

„So müſſen wir auf dieſem weiter zu kommen ſuchen," bemerkte Iwan, indem er von ſeinem Kutſcherſitze herabſtieg und die Pferde zu führen begann. „Es wäre wahrlich ſchlimm, wenn wir die Nacht im Walde zubringen müßten."

„Dafür behüte uns der Himmel!“ rief Eliſe.

„Nun, es wäre nicht ſo übel,“ ergänzte Dorothee. „Horch wie es oben in den Gipfeln rauſcht, als zöge ein ganzes Heer vorüber. Ich wette, einen ſolchen prächtigen Wald giebt es nirgends als in meinem ſchönen Vaterlande. Der Vater hatte Recht, uns ſolche einſame Wanderungen machen zu laſſen. Wo hätten wir ſonſt dieſe Gegenden zu ſehen bekommen.“

„Wahrhaftig wir hätten nicht viel daran verloren,“ ſeufzte Eliſe. „Ich liebe die Natur, aber ſie muß ſanft und lieblich zu meinem Herzen ſprechen, nicht aber mit nächtlichen Schrecken mich bedrohen.“

„Gerade aber ſo liebe ich ſie,“ nahm Dorothee das Wort. „Ich will ſie im Kampfe, im Aufruhr, in ihrer zürnenden Bewegung ſehen. Was ſagen Sie, Arwed?“ wandte ſie ſich leiſe zu ihren Begleiter.

„In Schweden, meinem Vaterlande,“ flüſterte der Jüngling, „giebt es der romantiſchen Einöden viele, und als Knabe habe ich oft Gelegenheit gehabt, mich auf Haide und Feld zu tummeln, daher kann ich wohl ſagen, mir iſt die Natur in ihrer guten wie in ihrer böſen Laune vertraut geworden. Meine Kameraden im Regimente ſchelten mich den Abenteurer, weil ich's nicht laſſen kann, meine Urlaubszeit, die ich mir ſo oft als möglich wähle, in einſamen Excurſionen hinzubringen. Aber das haftet mir

noch von meinen Knabenjahren an. Die Genoſſen wollten immer nicht dahin, wohin ich wollte, in einſame wilde Schluchten und Thäler, und da mußte ich, wohl oder übel, allein meinen Weg machen. Wie manche Nacht hab' ich im Freien und im Walde zugebracht, und es ſind nicht meine ſchlimmſten Stunden geweſen, wo die Sterne über mir durch das lebendige Laubdach leuchteten und ich über Dinge und Menſchen meine Betrachtung machte. Die trübſeligſte Einſamkeit und Leere ſollte ich erſt kennen lernen in der Wachtſtube der Kaſerne, wo ſchwarze dicke Mauern mich einſchloſſen und nur der eintönige Ruf der Wachen die Nachtſtille unterbrach.

„Sie ſind alſo nicht gerne Soldat?" fragte Eliſe.

„Soldat im Frieden? nein. Ich möchte etwas zu thun haben, und ich habe nichts zu thun. Die Welt iſt ſo groß und ſchön, warum auf eine Scholle gebannt ſein in den Tagen, wo die Seele ſtürmt, das Herz begehrlich ſchlägt, die Gedanken immer aufwärts fliegen."

Dorothee warf bei dieſen Worten einen dankenden und zuſtimmenden Blick dem Jünglinge zu. „Ganz wie ich fühle," flüſterte ſie zu der Schweſter gewendet. „O, er iſt ein braver, liebenswürdiger und hübſcher Menſch!" ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu.

Der Wagen hielt. Iwan gestand, daß der Weg hier ein Ende habe, und daß er nicht wisse, was nun anzufangen sei. Es war völlig Nacht geworden. Man hatte eine kleine Laterne angezündet, allein dieses dürftige Licht kämpfte so erfolglos mit den mächtigen Schatten umher, daß nur die nächsten Baumstämme schwach beleuchtet wurden. Aber die Sommernächte im Norden haben nur eine, höchstens zwei dunkle Stunden, oft, wenn günstige Umstände eintreten, gleichen sie nur einer flüchtigen Dämmerung und die Morgenröthe löst die Abendröthe ab. Hierauf zählte die kleine Reisegesellschaft und deshalb war ihnen eine Nacht im Walde kein so trostloser und beängstigender Gedanke, als sie unter anderen Verhältnissen gewesen wäre. Iwan schaffte das Heu aus dem Wagen herbei, Decken waren vorräthig und die jungen Mädchen vertrauten sich völlig sorglos dem Schutze der beiden Männer. Iwan zündete sein Pfeifchen an und sprach tapfer der Reiseflasche seines Genossen zu. Ein Feuer von dürrem Reisig wurde angezündet und den Pferden Futter gegeben. Während der Leibeigne sich in Geschichten erschöpfte, die alle mehr oder minder sein Bekanntwerden und die später darauf erfolgte Freundschaft mit dem alten Isaak betrafen, ließ Arwed seine Blicke über die zwei reizenden Schützlinge hinstreifen und seine Gedanken nahmen eine Richtung, die weit ab lag von dem gegenwärtigen

Zuſtande der Dinge. Das reiche und angeſehene Geſchlecht der Grafen von Medem war ihm, bevor er mit den Töchtern dieſes Hauſes zuſammengetroffen, dem Namen nach bekannt. Die ritterlichen Eigenſchaften des Grafen, ſeine Gaſtfreundſchaft, ſein edler und offener Charakter waren dem Jünglinge öfters geſchildert worden, aber ebenſo auch ſein Stolz. In Folge jenes erſten Zuſammentreffens in Narwa hatte er von dem Grafen ein ſehr artiges Dankſagungſchreiben erhalten, in welchem der Wunſch ausgedrückt war, den jungen Offizier, der mit ſo viel Rückſicht für die Frauen ſeiner Dienſtpflicht genügt hatte, perſönlich kennen zu lernen und Arwed war eingeladen worden, den Grafen zu beſuchen. Er hatte es bis jetzt nicht gethan; er hatte gefürchtet, die reiche Familie gehe mit der Abſicht um, ihm ein Geſchenk aufzudringen, und dies empörte ſeinen Stolz. Nun aber hatten ſich die Sachen geändert. Dorotheens Schönheit hatte einen mächtigen Eindruck auf ſein empfängliches Herz gemacht, und trotz der Jugend des Mädchens konnte er von der ſchmeichelnden Hoffnung nicht frei kommen, daß es ihm vielleicht gelingen werde, ſie für ſich zu erlangen, wenn auch Jahre darüber vergehen würden, ehe ſie die Seine würde. Auch er ſtammte von einer alten guten Familie, und wenn es ihm auch bisher nicht gelungen war, eine ſehr hohe Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft einzunehmen, ſo

fühlte er doch Muth in ſich, höher und immer höher zu ſtreben. Er war vor kurzem erſt zwanzig Jahr geworden, und ſomit lag ein ſchönes, langes Leben vor ihm, das die Hoffnung, von dem Ehrgeize geſpornt, mit den reichſten Erfolgen füllte. Der glückliche Jüngling, indem er einen Blick voll Zärtlichkeit auf die ſchlummernde Nymphengeſtalt der Geliebten richtete, ſog die Reize dieſes ſchönen Bildes mit dem heißeſten Verlangen in ſich. Wie die Ritter aus der alten romantiſchen Zeit widmete er in einem feurigen Gelübde ſein Leben ſeiner Dame. Er bog leiſe einen Zweig weg, der ihm einen Theil des lieblichen Antlitzes verdeckte, das in dem rothen Scheine der Flamme wie in zauberiſchem Leben glühte. Was hätte er darum gegeben, die Hand, die die Falten der grobgewebten Decke hielt, mit ſeinen Lippen berühren zu können. In ſeinen Träumereien verſetzte er ſich auf das Schloß des Grafen, und an einer hellerleuchteten Tafel ſaß er, umgeben von geſchmückten Gäſten, und man trank auf das Wohl der Liebenden. Aus dieſem Himmel ſtürzte ihn eine derbe Fauſt, die ihn an der Schulter ſchüttelte.

„Teufel, Gregori, Du biſt wohl taub oder ſchlaftrunken!“ rief Iwan, „ich habe Dir bereits dreimal zugerufen, daß wir die Pferde wieder vorſpannen. Der Morgen bricht an.“

„Schon?“ rief der Jüngling und fuhr ſich durch

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

das krauſe, blonde Lockenhaar. „Wahrhaftig, Väterchen, ich habe etwas geſchlummert.“

„So ſcheint es; aber mach' keinen Lärm, wir wollen die Mädchen noch ruhen laſſen. Sie ſchlummern gerade ſehr ſüß. Sieh' die ältere dort an; ganz das Bild des Vaters in ſeiner Jugend! So lag er oft in ſeiner engen Uniform eingeſchnürt und ſchlummerte im Vorgemach der Kaiſerin, und ich ſchlich herbei und weckte ihn, ehe der Offizier kam, der die Runde machte; denn ſchlafen durfte er nicht. Beileibe, das durfte er nicht!“

Arwed ſah lächelnd und erſtaunt den Alten an. „Ich denke, der Vater dieſer Mädchen iſt der Pachter Martin, Dein Gevattersmann?“

„Piff — Paff! Schnick — Schnack! ich habe da gefaſelt!“ murrte Iwan. „Lach' mich aus, Gregori! Haha! Wie käme der Pachter Martin in das Vorgemach der Kaiſerin! Mein Kopf fängt an, nicht einen Kopeken mehr werth zu ſein. Es iſt ein alter einfältiger Schädel und die Zunge, die dazu gehört, taugt auch nichts. Hör', wie das rauſcht, das iſt das nahe Meer. Nun wird's hell und immer heller. Der Weg muß rechts abbiegen, das habe ich immer geſagt. He, guter Freund, kommt doch etwas näher heran!“ —

Dieſer Zuruf galt einem Holzhauer, der mit ſeiner Axt auf der Schulter in einiger Entfernung durch das Dickicht ſich arbeitete. Er kam dienſtfertig heran

und nun verständigte man sich über den Weg und über die Richtung, die man zu nehmen hatte. — Der Holzhauer erbot sich, eine Strecke Weges mitzugehen. —

Die Schwestern waren durch den Ruf Iwan's erwacht, und sich vom Lager erhebend und in dem falben Lichte der Dämmerung sich umschauend, traf Dorotheens Blick auf das freundliche Auge Arwed's, der sie fragte, wie sie geschlummert habe. Elise klopfte die Blätter von ihrem Kleide und heimlich küßte ihr Iwan die Hand, indem er flüsterte: „Nicht böse sein, Fräulein! Nichts sagen von dieser Nacht dem Vater, es ist ja Alles doch gut abgelaufen.“ Die Versöhnliche gab ihm ihr Wort, daß er nichts zu fürchten haben solle.

„Nun, Kinder, marsch fort, auf Euern Platz!“ befahl der Alte, „und Du, Gregori, nimm den Mann dort mit auf's Pferd; wir müssen jetzt rasch von dannen zieh'n!“ Der Bauer versicherte, sehr gut zu Fuße zu sein, und schlug das Anerbieten, auf dem Pferde Platz zu nehmen, aus. Der rechte Weg war bald gefunden und nach Verlauf von wenigen Stunden öffnete sich die Waldnacht, und im Glanze des jungen Tages lag der Strand und der Spiegel des sonnenglitzernden weiten Meeres vor ihren Blicken. Ein Ruf des freudigen Erstaunens entglitt den Lippen der Mädchen. Solch' ein prachtvolles, blendendes Schauspiel hatten sie sich

nicht träumen lassen. Alles war Leben, Glanz, Licht, während noch eine Stunde früher die ganze Schöpfung Einsamkeit, Trauer, Stille, ja selbst Schrecken gezeigt hatte.

„O, wie herrlich ist solch' eine Reise!" rief Dorothee. „Wie schön, wie schön ist unser Vaterland! Wie wünsche ich, in ihm zu leben und zu sterben!"

„Das nicht!" fuhr Arwed lebhaft dazwischen. „Sie sind gemacht für die Welt, [illegible]n, für die große, für die vornehme, für die [illegible]egte Welt, nicht für die Einsamkeit, nicht für das beschränkte Land!"

„Gräfin!" murmelte Iwan, der etwas von dieser begeisterten Ansprache aufgefangen hatte, aber nicht sicher war, ob er auch recht gehört habe. „Was sagtest Du da, Junge?"

Die Schwestern sahen sich erschreckt und besorgt an.

„Väterchen," sagte Arwed, „ich bemerkte eben, daß manche vornehme Dame und Gräfin sich glücklich schätzen würde, an einem so schönen Morgen mit von unserer Gesellschaft zu sein."

Der Strand der See ist hier, wo man von dem kleinen Orte Gypken drei Meilen bis an die Landspitze Domesnees fährt, mit Weidenhecken bepflanzt, die das Andringen des Sandes, der in früheren Zeiten große Verwüstungen angerichtet hat, verhindern sollen. Unzählige Fischerhütten bedecken die

Seeküſte, denn der Fang iſt hier ſehr ergiebig und ein bedeutender Pacht wird gezahlt für die Erlaubniß, fiſchen zu dürfen. In eine dieſer Hütten traten unſere Reiſenden ein, um ihr Mittagsmahl zu halten. Die Familie des Fiſchers empfing ſie mit größter Bereitwilligkeit. Man machte Platz an einem Tiſche, von dem die Fiſche, die eben gereinigt wurden, um dann an Schnüren aufgehängt und getrocknet zu werden, hinweg geräumt wurden. Ein altes Mütterchen bewies ſich dabei beſonders thätig, ſie berichtete mit einiger Selbſtgefälligkeit, daß dies ihr ſiebzigſter Fiſchfang ſei, den ſie mitmache. Zwei junge Männer, ihre Enkel, beſtätigten die Worte der Großmutter und fügten lächelnd hinzu, daß es keinen ſo getrockneten Fiſch gäbe, als ihre Alte, und daß der Tod fürchten müſſe, ſich die Zähne auszubeißen, wenn er es wagen wollte, ſie anzufallen. Die Geſellſchaft ſetzte ſich an den Tiſch. Die beiden Schweſtern an den oberſten Platz, an einer Seite der alte Fiſcher mit Iwan, an der andern die jungen Frauen der Enkelſöhne, die Arwed in ihre Mitte nahmen, den Beſchluß machte der Holzhauer und die Großmutter. Die Aufwartung übernahm ein puckliger, häßlicher, rothhaariger Knecht, der fortwährend lachte, ohne daß man zu begreifen wußte, worüber. Er ſetzte eine Schüſſel mit friſchgefangenen Butten auf den Tiſch und zu dieſen eine Schaale mit vortrefflicher Milch und einen Teller mit Käſe.

Da die kleine herumirrende Kolonie hungrig war, ſo ſchmeckte ihr dieſes Mahl trefflich. Als man eben daran war, das Eſſen zu ſchließen, trat der Apotheker ein, der ſich nicht wenig freute, mit ſeinen alten Bekannten aus der Haideſchenke zuſammenzutreffen. Er trug ein noch höheres und dichteres Büſchel Kräuter auf dem Hute und wie ein ſeltſamer Orden glänzte ein ſeltner Schmetterling, ſorgfältig befeſtigt an ſeiner Bruſt. In der einen Hand trug er eine nur loſe zuſammengedrehte Papierdüte, und ſich mit dieſer Dorotheen nähernd, ſagte er: „Jungfer, mir hat ſo etwas geahnet, daß ich Sie nochmals ſehen ſollte, da hab' ich Ihr eine beſonders ſchöne Walddroſſel mitgebracht. Nehme Sie den Vogel und hüte Sie ihn wohl."

Dorothee blickte in die Düte, und zwei glänzende kleine Vogelaugen ſahen ſie an. Es wurde ein leerer Käfig gebracht, und der Gefangene hineingethan. Die Schweſtern freuten ſich, ihn ſo munter umherhüpfen zu ſehen. Der Vogel ging von Hand zu Hand bei der ganzen Tiſchgeſellſchaft.

Der Holzhauer entwickelte unterdeſſen ein Talent im Erzählen. Er rief ein Mal über's andre: „Wenn ich nur den Schatz finden könnte, der in dieſer Gegend liegen muß! Er muß ſo anſehnlich ſein, daß er ſeinen Mann auf Lebenszeit in Glück und Freude bringen wird. Ihr müßt nämlich wiſſen, daß zu der Zeit, als bald nach dem Schwedenkriege

die Peſt hier wüthete, ein reicher, aber durch den Krieg armgewordener Gutsherr nicht weit vom Strande ſein Haus bewohnte. Dieſer Herr zählte unter ſeinen Bauern einen ehrlichen, getreuen, herzenslieben Mann, der durch Arbeitſamkeit und Fleiß zu anſehnlichem Reichthume gelangt war. Ihr könnt es ſchon daraus ſehen, daß, als der Herr einmal um die Summe von dreitauſend Rubeln verlegen war, der Bauer ſie ihm vorſchoß. Nun, was ich ſagen wollte, die Peſt war im Lande und der Gutsherr hatte ſich und die Seinen durch eine hohe Mauer mit einem ſtarken Gitterthor abgeſperrt. Eines Morgens rüttelt es an dem Thor, und als der Hausherr hinaustritt, ſieht er den treuen Bauer, der ihn bittet, er möchte doch einen ſeiner Söhne hinaus mit ihm in's Dorf gehen laſſen, er wolle dem jungen Herrn den Ort zeigen, wo er ſeine ſämmtliche Habe vergraben habe und die dann dem Gutsherrn gehören ſolle. Es ſeien noch Reichthümer dabei, die ihm aus Schweden zugekommen ſeien; kurz ein großer, großer Schatz. Was glaubt Ihr nun aber, was der Gutsherr that? Er fragte erſt, ob in dem Dorfe, von wo der Bauer kam, die Krankheit ausgebrochen ſei, und da der Bauer ihm ſagte, daß das ganze Dorf und all' die Seinigen an der Peſt geſtorben und daß das eben der Grund ſei, weshalb er komme, um den vergrabenen Schatz ſeinem Herrn anzuzeigen, antwortete dieſer, daß er

das Leben seines Kindes höher schätze, als den Besitz aller Reichthümer, und so ging der ehrliche Bauer weinend von dannen. Später erfuhr man, daß er auch der Krankheit erlegen. Der Schatz liegt ungehoben, und das ist der Schluß meiner Geschichte."

Die jungen Fischer sahen sich einander zustimmend an und die ganze Tischgesellschaft theilte sich aufgeregt und lärmend in zwei Partheien, die Einen, die da behaupteten, es sei dies eine gewöhnliche Schatzgräber-Geschichte, die Andern, die diese Erzählung schon einmal wollten gehört haben, zeigten nicht übel Lust, ernstlich an die Auffindung des Schatzes zu gehen.

„Und Keiner von Euch," hub Dorothee lächelnd an, „denkt an den schönen Edelsinn und die Treue des Bauern, der, selbst schon den Tod im Herzen, sich zu seinen Herrn hinschleppt, um ihm das gesparte und geerbte Gut zuzuwenden? Dies scheint mir der eigentliche Kern der Geschichte."

„Die Jungfer hat Recht," hub der alte Fischer an, „diesen Bauer möchte ich zu meinem Freunde gehabt haben. Aber es giebt auch noch heut' solche Seelen. Wir lieben unsere Herrn und wenn sie in Noth sind und wir helfen können, thun wir's."

„Ja, das Volk ist gut," sagte der Apotheker. „Aber da die Jungfer eben sehr weise den Bauer gerühmt hat, möchte ich, um doch auch Etwas zu rühmen, den Gutsherrn rühmen; denn Mancher

würde gedacht haben, ei, nicht Alle steckt die Krankheit an, mein Sohn geht hin, läßt sich den Ort zeigen, und kommt gesund zurück, und ich habe das Geld."

„Ja, das Volk ist gut!" rief Dorothee und ihr Deckelglas, gefüllt mit Bier, erhebend, stand sie auf und rief: „Lieben Leute, stoßt an und trinkt aus auf das Wohl des guten kurischen Volks!"

Die Bierkrüge wurden lärmend an einander gestoßen und Arwed, der sein Auge immer auf Dorotheen gerichtet hielt, die ihm wie eine junge Königin erschien, begoß die Mieder und die Schürzen der jungen Fischerfrauen, die ihm dafür lachend mit ihren Fäusten drohten und an den grünen Schnüren seines Rocks rissen. Die kleine Gesellschaft verließ die Hütte und nun wurde die Reise dicht am Seegestade fortgesetzt. Der Holzbauer kehrte in den Wald zurück, der Apotheker aber versprach, indem er einen andern Weg einschlug, in Domesnees wieder mit den Reisenden zusammenzutreffen.

Schluß der Reiſe.

Die Stunde des Sonnenunterganges wurde von den Reiſegenoſſen mit gleicher Feierlichkeit und Andacht verlebt. Die Schweſtern verließen den Wagen und auf einen der Sandhügel ſteigend, erblickten ſie den erhabenen Spiegel des Meeres in ſeiner vollen Herrlichkeit. Unwillkührlich ſank Eliſe auf die Kniee, während Dorothee in ihrem flatternden Gewande, hoch aufgerichtet Bruſt und Antlitz dem mächtigen Meeresgotte frei und muthig entgegenhielt. Sie glich einer jener Zauberjungfern des Nordens, von denen die Sage berichtet, daß ſie, am Meeresſtrande ſtehend, Sprüche voll geheimnißreichen Inhalts den Wellen und den Winden zuwerfen, aus welchen Sprüchen dann die Geſchicke der Menſchen ſich wandeln und formen. Neben ihr ſtand die jugendlich ſchöne Jünglingsgeſtalt des

jungen Schweden; auch er hatte das Haupt entblöst und um seine frischen vollen Wangen, durch sein krauses Gelock wehte die Abendkühle. Er hielt die eine Hand auf die Hüfte gestützt, die andere an dem Hirschfänger und das sonst so heitere dunkelblaue Auge füllte sich jetzt, ähnlich dem seiner Gefährtin, mit den Strahlen des Ernstes und des Nachdenkens. Iwan stand unter einer Gruppe Fischer und ließ sich von diesen die einzelnen Orte nennen, die man in der Ferne sah, nämlich wenn man ein so scharfes Auge hatte, wie sich dessen der Alte erfreute. Elise, stets zu einem Erguſſe ihres Gefühles aufgelegt, erhob sich vom Boden, schlang ihre Arme um die Schwester und rief mit Thränen in den Augen und auf das weite Meer hinzeigend: „O Dorothee, meine Einzige, meine Geliebte, laß uns groß, gut und liebend sein wie dieses erhabene Bild da! Vater aller Deiner Geschöpfe, sieh hier zwei junge Seelen vor Dir, die mit all' ihren Kräften Dir sich widmen. Hast Du Prüfungen für uns, o so gieb sie, damit Du an dem Eifer, mit dem wir mit ihnen ringen, sehen mögest, daß Deine Kinder Dich lieben!" Sie vermochte nicht weiter zu sprechen und Dorothee umschlang sanft die still Weinende.

Je dunkler die Schatten über das Meer dahinzogen, desto mehr beschleunigte Iwan die Reise bis man endlich die Leuchtthürme von Domesnees er-

blickte. Weit hinaus, an der äußersten Landspitze, sind die kolossalen Thürme angebracht, die wie Riesenfackeln in die Nacht hinausleuchten. Auf ihrem Gipfel ist ein starker eiserner Rost angebracht und auf diesen werden die Holzmassen geschüttet, welche den Feuerheerd bilden. Auf der jenseitigen Küste, deren Umschließung den Meerbusen vor Riga bildet, brennen ähnliche warnende Zeichen auf den Inseln Oesel und Runoe. Von dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts an, weiß man von der Existenz dieser Thürme, die sehr wohlthätig für die schwierige und gefahrvollere Fahrt der Schiffe wirken, die die Ostsee durchschiffen, an dieser Stelle vorbei den Weg nach den Handelstädten der Küste nehmend. Die Gegend um diese Thürme her ist viele Stunden weit leer und öde; das Auge erblickt nur Sandflächen; nur dicht an dem Thurme selbst hat sich eine kleine Colonie angesiedelt, an deren Spitze der Leuchtthurm-Inspektor steht. Es ist ein kleines friedliches Dorf, dem Weidenanpflanzungen als Dämme gegen den Flugsand dienen, der wenige Schritte weiter frei durch die Oede hinzieht. Die Reisenden waren nicht wenig überrascht, dieses mit blühenden Gärten und kleinen Kornfeldern umgebene Gebiet zu finden, und sie ließen anfragen, ob sie sich als späte Gäste in der Wohnung des Inspectors einfinden dürften. Ein Brief, den Iwan vom Grafen erhalten und dem Boten mitgab, that

die erwünschte Wirkung und der ehrwürdige Greis, der hier an den Grenzmarken der bewohnten Welt lebte, rundum umstürmt von Wüste und Meer, kam mit Freundlichkeit den Pilgernden entgegen. Sein Sohn übernahm es, die Schwestern auf den Thurm, wohin sie zu gelangen wünschten, zu führen. Eine neue Welt zeigte sich hier vor ihnen.

Das Meer war unterdessen stürmisch geworden und es war ein noch heftigerer Sturm zur Nacht zu erwarten. Das eigenthümliche hohle Tönen, das ferne Donnern und Toben, das Geschrei der Möven, die über die in immer dunklerer Färbung sich aufschwingenden Wellen dahinglitten, machten die Nähe des Orkans bemerkbar. Die Flammensäulen, die dicht hinter den Zuschauenden aufstiegen, warfen ihren feurigen Schein wie Ströme Blutes auf die schwarzen Wellenkolosse, die sich am Fuß des Thurmes aufbäumten, als strebten sie mit langen feuchten Armen an den Quadern hinaufzuklettern. Jetzt durchschnitten grelle Schreie die Luft, als tönte ein Angstruf aus tausend Kehlen in die Nacht, es war der eigenthümliche Ton, den die Brechung der Stöße des Windes an den Mauern hervorbrachte. Die Aufseher am Leuchtthurme bewegten sich in Eile hin und her; ihre unruhige Thätigkeit zeigte, daß sie sich auf eine gefahrvolle Nacht vorbereiteten. Der Donner rollte und am schwarzen Horizont spielten die Schlangenlinien der Blitze hin und

her. Der junge Mann, der ſie hinaufführte, brachte die Mädchen an eine vorſpringende und mit einem ſtarken Gitter verſehene Stelle des Thurms und bat ſie, von hier ſich nicht zu entfernen, weil der übrige Theil des Platzes dem dienſtthuenden Perſonal unbeengt verbleiben müſſe. Mit erſchrecktem Blicke wandte ſich Dorothee nach dem Flammenbecher um und ſah wie die Feuermaſſen, gleichſam den Rieſenkelch einer Feuertulpe bildend, überall hin ihre Blätter verſchleuderten, während wie ſchwarze Dämone, vom Lichte angeglänzt, die Rauchwolken ſich in die Tiefe ſtürzten. Alles an dieſem Bilde war Größe und Schrecken. Und wandte man das Auge von den Flammen, nicht minder entſetzenvoll und doch großartig ſchön dabei zeigte ſich die Tiefe, in deren Schooße jetzt eben alle Kräfte des empörten Meeres durch einander wütheten.

„Um Gotteswillen," rief Eliſe, ihre Hände faltend, „wenn nur jetzt gerade kein Schiff auf dem Wege iſt!"

In dieſem Augenblicke hörte man ferne Nothſchüſſe.

„Gott, Gott!" flehte Eliſe und hielt beide Hände vor's Geſicht.

Dorothee beugte ſich an dem Gitter vor. Der Sturm wirbelte ihr Tuch empor und mit einem Schrei des Entſetzens ſchlug Eliſe ihren Arm um die Unvorſichtige, aber ſie fand ſchon einen andern

Arm um den ſchlanken Leib geſchlungen, es war Arwed, der, keinen Moment die Geliebte aus den Augen laſſend, raſch ſie umfaßt hatte, als er ſie, wie es ſchien, in Gefahr ſah hinabzuſtürzen. Verwundert und faſt zürnend blickte ſich Dorothee um, und ſich in dem Arm des Jünglings ſehend, fragte ſie, weshalb man ſich ängſtige, die Bruſtwehr werde ſie ſchon halten.

„So vergeben Sie meine Kühnheit," bat Arwed erröthend, „aber wir Beide fürchteten, der Sturm möchte Sie wie eine leichte Blume in's Meer werfen."

„Ihr dürft mich nicht für ſo ſchwach halten!" rief die Beſänftigte. „Ich habe Kräfte und bin ſtark. O wenn es ſo braust und wallet, da bin ich in meinem Element. Nun laßt uns hinuntereilen, denn man macht Anſtalten, den Unglücklichen dort in Gefahr zu Hülfe zu eilen."

In dem Dorfe angelangt, ließ ſich's Dorothee nicht nehmen, mit den Fiſchern an den Strand zu eilen, um zu hören, was man beſchloß. Die Nothſchüſſe wurden immer hörbarer.

„Muth, Muth, meine Freunde!" rief das junge Mädchen, in den Kreis der bärtigen Männer tretend. „Es iſt nicht ſo ſchlimm, wie es ausſieht. Seht, hier habt Ihr eine goldene Kette und hier iſt noch ein Ring dazu, beides für Den, der zuerſt den Nachen beſteigt."

„Wir dienen nicht des Lohnes wegen," sagte finster ein alter Fischer. „Das Meer ist zu unruhig."

Sein junger Gefährte trat heran, sah sich zuerst das junge Mädchen an, dann die Kleinode, die in ihrer ausgestreckten Hand glänzten, dann murmelte er vor sich hin: „Das wäre ein Schmuck für die Marie; ich habe ihr doch sonst keine Hochzeitsgeschenke zu geben." Und er wandte sich mit keckem Blick auf die umstehenden Genossen und rief: „Laßt uns auf Gott vertrauen! Mehr als einmal ist's ja gelungen, warum soll's gerade heute nicht."

Mit diesen Worten sprang er in den Nachen, der wie eine Nußschaale von den Wogen emporgeworfen und niedergerissen wurde. Mehre Männer gesellten sich zu ihm und die gefahrvolle Fahrt begann. Ein lautes Beifallsgeschrei vom Ufer ertönte. Das Meer schien von der Höhe seiner Aufregung allmählich niederzusteigen. Das kurze Gewitter hatte ausgetobt und hier und da blickte der Himmel mit seinen Sternen durch die Wolkendecke. Das Gerücht von dem fremden Mädchen, das einen Preis ausgeboten, hatte sich schnell in dem kleinen Dorfe verbreitet und die Gäste einer Hochzeit, die eben sich versammelt hatten, kamen an den Strand und ein lebhafter Austausch von Fragen und Antworten begann unter der versammelten Menge.

Jeder wollte die Fremde ſehen und Dorothee, die ſich hatte zurückziehen wollen, wurde feſtgehalten und mußte berichten, wer ſie ſei und wo ſie hergekommen. Iwan beantwortete zum Theil dieſe neugierigen Fragen und die Folge davon war, daß die beiden Schweſtern zur Hochzeit gebeten wurden, und zwar von dem Brautvater ſelbſt, der auch Arwed und Iwan einlud. Dorothee erwiderte, daß ſie unmöglich den Fröhlichen folgen könne, bevor ſie wiſſe, was aus dem Boote und der Mannſchaft geworden. „Sie werden glücklich wiederkehren," ſagte der alte Fiſcher. „Wir kennen das Meer, wenn es ſo ausſchaut, ſo iſt keine Gefahr mehr." Und wirklich landete bald das Boot. Das Schiff, ein Kauffahrer, der nach Riga ſegelte, war durch die vereinte Anſtrengung der Mannſchaft flott gemacht worden und die Hülfeleiſtung der Braven war deshalb unnöthig. Allein der Werth der That war darum nicht minder groß, und Dorothee nahte ſich dem jungen Fiſcher, indem ſie ihm, trotz ſeines Sträubens, umgeben von der Menge, die Kette umhing, die ſie von ihrem Halſe abgelöst. Auch der Ring wurde ſein Beſitzthum, obgleich Iwan murrte und Eliſe leiſe Gegenvorſtellungen machte, denn der zierliche Reif war ein Andenken von der verſtorbenen Mutter. „Laßt mich," entgegnete jene, „wenn meine Mutter auf die Erde zu blicken im Stande iſt, und dieſen Vorgang ſieht, ich fürchte

nicht, daß ſie mich ſchelten wird, wenn ich ihre Gabe auf dieſe Weiſe aus der Hand gebe. Er hat ſein Leben gewagt, und ich opfere nur ein wenig Tand."

Man ging jetzt in's Dorf. Die Hochzeitgäſte ſaßen bei Tiſche und als Dorothee im Gefolge der Männer und Frauen in's Zimmer trat, ſtanden Alle auf und im Triumphe wurde ſie an die Seite der Braut geführt, wo ſie Platz nahm. Die eigenthümliche Ausſtattung der kleinen Halle, in der man ſaß, fiel dem Blicke der Reiſenden auf. Ueberall an den Wänden ſah man ſeltſame Köpfe und Geſtalten, Königs- und Götterbilder aller Art. Es waren die von den geſtrandeten Schiffern erbeuteten Embleme. Eliſe ſaß unter einem koloſſalen Minervakopfe und Arwed hatte den König Carl XII. zum Schutze über ſich. Der Vater der Braut ſah das Erſtaunen, mit dem Dorothee dieſe geiſterhaften Figuren anſah und ſagte: „Es ſind dies Erinnerungen an böſe Nächte und Tage. Dort der König Carl kam an's Ufer geſchwommen mit einer Unzahl von Trümmern und Leichen. Es war ein Sturm, der zwei Nächte und drei Tage wüthete und in dieſem einen Schreckenswetter gingen drei Schiffe zu Grunde. Da war es ein wenig anders wie heute, obgleich es auch heute ſich ſchlimm anließ."

„Erzählt," ſagte Eliſe, „konnte man Keinen der Unglücklichen retten?"

„Keinen. Sie wurden uns Alle ſchon todt zugeſchickt. Das Meer hatte ſeine Arbeit ganz und voll gemacht. Eine Frau war darunter, in Sammet und Seide gekleidet, eine vornehme Dame, die hatte ihr Kind bei ſich. Das Knäbchen hatte ſich in die Kette, die die Mutter um den Hals trug, eingeklemmt, und ſo kamen beide Leichen angeſchwommen und wurden beide auch in ein gemeinſames Grab gelegt. Wer ſie waren, hat Niemand ſagen können. Vielleicht ſaß gerade der Vater in weiter Ferne und hoffte guten Muthes auf die baldige Rückkehr ſeiner Lieben, als wir ſie hier in fremder Erde einſcharrten. Ja, unſer Kirchhof iſt ein Ort, der ſeltſame Dinge erzählen könnte, wenn die Todten, die in ihm ſchlummern, ihre Namen und ihre Schickſale kund thun wollten.“

Dieſe ſchmuckloſe Erzählung erſchütterte das gefühlvolle Herz Eliſens mächtig. „Ja, liebe Jungfer,“ ſagte der Fiſcher, der dies bemerkte, „gehen Sie nicht auf's Meer, bleiben Sie auf dem Lande und nähren Sie ſich redlich.“ Dorothee lachte und die jungen Burſchen und Mädchen lachten mit. Der Tiſch wurde hinweggeräumt und weil die Halle zu klein war für die Menge der Gäſte, wurden die Thüren geöffnet und der grüne Vorplatz des Hauſes, der mit Kienfackeln erleuchtet war, mit zum Tanzplatz hinzugezogen. Zwei Geigen, eine Trompete und eine Pauke machten die Muſik, die unter-

ſtützt wurde von einigen ſingenden, oder vielmehr ſchreienden Stimmen. Dorothee eröffnete den Ball mit dem Brautvater, die Braut und Arwed folgten, Eliſe und der Apotheker, der ſich zur rechten Zeit eingefunden hatte, ſchloſſen ſich an, nun kam das junge Volk und ganz zuletzt tanzte Iwan ein Solo, indem er in der einen Hand eine Brantweinflaſche, in der andern ſeine Mütze ſchwang. Aus der Halle ſtrömte der Zug in's Freie, und der blitzende Sternhimmel, der jetzt klar und heiter auf die Erde niederſchaute, bildete die gewölbte Decke des Tanzſaals. Nun tauſchten die Tänzer ihre Tänzerinnen: der Brautvater tanzte mit ſeiner Tochter, der Bräutigam forderte Dorotheen auf und Eliſe fiel Arwed zu. Erſchöpft von dieſen keineswegs leichten Schwingungen und barocken Tanzfiguren machten ſich die Schweſtern aus dem Gewühle los und wandelten dem Schatten der Gebüſche zu, die ſich im Halbkreis um das Haus hinzogen. Hier trafen ſie auf ein Pärchen, das im Graſe ſaß und fern von dem Tumulte und dem Geſchrei mit ſich und ſeinem Glücke ſich beſchäftigte. Es war der junge Fiſcher, dem die goldene Kette zu Theil geworden, und ſein Mädchen. Sie bauten Luftſchlöſſer und plauderten von ihrem künftigen Glücke. Mit herzlicher Theilnahme lauſchten die Schweſtern dieſen Liebesphantaſieen. „Ich habe einen Glücklichen gemacht!“ flüſterte Dorothee, „wie wohl thut das!“

Arwed ſtand dicht hinter ihr als ſie dies ſagte. „Aber auch einen Unglücklichen!“ rief er und faßte Dorotheens Hand, die er küßte. „Was ſoll aus mir werden?“

„Sie kehren in Ihre Garniſon zurück, Herr Lieutenant,“ nahm Eliſe das Wort.

„Freilich muß ich das, denn nur wenige Tage von meinem Urlaub ſind noch übrig.“

„Wenn man treu ſeinen Pflichten genügt, ſo giebt das ein ſehr angenehmes Bewußtſein,“ ſetzte Eliſe hinzu.

„Sie ſprechen wie eine Predigt,“ ſagte Arwed ärgerlich. „Ihre Schweſter iſt anders, ſie wird mir irgend ein Troſtwort zu ſagen wiſſen.“

„Ja, mein lieber, guter Arwed, es thut mir herzlich leid, daß Sie gehen,“ rief Dorothee und drückte dem Jüngling die Hand. „Aber wie ich hoffe, nicht auf immer.“

„Ja, das hoffe ich auch!“ ſagte er mit feſter Stimme und freudeſtrahlenden Augen.

„Und dann, jetzt trennen wir uns noch nicht; Sie begleiten uns noch auf das Gut unſerer Tante, wo unſere abenteuerliche Reiſe ein Ende hat.“

Arwed verbeugte ſich ſchweigend.

Iwan kam herbei und forderte ſeine Nichten auf, die Ruhe zu ſuchen, da man morgen bei Zeiten weiter wolle. Die Schweſtern und ihre Be-

gleiter kehrten in das gaſtliche Haus des Leuchtthurm-Inſpektors zurück, und fanden den alten Mann, wie er beim Strahle des Mondlichts, der in das offene Fenſter fiel, Lieder ſang und ſich dazu auf einem Klavier begleitete. Es waren kleine, rührende Liebeslieder. „Es ſind Erinnerungen aus meiner Jugend," ſagte er lächelnd, „aus der Zeit, als ich noch ein froher Menſch unter frohen Menſchen lebte. Auch ich war einſt jung, auch mir bot die Erde ihre ſchmeichelnden Freuden. Jetzt iſt dies Alles dahin und ich bin einſam."

Dorothee ſetzte ſich zu ihm an's Klavier, und als ſie die ehrwürdigen Züge des Mannes ſah, wie ſie ernſt und doch dabei freudig den Frieden ſeiner Seele ausdrückten, kam ihr der eigne Vater in's Gedächtniß und eine heftige Sehnſucht ergriff ſie, wieder bei ihm und den Ihrigen zu ſein.

In den Morgenſtunden ſchickte man ſich zur Weiterreiſe an. Beim Abſchiede ſagte der Inſpekter zu Dorotheen leiſe: „Ich weiß, wer Sie ſind, mein Fräulein, und da ich die Abſicht Ihres Herrn Vaters ehre, ſo iſt Ihr kleines Geheimniß bei mir altem Manne gut aufgehoben. Empfehlen Sie mich dem Herrn Grafen auf's Beſte."

Dorothee dankte und wollte dem würdigen Greiſe die Hand küſſen; er zog ſie an ſich und drückte einen väterlichen Kuß auf ihre Stirn.

Als man kaum hundert Schritte gefahren war,

kam der Apotheker gelaufen, der den Käfig mit der Droſſel in der Hand hielt und Dorotheen Vorwürfe machte, daß ſie ihn hatte vergeſſen können. Die Geſcholtene entſchuldigte ſich ſo gut ſie konnte und die Droſſel erhielt einen Ehrenplatz neben ihrer Gebieterin im Wagen. Iwan bot dem Manne einen Sitz neben ſich an, den er auf eine kurze Wegſtrecke annahm, dann verlor er ſich wieder in den Wald ohne Abſchied zu nehmen. „Der alte Menſch,“ murrte Iwan, „iſt ganz wild geworden und gleicht den Inſekten und Käfern, die er ſammelt; er brummt Einem um die Ohren, und wenn man ihn fangen will, fort iſt er.“ Die Mädchen mußten herzlich lachen über dieſe ſehr charakteriſtiſche Auffaſſung des ſonderbaren Mannes.

Der herrlichen Meeresküſte mußte jetzt Lebewohl geſagt werden. Der Meeresſpiegel war wieder glatt und hell, als wolle er noch den Scheidenden ein gutes Bild von ſich zurücklaſſen und die böſe launenhafte Nacht vergeſſen machen. Jetzt kamen die Reiſenden durch reiche Dorfſchaften und an ſchön gebauten Edelhöfen vorbei. Unter letztern zeichnete ſich beſonders das Pallaſtähnliche Landſchloß Tingern aus, das mit ſeiner Säulenkolonade durch die Anlagen des Parks hindurchſchimmerte. Iwan hätte den gemeſſenen Befehl keinen dieſer Landſitze des kurländiſchen Adels zu beſuchen, und ſomit langte die Geſellſchaft in dem kleinen Flecken

Saßmacken in einer Judenſchenke an, welche eines der zehn Häuſer bildete, die den Ort ausmachten. Hier hatten die Grafentöchter Gelegenheit, die Wirthſchaft der ärmern Juden zu beobachten, die von ihren reichen Brüdern in den Städten ſehr verſchieden, an den alten Gebräuchen mit ſtiller Ehrfurcht hingen und noch etwas von jener urſprünglichen patriotiſchen Würde an ſich hatten, die das Volk Gottes in Zeiten ſeiner erſten Niederlaſſungen auszeichnete. Der Beſitzer der Schenke war ein Greis in einem langen ſchwarzen Talare und mit einem Barte, der ihm weit über den Gürtel ging. So alt er war, ſo rüſtig beſorgte er doch die Geſchäfte ſeines Berufs und die Gäſte wurden von ihm und ſeiner kleinen Enkeltochter, einem bildhübſchen Kinde, mit großen nachtſchwarzen Augen, auf's Beſte bedient. Das Haus war klein, doch gegen die jüdiſchen Gewohnheiten, reinlich. Der Alte, das Kind und ein Knecht machten ſeine ganze Bewohnerſchaft aus. Nicht weit davon, halb im Walde lag die Synagoge. Auf dem daran ſtoßenden Judenkirchhofe hatte der Alte ſein Weib, ſeinen Sohn und ſeine Schwiegertochter liegen, für ſich ſelbſt hatte er ſich die Stätte bereitet, die er an jedem Feſttage mit ſeiner Enkelin beſuchen ging und wo er Gebete ſprach für die Seinen und für ſich. Die Einfachheit dieſer Lebensſchickſale hatte etwas Bedeutſames und Rührendes, und in die

Seelen der jungen Mädchen kam zum erſten Mal der Gedanke, daß dieſes ſo ſehr verfolgte und geſchmähte Volk, da wo man es in ſeiner urſprünglichen Reinheit findet, doch eine ſehr achtbare Stellung behaupte. Dorothee ſagte zu ihrer Schweſter: „Ich könnte dieſen Alten lieben, ſo beſcheiden, ernſt und würdevoll erſcheint er mir. Erinnere Dich dagegen der zudringlichen, heuchleriſchen und ſchmeichelnden Juden in Mitau, und ihrer vornehmen Brüder, die ſich uns in Luxus und in der Mode gleichſtellen, wie widrig ſind ſie uns immer erſchienen!“

„Man könnte einen Verſuch machen, dieſen Alten zu bekehren!“ bemerkte Eliſe ſchwärmeriſch. „Welch' ein Glück für mich, wenn ich unſerm guten Paſtor erzählen könnte, ich hätte auf der Reiſe eine Seele zu Gott zurückzuführen Gelegenheit gehabt!“ Dorothee ſchüttelte ungläubig das Haupt.

Den Tag, wo man hier ausruhete, benutzte nun Eliſe, um ſich an's Bekehrungswerk zu machen. Sie hatte den Vater Abraham in eine kleine Geisblattlaube gelockt und ſaß nun mit ihm in der Morgenfrühe darin, während Dorothee aus dem geöffneten Fenſter aus der Entfernung Beide beobachtete. Anfangs hörte der Jude freudig und theilnehmend zu, wie Jemand, der erſt erforſchen wolle, wohin der Sprechende eigentlich mit ſeinen Reden ziele; dann, als Eliſe im Feuer ihrer Begeiſterung in

der Laube auf die Kniee ſank, ſah er eine Weile nachdenklich vor ſich hin, dann zog er eine kleine Schachtel mit Pillen aus der Taſche und bot ſie dem Mädchen an, indem er verſicherte, ſie leide an Blutandrang zum Kopfe und dieſe Pillen wirkten abführend. Eliſe erhob ſich, roth vor Schaam und Beſtürzung, und verließ die Laube, indem ſie auf das Haus zueilte. Der Alte folgte ihr theilnehmend und beſorgt; als er ſah, daß ſie ſich in ihr Zimmer eingeſchloſſen hatte und ihm nicht öffnete, begab er ſich wieder ruhig an ſeine Geſchäfte, als wenn nichts vorgefallen wäre. Dorothee, wohl wiſſend, daß ihre Schweſter ſehr reizbar und empfindlich ſei, hütete ſich, von dieſem Vorfalle irgend Kenntniß zu nehmen, doch konnte ſie ein kleines Lächeln nicht unterdrücken, als der alte Jude bei der Abfahrt in vorſorglichem Tone Eliſen fragte, ob ihr jetzt beſſer ſei. Die Angeredete wandte ſich ab und ließ ihn ohne Antwort. —

Am Ufer eines ſchönen See's fuhr man dahin, und die Mädchen beſchloſſen hier auszuſteigen, um zu luſtwandeln. Arm in Arm gingen ſie dahin, wie zwei liebliche Nymphen des Thals, die da gekommen waren, um die geheimnißvollen Schatten des See's zu Zeugen ihrer innigen Vertraulichkeit zu machen. An einem der lieblichſten Plätzchen, da wo der See eine Bucht bildet, gewahrten ſie einen Mann, der auf einem Feldſtuhle ſaß und zeichnete.

Als ſie ſich ihm näherten, grüßte er freundlich und da er ſie ihrer Kleidung nach für Landmädchen hielt, forderte er ſie auf, ohne Scheu heranzutreten, um ſeine Arbeit zu beſehen. Dies geſchah und Dorothee bezeigte ihre lebhafte Freude, als ſie die wohlgelungene Skizze ſah, Bäume und See in naturwahrer Auffaſſung den künſtleriſchen Sinn des Zeichners bekundeten. Dieſer bat ſie, auf einer Steinbank in ſeiner Nähe Platz zu nehmen, und kaum war dies geſchehen, als in wenigen Minuten auch von den beiden Mädchen eine Skizze auf's Papier hingezaubert wurde, die die jugendlichen Geſtalten in zierlichen Umriſſen auf's Beſte wiedergab. Als der Künſtler die Freude ſah, die das Bildchen erregte, ſchenkte er es den Schweſtern. Es entſpann ſich ein Geſpräch. „Wenn doch Papa dieſen Mann kennen lernte!“ flüſterte die Aeltere der Jüngern zu; „Du weißt, er beabſichtigt den Gartenſaal mit vaterländiſchen Landſchaften zu ſchmücken, er würde ſicherlich dieſem den Vorzug vor allen andern Bewerbern geben.“ Dorothee nickte dieſem Vorſchlage Beifall und ſich zu dem Künſtler wendend, bat ſie um deſſen Namen.

„Ich heiße Steinbrück,“ ſagte der Gefragte, „und mein Vaterland iſt Sachſen. Ich habe eine Reiſe nach Finnland gemacht und auf dieſem Wege fand ich, daß die eigenthümlichen Schönheiten grade der kuriſchen Gegenden diejenigen übertrafen, welche

man mir als ſo beſonders geſchildert hatte. Viel zu wenig bekannt iſt dieſes liebliche Land.“

„Das iſt mir lieb, daß Sie das finden,“ rief Dorothee lebhaft. „O ja, mein Vaterland iſt ſchön.“

„Indeſſen doch lange nicht ſo wie das meinige,“ nahm der Künſtler wieder das Wort. „Man muß die geſegneten Elbufer geſchaut haben, um zu wiſſen, wie viel deutſche Gegenden zu bieten vermögen. Ihr wart noch nie in Sachſen, ihr Mädchen?“

„Nein, Herr Steinbrück,“ erwiderte Dorothee; „wir kennen das Land nicht, obgleich wir lange Zeit unter dem Scepter ſeiner Herrſcher geſtanden. Die beiden Könige, von denen der Eine der Starke heißt, und der Andere der Schwache heißen ſollte, wenn man ihn nach ſeinen Thaten und Unternehmungen in der Geſchichte bezeichnen wollte, waren als polniſche Könige unſere Lehnsherrn.“

„Ei, ei! wie viel Kenntniſſe für ein Dorfmädchen!“ rief der Maler und legte verwundert den Kreideſtift nieder. „Wie iſt mir? Auch die Geſichter ſind ſo fein und lieblich. Doch das Fragen und Auskundſchaften iſt nicht meine Sache.“ Mit dieſen Worten ſetzte er ſich wieder auf ſeinem Stuhle zurecht und fuhr fort an der Skizze zu arbeiten. Eliſe hatte eine der Mappen, die auf dem Boden lag, geöffnet, und nun kamen ihr eine Menge anziehender Bilder vor Augen. Eine ſtolze Burg

in wilder, romantiſcher Umgebung war ganz beſonders geeignet, die Anſchauungsluſt anzuregen. „Was iſt das?“ fragte die Neugierige.

„Das iſt das alte Heermeiſterliche Schloß Goldingen, hier in der Nähe,“ erwiderte der Maler. „Wie kommt es, daß Ihr dieſes prachtvolle Alterthum nicht kennt, daß beſſer erhalten iſt, als die meiſten unſerer Ritterburgen in Deutſchland?“

„Wir ſind auf dem Wege dahin,“ ſagte in beſcheidenem und ſchüchternem Tone Dorothee, „und wir bedauern es innig, daß wir die Burg nicht in Ihrer Geſellſchaft, mein Herr, betrachten können.“

Der Maler ſah mit einem aufmerkſamen und freundlichen Blicke die Sprechenden an und ſagte dann: „Nun, ich könnte mich wohl bewogen fühlen, nochmals dahin zurückzukehren. Was thut man nicht ſo hübſchen Kindern zu Gefallen. Indeſſen ich bin nicht allein, ich muß erſt die Zuſtimmung meines Reiſegefährten einholen. Er iſt ein Gelehrter und Alterthumsforſcher, und ſein Geſchäft beſteht darin, alle alte Inſchriften und Denkmäler einzuſammeln. Wollt Ihr mitkommen, Ihr Mädchen, ſo finden wir ihn dort in der Kirche.“

Mit dieſen Worten ſchob der Maler ſeine Blätter zuſammen, nahm ſeine Mappen unter einen Arm, den Stuhl unter den andern und lud die Schweſtern ein, ihm zu folgen. Dorothee gab Iwan einen Wink, dieſelbe Richtung mit dem Wagen einzuſchla-

gen. Es war die alte Kirche zu Saßmacken, in welche jetzt die Spaziergänger eintraten. Der Professor war von demselben Alter faſt wie ſein Gefährte; aber er war ſchmächtig, klein und von bleicher, kranker Farbe, während der Maler, ein geſunder, lebensfroher Vierziger, die Beſchwerden der Wanderſchaft ungleich beſſer zu tragen das Anſehn hatte als ſein Genoſſe. Nach einigem Ueberreden entſchloß ſich Jener, die vorgeſchlagene Parthie mitzumachen, denn auch ihm flößten die jungen pilgernden Schönen Intereſſe ein. Er zeigte ihnen die Inſchrift von einem Grabe, die er ſoeben mit einiger Mühe entziffert hatte, denn der Stein war bereits verwittert und lag dazu ſo ungünſtig, daß die Tritte der in die Kirche Eintretenden nothwendig über ihn hinweggehen mußten. Ein junges Mädchen lag unter dieſem Steine, das am Hochzeitstage vom Tode geraubt worden. Die Brautkrone und der Todtenkranz zeigten ſich in Eins verflochten, am Kopfende des Steins eingehauen. Mit Rührung beſahen ſich die Schweſtern dieſes Denkmal und Eliſe ſchrieb ſich die Inſchrift ab. „Wer kann ſagen," hub der Profeſſor an, „ob ſie nicht das beſſere Theil erhalten; das Leben iſt voll Täuſchungen, und wenn die Arme hier unten im Leben den Treubruch ihres Geliebten hätte erfahren müſſen, der in der Ehe mit einer Andern ihrer vergeſſen, wäre dann nicht ihr Loos beklagenswerther

geweſen?“ Eliſe brach in Thränen aus; ſie wankte zu einem Pfeiler, und ſtützte ſich daran. „Wie wahr!“ rief ſie, „ja, man ſoll die Todten nicht beklagen; ſie haben das Glück, das wir noch erſtreben, bereits erreicht. Und dieſes junge Mädchen, gewiß iſt ſie ſchuldlos und unſträflich geſtorben! Welch' ein Segen! Ach, ich könnte ſie beneiden.“ Der bleiche Profeſſor war erſtaunt und erfreut, dieſe Worte zu hören, und mit großem Eifer fragte er nach Eliſens Namen.

„Laſſen wir das,“ ſagte das empfindſame Mädchen, „hier im Hauſe des Todes; was ſollen die Namen und irdiſchen Beziehungen? Genug, edler Mann, unſre Seelen verſtehen ſich.“

Damit reichte ſie ihm die Hand, die der Ueberraſchte freudig drückte. Von dieſer Stunde an war Eliſe von dem Profeſſor unzertrennlich. Sie wandelten Beide noch lange herum unter den Leichenſteinen. Unterdeſſen betrachtete Dorothee lachend mit dem Maler ein altes Bild, auf dem die Arche des Noah dargeſtellt war, und zwar führte er ſoeben ſeine Frau, Kinder und Enkel hinein, Alle in dem Hofkoſtüm des Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts dargeſtellt, ſelbſt die kleinen Kinder in Perrücken und Reifröcken, höchſt poſſirlich! Ein Diener mit einem Regenſchirme folgte.

Als Dorothee die Kirche verließ, wurde ſie von Iwan bei Seite gewinkt. „Fräulein,“ ſagte der

Alte leiſe, „ich weiß nicht, was aus dem Gregori geworden iſt, noch immer ſtellt er ſich nicht ein und er verſprach doch, uns gleich nachzukommen. Ueberhaupt, Fräulein, der Junge iſt ſeit dem Tage, wo wir in Domesnees waren, wie verändert. Er ſpricht nicht, er antwortet nicht, wenn ich zu ihm ſpreche, und ich bin doch ſein Pathe. Als ich ihn aus der Taufe hob, glaubte ich nicht, einen ſo wilden, bösartigen Burſchen in die Gemeinſchaft der guten Chriſten zu befördern. Wenn ich nur wüßte, was er hat. Mangel an Geld iſt's nicht, denn ich hab' ihm ſchon welches angeboten, das er aber nicht genommen. Ich fürchte, er hat ſich heimlich dem Trunke ergeben, denn, Fräulein, Du ſollſt wiſſen, Leute, die die erſte Bekanntſchaft mit der Flaſche machen, ſind nicht immer gleich bei Laune, oft wiſſen ſie ſich vor Luſtigkeit nicht zu laſſen, oft hängen ſie aber auch Tage lang den Kopf. Was ſollen wir nun machen? Willſt Du, Fräulein, daß wir auf ihn warten?"

Während noch dieſe Worte geſprochen wurden, kam Arwed aus dem Walde hervorgeritten. Er hatte die Geſellſchaft am See geſucht, ein Bauer jedoch, der des Weges daherkam, hatte ihn hierher gewieſen. Wie er Dorotheen erblickte, ſpornte er ſein Pferd an und ſtieg mit fröhlichem Gruße ab. Iwan ſah ihn kopfſchüttelnd an, indeſſen wurde kein Wort weiter geſprochen. Die Männer machten ſich

unter einander bekannt. Der leichte, kleine Reisewagen des Malers und Professors folgte nun dem Fuhrwerke Iwan's, Arwed ritt wie immer nebenbei. Man kam jetzt an zwei schönen Herrenhäusern vorbei, die in weitläufigen Parkanlagen sich in kunstvoller Bauart erhoben, und bereits dämmerte der Abend, als ein dichter Fichtenwald die Reisenden aufnahm. Die hohen schwärzlichen Baumzweige bildeten ein so fest zusammenschließendes Dach, daß es kaum dem hell und golden gefärbten Abendhimmel gelang, durchzudringen. Die Fahrt ging langsam; der Weg war sehr uneben. Es wurde völlig Nacht und noch war die Försterwohnung nicht erreicht, die zum Nachtquartier dienen sollte. Plötzlich stieß Iwan einen lauten Schrei aus. Die Mädchen fuhren erschreckt zusammen, der Wagen hielt. „Was giebt's?" fragten mehre Stimmen. „Seht doch!" rief Iwan, „da ist das Pferd und kein Reiter darauf! Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Halloh, wenn dem Jungen etwas geschehen ist, so will ich wissen, was es ist; ich fahre nicht weiter." Er nahm die Laterne vom Wagen und ging murrend und fluchend den Weg zurück. Das Pferd wurde eingefangen. Elise blickte ihre Schwester an und sah sie bleich und bebend. „Mein Himmel!" rief sie, „was ist Dir?" — „Es wird vorübergehen," beschwichtigte diese die Fragende. Der Maler und der Professor hatten ihre Wagen verlassen und hal-

ſen ſuchen. Die finſtre Nacht und das Rauſchen der Bäume, es war eine böſe halbe Stunde. Endlich hörte man Iwan's Stimme aus der Ferne. Er kam näher und beim Scheine der Lichter ſah man ihn, wie er Jemand führte, der ſich auf ihn ſtützte und nur langſam vorwärts gelangte. Die beiden Schweſtern ſaßen aufgeregt und lauſchend auf ihrem hohen Platze und erwarteten, daß Iwan ſprechen werde, dies geſchah. „Er iſt ohnmächtig geworden, der einfältige Burſche," rief er, „ohnmächtig wie ein Mädchen und da iſt er vom Pferde herabgefallen, und der Arm iſt ihm gebrochen! Nun, mein Sohn, wo willſt Du hin? Auf das Pferd laß ich Dich nicht, das ſiehſt Du ſelbſt, das geht nicht, ſo antworte doch, mein Pathchen, wohin willſt Du? Soll ich Dich mit auf meinen Kutſcherſitz nehmen? He? was murmelſt Du? was haſt Du geſagt? Sprich lauter. Thu das Maul auf!"

„Wir wollen ihn in unſern Wagen nehmen," rief der Maler, „aber freilich dann muß Einer von uns hinaus."

„Wenn Sie zu uns kommen wollen, liebſter Profeſſor," bat Eliſe, „ſo wäre uns Allen geholfen. Der bleiche Mann ließ ſich dies nicht zweimal ſagen und nahm zwiſchen den beiden Schweſtern Platz, während Arwed von den derben Armen Iwan's vorſichtig in den Wagen neben den Maler gehoben wurde. Dorothee hatte eine Decke losgeknüpft, die

dazu diente, ihre Füße zu umhüllen, und kam damit an den Wagen. Arwed, der nicht ſprechen konnte, ſah ſie mit einem innigen dankenden Blicke an. Iwan nahm wieder ſeinen Kutſcherſitz ein, nachdem er einen forſchenden Blick auf den Profeſſor geworfen, deſſen Anweſenheit zwiſchen ſeinen zwei Pflegebefohlenen ihm nicht lieb zu ſein ſchien. „Es iſt ein kleines, ſchwaches und krankes Ding," murmelte er vor ſich hin, „einer von den Männern, die eigentlich alte Weiber ſind, es ſchadet nichts, daß der da mitten drinnen ſitzt; dem Andern möchte ich den Platz ſchon ſtreitig machen; denn Stroh und Feuer ſoll man nicht zuſammenbringen." Nach dieſem Ausſpruch einer praktiſchen Philoſophie kümmerte ſich der Leibeigene nicht weiter um die Geſpräche, die Eliſe mit ihrem Nachbar anknüpfte, auch würde er in ſeiner Aufmerkſamkeit, wenn er eine gehegt, ſehr geſtört worden ſein durch die angelegentlichen Fragen, die Dorothee in Betreff ſeines angeblichen Pathen an ihn richtete. „Ich verſichere Dich, Fräulein," ſagte der Gefragte, „es war nicht in Folge eines zu häufigen Beſuchs, den er der Rumflaſche abgeſtattet, daß ihm das Unglück widerfahren iſt, die Flaſche iſt noch gefüllt, wie ſie geſtern war, und ich habe ihn auch nicht aus irgend einer anderen Quelle ſchöpfen ſehen. Gott, der Gerechte weiß, wie ihn dieſe Schwachheit angewandelt. Der alte Iſaak pflegte ſeine Enkel ſehr derb zu erziehen, ſie

mußten im Winter auf dem gefrorenen Boden ſchlafen und Einen hat er wirklich dahin gebracht, daß der Knabe ein Krüppel geworden. Von dieſem hier weiß ich nichts, denn, wie geſagt, ſeit ſeiner Taufe hab' ich ihn nicht wieder geſehen. Du mußt nicht unruhig ſein, Fräulein, denn wenn ſein Arm gebrochen iſt, ſo giebt es Wundärzte, die, gleich geſchickten Schmieden, ein zerbrochenes Eiſen wieder in ein Ganzes ſchmelzen. Ich könnte Dir einen Fall von meiner Großmutter erzählen. Die alte Frau ging noch gern auf's Eis, und eines Tags läuft ſie mit den jungen Burſchen um die Wette. Was geſchieht? Sie fällt und bricht ſich den rechten Arm und das linke Bein — oder halt! nein, den linken Arm und das rechte Bein. Ich war damals ein junger Burſche und hatte zwei feine, ſaubere Kälber in die Stadt zu fahren. Alte, ſag' ich, lege Dich zu den Kälbern, ich bring' Dich in die Stadt zum Arzte. Sie thut es, Fräulein, und der Arzt flickt ihr — ſo wahr Gott im Himmel lebt — das alte Gerüſte wieder ſo geſchickt zuſammen, daß ſie nach einem Jahre bei der Hochzeit meiner Schweſter, die den Gregor Gregorewitſch aus Kiew heirathete, den Ehrentanz anführte mit Michael Polewoi, den Du ja wohl auch gekannt haben wirſt, dem Graf, Dein Vater, hat dreimal fünfzig Hiebe geben laſſen — bei der Gelegenheit, als der große Diebſtahl in Mitau an's Tageslicht kam. Nun, ich erzähle Dir

das Alles, damit Du nicht um den Gregori in Sorgen biſt."

„Was mag aber nun der Grund ſeines Unfalls geweſen ſein?" fragte Dorothee immer wieder.

„Gott, der Gerechte mag das wiſſen," entgegnete Iwan. „Ich ſage Dir, Fräulein, der Menſch iſt ein gebrechlich Ding. Als ich noch beim Herzog, dem Vater des jetzigen Herrn, in Sibirien im Dienſte ſtand, zeigte man uns einen jungen, rüſtigen Bauer, der ſah Dir wie die Geſundheit ſelbſt aus, Fräulein, und was glaubſt Du, was ihm geſchah? Als man ihm eines Tages ankündigte, daß er begnadigt und frei ſei, fiel Dir der große, ſchöne, ſtarke Menſch um und lag mauſetodt da. Der Pope beſprengte ihn mit Weihwaſſer, Herzog kam und gab ihm Branntwein an die Naſe, aber großer Menſch war und blieb todt."

„Horch, hörſt Du ihn nicht ſtöhnen und ſeufzen?"

„Nein, Fräulein, Einbildung. Wir ſind auch jetzt im Forſthauſe. Ich werde einen Boten ſchicken nach Goldingen und einen Arzt kommen laſſen. Es koſte, was es wolle, ich weiß, der alte Iſaak giebt's mir wieder."

„Ich geb' es Dir wieder," rief Dorothee.

Iwan ſchüttelte das Haupt. „Fräulein hat kein Geld," ſagte er, „nur das, was Graf, ihr Vater giebt, und das ſoll ſie für Nähnadel und Zwirn ausgeben. Graf würde ſchön Geſicht machen, wenn

er hörte, daß Fräulein Schulden gemacht und geborgt; ſchon das mit der Kette und dem Ringe iſt eine böſe Geſchichte, wo ich nicht weiß, was Graf und Gräfin ſagen werden."

„Das laß meine Sorge ſein," ſagte Dorothee kurz, und ſchwang ſich vom Wagen hinab. Eliſe wurde vom Profeſſor unterſtützt. Der Maler brachte ſeinen kranken Genoſſen in eins der bequem und wohnlich eingerichteten Zimmer; die Schweſtern nahmen ein anderes für ſich in Beſchlag und der Maler und Profeſſor ließen ſich Betten in die Vorhalle bringen, wo ſie unter Hirſchgeweihen, wilden Schweins- und Bärenköpfen ſchlummerten. Der Arzt kam und erklärte den Schaden nicht für einen Bruch, ſondern nur für eine momentane Lähmung und ſtarke Quetſchung, durch den Sturz vom Pferde veranlaßt. Mit dem Arm in der Binde konnte der junge Mann ſchon am nächſten Tage kurze Zeit das Lager verlaſſen. In der Nacht, wo ihn ein heftiges Fieber geſchüttelt, hatte Dorothee, ohne daß er es gewußt, an ſeinem Bette gewacht. Schnell wie ein Gebilde der Nacht war ſie hineingeſchlichen und augenblicklich wieder verſchwunden, als ſie gefürchtet, geſehen und erkannt zu werden. Allein Eliſens Wachſamkeit und zärtliche Beſorgniß hatte ſie nicht täuſchen können. In einer Abendſtunde, wo die drei Männer plaudernd zuſammenſaßen, gingen die Schweſtern dem dichten Schatten des Fichtenwaldes

zu. Eine belebende Kühlung wehte ſie an, zugleich mit einem harzigen Dufte, der den Bäumen entquoll. Auf einer Raſenbank ſetzten ſie ſich hin und anfangs verharrten ſie ſchweigend, dann aber ſanken ſie ſich, wie durch einen Zauberſchlag der Empfindung zugleich berührt, in die Arme und ruhten lange in einer innigen Umſchlingung. „Ich bin ſo glücklich, Eliſe, ſo glücklich und ach! zugleich ſo unglücklich! Was iſt mir geſchehen? Theure Schweſter, ſage mir, wer hat mich ſo namenlos elend und ſo unausſprechlich glücklich gemacht?“

„Dorothee! ſollte Dir dies nicht Dein Herz ſagen?“

„Eliſe! mein Herz? Sprich nicht ſo. Wie oft haben wir uns das Wort gegeben, nicht in den albernen Ton der Modedämchen einzuſtimmen, die wie in der franzöſiſchen Comödie immer ausrufen: ah mon coeur! Je souffre! Dieu me garde!“

„Da haſt Du Recht, wenn es nur Comödie iſt. Allein, Dorothee — es giebt auch eine wahre Empfindung! Ich bin älter als Du, ich darf Dir das ſagen. Du liebſt, Du liebſt dieſen jungen Schweden.“

Dorothee ſah ihre Schweſter forſchend an, ohne etwas zu erwidern.

„Du biſt zu ſtolz oder zu leichtſinnig oder zu eigenſinnig, — nenn' es, wie Du willſt — es einzugeſtehen; aber gegen die Wahrheit kämpft der Stolz vergebens. Ich bin anderer Art, ich beuge

mich unter der ſtarken Hand der Empfindung und mit Thränen im Auge will ich Dir geſtehen: auch ich liebe!“

„Mein Himmel, wen?“ ſagte Dorothee plötzlich ganz munter und überraſcht.

„Kannſt Du fragen? Du ſiehſt den Mann an meiner Seite ſitzen, für den ich glühe, Du hörſt uns tiefſinnige Geſpräche wechſeln und Du fragſt?“

„Ah — den Profeſſor?!“

„Denſelben.“ Und das junge Mädchen hüllte ihr Antlitz in das Tuch.

„Aber, Eliſe, welch eine Thorheit! ein Mann, der Dein Vater ſein könnte.“

„Schweig!“ rief die Tiefgekränkte; „ſage kein Wort, Du weißt, ich bin verwundbar.“ Aber raſch ſich umwendend lag ſie wieder der Schweſter am Halſe. „Es hat ſo kommen müſſen,“ ſchluchzte ſie. „Das Grab des jungen Mädchens, dort in der Kirche, hat uns vereinigt. Man braucht mir nur ein Wort zu ſagen, ich fang' es auf und nie wieder löst es ſich von meinem Herzen.“

„Wir ſind Beide zu beklagen.“

„Das ſind wir. Ich werde jetzt ſtill dem Grabe zuwelken.“

„Weshalb?“

„Still, kein Wort weiter.“

„Aber, Eliſe —“

„Nichts. Ich welke.“

Sie ſaß ſtill und bleich da, und zerpflückte eine Waldblume, die ſie von ihrem Strohhute abgelöst. Dann lispelte ſie vor ſich hin: „Nie werde ich die Seine werden können. Aber," ſetzte ſie nach einer Weile mit einem Anflug der Schadenfreude hinzu, „auch Du wirſt Deinen Lieutenant nicht bekommen."

„Wer denkt denn daran?" entgegnete die Schweſter in einem ſtolzen und ärgerlichen Tone. „Ich werde überhaupt nie heirathen. Das war wieder eine Rede von Dir, die mir gar nicht gefällt!"

„Vergieb!" rief Eliſe mit Thränen. „Aber ich fühle den Beruf in mir, von Zeit zu Zeit Deinen Stolz zu demüthigen."

„Gieb Dir keine Mühe; es iſt durchaus nicht nöthig. Was Du Stolz nennſt, iſt nur die ſehr nöthige Gabe, feſt zu ſein und einen beſtimmten Charakter zu entwickeln. Ich gleiche Papa; ich will meinen Weg für mich gehen und ſelbſt, wenn es die Liebe iſt, die mir in den Weg tritt, ſie ſoll und muß auf die Seite weichen, wenn ich es befehle. Glaube mir, Eliſe, eine Frau kann viel, aber ſie muß wiſſen, was ſie will."

„Kalte, herzloſe!" ſtöhnte Eliſe.

„Das ich das nicht bin, weißt Du," ſagte Dorothee feſt. „Ich gäbe für Euer Glück, für die Ehre unſres Hauſes mein Blut hin!"

„Ach!" ſeufzte Eliſe laut, indem ſie die Arme emporhob, „laß mich hier, in der Einſamkeit der

Natur, Gott bitten, mir ein ſanftes, nachgiebiges Herz zu bewahren, denn das iſt das Einzige, was eine Frau adelt. Laß mich aufhören zu empfinden, und Du haſt mich zur Leiche gemacht. Ich kann nicht anders, Dorothee, ich kann nicht anders!"

Die Schweſtern ſchwiegen wieder.

Ein Diener kam, um ihnen anzuſagen, daß das Abendbrod bereit ſei. Eliſe floh tiefer in den Wald. „Ich kann mich mit dieſen verweinten Augen nicht vor ihm ſehen laſſen!" rief ſie. „Entſchuldige mich, ſo bald ich mein Herz werde beſchwichtigt haben, folge ich."

Als Dorothee im Begriff ſtand, in's Zimmer zu treten, vernahm ſie ein lautes Geſpräch, einen Streit, den die Männer führten und deſſen Gegenſtand ſie und ihre Schweſter war. Iwan wurde auf das heftigſte von dem Maler, dem Profeſſor und dem Doktor aus Goldingen angegriffen.

„Unmöglich, Alter, ſind das Deine Nichten!" rief Herr Steinbrück. „Ich laſſe mein Leben, ehe ich zugebe, daß derlei Pflanzen in dem Garten Deiner Verwandtſchaft können gewachſen ſein."

„Und warum," entgegnete Iwan, „kann Mann wie ich nicht hübſche Nichten haben?"

„Hübſch? ja, wenn das nur wäre," ſagte der Profeſſor; „aber hier iſt mehr wie hübſch. Und kurz und gut, ſie ſind nicht Deine Nichten."

„Und was ſollen ſie ſonſt ſein?" fragte der Leibeigene in heftigem Tone.

„Das wollen wir eben von Dir erfahren," rief lachend der Maler. „Du biſt vielleicht ſo ein Stück von einem Kaper, der im Lande herumzieht und hübſche Mädchen einhandelt, um ſie mit Vortheil wieder loszuſchlagen. Geſteh nur, wo haſt Du ſie her?"

„Gott, der Gerechte!" rief Iwan, indem er beide Hände auf der Bruſt kreuzte. „Ich, ein Räuber, ich ein Seelenkäufer! Lieber Herr, Eure Zunge iſt ein wildes Pferd, das mit Euch durchgeht, und Ihr wißt nicht, wohin es Euch führt."

Bei dieſen Worten trat Dorothee ein. Ihre ſchlanke Geſtalt zeigte ſich in der dunkeln Einfaſſung der Thüre ſo blendend und lichtvoll, ihr Antlitz war ſo lieblich geröthet, das volle Haar lag ſo kunſtlos um Wange und Stirn, daß die vier Männer nicht wieder von ihr wegzublicken vermochten. Sie machten ſogleich für ſie Platz und Dorothee ſetzte ſich neben den kranken Arwed. Der Maler, der gehofft hatte, ſie werde ſich neben ihn ſetzen, bemerkte ſpottend: „Die Jungfer Nichte macht es wie alle anderen Weiber, ein kranker, bleicher Burſche hat für ſie mehr Anziehendes, als ein geſunder, kräftiger Mann. Was ſagt Ihr dazu, Doktor?"

„Man ſollte die Frauen zu Doktoren creïren," warf der Profeſſor ein.

„Um's Himmelswillen nicht," ſagte der Arzt, „iſt ein wirkliches Uebel da, ſo nehmen ſie es ſchlim-

mer; iſt ein nur eingebildetes da, ſo machen ſie es zu einem wirklichen. Ich habe am liebſten die Patienten, die keine weibliche Umgebung haben, denn da weiß ich, ſind meine Medikamente und Worte nicht in den Wind geworfen."

„Sehr ſchmeichelhaft für uns," rief Dorothee und der Profeſſor begrüßte in dieſem Augenblick mit einem lauten „Ah!" das Hereintreten Eliſens. Die Männer hatten eine Bowle Punſch beſtellt und ſie wurde jetzt hereingebracht von einem recht hübſchen Bauermädchen, der Wirthstochter. Der Maler faßte ſie um die Taille, zog ſie zu Dorotheen heran und rief nun: „Ich bitte Euch, betrachtet Euch dieſe Beiden. Beides Landmädchen! Haben ſie wohl irgend eine Aehnlichkeit mit einander?"

„Nicht die mindeſte," beſtätigte der Profeſſor.

Das Mädchen entſchlüpfte und Eliſe, die nicht wußte, wovon die Rede war, ſah fragend ihre Schweſter an. Dieſe fand für gut, dieſen Blick nicht zu verſtehen und füllte die Gläſer mit Punſch. Der Doktor bat, daß man für den Kranken ein ſtark mit Waſſer verdünntes Glas gebe. „Wir ſitzen hier in ſo herrlicher und gemüthlicher Fröhlichkeit beiſammen!" rief der Maler, „lauter Leute, die ſich auf der Landſtraße gefunden haben und die ſich einander wunderbar gut geworden. Ich wenigſtens finde das. Der Alte, die beiden Mädchen, der träumeriſche Junge dort, Sie, Herr Doktor, Du,

Professorchen, — ich wüßte nicht, wer da zu einer guten Kompagnie noch fehlen sollte."

„Ich!" rief eine bekannte Stimme und der Apotheker stand plötzlich hinter dem Tische und hielt einen großen Strauß Waldblumen, wie eine bunte Fahne, hoch über sich. Iwan stand auf, umarmte den Mann und sagte: „Bruder, hast Du diesmal keine Spinnen, Käfer und keine Vögel bei Dir, so sei uns willkommen. Deine einfältige Drossel hat uns Noth genug gemacht."

Der Hinzugekommene wurde den Andern bekannt gemacht und mit einem besonders freundlichen Lächeln reichte ihm Dorothee ein Glas.

„Nun auf das Wohl Dessen, der aus unsrer Mitte als der Erste scheidet!" rief der Maler; „er soll einen guten Weg gehen und wenn er wieder kommt, uns willkommen sein."

Arwed sah mit einem traurigen Blicke auf und dankte mit einem trüben Lächeln.

„Seine Zeit ist um und er muß in seine Garnison zurück," erklärte Iwan auf die Fragen des neben ihm sitzenden Apothekers.

„Ja, so gehen und kommen die Menschen, aber Eins bleibt — die Liebe und die Treue!" sagte der Doktor treuherzig und der Maler schüttelte ihm für diesen Spruch die Hand.

„Aber das könnten Sie doch noch, lieber Herr, mit uns das alte berühmte Schloß Goldingen sehen,"

hub der Professor an. „Wir sind ja so nahe. „Nein," entgegnete der Jüngling fest, „ich muß fort." „So will ich noch ein flüchtiges Bild von Ihnen entwerfen," sagte heiter der Maler, indem er seine Stifte hervorbrachte, „und ich weiß wohl, wem ich es gebe." Bei diesen Worten heftete er sein munteres Auge auf Dorotheen. Arwed bemerkte den Wink und eine helle Glut färbte seine bleichen Wangen.

„Wenn Ihr mit dem Bilde fertig seid," bat der Apotheker, „so seid Ihr wohl so gefällig und zeichnet mir mit ein paar Strichen die besonders geformte Blattlaus, die ich hier bei mir führe."

Alle lachten als der Mann ein sorgfältig zusammengerolltes Lindenblatt aus dem Busen brachte, „Geht mir mit Eurem Ungeziefer!" rief der Maler zürnend. „Aber wenn ich Dich bitten dürfte," hob der Professor an, „so wünsche ich das Bild meiner Nachbarin." Elise sah mit einem dankbaren Blicke zu dem Manne auf und erröthete still lächelnd.

„Du sollst es haben; aber vorher laßt mich meinen Punsch austrinken. Ich sehe schon, Ihr wollt Alle abkonterfeit sein."

„Sie haben meinen Wunsch errathen," sagte der Doctor. „Ein so seltenes Talent wie das Ihrige ist mir noch nicht vorgekommen; mit wenigen Zügen steht das Bild lebendig da."

„Deshalb könnte er auch meine Laus malen,"

murrte der Apotheker, „ich ſehe nicht ein, warum er es nicht thut. Morgen lebt ſie vielleicht nicht mehr.“

Arwed's Bild war fertig geworden und wurde herumgezeigt. „Sehr ähnlich!“ rief der Profeſſor; „allein wenn ich Etwas zu tadeln wage, ſo iſt's, Du haſt die Linie von der Naſe zur Lippe, die ſo viel Jugend ausdrückt, zu hart angegeben. Der Mund iſt ſo weich geformt, daß man dieſe vollen und doch ſo zart geformten Lippen für die eines Mädchens halten könnte, wenn der blonde Kinnbart ſich nicht darüber hinkräuſelte. Ich möchte behaupten, dieſe Lippen haben noch nie geküßt.“

„Wir wollen ihn mal fragen,“ ſagte der Doctor lachend; „aber er wird uns nicht die Wahrheit ſagen.“

„Wenn er nicht ſchon geküßt, ſo wird er doch bald küſſen,“ bemerkte der Maler geheimnißvoll und ſein Blick flog wieder zu Dorotheen hinüber, die eben das Bild betrachtete.

„Du biſt ein Schalk, Freundchen,“ rief der Profeſſor, „nun bitte ich Dich, gleich zu meinem Dir aufgegebenen Gegenſtande überzugehen. Liebes Kind,“ ſagte er zu ſeiner Nachbarin, „ſitzen Sie ruhig. Denken Sie an die großen und erhabenen Bilder der Vorzeit, von der wir geſtern geſprochen, an die feurigen Empfindungen, die ſie einflößen, und vor Allem denken Sie an den Gott Perkun,

den Jupiter der alten heidniſchen Letten, von dem ich in dem nächſten Hefte meines Werkes eine Abbildung geben werde.“

„Ich würde ihr vorſchlagen an Gott Amor zu denken,“ bemerkte der Doctor, der ſich ſeine Pfeife anzündete und die Luft mit Tabacksrauch füllte.

„Keine unzarten Anſpielungen, wenn ich bitten darf,“ ſagte der Profeſſor; „es giebt jungfräuliche Gemüther, die durch dergleichen gekränkt und beleidigt werden.“

„O wie danke ich Ihnen,“ flüſterte Eliſe, indem ſie ihre Hände gefalten und in rührender Bewegung emporhob. „Ein edler Mann nur kann ſo etwas ſagen.“

Der Doctor lächelte vor ſich hin, indem er einen ſpottenden Blick auf den Profeſſor warf. Er ſetzte ſich zurecht, um nun auch gezeichnet zu werden. Eine Habichtsnaſe, kleine aber feurige Augen und eine ſteifgepuderte Zopfperücke machten den Mann zu einem eben nicht intereſſanten, jedoch charaktervollem Kopfe. Der Maler erwarb allgemeinen Beifall, indem er dieſes Bild herumzeigte. Die kleine Geſellſchaft war jetzt ſo lebhaft geworden, daß ſie durcheinander ſprach und lachte. Endlich erhob ſich Arwed, um Abſchied zu nehmen. „Er muß noch ein paar Stunden der Ruhe genießen.“ ſagte der Doctor, „es iſt deshalb Zeit, daß er geht.“ Iwan kam zuerſt, den Jüngling zu umarmen: „Gott

ſegne Dich," rief er, „und wenn Du den Vater Iſaak ſiehſt, ſo grüße ihn von mir." Der Maler und der Profeſſor bedauerten, ſo kurze Zeit das Vergnügen der Bekanntſchaft genoſſen zu haben, der Apotheker ſchüttelte ihm die Hand, Eliſe verneigte ſich mit kaltem Anſtande und die Letzte, Dorothee, gab ihm die Hand, die er küßte und einige Sekunden in der ſeinen behielt. Beide ſtanden halb im Schatten und Niemand hörte die Worte, die er ihr zuflüſterte, und die ſie mit einem leichten Neigen des Kopfes beantwortete. Dann verließ er eilig das Zimmer; der Doctor eilte ihm nach, um ihm noch einige Verhaltungsregeln auf die Reiſe mitzugeben. Die Schweſtern nahmen jetzt auch von den Männern Abſchied. Der Maler hatte das Bild Arwed's, zuſammengerollt, in den Hut Dorotheens geſteckt, ſo wie er Mittel gefunden hatte, die Gruppe der beiden Mädchen, die er vorhin gemacht, in Arwed's Beſitz zu bringen. „Man muß den Liebesleuten helfen," ſprach er vor ſich hin, „dieſe Beiden ſcheinen von der ſchüchternen Sorte zu ſein. Als ich dieſe lamentable Paſſage des Lebens durchzumachen hatte, das heißt, als ich vierzehn Jahre alt war und die Tochter eines Freundes entführte, war ich raſcher bei der Hand und bedurfte keines Bildes. Dafür portraitirte mich aber mein Vormund und ſetzte mein wohlgetroffenes Conterfei als Steckbrief in die Zeitungen, eine Art der Malerei, in der der alte

Schurke Meiſter war.“ Iwan zahlte dem Doctor das vorausbedungene Honorar, der nun in die Stadt zurückkehrte und den Apotheker mitnahm. Der Maler und der Profeſſor ſuchten die Ruhe und bald umſchloß tiefe Waldnacht das kleine Haus, in deſſen Räumen ſich kurz vorher noch eine Anzahl Menſchen in Leid und Freude untereinander betrübt oder beluſtigt hatten.

In aller Frühe zog ein einſamer Reiter durch den Wald. Es war Arwed. Er ſah nicht nach dem Häuschen zurück; er hatte ſich feſt in ſeinen Mantel gehüllt und ſetzte ſeinen Weg unaufhaltſam fort.

Als die Reiſenden den Sturz des Fluſſes Windau erreicht hatten, erblickten ſie auf dem jenſeitigen ſteilen, felſigen Ufer die Ruinen des alten Schloſſes Goldingen, das Ziel ihrer Reiſe, denn nur eine kurze Strecke Wegs weiter befand ſich das Landgut jener Verwandten des Grafen, wo dieſer ſelbſt ſeine Kinder wieder in Empfang nehmen wollte. Der Maler brachte nun ſeine Blätter hervor und erklärte, indem er ſie mit der Anſchauung verglich, die Bedeutung bald dieſes, bald jenes Bruchſtücks. Die Treppen im Innern waren noch ziemlich erhalten, auch die Wände eines Saals ſtanden noch, und man erkannte die aus Stein gearbeiteten Ornamente an den Ecken des Gemachs. Auf dem Altan ſtanden beide Mädchen und ſchauten weit in das

Land hinaus. Hier hatten die ſtolzen Herzöge aus dem Kettler'ſchen Stamme geherrſcht und mit dem Schloſſe zuſammen war auch das Städtchen Goldingen erbaut worden. Gotthard Kettler ſelbſt, noch bevor er die geiſtliche Ordenstracht mit dem weltlichen Herzogsmantel vertauſchte, brachte hier in Goldingen Tage des Friedens und der geſegneten Thätigkeit zu. Unter ſeinen Nachfolgern war der unglückliche Herzog Wilhelm zeitweiſe Bewohner des Schloſſes, und von hier aus, nachdem ihn der Mord, den er an den Brüdern Nolde begehen hieß, zwang, das Land ſeiner Völker zu verlaſſen, floh der hart verfolgte Mann und ſchwediſche Truppen landeten plündernd und verheerend an den Ufern der Windau und in Dünamünde. Hier ward auch Herzog Jacob geboren; ſein Nachfolger, Herzog Kaſimir nahm jedoch ſchon in Mitau ſeinen Fürſtenſitz und von der Zeit an verſchwand die Größe Goldingen's, doch ward die Vermählung des Herzogs mit einer Prinzeſſin von Brandenburg noch hier gefeiert. Dieſer Herzog hatte beim Lehnempfange in Warſchau die Bedingung eingehen müſſen, in Goldingen eine katholiſche Kirche zu bauen. Carl XII., der das Schloß belagerte und einnahm, zerſtörte dieſen alterthümlichen Bau vollends, und was jetzt ſich dem Auge zeigt, kann kaum eine richtige Vorſtellung von dem geben, was einſt war. Der Maler zeigte ein Blatt, das er aus der Phantaſie geſchaffen und wo

er die Burg dargeſtellt hatte, wie ſie zur Blüthezeit des Ordens muthmaßlich geweſen. Ein Zug Ritter näherte ſich dem Thore der Burg und eine gefangene junge Lettin, eine Fürſtentochter, befand ſich unter den gepanzerten und mit dem weißen Mantel geſchmückten Geſtalten.

„Ach, die Arme!“ rief Dorothee, „welch' einem Geſchick geht ſie entgegen.“

„Nun, einem ſehr glücklichen!“ ſagte Eliſe. „Sie wird zur Chriſtin gemacht werden. Das iſt das Schönſte gewiß, was ihr begegnen kann.“

„Dieſe wilden Ritter,“ fuhr die Schweſter fort, „ſehen nicht ſo aus, als wenn ſie gute Lehrmeiſter abgeben könnten. Der Maler zog ein zweites Blatt hervor, das ebenfalls die Phantaſie erſchaffen hatte. In einem finſtern, ſpärlich von einer Fackel beleuchteten Gemache wurde ein Ritter, mit einem Bußgewande bekleidet, von ſeinen Brüdern in eine Mauerblende lebend eingemauert. „Wir ſehen hier,“ ſagte der Profeſſor, „daß für unſere junge Lettinn geſorgt iſt. Wo man ſo ſtreng die Verletzung chriſtlicher Pflichten ſtraft, wird man auch für die Sicherheit ſchöner gefangener Jungfrauen zu ſorgen wiſſen. Noch ein Blatt zeigte Gottfried Kettler, den erſten Herzog, wie er in einem einſamen Gemache ſinnend vor einem Ordensmantel und einer Fürſtenkrone ſteht; offenbar iſt er noch nicht mit ſich einig, ob er den Einen beibehalten oder die

ander wählen ſolle. Da öffnet ſich die hintere Wand des Zimmers, und man ſieht den ehrwürdigen Schatten Luther's vorbeiwandeln. Dieſes Bild gefiel ganz beſonders.

Nachdem die Reiſenden einige Tage in dem Städtchen zugebracht, mußte man daran denken, ſich zu trennen. Dorothee und noch mehr Eliſe waren die letzten Stunden zerſtreut und für alles Andere theilnahmlos geweſen. Der Maler ſuchte vergeblich ſie durch ſeine Späßchen zu erheitern. „Das fatale Wort „Scheiden", ſagte Dorothee, „wenn das doch in der menſchlichen Sprache nicht exiſtirte!"

„Um Gotteswillen, nur nicht immer zuſammenbleiben," fuhr der Maler auf; „das wäre das allertrübſeligſte, was uns armen Menſchenkindern geſchehen könnte. Man lernte ſich dann ſo gründlich einander kennen, daß keine Liebe, keine Achtung mehr zu Stande käme."

„O geh doch," rief der Profeſſor, „Du kraſſer Materialiſt. Mit Dir läßt ſich über dergleichen Dinge gar nicht ſprechen." Eliſe warf dem Maler einen ſtrafenden Blick zu. Der Profeſſor zog ein Büchelchen hervor, das mit rothem Einbande und und mit goldenem Schnitte prangte, und bat die Schweſtern ihre Namen einzuſchreiben. Dorothee ſchrieb den ihrigen, als Eliſe das Büchelchen nahm, fiel auf das leere Blatt eine Thräne. „Laſſen Sie das meine Schrift ſein," ſagte ſie bittend, „denken

Sie, wenn Sie die Spuren dieſes Tropfens ſehen, an das unbedeutende, einfache Mädchen, das Sie, Edelſten der Männer, ſchätzt und verehrt."

„Eine ſonderbare Inſchrift," ſagte der Maler.

„Aber doch eine!" bemerkte der Profeſſor, „ich will keine andere haben. Einſt, Du Liebliche, wenn uns unſer Pfad zuſammenführt und Du herangereift biſt zum ſchönen Weibe und mich indeſſen Alter und herbe Geſchicke gebeugt haben, werde ich vor Dich treten und dieſes Blatt mit der Thräne Dir zeigen, um Dich daran zu mahnen, daß in den Tagen Deiner Jugend Du einſt einem ehrlichen Manne Achtung und Neigung ſchenkteſt."

Eliſe, unfähig zu antworten, warf ſich laut weinend ihrer Schweſter in die Arme. „Führe mich fort," flüſterte ſie, „führe mich fort; mein Herz erliegt dem Kummer dieſer Abſchiedsſtunde." Sie wankte, von Dorotheen geführt, in's Nebenzimmer. Der Maler faßte den Profeſſor unter'm Arm und zog ihn zum Reiſewagen.

Jetzt waren, wie beim Beginn ihrer Fahrt, die beiden Mädchen wieder allein, aber in ſehr verſchiedener Stimmung von damals. Wo war die heitere Laune geblieben, wo der friſche Kindesſinn, mit dem ſie die erſten Eindrücke dieſer kleinen Reiſe aufgenommen. Sie waren wortkarg, träumeriſch, und ſelbſt Iwan hatte ſeinen böſen Tag, wie er zu ſagen pflegte, denn er gedachte der Zeiten, die nicht

mehr waren, wo auch ihm Hoffnungen geblüht hatten, die ohne Früchte anzusetzen, hinweggewelkt waren. Der ärmste Mensch, in den bescheidensten Verhältnissen lebend, stets hofft auch er goldene Morgenstunden, von denen er erwartet, daß sie zu segensreichen Tagen heranreifen, und die dann zu trüben Abenden und stürmischen Nächten werden. Den Dreien war es sehr willkommen, als wenigstens Einer von ihren früheren Genossen und zwar nicht der unbedeutendste, sich zu ihnen gesellte, und dies war der Apotheker. Er erklärte, daß seine diesjährige Wanderschaft sich bis Hasenpoth ausdehne und da habe er noch den Weg bis dahin zu machen. Seine Wege aber, wie schon bemerkt, waren eigener Art, sie dehnten sich zu meilenweiten Strecken aus, indem er in Kreuz und Quer in die Wälder einbog, die Seen aufsuchte, kurz nie oder sehr selten den geraden Weg ging. Diesmal ließ er sich's gefallen, den angebotenen Platz im Wagen anzunehmen, mit der Bedingung, daß er ihn verlassen könne, wann er wolle. Auf Dorotheens Anrede antwortete er: „Sie nennen mich Apotheker, liebe Jungfer, ich bin es nicht. Das Landvolk hier in der Umgegend, die mich auf meinen Wanderungen alljährlich wiederkommen sehen, nennt mich so, weil sie mich stets mit Kräuterbüscheln umhergehen sehen. Ich lebe von meinem kleinem Erbe als ein freier Mann, und wenn Sie wollen, als ein Stück

Gelehrter, denn mancherlei iſt mir bekannt, das nicht Alle Die kennen, die ſich dieſen hochmüthigen Namen beilegen. Es macht dies mein Leben in der freien Natur, die meine Gelehrtenſtube iſt. In dieſer Stube liegt es nie voll Staub und man findet keine alten Scharteken darin. Sie haben geſehen, Jungfer, daß ich mich zu den Fröhlichen geſelle, wo ich ſie finde, nur muß man mich nirgends feſthalten wollen. Den Zwang der Städte haſſe ich. Die erzwungene Regelmäßigkeit und Ordnung ihrer Meinungen iſt mir verhaßt. Nach Ehre und Anſehen ſtrebe ich nicht."

Eliſe hatte auf dieſe Rede nicht hingehört, jetzt zeigte ſie auf die Giebelſpitzen einiger Häuſer, die ſich in der Entfernung aus dem Gebüſche erhoben.

„Wie?" rief der Apotheker verwundert, „Sie kennen die größte Merkwürdigkeit und das intereſſanteſte Alterthum dieſer Gegend nicht? Das iſt ein Dorf von lauter Königen bewohnt?" —

„Sie ſcherzen, liebſter Mann, von lauter Königen bewohnt!"

„So iſt's! Es ſind die ſogenannten Kuriſchen Könige — jetzt zwar Bauern, aber einſt Fürſten. Sie bewahren noch in Pergamentrollen ihre alten Privilegien und es finden ſich in dieſem und in noch ein paar Nachbardörfern die einzigen freien Letten des Landes. Laſſen Sie ſich ein paar Worte darüber

ſagen. Als der Orden die Einwohner dieſer Länderſtrecken zum chriſtlichen Glauben bekehrte, fand man es für gut, die eingebornen Fürſten einſtweilen bei ihrem Range und ihrem Anſehen zu laſſen, nur legte man ihnen auf, in beſonderen Bezirken zuſammen zu wohnen und, wenn der Orden in Streitigkeiten verwickelt wurde, Kriegsdienſte zu nehmen, auch wurden aus ihrer Mitte die jungen Edelknappen und Pagen gewählt, die am Hofe die Perſonen des Heermeiſters und ſeiner erſten Würdenträger umgaben. Dieſe kleine Fürſtenkolonie wählte unter ſich einen oberſten Fürſten, er hieß Gigal. Wo es irgend eine gefährliche und muthige That zu vollführen galt, waren dieſe freien Letten, dieſe fürſtlichen Jünglinge und Männer, oft unaufgefordert bei der Hand. Der Ordensmeiſter Plettenberg war ſo ſehr ihr Freund und Beſchützer, daß er ihre Privilegien erneuerte und noch ausdehnte. Später, bei veränderten Verhältniſſen, ſank das Anſehen dieſer kuriſchen Könige immer mehr, und jetzt ſind ſie nichts wie freie Bauern, aber mit großartigen Titeln, und es geht ihnen, wie es überhaupt dem Adel überall gehen wird, ſie haben zuletzt nichts als ihre Pergamente. Ihre Majeſtäten pflügen jetzt das Feld und pflücken Kirſchen von den Bäumen, die ſie nach Goldingen zum Markte bringen; aber ich wollte Niemandem rathen, ihnen zu zeigen, daß ſie nicht etwas Beſſeres ſeien als die andern

Bauern der Umgegend. Man will bemerken, daß ſie im Geheimen noch viele alte Gebräuche ihres Volkes beibehalten, und daß ſie, wenn die Johannisfeuer brennen, ſehr ſeltſame Feſte im Dunkel der Wälder feiern. Sie entkleiden ſich völlig und umtanzen ein Götzenbild. Geſehen hab' ich's nicht, allein von vielen Seiten her und von glaubwürdigen Männern iſt's mir erzählt worden."

„Das iſt höchſt anziehend," rief Dorothee, „können wir nicht auch dieſes Dorf ſehen?"

„Mit Leichtigkeit, wir machen dann nur einen kleinen Umweg."

Der Wagen lenkte auf's Feld hinüber und nachdem man einen Wieſenweg eingeſchlagen, erreichte man nach einer beſchwerlichen Fahrt über ſchlechterhaltene Brücken die erſten Häuſer des „Kuriſchen Königen-Dorfs". Männer und Frauen ſtanden an den Thüren der niedrigen Hütten; ſie hatten in ihrer Bildung nichts Auffälliges, allein Dorothee glaubte bei den Männern einen kühnen, freien Blick, und bei den Frauen eine edlere Haltung zu gewahren, als man ſie gewöhnlich ſah. „Sieh hier," rief ſie zu ihrer Schweſter, „dieſe junge Fürſtentochter! Trotz ihres Rocks von grober Leinewand, hat ſie nicht etwas Ehrfurchtgebietendes? und jener Jüngling, er ſcheint ein Schmied zu ſein, iſt nicht etwas in ſeiner Geſtalt, das da anzeigt, daß ſeine Voreltern nicht geſchaffen waren, Pferde zu beſchlagen?"

„Ich ſehe in Allem nur unſer künftiges Bild,“ erwiderte Eliſe. „Alſo ſo werden, nachdem Jahrhunderte dahingerollt, wir einſt ausſehen. Jene Magd, die das Waſſer aus dem Brunnen ſchöpft, iſt eine Reichsgräfin von Medem. Das demüthigt freilich den Stolz.“

„Und erhebt ihn auch wieder!“ rief Dorothee, „Denn, wie man es auch anfangen möge, man kann dieſen armen Menſchen ihre Geſchichte nicht nehmen. Sie waren einſt Fürſten. Mag der reiche Plebejer an dieſen Bauern ſtolz vorübergehen, mit all' ſeinem Golde kann er ihnen ihre Traditionen nicht nehmen. O, es iſt etwas Herrliches, um die Thaten unſerer Vorfahren; ſie gehen unſterblich auf ihre Enkel über, und wie bei der Religion iſt die tiefſte äußerſte Erniedrigung keine Schande für Den, der das Bewußtſein im Buſen trägt, von edler Abſtammung zu ſein.“

„Ich hege dieſen Stolz nicht,“ flüſterte Eliſe, „ein weiches, den menſchlichen Gefühlen offenes Herz iſt mir lieber.“

„Das wird dadurch nicht ausgeſchloſſen,“ bemerkte Dorothee kurz.

Der Apotheker hatte aufmerkſam dem Geſpräch der Mädchen zugehört, ſagte aber nichts.

Als man ſich am dritten Tage dem Landgute der Baronin näherte, kam dem Wagen ein Cavalier zu Pferde, von ſeinem Diener gefolgt, entgegen.

Er hielt die Hand vor die Sonne und da er seiner Sache gewiß war, daß Die, die er suchte, in dem unscheinbaren Wagen saßen, sprengte er heran und befahl in einem herrischen Tone Iwan, zu halten. Dann kam er noch näher, nahm den Hut ab und sagte: „Gewiß, das sind die schönen Pilgerinnen, die ich suche."

„Mein Herr," sagte Dorothee, indem sie dem fremden Mann forschend in's Antlitz sah, „ich weiß in der That nicht —"

„O, Scherz bei Seite —"

„Die Jungfern haben sich meinem Schutze anvertraut," rief der Apotheker.

„Die Jungfern?" höhnte der Cavalier, „was will der unverschämte Mensch hier? Kann er sich nicht bescheidener ausdrücken? Die Comtessen, heißt es —"

Dorothee warf schnell ein paar französische Worte hin, die den vornehmen Herrn zu beschwichtigen schienen, denn er sprach halblaut vor sich hin: „Spaßhafte Idee des guten Grafen, sehr spaßhafte Idee! Kann aber nicht anders als zu solchen rencontres mit ungebildetem Volke führen. Sei er nicht ungehalten, mein guter Mann, steig' er ab und geh' er seiner Wege."

„Das würde ich gethan haben, auch wenn man es mir nicht auf so „gebildete" Art anempfohlen hätte," erwiderte der alte Mann. Dann wendete er sich zu den Schwestern und sagte: „Wenn ich in-

commodirt habe, ſo ſind Sie daran Schuld, meine Damen. Hätte ich gewußt, daß Sie vornehmen Standes wären, wäre ich Ihnen nicht in die Nähe gekommen."

Dorothee wollte ihm die Hand reichen, er wich aber zurück, indem er abwehrend rief: „Bitte ſehr. Das ungebildete Volk geht ſeine Wege."

„Die ich ihm weiſen werde mit der Reitpeitſche meines Reitknechts," rief der Reiter, „wenn er ſich hier noch Anzüglichkeiten erlaubt."

Der Alte lüftete lächelnd ſeinen Hut und verſchwand im Gebüſche.

„Aber nun erklären Sie uns," hub Dorothee an, indem ſie die Züge des Mannes ſich genauer anſah, die ihr bekannt ſchienen, „was Sie zu uns führt."

„Der Befehl Ihres Herrn Vaters," entgegnete Jener. „Er iſt durch Geſchäfte veranlaßt, ſeiner Reiſe eine andere Richtung zu geben und ſendet mich, Sie zu ihm zu führen. Mein Name iſt von der Recke; ich hatte das Glück, Sie, Comteß Eliſe, auf einem Balle zu Mitau zu ſehen, es ſind nun bereits vier Jahre. Erinnern Sie ſich des Jahres, wo die erſten Ochſen aus der Ukraine anlangten? ein für uns Landwirthe ſehr wichtiges Jahr. Hahaha!" —

Eliſe verſicherte, daß ſie ſich dieſes Umſtandes nicht entſinne, aber daß ſie wohl wiſſe, daß Herr von der Recke mit ihrer Stiefmutter verwandt ſei.

„So iſt's," entgegnete er, „und ich habe deshalb das doppelte Recht, Sie zu beſchützen, geehrte Comteſſen, erſt als Ihr Verwandter, dann als Cavalier. Erlauben Sie, daß ich den Platz Ihres Kutſchers einnehme und mir die Ehre gebe, Sie die wenigen Werſte, die wir noch zu dem Landgute haben, hinzufahren."

Iwan ſtieg ab und übergab mit einer tiefen Verbeugung die Zügel dem Herrn von der Recke, der ihm hieß, mit dem Reitknechte und den Pferden nachzukommen.

„Jetzt iſt unſre ſchöne Pilgerfahrt zu Ende!" ſeufzte Dorothee. „Nun heißt es wieder ſteif, gepudert und im Reifrocke daſitzen unter Baſen, Muhmen und Oheimen und Vettern."

Eliſe ſeufzte ſtill.

„Lebt wohl, lebt wohl ihr herrlichen Seen und Wälder, Du majeſtätiſches Meer und ihr ehrlichen Menſchen! Lebt wohl! —"

Herr von der Recke hatte ſo viel mit dem ihm ungewohnten Lenken des Wagens zu thun, daß er nicht Zeit hatte, nach dem Geſpräche der beiden „Comteſſen" hinzuhören. Man kam auf dem Landgute an, blieb dort einige Tage und dann, in einer eleganten Kutſche, von Mademoiſelle Pipelet, die mit dem Herrn von der Recke gekommen, begleitet, kehrten die Töchter des Hauſes in ihre Heimath zurück.

Der herzogliche Hof zu Mitau.

An einem der Bogenfenster des Schloßſaales zu Mitau lehnte der Herzog Peter und hörte den Reden zu, die die Herzogin, ſeine Mutter, auf einem der Kanapees ſitzend und Kaffee trinkend, an ihn richtete. Sie berührte das alte Thema von den zwei unglücklichen Ehen des Herzogs. Ein Page ſtand im Hintergrunde des Saals an einer der Thüren, und ſo entfernt, daß er nichts von dem vernehmen konnte, was drüben geſprochen wurde. Als ausführlich von der letzten dieſer Frauen die Rede war, ſagte der Herzog mit einem Tone ſchlecht verſteckten Verdruſſes: „Gnädige Frau Mama werden wiſſen, daß über dieſe Angelegenheit nichts zu entſcheiden iſt, bevor Hellſender zurückgekehrt iſt. Ich erwarte ihn jede Stunde.“

„Der Himmel gebe, daß er gute Nachrichten bringt," ſagte die Herzogin.

„Und wenn er auch keine guten bringt, ich bin entſchloſſen zu thun, was ich mir vorgeſetzt."

„Sie werden nicht eigenſinnig ſein, lieber Sohn."

„Gnädige Frau Mama nennen das Eigenſinn. Ich glaube, man könnte das männlichen Stolz titu-liren. Eine Frau, die mir ihre disgrace zu er-kennen gegeben, die mich ſchon am dritten Tage unſrer Verheirathung quittirt hat, heimlich, zum größten Skandal des Landes — die —"

„Taisez-vous! Man weiß, was Sie ſagen wollen, mon fils. Haben wir ſie erſt, ſo können wir ſchon unſre Rache nehmen. O ich bin gar nicht für's Verzeihen. Es iſt nie meine Paſſion geweſen. Man hat mich im Leben manchmal beleidigt, ich hab' aber immer Gelegenheit gehabt, repartieen zu nehmen. Mais —"

„Ehe ich die nehme, laß ich meine erſte Frau aus der Schweiz zurückkehren, ma foi! wer ſoll mich daran hindern?"

„Ciel! was muß ich hören! Mein Herr Sohn belieben zu ſcherzen."

„Die gnädigſte Frau Mama werden ſehen, daß ich Wort halte."

„Quelle betise! Eine kranke Frau, eine Frau, die mehr ſterbend als lebend iſt — von der die Aerzte verſichern — hm, hm verſichern — ver-

ſichern —“ hier konnte die Herzogin nicht weiter ſprechen, ein Stück der Torte war ihr in die Kehle gerathen.

Der Herzog ſah ſich nach ſeiner Mutter um und ſchnitt eines jener häßlichen Geſichter, die er ſich halb aus Scherz angewöhnt hatte, die halb aber auch eine Folge eines frühern Geſichtskrampfes waren. Das Zucken der Muskeln ſollte durch einen lachenden Ausdruck verſteckt werden.

„Mon cher Pierre,“ ſagte die Mutter als ſie wieder zu Athem gekommen war, „ſprechen Sie mir von dieſer Perſon nicht. Laſſen Sie ſie da, wo ſie iſt. Wir müſſen, wenn die Prinzeſſin hartnäckig bleibt, auf ein andres Auskunftmittel denken.“

„Haben wir denn nicht ſchon gedacht, Madame? Und haben wir nicht ſogar correſpondirt? Und haben wir nicht ſogar geheime Aufträge gegeben? Es koſtet alles das ſo viel Geld! o ſo ſehr viel Geld. Ich liebe die depensen nicht. Wenn man will heirathen, muß man Geld bekommen, nicht welches geben.“

„Und kurz, mein Sohn, es handelt ſich hier darum, daß Sie Vater werden —“

Der Herzog ſchnitt wieder das Geſicht, ohne zu antworten.

„Und auf dieſem Wege,“ fuhr die Herzogin fort, „werden Sie es nie werden, indem Sie ſich mit alternden und kränklichen Damen alliiren. Il

faut dire la verité, et rien que la verité. Man muß die Dinge beim rechten Namen nennen. Ihr Vater, mon cher fils, hat nicht das gethan, was er gethan hat, um ſeine Dynaſtie ſo raſch ausſterben zu ſehen. Oder wollen Sie Ihrem Bruder in die Hände arbeiten? Er wartet nur darauf ſich auf den Thron zu ſetzen. C'est sûr."

„So ſchaffen Sie mir denn eine Frau, maman!" rief der Herzog und ſtampfte voll Zorn mit dem Fuße. „Ihre Sache iſt's, mir eine zu ſchaffen. Gott im Himmel! muß ich doch alle Tage dieſen Discours hören! Ich kann keine Frau aus Brodteig zuſammenkneten! Die ſoll ich nicht, Jene ſoll ich nicht, und mich will Niemand."

„Chut!" rief die Herzogin, indem ſie einen Blick auf den Pagen richtete. „Soyez raisonnable! Man kann die verdrießlichſten Sachen mit Ruhe beſprechen. Ich erwarte Briefe aus Wien —"

„Etwa eine Erzherzogin?" fragte der Sohn höhnend.

„Eine Fürſtin — doch das iſt noch mein Geheimniß. Ciel! mon enfans! ſind Sie nicht ein ſouverainer Fürſt? Ein regierender Herr! Wie viele giebt es deren? und verſtand es nicht jener Herzog von Kurland, ſein Auge zu einer Zarentochter emporzuheben? Zu einer Zarentochter! Voilà un bon exemple!"

Ein Diener meldete den Kammerherrn und Le-

gations-Rath Hellſender. Er wurde herein beſchieden. Die Herzogin winkte dem Pagen, der das Kaffeeſervice fortnahm. Sie legte ein Stück Geld auf den Teller. „Ich gebe Dir reichlich, mein Sohn," ſagte ſie dabei, indem ſie leicht mit der Hand die Wange des Knaben berührte, „Du brauchſt alſo keine Schulden zu machen. Laß mich nichts Uebles von Dir hören. Jetzt kannſt Du gehn und im Vorſaal warten." Der Page entfernte ſich. In dem Augenblicke wurde die gegenüberliegende Thüre geöffnet und ein junger Mann von einnehmendem Aeußern trat herein und machte zwei leichte Verbeugungen. Der Herzog, die Hände auf dem Rücken, ging raſch auf ihn zu und fragte: „Was bringen Sie, Hellſender, Gutes oder Schlimmes?"

„Beides, Durchlaucht," erwiderte der junge Mann und blickte in einem verlegenen und devoten Lächeln die Herzogin an.

„Laſſen Sie ihn in der Folge und in Ruhe erzählen, mon fils," ſagte dieſe. Sie ſetzte ſich auf dem Kanapee zurecht und ſpielte mit den Spitzen ihrer Morgenhaube, indem ſie von Zeit zu Zeit Blicke in den nahen Spiegel warf. Der Herzog ging im Saale auf und ab. „Nun? haben Sie die Kaiſerin geſprochen?" fragte er.

„Ich hatte die Ehre," erwiderte der Legationsrath.

„So werden Sie einen Orden bekommen; ich gratulire im Voraus. Ich hoffe, man giebt ihm den Andreas, denn etwas Geringeres würde ich ihm kaum erlauben anzunehmen.“

„Mais, mon fils, das ſind Nebendinge!“ rief die Herzogin. „Zur Sache, zur Sache!“

„Zuerſt,“ hub der Legationsrath an, „ging ich, wie mir befohlen worden, zur Kneſchna Yuſſupow, die mich aber nicht vor ſich ließ, mit der Entſchuldigung, ſie ſei unpaß. An demſelben Tage ſah ich ſie aber in der Oper.“

„Wie ſah ſie aus?“ fragte der Fürſt.

„Wie ſie hier ausgeſehen hat, gnädiger Herr, immer daſſelbe feine, zarte Geſichtchen mit den unverkennbaren Zügen der Bosheit und des Eigenſinns. Sie ſtrahlte von Diamanten und mehr als ein Herr des Hofes befand ſich in ihrem Gefolge.“

„Ach, die Coquine. ſo verſchleudert ſie alſo die zwanzigtauſend Rubel, die ich ihr jährlich zahlen muß!“ rief der Herzog. „Sie ſehen, ma mère, daß ich ſie wieder haben muß, wenn auch nur, damit ich mein Geld wiederbekomme. Nun weiter Hellſender.“

„Von der Kneſchna ging ich,“ ſetzte der Berichterſtatter ſeine Rede fort, „zu Ew. Durchlaucht Schweſter. Die Prinzeſſin nahm mich zwar an, allein wie ich faſt noch in der Thüre ſtehe und

eben meine Rede beginnen will, ruft Sie mir zu: Sie kommen aus Kurland! Ich will nichts wiſſen! Nein, ich will auch keinen Brief annehmen. Nein, nein! Immer ſoll ich der Poſtbote für meinen Bruder ſein. Das hab' ich ſatt. Er konnte, wenn er mit Ihrer Majeſtät zu coreſpondiren wagt, ihr ſeine Briefe ſelbſt übergeben. Ew. Durchlaucht verzeihen, daß ich ſo offen ſpreche, denn mein Charakter als Geſandter fordert, daß ich nichts verſchweige."

„Weiter!" ſagte der Herzog kurz.

„Da das Zimmer voll junger Gardeoffiziere war, Durchlaucht die Prinzeſſin ſich dazu anſchickten, ihre Toilette zu machen im Kreiſe dieſer Herren, ſo wußte ich nicht, durfte ich bleiben oder nicht. Als ich unſchlüſſig meine Blicke in dem eleganten Gemach umherwandern ließ, trafen ſie auf die wohlbekannten Züge des jungen Grafen Solms, mit dem ich, wie Ew. Durchlaucht, ſich zu beſinnen die Gnade haben werden, in Halle ſtudirt habe. Es war natürlich, daß wir uns begrüßten. Er iſt bei der preußiſchen Geſandtſchaft angeſtellt und hat mich gebeten, bei Ew. Durchlaucht ſein Andenken aufzufriſchen. Dadurch, daß ich mit dieſem Herrn in ein Geſpräch gerieth, wurde ich gleichſam von der Prinzeſſin vergeſſen, die ſich unterdeſſen an ihren Toilettentiſch niedergelaſſen hatte."

„Sie hätten gleich wieder gehn," warf der Her-

zog ein, „keinen Augenblick länger bei der Prinzeſſin bleiben ſollen.“

„Aber wohin gehn, Durchlaucht?“ —

„Zum Oberhofmeiſter.“

„Der war nicht anweſend; er war von der Kaiſerin verſchickt, man wußte nicht, wohin.“

„Wohl gar eine disgrace!“ rief der Herzog. „Das wäre entſetzlich. Die Doſe mit Brillanten, die ich ihm neulich ſchickte, wäre damit in's Waſſer geworfen.“

Herr von Hellſender zuckte zu dieſer betrübenden Bemerkung ſeines Herrn die Achſel, dann hub er an, gleichſam um ihn wieder zu ermuthigen. „Uebrigens hatte ich Gelegenheit, mit dem Grafen Solms über den bewußten Ankauf in Schleſien —“

„Davon ein andresmal,“ ſagte der Herzog ſchnell, indem er einen flüchtigen Blick auf die Herzogin warf. „Was thaten Sie nun?“

„Die Prinzeſſin, nachdem ſie ihre Toilette beendet hatte, fand einen Augenblick Zeit, ſich mit mir zu beſchäftigen. Die gnädige Dame gab mir den Rath, mich perſönlich mit meinem Briefe in Sarskoi-Selo, wo die Kaiſerin ſich gegenwärtig befinde, einzuſtellen und zwar an einem Wege, den ſie mir näher zu bezeichnen die Gewogenheit hatte, und in der Nähe eines Pavillons, wo Ihre Majeſtät durchaus vorbei paſſiren mußten.“

„Ach, die alten Schliche!“ rief der Herzog und

zuckte mit allen Muskeln des Geſichts, indem er zugleich ein heiſeres Lachen ertönen ließ. „Wie oft hab' ich [illegible]e an dieſen Pavillon hinſchicken ſehen! Es ſteht dort eine Büſte des Aesculap. Haha! Manche, die krank am Beutel waren, hat dieſer Aesculap geſund gemacht. Millionen ſind an dieſem Pavillon verſchenkt worden, Millionen! — Mama! kennen Sie dieſen Pavillon."

Die Herzogin ſchüttelte das Haupt. „Er thut hier auch nichts zur Sache," ſetzte ſie hinzu, indem ſie ihre Porzellan-Doſe öffnete und eine Priſe nahm.

„Freilich thut er was zur Sache!" rief der Herzog und wiederholte ſein Lachen. „Man hörte es ja, Hellſender wird dorthin geſchickt. Meine Schweſter wußte übrigens recht gut, wen ſie dorthin ſchickte; Sie ſind ein hübſcher Mann, mein Freund, und ich bin ſehr begierig jetzt auf die Dinge, die kommen werden."

„Ew. Durchlaucht werden ſich getäuſcht ſehen, wenn Sie große Erwartungen hegen. Leider iſt meine Miſſion mit keinem günſtigen Erfolge gekrönt worden. Ich bin unglücklich, dies eingeſtehen zu müſſen."

„Wir wollen ſehen," rief der Herzog in einem muntern Tone; „manches ſcheint kein günſtiger Erfolg und iſt dennoch einer. Weiter."

„Als ich mich bei'm Pavillon einfand, entdeckte

ich eine kleine Anzahl Damen und Herren, die ſich daſelbſt mit Ballſchlagen beluſtigten. In einiger Entfernung ſtand eine Frau, in einem einfachen Sommerhute mit einem dünnen Florſchleier, den ſie über den Hut und über einen Theil des Geſichts geworfen. Man ſagte mir, dies ſei die Kaiſerin und ſie beluſtige ſich, dem ungeſchickten Ballſpiele ihres Günſtlings zuzuſehen, des jungen Obriſten Korſakow. Ich betrachtete mir dieſes neue Meteor, das erſt ſeit Kurzem am Horizont emporgeſtiegen war. Als ich etwas hinter dem Schatten der Bäume hervortrat, bemerkte mich ſogleich die Kaiſerin und ſchickte die Gräfin Bruce, fragen zu laſſen, wer ich ſei. Ein Adjutant näherte ſich mir und bat ſich höflich Auskunft über mein Erſcheinen an dieſem Platze aus. Ich erwiderte, daß ich im Auftrage meines Fürſten käme und perſönlich meine Miſſion Ihrer Majeſtät auszurichten wünſche. „Die Kaiſerin empfängt hier Niemanden," ſagte der Adjutant, „und dies iſt, mein Herr, auch nicht der Weg, wie ſich diplomatiſche Geſchäfte abmachen laſſen." — „Ich erſuche Sie, meine Worte der Kaiſerin zu hinterbringen," entgegnete ich, ohne mich einſchüchtern zu laſſen. Er ſah mich verwundert und forſchend an und ging meinen Auftrag auszurichten. Nicht lange, ſo bekam ich Befehl, näher heranzutreten. Die Kaiſerin war in ein kleines Bosquet getreten, wo ſie ziemlich von Allen ungeſehen ſtand.

Ich überreichte ihr Ew. Durchlaucht Schreiben. Sie öffnete es ohne ein Wort zu ſagen. Während ſie las, glaubte ich mein Auge der Geſellſchaft zuwenden zu dürfen, aber ich bemerkte mit Schrecken, daß der Blick über das Blatt herüber auf mir ruhte."

„Wer ſind Sie?" fragte ſie.

„Ich nannte meinen Namen."

„Alſo ein Deutſcher. Und wie lange in Dienſten des Herzog's?"

„Ich beantwortete auch dieſe Frage."

„Finden Sie ſich morgen um dieſe Stunde im Pallaſt ein," ſagte ſie, indem ſie langſam und immer den Blick auf mich gerichtet, den Brief zuſammenfaltete.

„Ich will wetten, ſie hat nicht eine Zeile geleſen von dem, was drin ſtand!" rief der Herzog, ſeine Mutter dabei anblickend, die die Achſeln zuckte.

„Als ich den Garten verließ, war ich ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit für Alle und der Adjutant beeilte ſich, mir ſeine Dienſte anzubieten," fuhr der Legationsrath fort. „Man wollte wiſſen, wer ich ſei und wer der Souverain, der mich abgeſchickt. Ich antwortete auf alle dieſe Fragen ausweichend. Die Stunde, in der ich zum Pallaſt beſchieden war, erſchien. Als ich kam, war gerade der Fürſt Potemkin bei der Kaiſerin und Alles wich in ſcheuer Ehrfurcht zurück. Er war nach

langer Abweſenheit zum erſtenmal wieder im Pallaſte und man verſicherte, daß die Kaiſerin für die erſten Tage ſeiner Anweſenheit für Niemanden würde ſichtbar ſein. Demnach machte ich mich gefaßt, wieder meine Wege gehen zu müſſen, als im Vorſaal, wo ich wartete, ein Kammerherr erſchien, der laut meinen Namen rief und, als ich aus dem Kreiſe hervortrat, mich ſogleich ihm zu folgen bat. Wir gingen durch einen Saal, in dem an einem Thronhimmel gearbeitet wurde und wo ganze Maſſen Sammt und Seite den Boden bedeckten, und gelangten durch eine kleine Thüre in einen Gang und durch dieſen in das Kabinet der Kaiſerin, in welchem ſie am Schreibtiſche ſaß, der Fürſt dicht neben ihr ſtand und an einem entfernten Fenſter eine Dame in einem Schleier wartete. Die Kaiſerin, als man mich meldete, ſchrieb unbekümmert weiter, ſo daß ich Zeit hatte, das Kabinet und die drei Perſonen, die es, mich abgerechnet, füllten, zu betrachten. Die Kaiſerin hatte die erſte Toilette ſchon gemacht, ihr Haar war nicht in großen Locken, ſondern eng anſchließend, ſtark mit Puder angelegt, ein kleiner Kamm in Form einer Krone von Diamanten hielt einen mäßig großen Chignon auf dem Scheitel des Kopfes feſt. Dies gab dem Kopfe etwas jugendliches; das Ohr, der Hals und ein Theil der Bruſt waren frei. Ein Corſet von Spitzen umſpannte die Taille und war vorn wie

rückwärts mit diamantnen Knöpfen beſetzt. Zwei Orden waren an der Schulter befeſtigt, ein ruſſiſcher und ein dem Lande angehörender, aus dem der Geſandte ſtammte, dem heute eine Audienz ertheilt werden ſollte. Der Rock war von ſchwerem Lyoner Seidenſtoffe, doch nicht übermäßig gepauſcht. Collier und Armbänder von Diamanten. Die Kaiſerin ſaß ſehr gerade, wie ſie ſchrieb, und das Papier lag in einer ſchrägen Lage vor ihr. Der Fürſt war in Uniform, doch hielt er die rechte Hand nachläſſig in die Weſte geſchoben. Sein Geſicht war ernſt, nicht finſter und ſein Blick fiel zuweilen forſchend auf die Zeilen, die aus der Feder hervorgingen. Hin und wieder rief er der Schreibenden ein paar Worte zu, die dieſe, ohne aufzuſehen oder eine Antwort zu geben, mit einem leichten Kopfneigen in ihre Schrift mit aufnahm. Die verſchleierte Dame ſtand ſo unbeweglich und ſchien ſo wenig geneigt, ſich erkennen zu laſſen, daß meine Verſuche nach dieſer Richtung hin völlig ſcheiterten. So viel konnte ich nur ſehen, daß ſie ſchlank und gut gewachſen war, und demnach vermuthete ich, daß ſie jung ſei. Endlich hörte die Kaiſerin auf zu ſchreiben und blickte mit einem ſonderbaren Geſichte, in dem ſich Triumph und Schadenfreude miſchten, zum Fürſten auf, als wollte ſie fragen: Hab' ich's gut gemacht? Der Fürſt machte mit ernſter Miene eine Verbeugung, empfing dann das Schreiben und

wollte ſich entfernen, als die Kaiſerin ihm zurief, e möchte bleiben. Sie ſagte ihm auf ruſſiſch und im Tone der Vertraulichkeit: „Mein Freund, man hat mir geſagt, daß Du großes Talent habeſt, Frieden zu ſtiften, hier kannſt Du es zeigen. Ein Mann und eine Frau zanken ſich, und da ſie nicht ohne Schiedsrichter fertig werden können, kommen ſie zu mir und ich ſoll ihren Handel zur Ausgleichung bringen." — „Sie konnten keinen beſſern Richter wählen," ſagte der Fürſt. — „Du irrſt, mein Freund, keinen ſchlimmeren konnten ſie wählen. Ich bin eine Frau und als ſolche bin ich ſehr geneigt, den Männern Unrecht und meinem Geſchlechte Recht zu geben. Du biſt ein Mann, ein großer Heerführer, ein weiſer Regent in Deinem Reiche, man hat mich ſogar verſichern wollen, daß Du öfters einer Frau, die ſich Kaiſerin von Rußland nennt, guten Rath giebſt, alſo entſcheide Du. Komm hervor, Nadeſchda, komm hervor, meine Kleine, und lege Deinen Schleier ab, denn Du mußt wiſſen, ich bin Paris und will die Tugend und Unſchuld unverhüllt ſehen." Die Kueſchna, denn jetzt ſah ich, daß ſie es war, trat aus der Fenſterniſche hervor und wollte ſich der Monarchin zu Füßen werfen, dieſe aber zog ſie zu ſich und ſtellte ſie, immer in demſelben ſcherzhaften und muntern Tone, dem Fürſten vor, der ſie als eine gute Bekannte vertraulich begrüßte und vor ſich hinſprach: „Jetzt verſteh' ich." —

„Der Mann," fuhr die Kaiſerin fort, „iſt nicht in Perſon gekommen, er hat aber einen treuen Freund und Diener geſchickt und die ganze Sache ſoll im Geheim und im Vertrauen von mir abgemacht werden. Die Sache iſt die: Die Frau iſt von dem Manne fortgezogen und er, der Mann, will nun, daß ſie wieder zu ihm kommen ſoll. Ich denke, Herr General, wir rathen der Frau, daß ſie ſich gehorſam in den Willen des Mannes füge."

„Ihre Majeſtät," hub der Fürſt an, „werden bedenken, daß der Herzog —"

„Still, hier iſt von keinem Herzoge die Rede, ich habe keinen Namen genannt," ſagte die Kaiſerin.

„Der Mann alſo," verbeſſerte ſich der Fürſt, „deſſen Frau dort ſteht —"

„Gut, gut!" rief die Kaiſerin, „nun weiter."

„Muß doch in der Art ſich gezeigt haben, daß die Fürſtin — wollte ſagen — die Frau es nicht länger hat bei ihm aushalten können. Es giebt Männer, die die beſte, geduldigſte Frau zwingen, ſie zu verlaſſen. Vergeben, Majeſtät, daß ich ſo offen ſpreche, ich weiß nicht, um was es ſich hier handelt und wer die betreffenden Perſonen ſind," ſetzte der Fürſt lächelnd hinzu.

„Ja," ſagte Katherina, „ſolche Männer giebt es. Trotz unſerer geringen Kenntniß des Geſchlechts müſſen wir doch zugeben, daß derlei Fälle ſich ereignen. Allein der Mann, von dem hier die Rede,

iſt nicht von der Art. Er iſt ein Mann, der ſehr viel gute und liebenswürdige Eigenſchaften hat, und der obenein Geld genug beſitzt, um eine Frau zu ernähren."

„In dem Falle," ſagte der Fürſt, „würde ich der Frau rathen, unverzüglich zu dem Manne zurückzukehren."

„Wenn ſie jedoch nicht will —" fügte die Kaiſerin hinzu.

„So ſoll man ſie zwingen," rief der Fürſt.

„Da hörſt Du es, Nadeſchda. Ich befehle Dir, zu Deinem Manne zurückzukehren. Ich ſpreche nicht hier als Deine Gebieterin, ſondern als Deine Freundin, und als eine Freundin der guten Ehen. Es iſt niemals hübſch, wenn von einem Gezänke zwiſchen Eheleuten die Rede iſt, vielmehr erfüllt es jedes Herz mit Freude, wenn Beiſpiele von Verträglichkeit, Sanftmuth und Zutrauen vorkommen. Ich ſehe Dir an, Du biſt gerührt, und ſomit entſchloſſen, meinem Rathe zu folgen."

Die Fürſtin warf ſich hier leidenſchaftlich der Kaiſerin zu Füßen.

„Nun was giebt's?" ſagte dieſe ärgerlich. „Mäßigen Sie ſich, Madame. Sie wiſſen, ich liebe die Scenen nicht."

„Ich kann nicht zurückkehren, ich kann nicht!" rief die ſchöne Frau im Tone höchſter Leidenſchaft. „Großer, gütiger Gott, wie kannſt Du Dein Geſchöpf ſo quälen!"

„Weshalb denn nicht?“ fragte die Kaiserin aufgebracht. „Jedes vernünftige Wesen muß doch Gründe haben, weshalb es so und nicht anders handelt. Sie werden doch auch die Ihrigen haben, Fürstin?“

Die Fürstin lag zu den Füßen der Kaiserin zusammengebrochen, von ihren weiten, faltigen, weißen Gewändern und Schleiern überhüllt und verdeckt, nur das Haupt emporgerichtet und die Hände gefalten, sah sie mit dem Ausdrucke einer weinenden und verzweifelnden Magdalena zu der Kaiserin empor. Ohne ein Wort zu sagen, sprachen nur diese flehenden, großen, dunkeln Augen. Jedes gefühlvolle Herz mußte in ihr die reine, edle, durch unermeßliches Unglück gedemüthigte und gebrochene Frau sehen, der nicht beizustehen ein Verbrechen gewesen wäre. Katharina sah sie erstaunt an und der Fürst sprach leise vor sich hin: „Die Spitzbübin! wie gut sie ihre Rolle einstudirt hat.“

„Welch' ein Ausdruck, welch' eine Stellung!“ rief Katharina. „Es muß sich hier um große Dinge handeln! Was hat er Ihnen gethan? Sie wollen es nicht sagen. Sprechen Sie mir in's Ohr; ich muß wissen, was Das Alles bedeutet.“

Und mit ein paar heftigen und raschen Schritten ging die Kaiserin an's Fenster und zog die Fürstin nach sich. Hier sah man Beide einige Sekunden stehen und die Fürstin der Kaiserin eine

geheimnißvolle Mittheilung machen, die auf die Zuhörende eine eigenthümliche Wirkung zu machen ſchien. Sie wandte ſich betroffen zu der Sprechenden und ſagte dann: „Das iſt etwas Anderes, das verändert die Sache; wenigſtens will es reiflich bedacht ſein, ehe man mit einem Machtſpruche auftritt. Meine Herren, wir wollen für's Erſte die Parthei der Frau nehmen. Auf mein Wort, auch die Frauen haben manchesmal Recht und die Männer Unrecht. Dies iſt jedoch eine gefährliche Behauptung und ich bitte, es nicht weiter zu ſagen, wenigſtens nicht, daß es eine Frau geſagt hat. Mein Herr," wandte ſie ſich zu mir, „wollen Sie Dem, der Sie zu mir geſchickt hat, mittheilen, daß die Dame, um deren Geſchick es ſich hier handelt, einſtweilen ſich in meinen Schutz begeben hat."

„Damit war ich entlaſſen. Ich ging nun noch zu dem Staatsrathe Schanin, Ew. Durchlaucht ergebenſten Diener, um auf deſſen Rath zu hören. Er gab mir aber zu verſtehen, daß hier nichts zu machen ſei, als vielleicht mit Geld. Die Fürſtin hat Schulden, wenn alſo Ew. Durchlaucht ſich entſchlöſſen, dieſe zu bezahlen und vielleicht funfzigtauſend Rubel —"

„Teufel! nicht einen Rubel. Das Weib koſtet mich ſchon enorme Summen!" rief der Herzog, „ich ſage, enorme Summen! Ma chère mère, was ſagen Sie zu Alle Dem? He? Was? Mich bei der Kaiſerin anzuklagen! Sind das nicht ſataniſche

Ränke? Und was hab' ich ihr gethan? Hellsender, alle dieſe Dinge bleiben unter uns, verſtehen Sie?"

„Wie können Ew. Durchlaucht nur irgend zweifeln?"

Die Herzogin erhob ſich, wie es ſchien, ſehr mißvergnügt. Sie machte eine kurze Verbeugung gegen den Herzog und entfernte ſich. Hellſender eilte ihr voran und öffnete die Thüren. „Wenn Sie ſpäter ein paar Augenblicke für ſich haben, Herr Hellſender, ſo bitte ich, mich nicht zu vergeſſen." Eine tiefe Verbeugung war die Antwort hierauf.

Als die Herzogin fort war, ſchnitt der Herzog eine Grimaſſe und rief mit kreiſchendem Lachen: „Dieſes Teufelsweib! Dieſe Satansfurie! Ich ahne, was ſie der Kaiſerin geſagt haben wird. Aber es iſt eine Lüge, Hellſender, eine infame Lüge! Aber die Weiber ſtecken zuſammen. Was die Eine nicht weiß, das behauptet die Andere zu wiſſen. Aber ich weiß nun, woran ich bin. Dieſe muß ich aufgeben. Damit iſt's nichts. Mais mon cher, dites moi franchement, iſt ſonſt nichts vorgefallen? Sie verſtehen mich — hm!"

„Wahrhaftig, Durchlaucht, ich weiß nicht —"

„Die Kaiſerin — hm!"

Der junge Legationsrath ſah mit Erröthen und doch mit einem ſchelmiſchen Lächeln ſeinen Herrn an.

„Nun? hm!“

„Ich wüßte wirklich nichts.“

„Keine Aufforderung, wieder zu kommen?“

„Keine, Durchlaucht.“

„Keine Anwerbung, meine Dienſte zu verlaſſen und in gewiſſe andre zu treten? Eh! dites donc! —“

„Wie würde ich jemals darein willigen! Ich würde der undankbarſte Menſch auf Erden ſein. Durchlaucht haben an meinen Eltern und an mir ſo viel Gutes gethan.“

„Ich habe ſo viele Feinde.“

„Aber auch ſehr viele aufrichtige Freunde und Diener.“

Der Herzog trommelte auf den Fenſterſcheiben, dann wandte er ſich um und ſagte nach einer Pauſe: „Was ſagte Ihnen Solms?“

„Die Herrſchaft in Schleſien iſt zu haben und wenn wir geſchickte Machinationen anwenden, ſo können wir den Kaufpreis faſt um ein Achtel herabdrücken. Der jetzige Beſitzer braucht Geld. Allein es muß vorſichtig betrieben werden. Der Staatsrath Schanin ſagte mir, es gehe das Gerücht, die Stände hätten ſich mit einer Klageſchrift an die Kaiſerin gewendet und ſie gebeten, zu verhindern, daß Ew. Durchlaucht nicht alles Geld aus dem Lande bringe.“

„Was!“ rief der Herzog und ſtampfte mit dem

Fuße, „mein Geld! Ich darf doch damit machen, was ich will? He? Aber das iſt eine Lüge, Hellſender! Ciel! wenn ich Die kennte, die ſolche Streiche machen, wie wollte ich ſie züchtigen!“

„Deshalb wäre mein Vorſchlag,“ hub der Legationsrath an, indem er einen Schritt näher trat und mit leiſer Stimme ſagte: „Wir kauften nicht in Schleſien, überhaupt nicht in Preußen, ſondern in Holland. Maſter Cloopman & Sohn, der bei dem Umſatze der Papiere, wie Ew. Durchlaucht ſich erinnern, damals ſo weſentliche Dienſte leiſtete, würde ſich ein Vergnügen daraus machen —“

„Aber ich will nicht nach Holland. Soll ich da etwa Tulpenzwiebeln pflegen?“ ſagte der Herzog.

„Oder in der Schweiz —?“ bemerkte Hellſender.

„Gott ſei bei mir! Da käme ich mit meiner erſten Frau zuſammen,“ ſchrie der Herzog. „Nein, nein, nein — wir kaufen; aber ganz in der Stille. Hören Sie — ganz in der Stille. Selbſt meine Mutter darf nichts erfahren. Hellſenderchen, das bleibt unſer Geheimniß, und jetzt gehen Sie nach Hauſe und ſetzen ſich an Ihren Mittagtiſch.“

Aber der Legationsrath ging nicht nach Hauſe, ſondern zu der Herzogin, wo er nochmals die ganze Empfangsgeſchichte in Petersburg und mit noch größerer Umſtändlichkeit erzählen mußte. Dann fragte die Herzogin, ob ihr Sohn ihm nicht beſondere

Aufträge gegeben, und als dies verneint wurde, erhielt er endlich seine Entlassung.

Kaum war er fort, so rief die Herzogin ihren Pagen herein. Sie gab ihm den Auftrag, dem Legationsrathe dahin unbemerkt zu folgen, wohin er jetzt gehen werde, das heißt in das Haus des Geheimeraths von Nolde, mit dessen Tochter, und das wußte die Herzogin allein, der junge Mann heimlich verlobt war. Der Geheimerath galt als Haupt der Mißvergnügten und der Gegner des Herzog's. Der kleine Spion entfernte sich und erhielt den Befehl, den Abend wieder zu erscheinen, um Rapport abzustatten.

Die Verlobung.

Es war der Herbſt gekommen und die Familie des Grafen von Medem rüſtete ſich, einige Feſte zu begehen, zu denen die Gutsbeſitzer aus der Nachbarſchaft eingeladen waren. Unter den übrigen Gäſten erſchien auch der Lieutenant von Stiernholm. Dorothee hatte in dem Berichte, den ſie ihrem Vater von der Reiſe gemacht, freimüthig ihres wiederholten Zuſammentreffens mit dem jungen Manne gedacht, und der Graf hatte nichts dagegen, daß er und noch ein paar Offiziere des Regiments ſich auf Schloß Meſothen zu einem längern Beſuche einfanden. Sie ſollten Theil an den Jagden nehmen, die jetzt begannen. Es war gut, daß Iwan von ſeinem Herrn zur Abſchließung eines Kaufs nach Polen geſendet worden, daß er alſo ſeinen Pſeudo-Pathen nicht zu ſehen bekam, was gewiß einen heftigen Auftritt veranlaßt hätte.

Die Gesellschaft, die sich einfand, war sehr bunt gemischt und hatte dennoch so ziemlich denselben Charakter. Die alten Herren, zum größeren Theile gewesene Militairs, saßen an Kartentischen zusammen, die jüngeren Männer belustigten sich auf der Jagd und wenn sie spät nach Hause kamen, so machten Tanten und Cousinen die Honneurs der Tafel, deren Schüsseln mit großem Appetite geleert wurden. Der ganz junge Anwuchs, die Kadetten, die Forstschüler, die Gymnasiasten spielten mit großem Glück die jungen Gecken, die, wie die Fliegen im Hochsommer, durch kein Mittel der Welt fernzuhalten waren und täppisch am liebsten dahin fuhren, wo sie am wenigsten gern gesehen wurden. Die alten Anstandsdamen saßen entweder Abends auch am Spieltische oder hatten ein kleines Plauderkränzchen in den innern Gemächern der Frau des Hauses, wohin die Männer keinen Zulaß erhielten. Hier wurden die wichtigen Gegenstände abgemacht, welch' ein Erbe einst dieser Tochter, wie viel Schulden für jenen mißrathenen Sohn zu bezahlen seien. So manche Kaffeetasse wurde bei diesem mehr als düstern Thema mit Seufzern geleert. Die Dame des Hauses wußte, wenn sie einige ihrer alten Gefährtinnen nahe daran sah, in Thränen auszubrechen, mit Geschicklichkeit auf die Preise der Butter am letzten Markttage überzugehen, und diese plötzliche und erfrischende Abwechselung des Gesprächs-

ſtoffs hatte zur Folge, daß jene gar zu betrübten Mütter wieder Muth ſchöpften und munter zu leben beſchloſſen. Die Frauen von nicht adliger Abſtammung, die aber zu bitten man nicht hatte unterlaſſen können, ſammelten ſich um die Frau Räthin und die Frau Amtmännin, und ergingen ſich in einem ungemeſſenen Lobe der Braten und Torten, die ſie hatten auf der gräflichen Tafel erſcheinen ſehen. Die adligen Damen unterließen nicht, hier und da mit dieſen „Madames" ein gütiges und herablaſſendes Wort zu ſprechen. Die jungen Mädchen ſchwärmten herum, ſo weit es ihre Toilette, ihre Friſuren und ihre Reifröcke erlaubten. Man ließ ſie am Morgen bis gegen die Mittagsſtunde mit losgebundenem Haar umhergehen, die Etikette erforderte jedoch, daß an der Mittagstafel eine Friſur à la belle nature, oder eine „le petit fauconnier" aufgeſetzt wurde, zwei Arten, das Haar zu verunſtalten, die gerade für „ländliche Zuſammenkünfte" im petit courier des dames „als die neueſte Mode" angegeben waren. Le petit fauconnier war ein ziemlich hoher Haarthurm mit einem ſchiefaufgeſetztem Hütchen, auf dem neben einer Roſe eine Reiherfeder angebracht war, zudem hatte eine ganze Parthie der Locken ihren Weg nach der linken Schläfe genommen, wodurch angedeutet wurde, daß le petit fauconnier ſich intereſſanter Weiſe in einem Sturmwinde befunden, der ihm die Haare auf eine Seite geworfen. A la

belle nature hatte eine hängende und eine aufrechtstehende Rosenknospe, auf einem halb im Nacken liegenden Schäferhütchen angebracht. Die erstere Frisur stand Dorotheen vortrefflich, die andere gab Elisen, durch die Menge von Haarnadeln, die dabei Dienste thaten, ein leidendes Ansehen. Eine größere Auswahl von Coiffüren besaß der ländliche Haarkünstler nicht, den der Graf aus der Mitte seiner Dienerschaft genommen und eine Zeit lang bei einem Friseur von Ruf in Mitau seinen Lehrkursus hatte machen lassen. Nur eine Frisur war noch vorhanden, „à la Cleopatre", diese war jedoch ausschließlich für Mademoiselle Pipelet bestimmt, wenn nicht der Fall eintrat, was sich jedoch selten ereignete, daß die Gräfin ihren gewöhnlichen Kopfputz, der einfach, aber dabei geschmackvoll war, verließ und auf diese Haarzierde Anspruch machte. Die jungen Mädchen hatten sich dennoch den Scherz ausgedacht, sich in „belle nature" und in „jeune fauconnier" zu theilen und sich danach zu benennen. Die „jeunes fauconniers", die von Dorotheen angeführt wurden, erhielten nicht selten in den Bewunderungen der jungen und alten Herren den Sieg über die „belles natures", denen man vorwarf, daß sie zu Zeiten allzu schüchtern und zu bescheiden seien, und auf eine Frage nicht immer passend zu antworten verständen. Dagegen lobte man die belles natures als unermüdlich im Ertragen der Beschwer-

den einer langweiligen Luſtpartie, wo ſie ſich mit den Shawls und Tüchern, den Strickbeuteln und den Regenſchirmen der ganzen Geſellſchaft beluden, ohne auch nur eine unwillige Miene zu zeigen. Die kleinen Mädchen bis zu ſieben und acht Jahren waren in Nichts auffällig, es ſei denn in der Geſchicklichkeit, die ſie beſaßen, ſich den Magen zu überladen, die Blumen im Garten heimlich auszurupfen und jede Zuckerſchaale und Fruchtſchüſſel zu beſtürmen.

Dorothee hielt ihr Verſprechen, ſie hatte ein Heft ſchwediſcher Lieder von dem Landgute der alten Dame mitgebracht und ſie und Arwed trugen dieſe einfachen Weiſen mit zartem Gefühl vor. Die Töchter des Onkel Jägermeiſters hatten ſich mit Gewalt einiger Mode-Arien aus Opern bemächtigt und kreiſchten oder ſchrieen ſie zu großer Befriedigung ihrer Mutter, die hinter ihren Stühlen ſtand, der Geſellſchaft vor, wenn dieſe gerade mit den Kaffeetaſſen in der Hand in den Salon trat, um ſich von den Beſchwerden des Mittageſſens zu erholen. Regelmäßig ſchlummerten ein paar alte Landjunker bei dieſen Trillern und Läufern ein, und man machte ſich den Spaß, ſie zu wecken, indem man ihnen in's Ohr blies oder ſie mit einer Feder unter der Naſe kitzelte. Der Herr Paſtor übernahm, von ſeiner Tochter unterſtützt, hier und da von Büchern und von Literatur zu ſprechen, allein er fand wenig An-

klang. Diese Männer und Frauen lasen nicht, höchstens daß dieser oder jener von der „asiatischen Banise“ oder der „Insel Felsenburg“ dunkle Erinnerungen hatte. Es war noch nicht Mode geworden, daß der junge Adel seine regelmäßig wiederkehrenden Touren in's Ausland machte, obgleich bereits sehr viele Kurländer auf ausländischen Universitäten studirten. Dafür wurden von den alten Herren die Hamburger Nachrichten, der Reichsanzeiger, die Berliner Hande- und Spener'sche Zeitung und das Mitauische Wochenblatt fleißig gelesen. Der Pastor forderte aber dazu auf, den eben auftauchenden Gellert zu beachten und eine, wenn auch nur geringe Kenntniß von den Romanen des Pastors Hermes zu nehmen, dessen „Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen“ eben erschienen waren. Hier fand er jedoch nur bei dem jüngern Theile der Anwesenden Anklang und auch war leider Mademoiselle Pipelet dagegen, denn sie erklärte, wenn die Rede auf Bücher kam, es gäbe nur eine Literatur der Welt und diese sei die französische.

Neben der Unterhaltung am Spieltische und auf der Jagd hatten die alten und die jungen Herren noch eine andere, dies war die Politik, wie man es jetzt nennen würde, damals führten jedoch derlei Erörterungen nur den kunstlosen Titel: Diskurse über Landessachen. Diese Diskurse bestanden aus

erſchöpfenden Darlegungen wie früher „Alles beſſer geweſen". Je weiter man zurückging — und man ging zurück bis zu Zeiten der „ruſſiſchen Anne", deſto beſſer waren die Aerndten, deſto höher die Getreidepreiſe und deſto ergiebiger alſo die Exiſtenzmittel. Da der Herr des Hauſes offen zu dem regierenden Herzog hielt, ſo wurde hier kein Tadel über deſſen Regierung laut; man begnügte ſich, nur im Allgemeinen einige neu eingeführten Abgaben zu tadeln und mit unverſtelltem Unwillen über Eingriffe in die Privilegien des alten angeſeſſenen Adels zu ſprechen, bei welcher Gelegenheit denn der ſächſiſche Prinz, der Herzog Carl, der in der Zeit des Interregnums, wo das Haus Biron in Ungnade ſich befand, den Herzogſtuhl eingenommen, gelobt und geprieſen wurde. Es war nicht zu ſagen, wie lang ſich ein ſolches Geſpräch hinzog, wie es, wenn es begann, ſchlafbringend auf den weiblichen Theil der Anweſenden wirkte und wie belebend alsdann ein Späßchen Onkel Jägermeiſters, oder ſonſt eines alten Herrn von munterm Charakter dazwiſchen fuhr. Es war auffallend und wurde von einigen Leuten mit Staunen bemerkt, wie unter der kleinen Zahl weiblicher Zuhörerinnen bei dieſen Diskurſen Dorothee ſich befand, und wie dieſes junge Weſen, dem man zutrauen ſollte, daß es ſich ganz andere Unterhaltungsmittel werde aufzuſuchen wiſſen, am längſten und am beharrlichſten hier aushielt.

Dadurch machte sie sich eine Kenntniß der „Landessachen“ zu eigen, die dann zufällig im Gespräche mit den Ihrigen, zu der Verwunderung derselben zu Tage kam. Sie wurde deshalb belobt, sie antwortete aber alsdann: „Das ist ja ganz natürlich, es ist mein Vaterland.“

Unter der Zahl der jungen Männer, die man „tüchtig“ und „hoffnungsvoll“ nannte, befand sich der Freiherr von der Recke. Er hatte ein ererbtes Gut in Besitz genommen und Niemand wußte so gut wie er, die gutsherrschaftlichen und bäuerlichen Verhältnisse, wie sie gegenwärtig bestanden und wie sie früher bestanden hatten, aus einander zu setzen. Er war dafür, daß dem Unterthan keinerlei Freiheiten und Rechte zugestanden werden sollten, indem er die Ansicht hatte, daß er sie jederzeit mißbrauchen würde. Da er eine kurze Zeit bei der Garde in Petersburg gedient, so hatte er die wohlthätige Wirkung der Stockschläge kennen gelernt und wandte dieses Erziehungsmittel in reichlichem Maaße an, wobei ihm ein unwissender und fanatischer Pfarrer die Hand bot. Es gab darum keine gehorsamere Bevölkerung und keine gläubigere Gemeinde als auf dem Gute des Freiherrn. Der junge Mann hatte ein stets lachendes Gesicht, denn er war immer mit sich zufrieden, und diese Zufriedenheit dünkte ihn ein Glück. Nach seiner Ansicht gab es in der ganzen Schöpfung nur ein vollkommenes und tadelfreies

Weſen, das war der Kuriſche Edelmann und zwar ein ſolcher, der auf ſeinem väterlichen Erbe ſaß, und treu den Sitten der Väter es nie verließ, um die lächerlichen und albernen Einrichtungen, Sitten und Gebräuche der Fremde zu ſehen. Nicht ohne Abſicht hatte damals der Graf dieſen untadelhaften Jüngling von nahe an vierzig Jahren den beiden Töchtern entgegengeſchickt, er hatte den Entſchluß merken laſſen, daß er eine derſelben zur Frau zu haben wünſche. Nach einer Abweſenheit von mehr als einem Jahre, wo man ſchon hätte glauben können, er hätte dieſe Abſicht aufgegeben, erſchien er jetzt und ſeine Wahl fiel auf Eliſen, da Dorothee, wie er ſich gegen ſeine Vertrauten zu äußern beliebte, eine zu wilde „Hummel" und dabei eine naſeweiſe und übermüthige kleine Beſtie ſei. Er hätte hinzuſetzen können, daß das junge Mädchen viel zu jung war, um eine Frau, und beſonders ſeine Frau werden zu können. Bei Eliſe war der Abſtand der Jahre ebenfalls groß, doch nicht ſo übermäßig und ſo auffällig. Die Wochen, die alſo der Freiherr auf dem Schloße zubrachte, wandte er an, der jungen „Comteß" den Hof zu machen, das heißt auf ſeine Weiſe. Er unterhielt ſie von den Annehmlichkeiten, die es gewährte, eine gute Milchkammer anzulegen, und von dem Verdienſte, bei der Schaafſchur gegenwärtig zu ſein. Auch gab er an, wie Keller und Küche zu überwachen ſei und auf welche

Weiſe man Dienſtboten zu behandeln habe, die ſich in Ausübung ihrer Pflicht läſſig zeigten, bei welcher Gelegenheit er ſtets mit beſonderem Vergnügen die Art und Weiſe beſchrieb, wie eine ſeiner Tanten ihre Mägde beſtrafe, welche Züchtigung darin beſtand, daß ſie ihnen Werg um die Finger wickelte und dieſen dann anzündete. Er wußte die Töne des Schmerzensgeheuls und Gewimmers nachzumachen, die ſich ihm als Knabe in höchſt ergötzlicher Weiſe in's Gedächtniß geprägt, und er empfahl Eliſen, auf ähnliche Weiſe zu verfahren. Um ſeinen Bewerbungen mehr Mannigfaltigkeit zu geben, tanzte der Freiherr, wobei er beharrlich außer dem Takte blieb und mit den Stiefeln, an denen dicke Abſätze und Sporen ſich befanden, der Tänzerin auf die Füße trat. Jede Rohheit, die er entweder ſelbſt beging, oder die er begehen ſah, vermehrte ſeine gute Laune; nur was er ein „geziertes" Weſen nannte, und das beſtand darin, daß man über etwas anderes zu ſprechen wagte, als was ihm zuſagte, konnte ihn übler Laune machen, und dieſe äußerte ſich darin, daß er irgend einen Gegenſtand, der ſich in ſeiner Nähe befand, zerbrach oder beſchädigte, oder ſeinen Hund antrieb, diejenigen Perſonen, die ſo mißfällige Reden hielten, heimlich anzufallen, in die Waden zu zwicken, oder an dem Rocke zu reißen. Ein unbändiges Gelächter war dann die Folge dieſer gelungenen Rache. Die zarte und ſanfte Eliſe

war nicht zu bewegen, den Freiherrn nach ihrem Geſchmack zu finden; allein ſie wagte nicht, dem offen kundgegebenen Willen der Stiefmutter entgegenzutreten, und dieſe Dame wünſchte lebhaft dieſe Heirath zu Stande zu bringen. Viele Mütter hatten ähnliche Abſichten mit ihren Töchtern, allein der Freiherr, der ſeiner „gnädigen Frau Tante“ ſehr ergeben war, verſchloß ſein Auge und ſein Ohr allen Verſuchungen und blieb ſtandhaft dabei, daß Eliſe die Seinige werden ſolle. Da ihm das Unangenehme geſchah, daß Eliſe ſtets zu weinen, wenn er zu ſprechen anfing, ſo bat er endlich die gnädige Frau Tante, ein ernſtliches Wort mit dieſem lieben Kinde zu ſprechen. Dieſes ernſtliche Wort wurde geſprochen bei Gelegenheit, als ſich die Gräfin und Mademöiſelle Pipelet gerade in dem Toilettenzimmer der Erſtern befanden und die Gräfin, in einem weiten Pudermantel daſitzend, ſich von der Gouvernante eben die Brief der Madame de Sevigné hatte vorleſen laſſen.

„Setze Dich, liebe Eliſe,“ ſagte die Gräfin mit großer Güte, als das junge Mädchen ſchüchtern und in trüber Stimmung im Kabinete erſchienen war.

„Haſt Du mir nichts mitzutheilen?“ fragte die Gräfin.

Erſtaunt und befangen blickte die Gefragte auf. „Das ich nicht wüßte ma chère mère.“ entgegnete ſie endlich und ſchwieg dann wieder.

„Nichts? Wirklich nichts?“

Abermaliges Schweigen.

„Sei nicht verstockt, gutes Kind,“ hob die Gräfin wieder an, indem sie die Falten ihres Pudermantels ordnete. Als ich so jung war wie Du, flog ich meiner Mutter in die Arme, wenn sie in so gütigen Worten, wie ich es jetzt thue, zu mir sprach.“

„O Madame la comtesse sind ein Engel!“ setzte Mademoiselle Pipelet hinzu. „Wie glücklich ein Kind, das eine solche Mutter hat!“

Elise stand auf, küßte der Gräfin die Hand und setzte sich dann wieder.

„Nun?“

„Nichts! sie sagt nichts!“ rief das Fräulein empört.

„Und wir wissen doch Alle, daß sie etwas zu sagen hat,“ setzte die Gräfin in einem bereits aufgebrachtem Tone hinzu. „Wir wissen, daß eine stille Neigung zu einem Manne in der Brust dieser, meiner Tochter lebt.“

„Ach — meine Mutter — ja!“ rief Elise und warf sich vor der Gräfin nieder.

„Endlich!“ rief diese und hob die Knieende auf.

„Endlich!“ rief die Gouvernante.

„Ein schöner Mann!“ bemerkte die Gräfin.

Elise neigte ihr Haupt bejahend.

„Daß er älter iſt wie Du, mein Kind, ſchadet nicht.“

„Durchaus nicht,“ erwiderte Eliſe begeiſtert.

„Du haſt ihn auf Deiner ländlichen Reiſe kennen gelernt?“

„Ja, meine theure Mutter, kennen und — verehren gelernt. Zuerſt zogen mich ſein Geiſt und ſeine Gelehrſamkeit an, dann auch ſein edles, gefühlvolles Herz.“

„Sein Geiſt und ſeine Gelehrſamkeit?“ wiederholte die Gräfin nachſinnend. „Nun, mein Kind, was das betrifft, nicht alle Männer können Profeſſoren ſein.“

„Er iſt es.“

„Was iſt er?“

„Profeſſor, meine beſte Mutter, Profeſſor. Drei Univerſitäten haben ihn dazu gemacht.“

„Den Freiherrn?“

Eliſe ſchwieg.

„Wie iſt mir?“ rief die Gräfin, „wovon reden wir? mein Neffe Profeſſor und zwar von drei Univerſitäten creirt und ich weiß nichts davon. Liebſte Pipelet, geben Sie mir doch mein Riechbüchschen her. Ich geſtehe, dieſes Mädchen kann Einen ganz verwirrt im Kopfe machen. Eliſe, meine liebe Tochter, wir ſprechen ſo eben von dem Freiherrn von der Recke, meinem Neffen und mit dieſem wünſchte ich Dich vermählt zu ſe-

hen. Gott im Himmel, haſt Du mich jetzt verſtanden?"

Das bleiche Geſicht Eliſens war mit einer Purpurgluth übergoſſen. Sie hatte ihr Geheimniß verrathen, ſie hatte ſich dem Spott und Hohne der Welt bloßgeſtellt und alles — umſonſt! Wie liſtig hatte man ſie zum Reden gebracht; dies empörte ſie und ſie beſchloß, jetzt verſchloſſen und finſter zu ſein wie das Grab, wo hinein ſie ſich wünſchte. „Wenn zwar von der Recke nicht Profeſſor iſt, ſo verdiente er es zu ſein," ſagte ſie lächelnd. „Seine Geſpräche ſind ſtets belehrend und inhaltsreich."

„Nun ja!" rief die Gräfin, plötzlich wieder Muth ſchöpfend und erleichtert. „Du haſt alſo Deine Neigung in dieſen Scherz eingekleidet."

„C'etait une mauvaise plaisanterie, mademoiselle," ſetzte Fräulein Pipelet hinzu.

„Ich bitte um Verzeihung," klagte Eliſe, in Thränen ausbrechend.

„Tröſte Dich, mein Kind," hob die Gräfin an, „Deine Neigung hat meine vollſtändigſte Billigung und auch die Deines Vaters. Der Freiherr iſt ein edler Mann, ein reicher Mann. An ſeiner Seite wirſt Du glücklich ſein."

Eine lange Pauſe und tiefes Stillſchweigen.

„Nun, haſt Du mir noch etwas zu ſagen?"

„Nichts."

Eliſe machte ein tiefe Verbeugung vor der

Mutter, die ſie an ſich zog und ſie auf die Stirn küſſend ausrief: „Meine theure, meine geliebte Tochter, wie viel Freude bereiteſt Du mir.“

„Kommen Sie, mein Engel,“ rief Mademoiſelle Pipelet, „kommen Sie in meine Arme. O, ma petite, ich ſterbe vor Wonne! So belohnt eine gehorſame Tochter die Keime guter Lehren, die ihre Freundin in ihren Buſen geſtreut.“ —

Eliſe wankte in die Arme des Fräuleins. Sie flüſterte etwas von „Bedenkzeit“, aber die beiden aufgeregten Frauen hörten nichts. „Mein Kind, geh jetzt zu Deinem Vater, auch er wird über dieſen Gegenſtand mit Dir ſprechen. Auch er wird ſich freuen, Dich ſo gehorſam ſeinen und unſeren Wünſchen zu finden. Kleine Spaßmacherin, Du!“

Die Spaßmacherin, bleich wie der Tod, wollte die Thür erreichen, fiel aber vor derſelben in Ohnmacht zu Boden. Die Empfindungen, die auf einen Schlag hin ihr junges Herz gleichſam überfallen hatten, waren zu heftig geweſen, als daß ſie ihren Einflüſſen nicht hätte unterliegen ſollen. Der Schmerz und die Erbitterung, daß man getrachtet, ihr auf höhnende und liſtige Weiſe, wie ſie glaubte, das ſelige Geheimniß, den Schatz ihres Buſens, von deren Daſein bis jetzt nur ihre Schweſter gewußt, zu entreißen, der Zwang dieſer Heirath, der ſie nun nicht mehr zu entgehen hoffen durfte, endlich die bittere Gewißheit, von ihrer geliebten Doro-

thee durch ein finſteres Geſchick, das ihr immer drohender erſchien, deſto näher es kam, ſich getrennt zu ſehen — Alles beſtürmte ſie plötzlich und warf ſie nieder. Die Unglückſelige, ſie klagte ſich ſelbſt an; ſie hatte ja ſelbſt geſtanden, daß ſie den Mann liebte, und wenn ſie nicht offenbaren wollte, was ſie ſtreng in ſich zu verſchließen ſich vorgenommen, ſo konnte ſie das Mißverſtändniß nicht löſen. Verwirrt und faſt bewußtlos ergab ſie ſich in ihr Geſchick. Der Graf pflegte mit dieſer Tochter, die nicht ſein Liebling war, die vielen Worte zu ſparen. Er klopfte ſie, alſo, als ſie vor ihm ſtand, liebkoſend auf die Schulter und ſagte: „Mein Kind, ich habe nichts dagegen. Beſpreche Dich mit Deiner Mutter, ſie iſt Deine beſte Freundin.“

Drei Tage darauf wurde das Geburtsfeſt der Gräfin gefeiert, und an dieſem Tage die Verlobung des Freiherrn von der Recke mit Eliſen bekannt gemacht.

„Aber liebe Schweſter!“ rief Dorothee am Vorabend dieſes Tages, „wenn Du nicht willſt, ſo erkläre es doch laut. Ich in Deiner Stelle würde es thun. Noch iſt es Zeit.“

Eliſe weinte ſtatt der Antwort am Halſe der Schweſter.

„Soll ich in Deinem Namen zum Vater gehen?“

„Um Gotteswillen, nein!“

„Zur Mutter alſo?“

„Noch weniger! Sie haben es beſchloſſen; ich muß gehorchen.“

„So will ich es dem Recke ſagen.“

„Willſt Du mich tödten? Denke an die Umwälzung im Hauſe, die ein ſolcher Schritt nach ſich zöge! Und dann, Dorothee, ich habe vor einer Stunde im Gebet mein Herz Gott ausgeſchüttet. Kann es nicht ſein weiſer Wille ſein, mir dieſes und kein anderes Geſchick zu bereiten? Ach und es iſt ſo ſüß, gehorſam zu ſein den Eltern! Wie eine Magd ſich fügen ihrem Willen! Und endlich Der, der mich wählt, iſt's denn nicht in der That ein edler Mann?“ —

Und der edle Mann kam ſo eben in ſeine Uniform des Garde-Regiments gepreßt, den Baumgang herab, lächelnd, denn er konnte nie anders ſein, und überreichte Eliſen eine große reife Melone, ſie war die erſte im Jahr. „Comteß,“ ſagte er, „ſind eben ſo ſüß wie dieſe Frucht; mein Herz war bis jetzt eben ſo rauh und ſo hart wie dieſe Schaale, aber das ſilberne Meſſer der Liebe hat gewußt, darin tiefe Einſchnitte zu thun.“

Dieſe Anſpielung war für die damalige Zeit ſehr fein, und ſie war die erſte und die letzte Galanterie, die der Freiherr zu Stande brachte.

Eliſe behielt bis zu Ende ihres Lebens einen Widerwillen gegen Melonen.

Der raſche und günſtige Erfolg, den hier ein

Bewerber davontrug, machte einen Andern kühn, nun auch sein Ziel mit geschwinden Schritten zu erreichen. Arwed ließ sich bei dem Grafen melden und brachte seine Bitte um Dorotheens Hand vor. Der Graf war von Allem unterrichtet, er erwiderte daher, nachdem er den jungen Mann hatte sich aussprechen lassen: „Ihr Antrag ehrt mich und ich habe sowohl gegen Sie, wie gegen Ihre Familie nichts einzuwenden; allein, mein lieber Herr, Sie sind zu jung, meine Tochter ist zu jung. Wie können sich zwei Kinder heirathen.“ Der Lieutenant machte bemerkbar, daß er den Degen ihrer Majestät trage und daß, so viel er wüßte, dieser keinem Kinde verliehen würde. „Sie sollen mir darum nicht böse sein; ich bin ein alter Herr, Sie sind ein junger Mann, ich bin Vater, Sie wollen sich zum Führer des Geschicks meiner Tochter aufwerfen; dies sind Gründe, die gebieten, daß ich offen zu Ihnen sprechen darf, wie ich es denn thue. Sie sagen, kein Kind trage den Degen der Kaiserin? Ich will Ihnen Männer nennen, die in der Wiege schon zum Range von Hauptleuten befördert wurden. Darüber lassen Sie uns also nicht streiten. Daß Sie, trotz Ihrer Jugend, ein tüchtiger Soldat sind, glaub' ich gern, und da ich Sie seit einiger Zeit beobachtet habe, will ich sogar glauben, daß Sie der Mann sind, meine Dorothee glücklich zu machen; — allein Zeit genommen, mein Freund,

Zeit genommen! Laſſen Sie ein paar Jährchen vergehen und dann — fragen Sie wieder an. Aber ich muß die Bedingung ſtellen und Sie werden mir darauf Ihr Ehrenwort geben, in dieſer Zwiſchenzeit kein Einverſtändniß irgend einer Art zwiſchen Ihnen und meinem Kinde zu unterhalten! Sie verſtehen mich, kein kleines romantiſches Abenteuer, keine Reiſegeleitſchaft unter fremdem Namen, keinen Briefwechſel, kurz Nichts, was hinter meinem Rücken geſchähe. Dagegen ſind Sie willkommen, wenn Sie einmal im Jahr auf einige Tage ſich hier als Gaſt einfinden. Wollen Sie öfter kommen, müſſen Sie bei mir anfragen. Meiner Tochter ſtelle ich ähnliche Bedingungen und, daß ſie mir gehorſamt, weiß ich — ſie iſt meine Tochter. So wie ſie unaufgefordert mir offen bekannt hat, auf welche Weiſe Sie die Bekanntſchaft mit ihr erneuert, ſo wird ſie mir auch das Daſein des kleinſten, unbedeutendſten Billets von Ihrer Hand anzeigen. Und ein Bruch Ihres Ehrenworts, mein junger Freund, würde einen Bruch unſers Verhältniſſes für ewige Zeiten zur Folge haben. Ich bin ein alter, wunderlicher Mann; ergraut in den Geſetzen der Ehre — einer Ehre, die mir nicht die Welt, ſondern mein Gewiſſen vorſchreibt, kann ich kalt, grauſam und unerbittlich ſein, wo ich ſehe, daß man mit mir zu ſpielen beabſichtigt, da ich mir nicht erlaube, mit dem Vertrauen und der ehrlichen Meinung des Ge-

ringſten meiner Diener zu ſpielen. Jetzt wiſſen Sie es, wie wir mit einander ſtehen, wollen Sie darauf eingehen ſo geben Sie mir Ihre Hand. Wir bleiben Freunde."

Was ſollte der arme Gepeinigte thun? Er gab ſein Wort und ſeinen Handſchlag, aber kaum vom Grafen fort, lud er in ſeinem Zimmer eine Piſtole und eilte in den entlegenſten Theil des Park's, mit dem feſten Entſchluß, ſeinem Leben ein Ende zu machen. Leiſe, von ihm nicht bemerkt, war ihm Dorothee nachgeſchlichen, ſie ſtand plötzlich vor ihm als er auf einer Bank ſich niederließ, die Piſtole neben ſich.

Im Dunkel der alten Linden, von den letzten Abendrothſtrahlen angeglänzt, ſtand das junge Mädchen da, lichtvoll, in unbeſchreiblicher Schönheit, wie eine Erſcheinung aus der andern Welt. Staunend, ohne ein Wort zu ſprechen, ſtarrte ſie der Jüngling an.

„Arwed," ſagte ſie mit leiſer Stimme, „wenn ich Ihren Entſchluß errathen habe, ſo vergönnen Sie, daß ich von Ihnen zuerſt Abſchied nehme, ehe Sie vom Leben Abſchied nehmen."

„Dorothee! Sie wollen mich abhalten, meinen Entſchluß auszuführen?"

„Nein."

„Wie? Sie wünſchen alſo, daß ich ſtürbe?"

„Ich kann es wenigſtens nicht hindern. Ein

Mann, der nicht den Muth hat, den Stürmen des Lebens die Stirn zu bieten, ist für mich verloren, und ich kann und werde ihn nicht halten, wenn er gehen will."

„O Dorothee, Dorothee! so jung, so schön und — so kalt!"

„Ich bin nur ein Mädchen, aber ich möchte Den sehen, der mir eine Handlung der Feigheit abnöthigte."

Arwed antwortete nicht, er starrte vor sich hin. Dann sagte er: „Sie rütteln mich nicht durch Worte auf. Wir sollen uns trennen, Dorothee — trennen! Fassen Sie — fassest Du die Marter dieser wenigen Worte?!"

„Sie kommen vom Vater."

„Von einem grausamen, unerbittlichen Vater."

„Er ist der meinige."

„Und Du — und Du! eben so grausam, ebenso unerbittlich wie er?" Er verhüllte sein Gesicht. Dorothee nahm still den Platz an seiner Seite ein. Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und ihr Köpfchen halb zu ihm geneigt, sagte sie lächelnd aber mit einem schmerzlich bewegten Tone: „Wollen wir warten, Arwed. Warten! Wir sind ja Beide noch jung. Bleibe mir treu, ich — will Dir treu bleiben! Und nun keine Trauer mehr."

„Himmlisches Mädchen!" Er wollte seinen Arm um ihre Taille legen, mit einer geschwinden Bewe-

gung entſchlüpfte ſie ihm und nahm die Piſtole mit. Er wollte ſie haſchen, doch ſie war ſchnellfüßig wie ein Reh hinter den Taxushecken verſchwunden.

Arwed kreuzte die Arme auf der Bruſt, lehnte ſich an einen Baum und ſah unmuthig und dann lächelnd in die Ferne, wohin die kleine Fee entflohen. „Sie liebt mich," ſagte er vor ſich hin — „nein, ſie liebt mich nicht — doch, ſie liebt mich — nein, nein, nein, ſie liebt mich nicht!"

Das Conzert bei Hofe

Ein Zeitraum von einem Jahr iſt vergangen. Es iſt Winter, die Vergnügungen in der Hauptſtadt haben begonnen. Mit der Liſte in der Hand ſteht der Herzog Peter vor ſeiner Mutter und berathſchlagt, wer zu dem nächſten Hofconcerte einzuladen ſei und wer nicht. Die Liſte faßte ſehr viel Namen, es war eine, noch von der vorigen Regierung her und der Tod hatte ſo unerbittlich ſo manchen Namen, deſſen Träger eine hübſche und lebensfrohe Frau oder ein hoffnungsvolles, liebliches Mädchen geweſen, von dem Papiere weggeſtrichen. Einige Namen waren darunter, bei denen ein Kreuz mit Röthel hingezeichnet ſtand, dies waren Favoritinnen des Herzogs Karl, die der jetzige Herzog nicht ſah, die auch zum größten Theile nicht mehr im Lande ſich befanden, ſondern ihrem Gön-

ner nach Deutschland nachgezogen waren. Außer den Kreuzen gab es noch andere Zeichen und diese waren sehr mystischer Natur, von dem Herzoge selbst angemerkt, um damit diese, bald jene Besonderheit und Bedenklichkeit anzugeben. Eine Null bedeutet, daß das Individuum, das mit diesem Zeichen versehen war, eine Person sei, die zu Nichts zu brauchen war, die kein Vermögen, kein Ansehen und keine Verbindungen, auch keine Verwandte aufzuweisen hatte, die im Besitze von Vermögen, Ansehen oder einflußreichen Verbindungen waren. So bestand denn ein Drittel der Liste aus Nullen. Diese Nullen waren jedoch hier, wie anderswo, hoffähig und hätten es sehr übel genommen, wenn man sie nicht zu dem Feste hinzugezogen, wo sie dazu dienten, die Wände zu dekoriren. Mit einem Sternchen waren Diejenigen bezeichnet, die dem Herzoge von Nutzen waren, die jedoch aus gewissen Gründen nicht allzu oft durften gebeten werden, weil ihr Erscheinen Verdacht und Unwillen erregte. Ein einfacher Strich machte Personen kund, die der Herzog haßte und die ihn wieder haßten, aber es auf's beste verbargen, — ein doppelter Strich zeigte diese Eigenschaft verdoppelt, und seit einiger Zeit hatten sich diese einfachen und diese Doppel-Striche bedeutend gemehrt. Ein kleines unruhiges und verwirrtes Gekritzel mit dem Bleistift zeigte angenehme oder schöne Frauen an, die irgend einmal und irgendwo den Beifall

des Herrn ſich errungen hatten. Mit einem Punkte waren diejenigen Herren und Frauen bezeichnet, denen man Rückſichten ſchuldig war und von denen man wußte, daß ſie dem Hofe ergeben waren.

Zweimal hatte bereits das Auge des Herzog's die Liſte durchlaufen, er ſich die zu wählenden Perſonen angemerkt und wollte ſie eben der Herzogin überreichen, als ſein Finger mit dem Rothſtifte bewaffnet, auf einem Namen haften blieb. „Medem!“ murmelte er, „was hab' ich damit ſagen wollen? Hm! Ich errathe durchaus nicht. Wiſſen Sie etwa, meine Gnädigſte, was es mit dem Medem für eine Bewandtniß hat? Es muß eine Bewandtniß mit ihm haben.“

„Wir ſahen die Familie lange nicht,“ verſetzte die Herzogin-Mutter. „Vorigen Winter hieß es, daß die Gräfin leidend ſei. Aber weshalb fragen Sie das, mon fils?“

„Weshalb, maman? Weshalb? Ich habe hier ein Zeichen gemacht, um anzuzeigen, daß irgend Jemand in der Familie mir gefallen hat. Sehen Sie ſelbſt, meine Gnädige.“ Er gab das Blatt hin, auf dem der Vater Medem mit einem Punkt und die Mutter Medem mit einem Gekritzel bedacht war. Die Herzogin gab das Papier ihrem Sohne zurück, indem ſie in einem gleichgültigen Tone ſagte: „Ich verſtehe das nicht.“

„Aber man muß verſtehen, man muß wiſſen,

was meinen Beifall ſich zu erſtreben verſtanden hat," rief der Herzog unwillkürlich und gleich darauf ſetzte er hinzu: „Ach, ich hab's! es befinden ſich in dieſem Familiencomplex zwei hübſche Töchter. Ja, ja —"

„C'est vrai!" rief die Herzogin. „Das eine Kind ſpielte uns noch ſo artig ein Lied auf dem Clavier vor. Ich habe gehört, daß ſie geheirathet hat."

„Wen?"

„Der Name iſt mir entfallen. Man kann ja die ganze Familie mit dem Schwiegerſohne bitten," ſagte die Mutter, „alsdann erfährt man's, wen das Mädchen geheirathet hat. Die Familie iſt eine ſehr anſtändige und ſehr wohlgeſinnte. Die Gräfin Medem war zu ihrer Zeit eine beauté. Als ich ſie zuerſt ſah, verlor ſie einen Zahn, der ihr ſonderbarer Weiſe nicht wieder erſetzt werden konnte. Ich habe die näheren Umſtände vergeſſen, die dieſen Fall begleiteten."

„Gut, wir bitten die Familie. Es freut mich nur, daß ich jetzt weiß, weshalb ich das Zeichen gemacht. Ich mache nie ohne Grund Zeichen. So hab' ich hier bei dem kleinen Hofrath Blinzing einen Punkt gemacht und gleich dabei ein krummes Strichelchen, dies will ſagen, daß der Hofrath auf Pfänder leiht und Wuchergeſchäfte macht."

„Fi donc! So etwas am Hofe!" rief die Her-

zogin. „Wir müſſen überhaupt anfangen, vorſichtiger zu ſein, mon fils. Die polniſche Gräfin neulich, die wir mit ſo viel Aufmerkſamkeit aufnahmen und von der es ſich erwies, daß ſie eine davongelaufene Schneiderstochter war —"

„Die Schuld Ihrer Oberhofmeiſterin, Madame. Warum unterſucht ſie nicht ſtrenger." Der Herzog ſchnitt hier eine Grimaſſe und lachte höhniſch.

„So etwas," fuhr die alte Dame fort, „wird von unſeren Feinden ausgebeutet. Es heißt dann: Am Hofe des ſächſiſchen Prinzen hätte ſo etwas nie vorfallen können; das war ein wirklicher Fürſt."

„Und bin ich denn Keiner?" fragte der Herzog.

Die Herzogin ſchwieg.

„Der Geheimerath Nolde," fuhr der Herzog fort, „thut mir doch nie den Gefallen, krank zu werden. Dieſer Mann muß eine eiſerne Geſundheit haben. Wie gern wäre ich von der Pflicht entbunden, dieſes Affengeſicht zu ſehen. Aber Hellſender ſagt, er wäre nicht ſo ſchlimm, als man ihn mir geſchildert. Ueberhaupt meine offenen Widerſacher hätten lange nicht die Bedeutung, als die geheimen. Ciel! Es kommt mir vor, als wenn Eines ſo ſchlimm wäre, als das Andere. Ich möchte ſie Alle in einen Backofen ſperren und dann Feuer anlegen."

„Seit einigen Wochen," hub die Herzogin an, „hält ſich eine Dame bei ihm zum Beſuche auf, von

der man glaubt, daß ſie ein Emiſſär von der polniſchen Parthei Ihrer Widerſacher ſei.“

„Das Donnerwetter ihr auf's Haupt!“ ſchrie der Herzog. „Schon wieder hat ſich das Geſindel dies Haus zum Zuſammenkunftsort erleſen. Es iſt noch gar nicht lange her, daß ich den Abbé Latour, dieſen Spitzbuben, fortgejagt habe und der ſaß auch dort. Aber weshalb ſagt mir der Hellſender davon nichts.“

„Mais, mon fils, wie wollen Sie nur, daß der plaudern ſoll! Wenn man die Tochter heirathet, wird man die Geheimniſſe des Papa's nicht verrathen.“ —

„Ich werde betrogen von allen Seiten,“ ſchrie noch heftiger der Herzog. „In dieſem Neſte wird polniſch gegen mich kabaliſirt, in jenem Neſte ruſſiſch, in einem dritten ſächſiſch und ich ſitze da und ſoll das Alles mit Ruhe anſehen! ja ich muß dieſe Beſtien noch zu mir in mein Haus bitten. Aber es ſoll anders werden! Ihr ſollt mich kennen lernen! Aber woher wiſſen Sie Das Alles, maman?“ ſetzte er nach einer Weile hinzu, indem er die Herzogin fixirte.

„Wie man dergleichen erfährt,“ entgegnete die Dame ruhig. „Einer erzählt es dem Andern nach.“

„Non, non, ce n'est pas ça. Sie ſind nicht die Frau, die auf loſe Gerüchte hört. Sie ſind ſtets ſehr genau unterrichtet.“

„Wenn ich das bin," ſagte die Herzogin mit Würde, „um ſo mehr Grund, meinen Rath anzuhören und zu befolgen."

„Die gnädige Frau Mutter ſind die Weisheit ſelbſt," bemerkte der Herzog, indem er ſich entfernte und die Liſte daließ, die nun von der Herzogin durchleſen und ebenfalls mit Zeichen verſehen wurde. Dann klingelte ſie und ihr Page kam. Sie nahm ein zuſammengefaltetes Papier aus ihrem Arbeitskörbchen, legte ein Stück Geld dazu und gab beides dem Knaben, indem ſie ſagte: „Damit geh' in die Vorſtadt zu der Frau Palm, verſtehſt Du? Sage ihr, ſie ſoll zu mir kommen und das Bewußte mitbringen, aber nicht in's Schloß, ſondern in den Park, in den Pavillon, morgen in der dritten Nachmittagsſtunde. Eile! Frau Palm pflegt gegen Abend nicht mehr zu Hauſe zu ſein. Findeſt Du ſie nicht, ſo bringſt Du Beides zurück."

Der Page verbeugte ſich und verſchwand durch eine Tapetenthüre, die in den Hof und von dort in eine enge Straße führte, welche an den ſüdlichen Flügel des Schloſſes grenzte.

„Ich will dieſe Stolzen züchtigen," ſagte die Herzogin, indem ſie ſich erhob, um in ihr Kabinet zu gehen, „ſie glauben uns wehrlos; aber wir haben Waffen; Waffen, die wir augenblicklich zu gebrauchen wiſſen werden, wenn gewiſſe Ränke ſich enthüllen." —

Als der festliche Tag heranrückte, machte der „Hof“ Anstalt, sich auf eine würdige Weise zu zeigen. Es war das erste Concert in der Wintersaison und mit dem Concerte sollte ein Ball und eine französische Komödie verbunden sein. Da der Herzog ein System befolgte, das hart an Geiz grenzte, — von den Günstlingen aber weise Sparsamkeit genannt wurde, so waren von den fünf diensthuenden Hofdamen vier beständig auf Reisen, das heißt, sie fuhren mit den Ihrigen zum Besuche von einem Landgute zum andern und bekamen keine Diäten. Dafür bei festlichen Tagen am Hofe wurden sie einberufen und mit einem „douceur“ beschenkt, das gemeiniglich in ein paar neuen Roben und Kopfzeugen, selten in baarem Gelde bestand. Die eine stets zu Hause bleibende Hofdame hatte dafür, daß sie einen bestimmten Gehalt bezog, die Verpflichtung übernommen, bei den Zänkereien und den nie aufhörenden kleinen Kriegen, die die Oberhofmeisterin mit ihrer Gebieterin führte, bald auf dieser, bald auf jener Seite Parthei zu nehmen, je nachdem der augenblickliche Sieg sich hierhin oder dorthin neigte. Es war dies eine peinvolle Stellung und nur die robuste Natur des Fräuleins und ihre von früher Kindheit an gewöhnten Nerven an allerlei erschütternde Vorfälle im eigenen Elternhause, machten, daß sie die Prüfungen stets mit Glück bestand. Die Oberhofmeisterin war eine alte Dame

von unsäglichem Hochmuthe und von einem Eigensinne und einer Herrschsucht, die ihres Gleichen suchten. Sie hatte die Herzogin gekannt, als diese, noch ein simples Fräulein von Trotte, die Mißbilligung aller kurländischen alten Edeldamen auf sich zog, als sie auf Befehl der Herzogin-Wittwe, der Großfürsten Anna, ihrem Günstlinge die Hand reichte, und dieser Umstand machte, daß sie keinerlei Art von Respekt für die Fürstin fühlte. Die Herzogin ihrerseits hatte Ursachen, die Gräfin möglichst zu schonen, da diese Mancherlei wußte, von dem man nicht wollte, daß es bekannt werden sollte. Die Oberhofmeisterin behauptete, daß es nur an ihr gelegen, die Gemahlin des Günstlings und spätern Herzog's zu werden, denn der Graf Biron habe durch deutliche Zeichen zu erkennen gegeben, welche heftige Neigung für sie seine Brust beseele. Aber sie habe sich wohl gehütet, die Scheingemahlin eines Mannes zu werden, der in's Land gekommen war als ein Nichts und daraus hinausgeschafft wurde als weniger denn Nichts. Diese Sticheleien der Gräfin vergalt gelegentlich die Herzogin, indem sie über das skandalöse Leben der Gräfin Worte fallen ließ, das diese in Petersburg geführt, als sich die herzogliche Familie in Sibirien befand. Hier war die Gräfin, die niemals geheirathet hatte, die glückliche Mutter von sechs Söhnen geworden, die unter beliebigen Namen in den kaiserlichen Instituten erzogen

wurden, von denen aber nur Einer leben geblieben, der ſein Daſein dadurch anzeigte, daß regelmäßig eine enorme Liſte von Schulden einlief, zugleich mit dem Berichte von ſonſtigen Unregelmäßigkeiten, denen dieſes Kind der Liebe ſich hingegeben und durch die er ſeine Mutter erfreute. Die Herzogin war grauſam genug, wenn die Gräfin ſich Ausfälle obiger Art erlaubt hatte, mit völlig ruhiger Haltung und Miene nach dem Befinden des Capitains Turkenieff zu fragen, — eine anſcheinend ſehr theilnehmende Frage, die jedoch die Gräfin ſofort in einen Zuſtand namenloſer Wuth verſetzte, der nur durch ein raſch eingenommenes Pulver und ein eben ſo raſches Zurückziehen in die innerſten Gemächer konnte beſeitigt werden. Es gab aber auch Tage, wo beide alte Damen, eingedenk, daß ſie eine gemeinſame Jugend verlebt, und ſich einem edlern Gefühl, als dem der ewigen Neckereien hingebend, ganz gut zu einander ſtimmten, und dies ging ſo weit, daß die Gräfin ein Medaillon mit dem Portrait der Herzogin ſich vorſteckte und dieſe eine kleine Haarlocke von der Gräfin im Ringe trug. Kurz vor einem Hoffeſte war jedoch dieſes Einverſtändniß noch nie beobachtet worden, dazu war die Gräfin zu neidiſch auf den Rang der Herzogin und ſah ſich verurtheilt, als ihre Dienerin ſich öffentlich zu zeigen. Sie machte ihrem Stolze und ihrem Unwillen auf alle Weiſe Luft. Die Pflichten ihres Amts, etwaige Fremde vorzu-

ſtellen, erfüllte ſie zwar, allein ſie unterließ nie, dieſe Fremden mit Bemerkungen zu erfreuen über die Toilette der Herzogin, über ihren Gang, ihren Kopfputz, und dieſes Alles wurde als Scherz leicht hin geworfen. Die Fremden fanden die alte Dame ſehr unterhaltend und witzig und breiteten ihren Ruhm nach allen Gegenden hin aus. Dieſer oberſten Hofdame zur Seite ſtand ein noch ziemlich junger Oberhofmeiſter, der ſich hier hatte anſtellen laſſen, weil er gehofft, durch den Einfluß der Herzogin Eudoxia zu Einfluß und Macht zu gelangen, dem durch die Flucht dieſer Prinzeſſin aber für's Erſte ſeine Pläne vernichtet worden waren. Er wartete eine günſtige Gelegenheit ab, den Hof mit guter Manier wieder zu verlaſſen, und fand unterdeſſen für gut, dem Herzog und ſeiner Mutter auf die unbegrenzteſte Weiſe zu ſchmeicheln, welches bewirkte, daß man ihn für einen beſchränkten Kopf und nicht der Mühe werth hielt, ſich um ſeine Stimme bei dem Kampfe der Partheien zu bemühen. Ein Kammerherr für den Herzog und einer für die Herzogin waren nur zeitweiſe am Hofe, am häufigſten ſah man daſelbſt den Legationsrath Hellſender, der dem Leſer bereits ſchon vorgeführt worden.

Die Säle waren erleuchtet; die Oberhofmeiſterin, in einer prachtvollen Robe à la turque und einer Coiffüre, die gleich einem kleinen chineſiſchen Glockenthurme ſich emporhob, ſtand in dem erſten Empfang-

ſaale und war umgeben von ſechs Damen in Gala-Roben und mit einem breiten Ordensbande geſchmückt, das ſie als chanoinesses eines Stifts bezeichnete. Dieſe bebänderten Schönen machten einen impoſanten Eindruck. Sie bewegten ſich ſo ſteif und abgemeſſen wie möglich und ließen, wenn zwei zuſammen ſich fanden, nur ein kaum hörbares Geflüſter ertönen. In einem kleinen Vorgemache gingen der Oberhofmeiſter und der Legationsrath, Beide in einem anſcheinend wichtigen Geſpräche begriffen, auf und ab, und zwei Kammerherren ſtanden am Fenſter, um auf das erleuchtete Portal zu blicken, ob noch keine ankommenden Equipagen ſich zeigen wollten. Ein Hauptmann und der Offizier von der Wache befanden ſich in der andern Ecke des Zimmers und zwei Pagen betrachteten mit ſcherzhaften Anſpielungen das Bild einer etwas allzuleicht bekleideten Nymphe, die im Begriffe war, ein kaltes Fußbad zu nehmen, beobachtet von einem gichtbrüchigen Satyr und bedient von einem Amor, dem das Fliegen wie das Gehen auf gleiche Weiſe unmöglich gemacht zu ſein ſchien, indem er kurze, verbogne Füße und nur einen kleinen Flügel auf dem Rücken hatte.

Ein Geräuſch auf der Treppe verkündete, daß die erſten Gäſte ſich näherten. Es war eine pünktlich nach der Uhr lebende Familie, in der der Vater Chef eines Büreau's, die Mutter eine geweſene Hofdame war, Beide alſo dem Geſetze der Ordnung

ſtrenger unterworfen, als die meiſten andern Sterblichen. Dieſem Muſter der Pünktlichkeit folgten einige Räthe mit ihren Familien und eine Anzahl älterer Damen, die nichts zu Hauſe zu thun hatten und daher froh waren, der Langeweile in ihren vier Pfählen ſo bald als möglich zu entfliehen. Es dauerte nicht lange, ſo hatte ſich der erſte Saal bereits gefüllt und der zweite begann ſich zu füllen. Es war eine ungemein zahlreiche Verſammlung, — der Grund davon war zum Theil die bald zu erwartende Eröffnung der Zuſammenkunft und Berathung der Stände. Der Herzog hatte dieſe Feierlichkeit weiter in's Jahr hinein verlegen wollen, die Landesabgeordneten hatten jedoch darauf beſtanden, gerade jetzt ſich zu berathen, um die gefaßten Beſchlüſſe zeitig nach Warſchau an den dortigen Hof zu bringen. Mit dem polniſchen chargé d'affaires und dem preußiſchen Legationsrathe, der hier die Geſchäfte eines Geſandten verſah, erſchien auch der Geheimerath von Nolde und mit ihm zwölf Landesabgeordnete. Dieſe impoſante Maſſe, geführt von einem Manne, den man als Haupt der Oppoſition betrachtete, trübte die gute Laune eines Theils der Geſellſchaft, der der Anſicht war, daß dieſe Männer nebſt ihren Frauen von einem Hoffeſte entfernt hätten bleiben ſollen. Endlich öffneten ſich die Thüren und der Herzog, ſeine Mutter am Arme führend, trat ein. Die Präſentation der wenigen Fremden nahm nicht viel Zeit

fort und schon begann man, der Tribüne sich zu nähern, auf der die Musik Platz genommen, als sehr spät die Familie Medem erschien. Der Graf, die Gräfin, zwei Töchter und ein Sohn, der Oberjägermeister und dessen Frau und Kinder. Diese Gruppe gelangte mit einigem Geräusche in den Vordergrund. Nachdem der Graf seine Entschuldigung vorgebracht, nahete sich die Gräfin der Herzogin, um ihr die Hand zu küssen, wurde jedoch von ihr umarmt und auf die Stirn geküßt. Die Gräfin stellte der Fürstin Frau von der Recke vor, und diese junge Frau erregte durch eine bleiche Gesichtsfarbe und durch eine etwas gebeugte Haltung Interesse. Das Bild der Jugend und Schönheit war neben ihr die Schwester. Ganz in durchscheinenden rosenrothen Stoff gekleidet, mit Guirlanden von weißen Rosen geschmückt, schien sie Aurora selbst zu sein, die, aus rosigem Gewölk aufsteigend, kommt, der Welt den neuen Tag zu bringen. Jede Bewegung war Grazie, jeder Schritt ein Triumph der Anmuth. Und dieses Antlitz! wie lächelte es! wie himmlisch süß umspielten es Unschuld und Freude! Der entzückend hübsche Mund mit seinen schimmernden Zahnperlen schien geschaffen, das Alter jung, die Weisheit thöricht und die Jugend neidisch zu machen. Das Auge blitzte mit dem diamanthellen Strahle, der die ganze Fülle unangetasteter Jugendfrische andeutet, und über diese Stirn schienen die rosigen

Geſchicke eines ganzen künftigen Lebens voll Lieblichkeit, Fülle und Glanz lächelnd hinzuziehen. Eine ſolche Erſcheinung konnte nicht verfehlen, allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen; Dorothee von Medem war das Geſpräch des Abends. Der Herzog vergaß über ſie die Politik und die Herzogin konnte nicht müde werden, der Gräfin über dieſe Tochter Artigkeiten zu ſagen.

Dorothee ihrerſeits ſah ſich nach Jemandem um; ſie vermißte Arwed, der beſtimmt hatte kommen wollen. Einige junge ruſſiſche Officiere ſtanden beiſammen; er war nicht darunter; dort glänzten wieder Uniformen, es waren Polen; auch dort war er nicht. Sollte er der Einzige in dem weiten Saal ſein, der ihr Erſcheinen nicht bemerkt hatte?

Ein trübes Wölkchen flog über ihre Stirn. Ein Abend ohne ihn! Was konnte der für Freude bringen!

Indeſſen ſie hätte nicht ſo jung und ſo lebensfroh ſein müſſen, wenn nicht der Glanz, der ſie umgab, ſie gefeſſelt, der Weihrauch, den man ihr ſtreuete, ſie den augenblicklichen Kummer hätte vergeſſen gemacht.

Das Concert war beendet, der Tanz ſollte beginnen: er war noch immer nicht da. Welche Auszeichnung ſollte ihr zu Theil werden! Der Herzog, nachdem er mit ein paar alten Standesdamen pflichtſchuldigſt getanzt, kam auf ſie zu, zog ſie aus

einem ganzen Bienenſchwarme junger Landfräulein heraus und eröffnete mit ihr die dritte Menuet. Alles ſtrömte hinzu um dieſes Paar tanzen zu ſehen. Mit einem lieblichem Kampfe mit der Schüchternheit begannen die erſten Schritte. Die ſchöne Roſenfee ſchwebte, gleichſam wider Willen von den Wogen der Muſik getragen, ihre Bahn dahin, doch immer freier werdend, glitt ſie in bezaubernden Schwingungen um ihren Tänzer herum, der die Touren des Tanzes verwechſelnd, genugſam kundgab, wie zerſtreut er war und wie ihn nichts zu feſſeln im Stande war als nur ſeine Tänzerin. Unter dem Walde von Federn, der auf den hohen Friſuren gleich einem vollen Aehrenfelde hin- und herwogte, ſuchte jedes Auge nur das Bouquet hellrother kleiner Federn, das auf dem Haupte der Schönſten der Schönen ſich wiegte. Wie voll Anſtand und dabei wie wenig ſteif war die Verbeugung, die ſie ihrem Tänzer am Schluß einer Tanzfigur machte, wie ſchön die Biegung des gehobenen Armes, wenn ſie ihm die Hand reichte zu einer neuen Tour. Wenn ſie fortſchwebend das Köpfchen wandte, um ſich nach ihm umzuſehen, ein Ah! des Entzückens entlockte der Anblick dieſer jungen Grazie. Zuletzt am Schluße, mit welcher Kindlichkeit, wie froh überraſcht und lächelnd erröthend empfängt ſie die Glückwünſche ihrer Geſpielinnen, die ſie umdrängen und ſie zur Herzogin-Mutter führen, die ihre Arme

ihr entgegenstreckte, indem sie laut rust: „Mein Engel! mein Engel! kommen Sie, daß ich Sie küsse!“

Dieser Tanz ist ein Greigniß. Zwei alte Räthe haben im Gedränge den Inhalt ihrer Tabatièren verschüttet, ein Spieltisch ist umgeworfen worden, eine Dame, die eine Liebhaberin von starkem Punsch ist, hat ein Gläschen dieses Getränks in den Nacken gegossen erhalten und ist ohnmächtig fortgetragen worden. Zwei Landstände haben andern zwei Landständen nachdrücklich auf die Füße getreten und einer einsamen, an nervösem Kopfweh leidenden Dame, die im Winkel des Saals eingeschlummert war, hat man die Rosengarnitur vom Kleide gerissen, indem man den benachbarten Stuhl erstieg, um besser über die Köpfe herüber dem Tanze zusehen zu können. Dorothee tanzte noch einen Tanz, sie tanzte noch einen dritten, als man sie aber zum vierten auffordern wollte, war sie verschwunden. Der Vater, die Mutter suchten sie, ohne sie finden zu können; Frau von der Recke hatte sie noch zuletzt in einer Fensternische mit ihrem Bruder und einem Officiere sprechen gesehen. Frau von der Recke durchlief die Säle. Es durfte kein Aufsehen gemacht werden, der fragenden Herzogin versicherte die Gräfin, ihre Tochter habe sich nur auf wenige Augenblicke zurückgezogen, um sich von dem Tanze zu erholen. Sie erhält ein Billet, sie öffnet es

und liest die wenigen Worte: „Liebe Mutter, ich bin mit Bruder Friedrich zu Palms in die Vorstadt gefahren. Seien Sie nicht böse; ich konnte nicht anders; wo möglich sagen Sie dem Vater nichts; ich hoffe bald wieder in der Gesellschaft zu sein.“ Die Gräfin liest dieses sonderbare Briefchen und es überfällt sie eine Unruhe. „Zu Palms?“ flüstert sie Elisen zu, „was macht sie dort gerade jetzt? In der Balltoilette? Und ohne mir, ohne dem Vater etwas zu sagen!“ Sie schüttelt das Haupt, giebt nochmals Elisen den Befehl, sich ruhig zu verhalten und folgt selbst dem Zuge, der sich in den Saal begiebt, wo das Theater aufgeschlagen ist. Dort sitzt die arme Frau, Unruhe im Herzen und sieht den spitzbübischen Streichen eines jungen Dorfliebhabers zu, der von Niemand Geringerem als dem Herzog gespielt wird. Alles ist Auge und Ohr und diesen Moment benutzt die Gräfin aus dem Saale zu entkommen. Sie läßt ihren Wagen vorfahren und mit Frau von der Recke fährt sie in die entfernte Vorstadtstraße, wo ihr ehemaliger Haushofmeister Palm wohnt. Auf dem Flur dieses kleinen Hauses begegnet ihr ein Mann, den sie erkennt, es ist ein Arzt. „Mein Gott,“ ruft sie, indem sie den Mann am Arm festhält, „was geht hier vor? Wo ist meine Tochter?“ — „Gnädige Frau,“ antwortete der Arzt, „die Comteß befinden sich ganz wohl, sie ist drinnen in der Stube, der Lieutenant

aber wird schwerlich den Morgen erleben!" — „Was sagen Sie? Welch' ein Lieutenant?" — „Der Herr von Stiernholm, Gnädigste. Er hat ein Duell gehabt, hier in der Nähe, der Sekundant hat ihn hierher geschafft, zugleich der gnädigen Comteß den Trauerfall zu wissen gethan."

Weiter hörte die Gräfin nichts, sie stürmt in das Zimmer und welch' ein Anblick zeigt sich ihr hier. Ihre Tochter knieend auf dem Boden, die Hand des Jünglings haltend, der mit Blut bedeckt, auf den Polstern eines Ruhebettes liegt. Der Besitzer des Hauses, der junge Graf, der Officier stehn lautlos im Hintergrunde am Fenster. Die Gräfin wirft sich zu ihrer Tochter auf den Boden, diese wendet ihr ein kaltes, starres, todtenbleiches Antlitz zu. „Er stirbt!" lispelt sie, wie eine Wahnsinnige lispelt, mit einem fürchterlichen Lächeln um die Lippen. „Er stirbt!"

„Mein Kind!" ruft die Gräfin leise, sich aufrichtend und die Tochter nach sich ziehend, „ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, liebe Tochter, geben Sie kein Schauspiel. Wenn das Unglück da ist, tragen Sie es. Uebrigens wird er nicht sterben! Der Arzt hat mir eben versichert, daß er nicht sterben wird."

„Sagte er das?" fragte die Trauernde mit tonloser Stimme.

Die Gräfin richtete ihren Blick auf das bleiche, regungslose Antlitz des Jünglings, das wie eine

Antinousbüste aussah, so vollkommen schön, kalt und ruhig.

Dorothee hatte die Hände gefalten und blickte auch hin.

Es war ein seltsamer Contrast. Eine junge Ballschöne, geschmückt mit allen Künsten der Toilette und dicht neben ihr ein Sterbender.

„Wie ist denn das Alles gekommen?“ fragte die Gräfin, sich zu den Dreien am Fenster umwendend. Der Officier trat hervor und meldete in kurzen Worten den Verlauf des Trauerfalls. Ein Streit mit einem rohen Raufbolde des Regiments hatte sich rasch entsponnen und war eben so rasch mit dem Degen entschieden worden! Beide waren auf der Fahrt zum Balle gewesen.

„Wie unbesonnen!“ wandte sich die Gräfin zu ihrem Stiefsohne, „meiner Tochter diese Nachricht auf den Ballsaal zu überbringen! Dafür mache ich Sie verantwortlich, Friedrich.“

„Sie zürnen einem Unschuldigen,“ nahm der Offizier das Wort. „Mein Kamerad, der die Nachricht überbrachte, hatte sein Ehrenwort dem Sterbenden gegeben, die Comteß, wo sie auch sei, zu ihm zu führen, er wolle Abschied von ihr nehmen.“

„Ach mein Herr, ich segne Sie,“ rief Dorothee, „daß sie mein Kommen nicht verhindert haben. Und Du, lieber Bruder, habe Dank!“ — Und sie

ließ ſich wieder auf die Knieo vor dem Lebloſen nieder.

„Meine liebe Tochter, wir worden zu dem Schloſſe zurückkehren müſſen.“

„Nimmermehr.“

„Wir werden müſſen!“ ſagte die Gräfin mit einem Tone, der eiſern klang. „Wir dürfen Ihrem Vater keinen Kummer machen, der Welt keinen Stoff zum Gerede geben. Kommen Sie. Der Kranke wird auf's Beſte verpflegt, und jede zehn Minuten können Sie Nachricht erhalten. Kommen Sie. Eliſe, unterſtützen Sie Ihre Schweſter. Wenn man in der Welt lebt, muß man ihr auch Opfer bringen. Kommen Sie.“

Sie ging voran, der alte Palm leuchtete ihr vor, die beiden Schweſtern folgten. Noch einen Blick, noch einen langen, durch Thränen ſcheinenden Blick ſandte die Troſtloſe dem Geliebten nach. Wie leblos ſank die Arme im Wagen zuſammen, aber kaum beleuchteten ſie die Lichter aus dem Schloſſe, ſo hatte ſie wieder die ſtarke Gewalt, die ſie über ſich ſelbſt hatte, gewonnen. Sie ſtieg aus, ſie verſchmähte den Arm der Schweſter und die drei Frauen erreichten den Comödienſaal, ohne daß ſie vermißt worden waren.

Auf der Schwelle des Saales flüſterte Dorothee leiſe und mit einem unheimlichen Lächeln, indem ſie auf eine ihrer weißen Roſen an der Bruſt zeigte: „Sieh — Blut!“ —

Der Herzog als Gärtnerburſche — ſehr wenig reizend und ganz bedeckt mit bunten Bändern, hatte eben ſeine Rolle in dem zweiten Stücke ausgeſpielt und unter lautem Beifall fiel der Vorhang. Das Erſte war, daß man die Herzogin aufſuchte und ſie zur Zeugin der Krämpfe des Entzückens machte, an denen man litt. Als der Herzog — nicht mehr Gärtnerburſche, ſondern als Herzog — kam, ſuchte er unter allen Zuſchauern nur Eine und nur an dem Beifall dieſer Einen war ihm etwas gelegen, wie er dem ihm nacheilenden Hellſender vertrauete. Er fand, er ſprach Dorotheen und — merkte nichts! So wenig geübter Kenner der Phyſiognomie war dieſer Mann oder — ſo meiſterhaft wußte dieſe ſtarke, feſte, männliche Natur dieſes jungen Mädchens ſich zu beherrſchen.

So endete das Concert bei Hofe.

Das Conferenz-Zimmer.

Der junge Lieutenant Arwed Stiernholm ſtarb zwar nicht, allein er genaß auch nicht völlig. Der Stich mit dem Degen hatte edle Bruſttheile verletzt, die ein langes Krankenlager zu ihrer zweifelhaften Heilung nöthig machten. Der Kranke blieb in dem Hauſe des alten ehrlichen Dieners und der Graf und ſeine Tochter kamen öfters, um ihn zu beſuchen. Auch der junge Graf Friedrich, der auf dem Gymnaſium zu Mitau ſtudirte, war Arwed's faſt täglicher Geſellſchafter.

In dem Hauſe des Geheimeraths und Präſidenten von Nolde verſammelte ſich an einem beſtimmten Tage der Woche ein Kreis Freunde, die ein gemeinſames politiſches Streben zuſammenhielt. Jetzt, da die Eröffnung des Landtags in naher Ausſicht ſtand, waren dieſe wöchentlichen Verſammlungen

ganz beſonders zahlreich beſucht und aufgeregt. Es galt, aus der Mitte der Ritterſchaft einen Vertrauensmann nach Warſchau zu ſchicken, um die Beſchlüſſe des Landtags von dem Lehnsoberherrn beſtätigen zu laſſen. Die Miſſion dieſes Botſchafters war von größter Wichtigkeit für die Pläne der Parthei, denn es galt nichts Geringeres, als den Herzog zu verdrängen und den ſächſiſchen Prinzen Carl unter Bedingungen, die der Corporation neue Rechte und größeres Anſehen zuſicherten, auf den Herrſcherſitz zu bringen. Das ſächſiſche Haus hatte die lebhafteſten Sympathieen für ſich und der Herzog Carl, der aus Mitau, durch ruſſiſche Waffen vertrieben, hatte weichen müſſen, war aus der Ferne geſchäftig, den Eifer ſeiner Freunde zu ſchüren und in Warſchau ihren Abſichten entgegenzukommen. Da noch unzählige Schwierigkeiten zu beſiegen waren, ſo, hatten ſich die Verbündeten das Wort gegeben, ihre Angelegenheit geheim zu betreiben. Sie entfernten aus ihrer Mitte Alle, von denen ſie muthmaßen konnten, daß es denſelben mit der Erneuerung der früheren Zuſtände nicht Ernſt war, und die entweder als geheime Anhänger der ruſſiſchen Parthei oder als verſteckte Freunde des regierenden Herzogs galten.

An einem dieſer beſtimmten Abende hatten ſich in dem ſogenannten „Conferenzzimmer“, dem gewöhnlichen Arbeitskabinette des Präſidenten, die

Genoſſen verſammelt. Man rauchte eine Pfeife Taback und trank ein Glas ſtarkes Bier. Das waren alte, gute Sitten; überhaupt war der Präſident ein Mann nach altem Muſter, derb, ehrlich, ohne Falſch, aber auch eigenſinnig und durch nichts von ſeinen einmal gefaßten Vorſätzen abzubringen. Er war ein Mann hoch in die Siebenzig; er kannte das Land und ſeine Verhältniſſe ſo genau, wie er ſein eigenes Haus kannte, das er ſich nach ſeinem Geſchmack und nach ſeinen Anſichten von der Baukunſt aufgebaut. Man konnte ſagen, der ganze Trotz, der ganze unbeugſame Stolz des alten Adels war in ſeiner Erſcheinung, in ſeinem Weſen ausgeſprochen. Er war es geweſen, der mit großer Kühnheit ſich der Wiedereinſetzung des vertriebenen Biron's widerſetzt hatte, und er war es, der während der Regierung dieſes alten Herrn und der ſeines Sohnes fortwährend Oppoſition hielt. Redlich gehaßt von dem Herzoge, konnte ihm dieſer doch nichts anhaben, denn nie that ein Ehrenmann genauer und gewiſſenhafter ſeine Pflicht, als der alte Amadeus Fürchtegott von Nolde. Dieſem Eiſenkopfe ſtanden geſchmeidige Geiſter zur Seite. Vor Allen iſt hier der Legationsrath Hellſender zu nennen, der mit der Tochter Nolde's verlobt, dem Herzog und zugleich ſeinem Schwiegervater diente — den Mantel alſo nach zwei Seiten hin dem Winde zukehrte. Alsdann der Graf Theophil Barinsky, ein

Pole, der als Diplomat schon öfters Dienste geleistet hatte und nun sich ganz der kurischen Angelegenheit widmete. Sowohl Hellsender als Barinsky suchten den alten Starrkopf Nolde nach ihren Plänen zu leiten, was ihnen jedoch nicht gelang, denn die Schleichwege, die Jene gehen wollten, wichen zu stark von dem geraden Wege ab, den der Präsident ging. Aber er erkannte ihre Klugheit, ihre Erfahrenheit an. Ein Theil der Landesabgeordneten fand nicht für nöthig, ein besonderes Urtheil zu haben, er schloß sich unbedingt dem Führer an, ein anderer schwankte, ob er es mit dem schlauen Polen oder dem noch schlauern Höflinge halten sollte. Gegen Hellsender's Ehrlichkeit waren neuerer Zeit Verdachtsgründe aufgestiegen; man wußte, daß er in geheimer Mission an den Hof der Zarin gegangen, und man wollte demnach den jungen Mann im Verdacht haben, daß er der russischen Parthei sich nähere. Der Legationsrath, dem Alles daran lag, den Botschafter-Posten der Landstände in Warschau zu erhalten, sah sich in dem Falle, entweder auf diesen zu verzichten oder seinen Herrn zu verrathen und dessen Vertrauen zu täuschen. Diejenige Wagschaale senkte sich, auf der der größere Vortheil lag.

Um den Anschein zu vermeiden, als wäre eine Art Conspiration im Werke, waren die Thüren des Conferenzzimmers geöffnet und die Frauen und Töchter der Männer hatten dorthin freien Zutritt; doch

ſie blieben von ſelbſt fort, der ſtarke Tabacksqualm vertrieb ſie; nur hier und da wagte es eine zärtliche Tochter, den Vater auf einen Augenblick in ſeiner Tabackswolke aufzuſuchen, oder eine eben erſt verheirathete junge Frau machte es möglich, ein Viertelſtündchen in dieſem Kreiſe dem Erſtickungstode ſich kühn auszuſetzen, um einen Kuß oder einen Händedruck zu erbeuten, mit welcher Beute ſie dann zufrieden wieder in den Kreis der Frauen zurückkehrte. Keine dieſer Frauen fühlte den Beruf, ſich um die „Geſpräche der Männer“ zu kümmern. Es war die alte gute Meinung, daß eine Frau davon „nichts verſtehe.“ Am häufigſten drangen die Kinder in's Conferenzzimmer und die beiden hübſchen Knaben des Hauſes, die Enkel des alten Herrn, machten ſich ein Vergnügen daraus, ihrem Großpapa die Pfeife zu ſtopfen, wann dieſe geleert war und den andern Herren ſorgſam zubereitete Fidibuſſe zu reichen. Mit dieſen Knaben drang ein älterer Kamerad mit in's Zimmer und der Zweck des Kommens dieſes kleinen Burſchen, der bereits vierzehn Jahr zählte, dabei, aber die Größe eines höchſtens neunjährigen Knaben hatte, war kein ſo unſchuldiger und kindlicher. Er ſtand oft ſtille zwiſchen zwei Stühlen, wo man ihn nicht bemerkte und ſein Auge und ſein Ohr waren gleich eifrig beſchäftigt die Worte und Mienen des eben Sprechenden aufzufaſſen. Niemand von der Geſellſchaft beachtete das.

Es war ein munterer hübſcher Knabe und man wußte, daß er eine Waiſe, im herzoglichen Pageninſtitut aufgenommen war. Eine gleiche Stelle ſollte auch dem einen der Enkel zu Theil werden und deshalb erſchien es doppelt rathſam, den muntern, gelehrigen Knaben in Geſellſchaft des kleinen Brüderpaars zu bringen.

„Großvater, Erwin möchte gern das neue Dominoſpiel ſehen," bat der kleine Guſtav, indem er ſich leiſe an das Knie des Herrn des Hauſes ſchmiegte. Dieſer, in ſeinem Geſpräche unterbrochen, wollte anfangs unwillig auffahren, dann legte er aber die Hand auf den Lockenkopf des Knaben und ſagte gutmüthig zürnend: „Was hab' ich Euch geſagt? Ihr ſollt in die grüne Stube gehen und dort ſtille ſitzen. Es taugt nicht, daß ihr hier mir zwiſchen die Beine fahrt."

„Ja, ja Großpapa, wir gehen ſchon. Aber das Dominoſpiel" — bat der Knabe.

„So nimm hier die Schlüſſel, es liegt unten im Schubfach im Büreau. Nichtsnutz! Aber bring' mir gleich die Schlüſſel wieder."

Der Knabe ſprang fort und mit ihm ſein Genoſſe. Das Fach wurde aufgeſchloſſen, das Schächtelchen mit dem Dominoſpiele lag oben auf. In der Tiefe des Faches lagen Briefpäckchen. Raſch hatte der Knabe, ohne daß ſein Kamerad Etwas merkte, einige davon zu ſich geſteckt. Das Büreau wurde

wieder verſchloſſen und der Schlüſſel fortgetragen. Beide Knaben beſchäftigten ſich jetzt mit dem Dominoſpiel, doch nicht lange. Erwin ſtand bald wieder auf der Schwelle des Conferenzzimmers und machte ſich dort Etwas zu ſchaffen, denn ſo eben hatte ſich ein lebhafter Streit entſponnen und die Stimmen waren ſehr laut geworden.

„Was ich gegen den Herzog habe?“ rief die tiefe Baßſtimme eines Mannes, der zur Rechten des Präſidenten ſaß und in deſſen ſtark geröthetem Antlitz ein höhnender Zug ſich bemerkbar machte. „Ganz einfach: ich erkenne ihn gar nicht als Herzog an. Wer hat ſeinen Vater, wer hat ihn in's Land gebracht? He? Ich frage wer? Haben wir es gethan? Wie? Ihr könnt Euch wohl beſinnen, damals, wie die ruſſiſche Anne ihn zu ihrem — Weiß Gott was — anſtellte und ſie darauf beſtand, daß wir Johann Bühren in unſer Adelsmatrikel aufnehmen ſollten, daß wir damals, ſag' ich, einſtimmig, dieſes Geſuch ablehnten. Was ein Mann nicht thun will, thut er nicht. Wir, die freien Edelleute Kurland's, die wir jeder Einzelne unter uns Herzog ſein könnten, heute wie morgen, wir, ſag' ich, haben den Mann Johann Bühren damals nicht gewollt, wie ſollten wir ihn ein paar Jahre darauf gewollt haben? Daß wir ihn doch zum Herzoge nahmen, geſchah gleich wie Einer baarhäuptig über die Straße gehen muß, dem der Wind den Hut vom

Kopfe geweht. Ein Wind hatte damals die Stimmen unſerer edlen Brüder hinweggeweht, es war kein Manneswort, das ſie gaben, es war ein Höflingswort. Daß der fremde Mann für uns, für Kurland, kein Herz hatte, bewies er oft, — und als er nach zwanzigjähriger Abweſenheit wieder zu uns kam, welche war ſeine erſte Handlung? Er verklagte uns als unruhige Köpfe in Warſchau und brachte es zu Stande, daß man uns einige unſerer Rechte ſchmälerte. Ein Fürſt muß aber mit ſeinem Lande Eins ſein. Die Kettler waren aus unſerer Mitte hervorgegangen, es waren unſere Brüder, unſere Fürſten. Was will aber dieſer Fremdling? Und nun gar der Sohn? Erzogen in Petersburg, ſtets abhängig von ſeiner Beſchützerin, dann zwanzig Jahre in der Verbannung, was kennt er von uns, von unſerm Lande, unſeren Rechten? Aecht ruſſiſch Selbſtbeherrſcher ſein, das iſt ſein Wille, und da wir es nicht leiden, ſo ſind wir ihm verhaßt. Könnte er, er würde uns Alle ſammt und ſonders an einen Juden verſchachern, denn Geld zuſammenſcharren, das iſt ſeine Freude. Dazu iſt ſein Stamm verdorrt, er bringt es zu keinem Erben, und über kurz oder lang müſſen wir doch daran denken, in weſſen Hände wir uns geben. Darum iſt mein Rath, bei Zeiten die Hand anlegen. Sachſen iſt uns freundlich geſinnt, iſt ein deutſcher Staat, wie wir es ſind, dahin gehören wir. So lange Sachſen

und Polen zuſammenſtehen, können wir eine Mauer bilden gegen Rußland.“

Dieſe Rede des Syndikus von Wahl, eines derben und leidenſchaftlichen Patrioten, wurde von den Meiſten in der Verſammlung gebilligt, nur war man nicht einig über die Mittel, mit denen das Ziel zu erreichen. Der Präſident ſchlug vor, man möchte dem Herzoge ſelbſt das Geſuch des Landes vorlegen, abzudanken, um, mit einem fürſtlichen Jahrgehalte verſehen, ſeinen Aufenthalt zu wählen, wo er wollte, mit Beibehaltung des Titels. Dem widerſprachen Andere und ein reicher, junger Landtagsabgeordneter ſagte lachend: „Wir wollen lieber ihm das Leben ſo ſauer machen, daß er von ſelbſt auf den Gedanken kommt wegzugehen!“ — „Bis dahin iſt er ſchon ſo ziemlich gelangt,“ bemerkte der Nachbar des Sprechers. — „Der Wink muß von Warſchau ausgehen,“ miſchte ſich ein Dritter in's Geſpräch — „glaubt mir, von Warſchau aus. König Auguſt kann es der ruſſiſchen Kaiſerin nicht vergeſſen, daß ſie ihn genöthigt, in die Abdankung ſeines Verwandten zu willigen. Wenn wir das Geld ſpringen laſſen, denn Sachſen hat immer Geld nöthig, ſo wird der Landbotentag in Warſchau ſchon Mittel finden, wie er uns hilft. Nur muß mit Feinheit gehandelt werden. Rußland muß nicht Wind bekommen, ſonſt intriguirt es gegen uns und obgleich die Kaiſerin unſern Herzog nicht leiden

mag, wenn es gilt, gegen Polen und Sachſen aufzutreten, ſo iſt ſie raſch bei der Hand und iſt dann die Erſte, die den Herzog auf ſeinem Platze hält.“

„Wen ſenden wir nach Warſchau?“ fragte eine Stimme.

Der Syndikus von Wahl wurde genannt.

„Laßt mich zum Kuckuck aus dem Spiele!“ entgegnete er. „Was ſoll ich auf dem glatten Parket der Höfe? Und nun gar in dieſem ſpitzbübiſchen Polen, wo eine ſchöne Frau Alles und ein ehrlicher Mann Nichts ausrichtet.“

„Eine ſchöne Frau!“ wiederholte der Präſident. „Wir haben die Fürſtin Czatoriska, die wirkt für uns. Aber freilich, ſie hat ihre Pläne für ſich; ſie will ihren Vetter, den Fürſten Poniatowsky uns ins Land bringen.“

„Meine Meinung iſt,“ hub der Syndikus wieder an, „daß wir die Weiber aus dem Spiel laſſen, daß wir Männer nehmen, wo wir Männer haben können. Wo iſt Dein künftiger Schwiegerſohn, Nolde, warum fehlt er unter uns?“

„Er iſt bei Hofe,“ entgegnete kurz der Gefragte.

„Es will mir nicht gefallen, daß er ſtets dort iſt. Das ſieht mir etwas aus wie: Zwei Herren dienen,“ murmelte der Syndikus vor ſich hin.

„Mir gefällt es auch nicht ganz,“ ſagte der Geheimerath; „allein er hat ſeine Gründe, die ich billigen muß. Ein offener Bruch mit dem Hofe

und dem Herzoge würde ihn der Mittel berauben, uns über den Stand der Dinge dort oben in Kenntniß zu ſetzen. Glaubt mir, es iſt ein kluger junger Mann und nach den heutigen Grundſätzen der Politik erzogen."

„Sind nicht die meinigen," brummte der Syndikus.

„Wo wüßten wir," fuhr der Geheimerath fort, „daß der Herzog eine Vereinigung mit ſeiner früheren Gemahlin ſucht, wenn nicht durch ihn? Dieſer Schritt des Herzogs iſt von großer Bedeutung, denn käme die Knedſchna wieder zu uns und unterſtützte Katharina die Ehe, ſo würden alle unſere Schritte vergebens ſein."

„So kurz und gut, wir wählen den Hellſender," rief eine Stimme, der ſogleich mehre andre zufielen. „Ja, ja, den Hellſender," wiederholte die erſte Stimme, „der Herzog wird kein Bedenken tragen, dieſe Wahl zu beſtätigen, denn es iſt ja ſein eigner Vertrauter, auf den ſie fällt. Wir maskiren dadurch unſer Spiel."

„Soll aber nichts maskirt werden, Teufel und Hölle!" rief der Syndikus und ſchlug derb auf den Tiſch. „Haben wir nicht genug maskirt, geheuchelt, geſtreichelt — was hat es uns geholfen? Der Sache muß kurz und bündig ein Ende gemacht werden. Der Streit, der Hader, die Neckereien zwiſchen Herzog und Ständen können nicht ewig dauern,

wenigstens ich habe sie satt!" — Er stand auf und verließ die Versammlung. Einige gingen ihm nach, um ihn zu besänftigen. Der Geheimerath sah sorgenvoll vor sich hin. Der jüngere Theil der Anwesenden besprachen sich heftig unter einander. Zuletzt rief man die Frauen herbei und die „Conferenz" hatte ein Ende.

Unter der Hülle eines sehr dunkeln Abends befand sich die Herzogin-Mutter auf der Wanderschaft zu einem entfernten Pavillon des Parks. Sie hatte nur eine Kammerfrau mitgenommen, die eine Laterne, Regenschirm und Mantel nachtrug. Mit einem Schlüssel, den sie aus der Tasche hervorzog, schloß sie die Thür des Häuschens auf, besichtigte genau, ob die Läden geschlossen waren und als sie alles in Ordnung fand, nahm sie vom Sims des Kamins einen kleinen Porcellanleuchter mit einer Wachskerze, zündete diese an und hieß die mitgebrachten Sachen auf den Tisch legen. Als dies geschehen, entließ sie die Kammerfrau und befahl ihr, in einer halben Stunde wiederzukommen, dabei genau Acht zu geben, ob sich in der Nähe des Pavillons oder auf dem Gange nach dem Schlosse Jemand zeige. Die Herzogin, als sie allein war, öffnete einen Eckschrank, nahm ein Kästchen hervor und durchsuchte dessen Inhalt, der aus Schriften

beſtand. Sie öffnete ein Briefpäckchen nach dem andern und band dann die flüchtig durchlaufenen Blätter wieder ſorgſam zuſammen. Es klopfte und ſie ging zu öffnen. Eine Frau trat ein in bürgerlicher Kleidung, in einen weiten Regenmantel gehüllt, und blieb ehrfurchtsvoll an der Thüre ſtehen. „Komm Sie nur näher, Anne;“ ſagte die Gebieterin in einem herablaſſenden Tone, „ſetze Sie ſich dort auf den Stuhl, wir ſind allein und Niemand wird uns ſtören. Hat Sie mitgebracht, was Sie mir verſprochen?“

„Durchlaucht verzeihen,“ ſagte die Frau, nachdem ſie der Aufforderung, ſich zu ſetzen, Folge geleiſtet, „ich dachte, ich ſollte mündlich berichten.“

„Das auch,“ entgegnete die Herzogin; „aber die Briefe und das Tuch muß ich haben; beſonders das Tuch, verſteht Sie, weil darin der gewiſſe Namen eingewirkt iſt. — Nun, was weiß Sie von der Zuſammenkunft?“

„Daß ſie hier vor ſich ging! In dieſem Hauſe!“ ſagte die Frau. „Mein Mann arbeitete als Gärtner hier in der Nähe. Da kam eine Frau, dicht in einen Schleier gehüllt, es war die Kneſchna, mein Mann erkannte ſie, denn wiſſen Sie wohl, gnädigſte Frau, ſie zog etwas den einen Fuß nach ſich; man kann das gerade kein Hinken nennen. Bald darauf kam ein Mann und das war der Fürſt Tarkaſſow. Die Läden waren wie jetzt zugeſchloſſen,

obgleich es erſt anfing dunkel zu werden. Der Lakai des Fürſten wartete hinten am Gartenzaune, wo die Küchengärten anfangen. Mein Mann und der André, der Gärtnerburſche, der jetzt in Goldingen Gärtner iſt, können darauf einen Eid ablegen, daß Alles ſo und nicht anders ſich ereignet hat, als wie ich's eben zu erzählen die Ehre habe. Das Taſchentuch und die Briefe hat mein Mann gefunden; letztere lagen in der Porzellanvaſe, die ganz hinten auf dem Sims ſtand. Wahrſcheinlich hat die Frau Prinzeſſin ſie einſtweilen dahin geworfen, um am andern Tage, wenn ſie wiederkäme, ſie beſſer zu bewahren; aber ſie kam nicht wieder."

„Es iſt gut; ſchaffe mir nur Alles herbei;" nahm die Herzogin das Wort, „und was Du ſonſt noch hörſt, theile es mir mit. Hörſt Du?"

„Soll getreulich geſchehen."

„Deine Enkelin," fuhr die Sprechende fort, „wird ja wohl in dieſen Tagen confirmirt; hier nimm dieſe Börſe und kaufe ihr einen ſchönen ſchwarzſeidenen Rock, auch ein paar weiße Handſchuhe. Das Mädchen iſt wohl hübſch, nicht wahr?"

„Sieht ſo bischen dem Vater ähnlich, Ihro Gnaden," ſagte die geſchmeichelte Großmutter und küßte der Herrin die Hand. In dem Augenblicke klopfte es leiſe. Die Herzogin ſtand auf, öffnete ein wenig die Thür und erblickte durch den Spalt ihre Kammerfrau. „Was giebt's, Sophie?" —

„Ein Mann nähert ſich," flüſterte dieſe, „er kommt vom Schloſſe geradezu hierher."

„Ein Mann? Es wird Erwin ſein, laß ihn nur herein," gebot die Fürſtin.

Und bald darauf trat der Page in's Zimmer. Die Frau entfernte ſich, nachdem ſie ſehr umſtändlich ſich noch in Dankſagungen ergoſſen hatte. Erwin näherte ſich dem Tiſche, und ſeine gerötheten Wangen und blitzenden Augen zeigten, daß er hoffe, ſeine Sache diesmal gut gemacht zu haben. Er ſah nochmals hin, ob die Thüre auch geſchloſſen und dann ſich die Hände reibend, rief er: „Nun, Mütterchen, werden Sie mit mir zufrieden ſein?"

„Was bringſt Du?" fragte die Herzogin, indem ſie das Käſtchen, in welchem die Briefe lagen, verſchloß.

Der Page erzählte jetzt in Eile aber zuſammenhängend, was er von den Geſprächen angehört, dann rühmte er ſeine Schlauheit, wie er die Briefe an ſich gebracht, und übergab dann die beiden Päckchen. Die Fürſtin öffnete die Bänder, blickte in die einzelnen Schreiben und ſagte dann mit gütigem Tone: „Heute, Kind, haſt Du Deine zwei Dukaten wohl verdient, hier haſt Du ſie."

Der Knabe nahm das Geld und nachdem er es einige Sekunden in der Hand gewogen, rief er: „Aber, Mütterchen, Du verſprachſt mir die Offizier-Epaulettes!"

„Noch nicht!“ erwiderte ſie. „Du biſt noch zu jung, Du mußt noch warten.“

„Ich werde fünfzehn Jahre —“

„Gleichviel, es iſt immer noch zu früh. Sei beſcheiden, artig, gehorſam und ich werde ſchon für Dich ſorgen.“

„Der Lieutenant Erwin von Trotte! ha, wie das klingen würde,“ ſagte der junge Wildfang und ſtellte ſich vor den Spiegel. „Das Erſte iſt, wenn ich Lieutenant ſein werde, daß ich Emil von Grothnay fordere, der gewagt hat, mich einen Spion zu nennen.“

„Hat er das gethan?“ fragte die Herzogin.

„Freilich; aber ich renne ihm den Degen durch den Leib.“

„Das läßt der Herr bleiben,“ ſagte die Fürſtin ſtreng, „ich liebe keine Prahler und keine Raufbolde. Du verhälſt Dich ruhig, gehſt Jedem aus dem Wege und vor allen Dingen, läßt auf keine Weiſe merken, daß Du meine Gunſt in einem höheren Grade beſitzeſt als Deine Kameraden. Wenn Du willſt gut durch's Leben kommen, mußt Du Dich vor allen Dingen hüten, Dir Neider zu erwecken. Thu' Jedem einen Gefallen wo Du es kannſt, laß die Dummköpfe über Dich lachen, ſie werden Dir dann nicht ſchaden. Der Klügſte iſt Der, der ſich am dümmſten zu ſtellen weiß, der Dümmſte Der, der ſeine Klugheit leuchten läßt.“

Der Knabe ſah die Sprechende finſter an und murrte dann vor ſich hin: „alſo mit den Offizierepaulettes? —“

„Iſt es vorläufig nichts. Jetzt laß mich allein. Morgen mußt Du die Briefe wieder an Ort und Stelle zurückbringen. Wie Du es anfängſt, iſt Deine Sache. Wenn Du ertappt wirſt, ſo weißt Du, was Du zu ſagen haſt.“

„Ertappt? O, Durchlaucht ſcherzen!“ ſagte der Knabe. „Mich ertappt man nicht.“ Er machte eine Verbeugung und ſchlüpfte zur Thür hinaus. Die Fürſtin ſchloß hinter ihm zu, putzte den Docht der Lampe, ſetzte ihre Brille auf und vertiefte ſich in's Leſen der überbrachten Papiere.

Oben in ſeinem Kabinette ſaß der Herzog und ſpielte Schach mit ſeinem Legationsrathe. Er verlor die erſte, die zweite Parthie und, als auch die dritte nahe daran war, für ihn unglücklich zu endigen, erlaubte ſich der Legationsrath die Bemerkung, daß Seine Durchlaucht heute etwas zerſtreut ſpielten.

„So haben wir die Rollen gewechſelt,“ ſagte der Herzog lachend, „früher waren Sie der Zerſtreute. Was macht Ihre Braut? Wird bald die Hochzeit ſein?“

„Wenn Durchlaucht nichts dagegen haben, zu Ende des Sommers. Alsdann ſind die Landtagsgeſchäfte abgethan.“

„Oder auch nicht. Man verſteht die Kunſt,

dergleichen zum Ueberdruß in die Länge zu ziehen. Ich begreife überhaupt nicht, wozu das lange Geſchwätz iſt. Die Dinge ſind ſo einfach. Ein Wort des Herrſchers und man weiß, woran man iſt. So regiert man in Petersburg, ſo in Preußen. Aber das kommt, weil gleich anfangs die Kettler eine Verfaſſung gaben, die der polniſchen Republik ähnlich war. Eine Republik mit einem Könige! C'est pour rire! Ein Unding, eine Confuſſion! — Sie ſpielen jetzt."

„Mit Verlaub, ich hab' ſo eben die Königin gerückt."

„Ah — das iſt wohl matt alsdann!"

„Nahe daran."

„Diable! Welche Stelle wird man nun Ihnen zutheilen?"

„Ich ſteh' im Dienſte Eurer Durchlaucht," erwiderte Hellſender mit Unterwürfigkeit. „Erſt kommt mein Herr, dann mein Vaterland."

„Bon! Sie ſprechen wie ein Ehrenmann!" bemerkte der Herzog. „Dafür, wenn Sie einen Freund brauchen, ſo werden Sie mich bereit finden. Ihre Braut erhält keine beſondere Mitgift, hör' ich."

„Der Vater," ſagte der Rath, „iſt der Anſicht, daß Frauen kein Erbe zuſtehe, ſie würden alsdann nur ihres Geldes wegen genommen."

Der Herzog ſchnitt ein Geſicht und ſagte: „Nicht

ſo ganz Unrecht, mon cher! Dieſer alte Trotzkopf iſt in allen Dingen Original. Aber laſſen Sie uns nichts von Politik ſprechen; cela me fait mal! Die Kehle ſchnürt's mir zuſammen, wenn ich nur das Wort höre. Ich hab' da eine allerliebſte kleine Domaine, deliziöſe Felder, fruchtbar, an der See gelegen. Ihre Braut liebt doch das Meer?" —

„O, Durchlaucht ſind zu gütig, wie ſollte ein ſolches Geſchenk —"

„Geſchenk? pas cela! — Ich würde ſie aber billig weggeben, verſtehen Sie mich? Ihr künftiger Schwiegerpapa iſt ja ein geordneter Mann, ein wohlhabender Mann, wie die Leute ſprechen. Was ſind Dem ein paar tauſend Thaler! — Hm!" —

Der Rath antwortete nicht; er legte die Schachfiguren zuſammen.

Die Kammerfrau der Herzogin meldete ihre Gebieterin an.

„Erlauben Ew. Durchlaucht, daß ich mich entferne?" fragte Hellſender und auf ein beifälliges Zeichen öffnete er der Herzogin die Thüren, trat mit einer tiefen Verbeugung zur Seite und entfernte ſich alsdann.

Die Herzogin war ſehr aufgeregt, ſie hatte dem Abgehenden einen wüthenden Blick zugeworfen und nahm jetzt erſchöpft einen Stuhl ein zur Seite des Tiſchchens, an dem eben die beiden Herren geſeſſen. Der Herzog, der aufgeſtanden, ſetzte ſich jetzt wieder und

heftete einen erſtaunten und verwunderten Blick auf ſeine Mutter.

„Der iſt zum letzten Male über Ihre Schwelle gekommen, mon fils!“ hub die Dame endlich an. „Dieſer ſchwarze, heuchleriſche Verräther!“ —

„Von wem ſprechen, gnädige Frau Mama?“

„Von dieſem ſaubern Herrn Hellſender! Laſſen Sie ſich erzählen, was ich ſo eben erfahren. Er iſt ein Werkzeug Ihrer Feinde, er betrügt Sie: er wird nach Polen gehen und gegen Sie intriguiren. O mon Dieu, mon Dieu! Müſſen wir denn auch immer ſchlecht bedient ſein? Iſt es denn unſer Loos, ſtets an Undankbare zu gerathen?“

Der Herzog nahm die Briefe, die ihm die Fürſtin reichte, ſah flüchtig hinein und gab ſie dann zurück und ſagte ruhig: „Nicht ein Wort glaube ich von Alle Dem — nicht ein Wort! Hellſender iſt ein bon enfant! und wäre das auch nicht, ich hab' ihn ſoeben durch ein glänzendes Verſprechen an mich gekettet.“

„Sie glauben immer nie Etwas, was man Ihnen ſagt!“ rief die Herzogin erbittert. „Sie gleichen darin Peter dem Dritten.“

„Und Sie glauben Alles, was man Ihnen zuträgt, ma chère maman.“

Die Herzogin ſchlug die Hände zuſammen. „Ich Unglückliche!“ rief ſie ſchmerzvoll, „ich ſehe den Sturz unſers Hauſes und kann Nichts thun, ihn zu

verhüten. O mon fils! Wenn Sie nur Etwas von der Energie Ihres Vaters hätten!“

„Meines Vaters? Und iſt es ihm geglückt, mit dieſen Beſtien fertig zu werden?“ rief der Herzog. „Wußte er auch Etwas anderes, als die Sachen ihren Lauf gehen zu laſſen, und als der Karren in den Sand gefahren war, mir die Zügel der Regierung abzugeben? Sie tadeln immer mich — tadeln Sie auch einmal Andere.“ —

Die Herzogin ſeufzte tief und ſchob die Briefe wieder in die Taſche. „Alles wäre gut,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, „wenn Sie nur heiratheten!“

Das Geſicht des Herzog's gewann plötzlich bei dieſen Worten einen hellen und freudigen Ausdruck. Er ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab, blieb dann ſtehen und ſagte: „Alſo meine gnädige Frau Mama glaubt das?“

„Es iſt mein vollkommener Ernſt,“ erwiderte ſie.

„Haben Sie die bewußten Briefe aus Wien erhalten?“ fragte der Herzog.

Die Herzogin neigte bejahend das Haupt, ſetzte dann hinzu: „Es iſt nichts damit!“

Das Geſichtszucken des Herzog's war jetzt ſehr heftig und ſein Lachen ſehr ſchmetternd. „Was hab' ich geſagt? Man glaubt mir nie, wenn ich Etwas prophezeihe, und doch treffen alle meine Prophezeihungen ein. Dem alten Kammerherrn Waſilſchikoff prophezeihte ich, daß ſein Haus einfallen würde,

das er ſich eben gebaut, und was geſchah? Im Auguſt war es gebaut und im December fiel es ein. Hahaha!"

„Mir ſteht der Verſtand ſtill —" ſagte die Herzogin.

„Mir gar nicht. Wie wär's, wenn ich eine Tochter des Landes nähme?" —

„Ich verſtehe Sie nicht, mon fils. — Eine Tochter — von wem?" —

„Mais maman — Sie hören nicht gut. Eine Tochter des Landes," wiederholte der Herzog und blickte die Herzogin ſcharf an.

„Eine Unterthanin!" rief dieſe erſtaunt. „Dieu me garde! Wie kommen dieſe Gedanken in Ew. Durchlaucht Kopf!" —

„Und weshalb nicht? Peter der Große nahm ſich eine Unterthanin und noch dazu eine bürgerliche zur Gemahlin."

„Das iſt Etwas Anderes," ſagte die Herzogin trocken, „Sie ſind nicht Peter der Große."

„Ich muß Ihnen bekennen," fuhr der Herzog fort, „dieſes unvergleichliche Weſen hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Elle est belle comme un ange!" —

„Es giebt keine wohlerzogenen Töchter als die aus dieſer Familie. Auch die ältere, die Frau von der Recke, iſt untadelhaft," bemerkte die Herzogin.

„Sie hätten also nichts dagegen, chère mère?“

„Mon Dieu, so weit sind wir noch nicht. Das will überlegt sein. Uebrigens hörte ich, daß diese junge Gräfin von Medem schon halb und halb verlobt sei. Ein junger Offizier —“

„Sei er, wer er wolle, er wird zurücktreten, wenn ich mich zeige,“ sagte der Herzog in einem Tone voll Selbstgefühl. „Es ist nur zu bedenken, daß die Yossupow nicht in eine Scheidung willigen wird.“

„An eine solche,“ nahm die Mutter das Wort, „ist ohnedies nicht zu denken, da sie nach russischem Ritus mit Ihnen vermählt ist und innerhalb dieser Kirche keine Scheidungen stattfinden. Allein sie wird schweigen, sie wird Nichts dagegen thun, wenn Sie den Schritt unternehmen. Ich habe vorgearbeitet.“

„Wie meinen das meine gnädige Mama?“

„Entdeckungen sind von mir gemacht worden; Papiere sind aufgefunden,“ entgegnete die Gefragte. „Sie hat sich des Treubruchs gegen Sie schuldig gemacht, mein Sohn. Die Sache liegt klar am Tage. Will sie also störend auftreten, so bringen wir die Klage vor die Gerichte, wenn das nicht hilft, vor die Kaiserin.“

„Das ist ja delicios!“ rief der Herzog. „Gerichtliche Beweise, sagen Sie, chère mère?“

„Die keine Widerlegung zulassen. Sie können sich denken, Herr Sohn, wenn von einer Heirath

die Rede war, mußte gleich zu Anfang daran gedacht werden, den Weg zu ebnen. Ich beschäftige mich Tag und Nacht mit Ihren Angelegenheiten, glauben Sie mir es nur, und da war dieser Punkt einer der wichtigsten. Es hat mir Mühe gekostet, aber es ist gelungen."

„So wollen wir weiter gehen!" rief der Herzog und trat mit großer Selbstgefälligkeit vor den Spiegel, in welchem er seine Gestalt musterte. „Wir wollen rasch vorwärts gehen. Diese Elenden, die mich durch ihre Neckereien ermüden, sie sollen überrascht werden. Wie werden sie staunen — plötzlich eine junge Herzogin an meiner Seite. Es ist wahr, sie ist sehr viel jünger, wie ich. Doch thut das was? Ich muß bekennen, das liebe Bild geht mir Tag und Nacht durch die Gedanken. Sie hat Etwas seduisantes für mich; ich glaube, es liegt daran, daß ich noch kein so unschuldvolles Weib gesehen habe. Und dann ein sehr wichtiger Punkt; da sie eine Unterthanin ist, muß sie mit den Bedingungen zufrieden sein, die ich ihr stelle. Da darf von keinen Prätensionen die Rede sein. Voila une chose importante. Eh bien, madame, wie fangen wir die Sache an?"

„Wir ziehen sie vorerst in reifliche Ueberlegung," entgegnete die Herzogin.

„Und überlegen so lange," höhnte der Herzog, „bis das Mädchen verheirathet ist. Ich kenne Das!

Alles, was Sie lange überlegt haben, hat eine ſchiefe Wendung genommen. Ich bin der Anſicht, Sie ſchreiben an die Eltern und laden ſie zum nächſten Hoffeſte ein oder, noch beſſer, zu Ihrem Geburtsfeſte, chère mère. Das ſieht ſchon halb und halb wie eine Annäherung aus."

„Ich will Alles thun, was zu Ihrem Glücke dient."

„Wofür ich Ihnen unendlich dankbar bin," ſagte der Herzog und küßte der alten Dame die Hand.

Man meldete, daß das Souper angerichtet ſei, und ſomit war für's Erſte die Berathung abgebrochen. Die Herzogin verließ in ſehr viel beſſerer Laune, als ſie gekommen war, das Cabinet.

Der geheimnißvolle Gast.

In der düstern großen Halle eines alterthümlichen Landhauses saß an dem Kamine allein eine junge in Schwarz gekleidete Frau und hatte, ein Buch nachlässig in der Hand haltend, den Kopf aufgestützt und den Blick in die verlöschenden Flammen gerichtet. Es war Elise von der Recke. Sie war ungewöhnlich bleich und Spuren von Thränen deckten ihre Wangen. Sie hatte den Tod eines Kindes zu beklagen, das einige Monate nach seiner Geburt gestorben war. Das Band einer Ehe, das so eilig knüpft worden, zeigte sich immer drückender. Kaum in dem gesicherten Besitz der Frau und auf seinem väterlichen Erbgute angelangt, fand Herr von der Recke nicht nöthig, die Rolle eines aufmerksamen und gefälligen Gesellschafters zu spielen. Der karge Vorrath von Galanterie, der in seinem Besitze war,

hatte ſich raſch erſchöpft in den wenigen Wochen, wo er gezwungen geweſen war, den eifrigen Bewerber zu ſpielen. Er trat jetzt in das Bereich ſeiner natürlichen Eigenſchaften und unter dieſen war die erſte, eine rauhe und herriſche Weiſe gegen Die anzunehmen, die unter dem Titel ſeiner Frau nichts war, als die Wirthſchafterin für das Haus und ſeine Pflegerin, wenn ihn die Gicht befiel, die, durch übermäßige Tafelgenüſſe herbeigerufen, den noch jungen Mann bereits zu plagen anfing. Den ganzen Tag über befand ſich Herr von der Recke auf ſeinen Feldern, die er zuſammt dem Amtmann und dem Verwalter beſichtigte, von dort richtete ſich ſein Gang in die Ställe, — und waren auch dieſe einer ſorgfältigen Prüfung unterworfen worden, ſo kam er in einer abgeſpannten und nachläſſigen Laune in Geſellſchaft von drei großen Hunden in das Zimmer ſeiner Frau und forderte dieſe auf, raſch in die Küche zu eilen, um ſein Leibgericht herbeizuſchaffen; zugleich überlieferte er ihr die Schlüſſel zum Keller und gab ihr den Rath, ſelbſt hinabzugehen und ſich nicht vor dem kalten Hauche in den Gewölben und vor den ſchadhaften Treppen, die in die Tiefe führten, zu ſcheuen. Waren die materiellen Bedürfniſſe geſtillt und die Pfeife angezündet, ſo fiel es Herrn von der Recke auch wohl ein, nach dem Titel des Buchs zu fragen, in welchem er ſeine Frau leſend gefunden, als er hereintrat. Oft beliebte es ihm, Bemerkun-

gen zu machen und Fragen zu thun, die den Gegenstand betrafen, der in dem Buche verhandelt wurde, in der Regel begnügte er ſich, zu lächeln und mit einem leichten Stoße der Hand das Buch von ſich zu weiſen, indem er hinzuſetzte, daß Das Alles nur einfältiges Zeug ſei und keinen Schuß Pulver werth. Die ſanfte Eliſe gab ſich in ſolchen Fällen wohl die Mühe, ihren Gemahl über die eigentliche Natur und Beſchaffenheit einer wiſſenſchaftlichen oder künſtleriſchen Unterſuchung aufzuklären, allein ſie erſchrak, als ſie mitten in ihrem lebhaften Sprechen durch gewiſſe Töne unterbrochen wurde, die da anzeigten, daß Herr von der Recke ſich in den Armen eines ſanften und feſten Schlafes befand. Die Vergnügungen auf dem Erbgute waren demnach ſehr ſparſam. Wenn die Zeit der Jagden war, ſo kamen allerdings Nachbarn herbei, allein ſie waren mehr oder weniger ganz von demſelben Schlage wie der Hausherr und zeigten etwas von der Natur der Moräſte, von welchen ihre Beſitzungen größtentheils eingefaßt waren, ſie waren ſchlammig, zäh und ihr Geiſt ein trüber ſtehender Sumpf. Eliſe vermißte die rege Thätigkeit ihres Vaters, der weder ſich noch ſeinen Haushalt zu dieſer Verſumpfung kommen ließ, ſie vermißte die mannigfachen Intereſſen, die in ihrem elterlichen Hauſe verhandelt wurden und endlich vermißte ſie auch die ganz anders geartete Jugend, die dort aufwuchs, indem ſie ſie mit der verglich, die

hier in dem entfernten und verſchloſſenen Winkel des Landes ihre Keime entfaltete. Dorotheens Liebreiz, ihre Munterkeit, ihre ſtets frohe Laune konnte übrigens durch Nichts erſetzt werden und hier fand ſich am wenigſten ein Gegenſtand, der dieſe Lücke ausfüllte. So gab ſich denn die junge Frau ihren Träumereien hin. In Mitau war mit einem Buchhändler ein Vertrag abgeſchloſſen worden, daß er die neueſten Bücher, die in Deutſchland erſchienen, zuerſt nach Meſothen und von dort nach dem Erbgute beförderte. Sehr wenige Romane befanden ſich unter dieſen aufgezeichneten Büchern, wohl aber auf Eliſens Wunſch mehre Schriften, die nicht nach dem Geſchmacke des Grafen, noch ſeiner Tochter und Gemahlin waren, die aber die einſame, junge Frau mit Begierde bei ſich aufnahm. Es waren dies Young's Nachtgedanken und Swedenborg's Schriften. Dazu kam noch das Neueſte, was der ſeltſame Prophet und moderne Heilige, Lavater, in die Welt geſendet. Die langen Abende des Winters, wenn draußen der Schneeſturm gegen die hohen Fenſter des alten Herrenhauſes ſeine Wolken trieb, wenn in ſeltſamen Tönen der Wind ſich in den Eſſen verfing oder auf den einſamen Gängen der Schritt der Wächter ſich von Stunde zu Stunde regelmäßig hören ließ, brachte die junge Frau damit zu, ſich in die myſtiſchen Gebilde der Geiſterwelt zu verſenken. Einſam, wie ſie war, ſtörte ſie Nichts in dieſer Be-

schäftigung. Das Kind mit seinen Wärterinnen hatte auf einem entfernten Flügel seine Zimmer gehabt; die Mutter, die jene Räume für die gesundesten erklärt hatte, mußte zwei Säle und einen Gang durchschreiten, ehe sie in ihre Schlafgemächer kam. Sie befand sich also den langen Abend hindurch und einen Theil der Nacht in jener Halle, wo der Leser sie so eben gesehen, die sie in ihrem Geschmacke wohnlich eingerichtet hatte, nämlich mit Bildern und Büsten verziert und mit Schriften und Zeichnungen versehen. In einem alterthümlichen Stuhle, dessen Lederwand im Rücken hoch emporragte, saß die schlanke Gestalt, ähnlich einem jener Bilder von Rembrandt oder Teniers, die eine einsame Lesende in einer wunderlichen, durch allerlei Schmuck belebten Halle darstellen. Diese Halle hatte auch noch den Vorzug, daß sie weit genug entfernt lag von den Zimmern, die Herr von der Recke bewohnte, so daß, wenn dieser eine aufgeregte Jagdgesellschaft bei sich hatte, der Lärm, den diese erregte, nicht bis hierher zu dringen vermochte. Wenn der Mond am Himmel stand, so warfen die sechs hohen Fenster ihre Lichtmassen auf das Getäfel des Fußbodens und rankten heran an die Leiber der Statuen, die dadurch wie Geistergebilde erschienen, welche sich schwebend von der Wand ablösten. Ein Deckenleuchter hing mit seinem Behänge von zahllosen Glaskrystallen schwer und massenhaft in die niederen Regionen herab und

zeigte durch die ehrwürdige Schwärze, die ihn färbte, daß er nicht dazu da ſei, mit ſeinen Kerzen Feſte und fröhliche Abende zu beleuchten. Seine Arme, deren er wenigſtens fünfzig hatte, waren zum letzten Male Träger von Flammen geweſen, als bei der Taufe des Vaters des Herrn von der Recke ſich zufällig ein vorüberreiſender Prinz, dem der Wagen auf der unwegſamen Straße zerbrach, ſich einige Tage auf dem Landſitze aufgehalten. Eben ſo wenig trug ein großer, runder Tiſch, der ſehr künſtlich mit verſchiedenen Marmorſorten belegt war und auf unrückbaren Füßen ſeinen Platz hier unter dem Deckenleuchter bereits ſeit länger als einem halben Jahrhunderte behauptete, Spuren froher Geſelligkeit. Die jetzige Hausfrau hatte ihn zu der Ehre erhoben, Träger der Landkarten und Bücher zu ſein, die, wegen ihrer Schwere und des Umfangs, auf den andern Tiſchen nicht konnten niedergelegt werden. Nur ein einziges Bild zierte die Wand der Halle und Eliſe, als ſie mit Erlaubniß ihres Gemahls, die übrigen Bilder entfernte, hatte Bedenken getragen, ihre Hand auch an dieſes zu legen. Es ſtellte eine Frau in ſchwarzer Kleidung vor, mit bleichen, ausdrucksvollen Zügen. Sie gehörte nicht zur Familie, denn das Wappen, das die andern Bilder zeigten, fehlte hier. Wer war ſie? Wie kam ſie hierher? Auch eine Einſame! und dieſe beiden einſamen Frauen ſchienen beſtimmt, ſich oft einander Geſellſchaft zu leiſten.

Die ſchwarze bleiche Frau an der Wand — die ſchwarze bleiche Frau im Stuhle am Kamine.

Als Frau von der Recke der ſchmerzliche Fall traf, ihr Kind zu verlieren, nahm ſie mit noch mehr Haſt und Anſtrengung die Ideen in ſich auf, die eine träumeriſche und düſtere Phantaſie ihr zuführten. Sie betrachtete ſich als aus der Welt herausgetreten, als völlig fertig und auf immer abgewieſen mit allen Hoffnungen und von allen Reizen des Lebens. Jetzt ging ſie muthig daran, ſich die Pforten der Geiſterwelt zu öffnen. Was konnte ihr noch im Leben geſchehen? Ihr Daſein war beſchloſſen; es zählte ſeine Stunden nur nach den immer wiederkehrenden Demüthigungen, die ein roher und gewaltthätiger Gatte ihr bereitete. Entſchlüpfte ſie aus ſeiner Nähe, ſo fing ſie erſt an zu athmen und dann waren Geiſter ihr Umgang. Das ſchwärmende, kindliche Mädchen, wie der Leſer ſie bisher geſehen, die durch ihre Empfindeleien und Tändeleien ihm manchesmal wohl ein Lächeln abgenöthigt, war jetzt eine ernſte Frau geworden, die ſich mit dem Gedanken des Todes und des Wiederſehens jenſeits des Grabes beſchäftigte. Der Zug ſchwärmeriſcher Empfindſamkeit war geblieben, er hatte jedoch eine Richtung genommen, die, weit entfernt, nur eine kindiſche Laune und Spielerei zu ſein, für das Glück und die Zukunft dieſes allzuweichen Herzens gefährlich wurden. Eine Prüfung dieſer Art war

beſtimmt, ſich ihr jetzt in ihrer Einſamkeit der jungen Frau zu nahen.

Es war an dem Abende, mit deſſen Schilderung ſich der Anfang dieſes Kapitels beſchäftigt, als ſich Herr von der Recke einfand und noch einen Gaſt mitbrachte, der mit Empfehlungen von dem elterlichen Hauſe ausgeſtattet und deshalb doppelt willkommen war. Ein Mann, hoch, ſchlank von Wuchs, über die Vierziger hinaus, mit einem ausdrucksvollen Kopfe, in welchem dunkle, finſter ſchauende Augen ihre Blitze ſpielen ließen. Das war eine Figur, wie ſie hier noch nicht geſehen worden. Herr von der Recke, nie das Model eines ſchönen Mannes, verſchwand gegen dieſen Gaſt völlig. Wie freudig überraſcht war Eliſe, als ſie den Namen des Gaſtes hörte und nun wußte, daß der berühmte Graf Caglioſtro vor ihr ſtand. Sie hatte viel über ihn gehört — Glaubliches und Unglaubliches, und Nichts konnte ihr willkommener ſein, als nun ſelbſt prüfen zu können. Daß er hierher kam, um ſie aufzuſuchen, ſchien ihr ein Zeichen zu ſein, daß eine wohlthätige Macht ihr in ihrer tiefen Verlaſſenheit einen Retter ſende. Mit mehr Wärme, als ſie ſollte, begrüßte ſie den Grafen und dies brachte zu Wege, daß Herr von der Recke ſeiner Gemahlin ſpäter ernſtliche Vorwürfe machte. „Es ſei," ſagte er, „noch nicht gewiß, ob der Fremde wirklich ein Graf, und wenn er es auch ſei, ob aus einem alten Hauſe.

Man könne in dieser Hinsicht nicht vorsichtig genug sein.“ Zum ersten Male erlaubte sich Elise zu erwidern, daß ein geschiedter Mann ohne Titel und Namen ihr lieber sei, als einer, der Beides besitze und mit dem man nicht ein vernünftiges Wort sprechen könne. Herr von der Recke antwortete hierauf nichts, aber er beschloß bei sich, den ungewissen Grafen, sobald als es irgend schicklich sei, wieder aus seinem Hause zu entfernen. Der Graf erleichterte ihm dies Vorhaben, denn er gestand, daß ihn wichtige Geschäfte nach Mitau zurückriefen und, daß er nur auf eine Nacht das Gastrecht beanspruche. „Nur Sie, edle Frau,“ sagte er zu Frau von der Recke, als er sich mit ihr allein befand, „nur Sie sind der Grund meines Kommens. Unsre Geschicke haben einen geheimnißvollen Zusammenhang. Weshalb haben Sie den Gegenstand entfernt, der noch vor zwei Tagen dort auf den Tische stand?“ Elise sah den Sprechenden groß an. „Sie wissen“ — begann sie — „daß ein zierlich gearbeitetes Kruzifix auf der Marmorplatte stand?“ „O ich kenne dieses Gemach. Als meine Oberen mir befahlen, hierher zu gehen, ließen sie mich im Traume diese Räume sehen. Auch hat hier vor mehr als hundert Jahren ein Mann gearbeitet, der der weißen Magie mächtig war und seltne Produktionen zu Stande brachte, die er jedoch sorgsam vor der Menge verheimlichte, wohl vorausſehend,

daß in einem finſtern Jahrhunderte dieſe Weisheit nur Gefahr bringen könne. Ein Theil der Inſtrumente, mit denen er operirte, und ſo auch Schätze von großem Werthe ſind in dem Walde vergraben, der gegen Süden an der Landſtraße ſich hinzieht. Wenn meine Obern es erlauben werden, ſo kann ich vielleicht der Glückliche ſein, der dies dem Magier entzogene Beſitzthum, wieder in die rechten Hände bringt; die Schätze werden dann Ihnen zukommen, gnädige Frau, denn nach Gold und Goldeswerth ſind Männer, wie ich, nicht begierig."

Die Weiſe, wie dieſe Worte geſprochen wurden, war eine ruhige und hatte das Anſehen, als erzählte Jemand ihm und Andern ſehr gewohnte Dinge. Keine Miene verzog ſich im Geſichte des Grafen, während er das Erſtaunen bemerkte, das ſeine Anrede auf die Zuhörerin machte.

„Herr Graf," begann dieſe, „Sie debütiren in der That mit einer mir unerklärlichen Kenntniß. Das Kruzifix, das ich fortgeſetzt, weil ich in dieſen Tagen eine etwas wilde Geſellſchaft meines Mannes erwarte, die ſich wohl auch allenfalls in dieſe Räume verirren konnte und mir dieſes Heiligthum verletzen könnte, iſt fortan Ihr Fürſprecher bei mir."

„Man kann keinen beſſern haben," ſagte der Graf mit demſelben gleichgültigen und ruhigen Tone. „Vertrauen Sie mir, edle Frau, ſo wie ich Ihnen

vertraue — und ſomit ſei jede eitle Förmlichkeit zwiſchen uns verbannt.“

Er richtete, indem er dieſes ſagte, ſeinen Blick auf das Bild der ſchwarzen Dame und machte eine Neigung mit dem Kopfe, als begrüßte er Jemand Bekanntes.

„Das Bild gefällt Ihnen?“ fragte Frau von der Recke.

„Ich kenne dieſe Dame gar wohl,“ bemerkte der Graf. „Ich habe ſie geſehen am Hofe Ludwig XIV. und zwar zuletzt noch in Geſellſchaft der Herzogin von La Vallière.“

Unwillkührlich fuhr Frau von der Recke auf ihrem Stuhle zurück.

„Das iſt etwas lange her,“ ſagte lächelnd Cagliostro, „allein ich mache auch kein Geheimniß daraus, daß ich die Kunſt beſitze, mein Leben über die gewohnte Zahl der Jahre hinaus verlängern zu können. Mein Beiſpiel bedeutet hierbei noch wenig. In den geheimen Geſellſchaften, die über die Erde hin zerſtreut ſind, giebt es Männer, die tauſend und mehr Jahre zählen; ſie ſprechen aber nicht davon und die große Menge erfährt von ihrem Daſein nichts. Als ich unter den Magiern in Aegypten arbeitete, zeigten mir die Eingeweiheten einen Greis, der wenig über achtzig Jahr alt zu ſein ſchien, der jedoch ein Zeitgenoſſe des Elias geweſen war. Freilich befand ſich dieſer Ehrwürdige auch

bereits lange ſchon in dem fünften und letzten Grade — eine Stufe der Vollkommenheit, die Den, der ſie einnimmt, fähig macht, mit den Geiſtern aller geweſenen Zeiten zu verkehren."

„Wer war jene Dame?" fragte Eliſe, indem ſie auf das Bild zeigte.

„Es iſt mir entſchwunden, wer ſie war und wie ſie dorthin kam, wo ich ſie ſah. Ich würde nie an ſie wieder gedacht haben, wenn mir nicht hier das Bild ſo plötzlich vor die Augen gekommen wäre. Ich hab' ſo viel Perſonen geſehen; welch' ein Gedächtniß gehörte dazu, ihrer und ihrer Schickſale ſich zu erinnern! Daß ſie indeſſen in einer magiſchen Beziehung zu dieſem Hauſe ſteht, ſcheint mir mehr als wahrſcheinlich. Ich will meine Geiſter über ſie befragen."

„Ich kann kaum zu Athem kommen!" rief Eliſe. „In dieſen wenigen Minuten, welch' ein wunderſamer Schatz von Geheimniſſen wird mir gleichſam in den Schooß geſchüttet! Erlauben Sie, Herr Graf, daß ich für's Erſte ein wenig die Ungläubige ſpiele."

Auf dieſe Worte ſah der Graf die bleiche, junge Frau mit einem durchbohrenden Blicke an und ſagte mit einer Stimme, die tief, fremd und ſeltſam klang: „Seele, Du entziehſt Dich mir? Es iſt vergebens! Mit dem erſten Schritte, den ich in dieſes Gemach that, haben meine Geiſter um Dich und mich ein unzerreißbares Band gezogen."

In dieſem Augenblicke trat Herr von der Recke ein und das Geſpräch ſtockte.

„Herr Graf, Sie haben einige Zeit in Straßburg gelebt," hub der Gutsherr an, „haben Sie nicht dort einen Schwager von mir, einen jungen Grafen Medem geſehen?"

„Es iſt möglich," entgegnete der Gefragte zerſtreut.

„Er iſt geſtorben," ſetzte der Sprechende hinzu, „in noch jungen Jahren geſtorben. Meine Frau beklagt dieſen Verluſt auf's ſchmerzlichſte und Sie würden uns ſehr verbinden, wenn Sie aus dem Geiſterreiche Nachrichten von ihm uns ſchaffen könnten." Hierbei lächelte Herr von der Recke, indem er mit ſeiner Uhrkette ſpielte und einen ſpöttiſchen Blick auf den Grafen richtete.

„Es iſt möglich, daß ich Ihnen welche geben kann," erwiderte der Graf ruhig.

„Wollen Sie glauben," fuhr Herr von der Recke fort, „daß meine Frau ſchon die Kirchhöfe beſucht hat, um in der Stunde der Mitternacht die dort Schlummernden zu befragen, ob ſie Etwas wüßten oder nicht. Wie nennen Sie Das, Herr Graf?"

„Schwärmerei edler Seelen," entgegnete der Gefragte.

„Ich nenne es Narrheit. Zum Kuckuck, wer todt iſt, iſt todt. Alles Aberglaube und Kinderpoſ-

ſen! Ich lache darüber. Reine Ammenmährchen. Sie ſollen ja auch Gold zu machen verſtehen? Das läßt ſich eher hören. Schon hab' ich allerlei der Art geleſen. Vor hundert Jahren, ehe dieſes Haus in unſern Beſitz kam, wohnte hier ein alter Herr von Gavel, der ſoll dieſe Kunſt verſtanden haben. Auch ſagt man, daß er Schätze, man weiß nur nicht wohin, vergraben hat."

„Davon haben Sie mir ja nie Etwas geſagt," rief Frau von der Recke, im höchſten Grade aufgeregt und einen leidenſchaftlichen Blick auf den Grafen richtend, der völlig in ſeiner Ruhe blieb.

„Weil ich nie von ſolchen Narrenspoſſen ſpreche," ſagte der Hausherr. „Nun, Herr Graf," ſetzte er zu dieſem gewendet hinzu; „wie iſt's? Verſtehen Sie die Kunſt?"

„Da Sie ungläubig ſind," verſetzte Jener, „würde es mir und Ihnen wenig Nutzen bringen, wenn ich auch geſtände, daß ich dieſe Kunſt beſäße."

„Ich würde Ihnen alsdann ein Laboratorium bauen," fuhr Herr von der Recke fort; „allein, wenn Sie mir mein Gold verputzten, ſtatt mir neues zu ſchaffen, ſo würde ich es mit Ihnen machen wie der König von Preußen, der einen ſolchen Herrn an einen Galgen hing, der mit lauter Goldflittern überzogen war."

„Ich bin Ihnen ſehr verbunden," ſagte der Graf.

Eliſe fand für gut, dieſes Geſpräch zu unterbre-

chen, indem ſie einen Diener rief und dieſem befahl, die Zimmer für den Gaſt bereit zu machen. „Wenn ich bitten darf," ſagte dieſer, „ſo laſſen Sie mich ein Kabinet wählen, das ich ſchon mir ausgeſucht, als ich in das Haus trat. Es hat die allein mir zuſagende Lage und iſt ein rechtwinkeliges Viereck. Alle andern Gemächer haben mehr oder weniger unregelmäßige Wandflächen."

„Dieſes Kabinet iſt meine Bibliothek," bemerkte die Hausfrau.

„Ich werde keines der Bücher berühren," verſicherte der Graf und werde mich für die wenigen Augenblicke Schlafs, deren ich bedarf, auf dem Kanapee behelfen."

„Kann man einen lächerlicheren Kauz ſehen," murmelte Herr von der Recke, indem er das Zimmer verließ.

Während der Gaſt ſich in dem von ihm auserwählten Kabinette zur Ruhe legte, ſchloß die Frau des Hauſes kein Auge. In ihr einfaches Leben war plötzlich, wie in eine belagerte Stadt eine Bombe gefallen, die zu ihren Füßen platzte und tauſend abenteuerliche Schrecken um ſich ſchleuderte. Wo war ſie? Wo befand ſie ſich? In welche Regionen war ſie entrückt. Wie man eine Thür öffnet und in ein Zimmer ſchaut, ſo hatte ſich ihr ein Eingang aufgethan, durch den ſie in eine geſpenſtiſche Kammer der Schöpfung blickte. Ein Mann,

weit über hundert Jahr alt hatte ſo eben neben ihr geſeſſen; es war noch nicht eine halbe Stunde und ſie hatte Worte aus ſeinem Munde vernommen. Mit welcher Sicherheit, mit welcher Ruhe waren dieſe Worte ausgeſprochen worden, und welch' ein Blick dabei! Wie hatte er den furchtbaren Zuruf: „Seele, Du entziehſt Dich mir!“ ausgeſtoßen. Und ſie, die ſonſt ſo verſchloſſen, ſo wenig neuen Bekanntſchaften zugänglich war, wie hatte es dieſer Mann verſtanden, ſie ſogleich in ſeinen Kreis zu bannen! Alles ſeltſam — Alles räthſelhaft! Und das Wenige, was er gleichſam gleichgültig hingeworfen, wie machte es begierig nach mehr. Wie wußte er den Umſtand mit dem Kruzifix? — Ach, wenn es denn alſo doch Wahrheit wäre, daß die irdiſche Natur mit dem Geiſterreiche verkehren könne! Welch' eine Freudigkeit dann! Wenn die kühnſten Träume und Hoffnungen nach dieſer Richtung hin in Erfüllung gehen könnten! Wie ſehr verlohnte es ſich da, weiter zu leben, und ſie hatte ſich in der Troſtloſigkeit ihrer Lage ſo oft den Tod gewünſcht.

Kaum war der Tag angebrochen und es konnte als ſchicklich gelten, ſich nach dem Befinden des Gaſtes zu erkundigen, ſo ſchickte ſchon Frau von der Recke hin, um ihn zum Frühſtück einladen zu laſſen. Der Bote kam zurück und brachte die Nachricht, daß der Graf bereits abgereiſ't ſei. Bald nach

Mitternacht ſei ein Wagen gekommen, der ihn abgeholt. Ein verſiegeltes Blättchen hatte auf dem Tiſche gelegen, und dieſes war an die Frau des Hauſes gerichtet. Eliſe erbrach es und las den Inhalt mit Herzklopfen. Er lautete: „Ich eile nach Mitau zurück und hoffe Sie, edle Frau, dort in dem Hauſe Ihres Herrn Vat.rs wiederzuſehen. Zögern Sie nicht, der Stimme Ihres Genius' zu folgen. Ich weiß, daß Sie mir bis jetzt nur halb Glauben ſchenken, aber Sie werden bald ganz die Meinige ſein. Die weiße Magie und ihre Meiſter haben Seelen wie die Ihrige nöthig. Es bereitet ſich eine große Zeit vor. Ein Gericht wird ergehen, das alle Halbe und Schwache von den Starken und Mächtigen ſondern wird. Die Frommen werden ſich vereinigen und durch ihre unausgeſetzten Gebete den Himmel auf die Erde ziehn. Doch, bevor das Reich der Glückſeligkeit in ſeiner ganzen Fülle erſcheint, werden die Geiſter der ſchwarzen Magie noch große Anſtrengungen wagen, den Sieg der Guten zweifelhaft zu machen. Allein der große Baumeiſter der Welten wird ſelbſt für die Seinen in den Kampf gehen. Darum keine Zaghaftigkeit, keine Kleingläubigkeit! Ich grüße Sie mit dem Gruße unſers großen Meiſters. Caglioſtro."

Eliſe hatte nach dieſem Schreiben keine Ruhe mehr. Es zog ſie dem Manne nach. Herr von der Recke war nicht eiferſüchtig; er ließ ſeine Frau

thun, was ſie wollte, denn er war ſchon daran gewöhnt, daß ſie ſelten Das that, was er wollte. Mit Drohungen, mit Scheltworten, ſelbſt mit Ausbrüchen des Zorns war bei ihr Nichts auszurichten, ſie ſetzte ein ewiges Schweigen, Thränen und nach dem Himmel gerichtete Blicke entgegen. Der Haushalt wurde mangelhaft geführt, denn wenn die Gegenwart der Hausfrau bei irgend einer wichtigen Operation der Milchkammer, der Küche, des Gemüſegartens nöthig war, ſo ſaß Frau von der Recke in ihrer Bibliothek und las in den Offenbahrungen der Apocalypſe. Daß in dem Stalle eine Kuh im Begriffe ſtand, einen Sprößling mehr ihrem ruhm- und milchreichen Geſchlechte zuzuſetzen und damit das Entzücken der Verwalterin zu mehren, konnte für ein Ereigniß gelten, das Intereſſe für Herrn von der Recke, aber durchaus keins für ſeine Gemahlin hatte. Eine neue Zucht Hühner oder eine veredelte Wolle machten ebenſo wenig Glück und der Hausherr war endlich daran gewöhnt, ſeine Frau anzuſehen wie ein Weſen, das voll Apocalypſe und Thränen ſteckte und mit dem in der weiten Gotteswelt Nichts anzufangen war, als ſie ihren Weg gehen zu laſſen. Die junge Frau des Pächters vom nahgelegenen Vorwerke machte mit ihrem runden Geſichte, ihren muntern Augen und ihrer großen Behendigkeit, ſich in Stall und Küche zu bewegen, ein auffälliges Glück bei ihrem Gebieter.

Als daher Frau von der Recke ihre Fahrt auf einige Wochen zu ihren Eltern ankündigte, fand ſie keinen Widerſpruch, es wurde ihr nur angedeutet, daß ſie nicht zu viel Narrenspoſſen treiben, und daß ſie zu einer beſtimmten Zeit wieder zu Hauſe ſein ſolle. Auch gab Herr von der Recke ihr ein Recept gegen Hühneraugen mit, deſſen Bereitung ſie in der Apotheke ſchleunigſt beſorgen und ihm überſchicken ſollte.

Somit ging ſie denn hoffenden Herzens der Erfüllung großer Erwartungen entgegen.

Die Loge d'Adoption.

Ehe der Leſer die Straße weitergeht, auf der der große Magier und ſeine Schüler und Schülerinnen wandeln, möge er in die kleine freundliche Stube treten, wo ein verlöſchendes Leben neben einem blühenden ſeinen Wohnplatz aufgeſchlagen. Die Wunde, wie ſchon berichtet worden, die der junge Lieutenant Arwed im Duell erhalten, war geheilt worden, allein die innern Verletzungen hatten gefährliche Spuren hinterlaſſen. Sichtlich welkte der einſt ſo ſchöne und blühende Jüngling dem Tode entgegen. Nicht die Röthe der Geſundheit, die hektiſche der Schwindſucht färbte ſeine Wangen; und dennoch, er träumte nur von einer ſchönen Zukunft, von ſpäten Glücksjahren und reichen Erfolgen. Es iſt die Natur dieſer unerbittlichen Krankheit, daß ſie ihre Opfer mit den Bildern einer

Zauberlaterne, die gigantiſche Formen auf Nebelwolken hinmalt, unterhält. Das Rauſchen des Hains des Todes klingt in das Ohr dieſer Getäuſchten wie die ferne heitere Muſik der Freude. Nie tritt der Erbfeind des Lebens unter einer verführeriſcheren Maske auf als hier, wo er im Gewande der Hoffnung und der Freude, im Klange heiterer Melodieen vor ſeinem Opfer dahertanzt. Das Lächeln des Frühlings, von Allem was da lebt, mit Wonne begrüßt, hat für den Armen, der auf der Schwelle des Todes ſteht, einen verdoppelten Glanz. Es iſt, als wenn das Auge, das ſich bald auf immer ſchließen ſoll, für die kurze Zeit ſeines noch Offenſtehens zwiefach reiche Kräfte nach außen hin entfaltete, als wenn das Ohr, dem das ewige Schweigen der Tiefe ſo nahe bevorſteht, mit erhöhter Schärfe und Freude die Schmeicheltöne der Liebe in ſich aufnähme. Die ganze Schöpfung iſt ein hellgeſchmückter und erleuchteter Saal, deſſen Eigenthümer die grauſame Kunſt beſitzt, im beſten Glanze und Schimmer ſeiner Schätze plötzlich die Lichter verlöſchen zu laſſen.

Dorothee theilte dieſe täuſchenden Hoffnungen und wenn in ſtillen Stunden ihres Beiſammenſeins das mit einem überirdiſchen Glanze gefüllte Auge des Jünglings in das ihre blickte und dann durch das kleine Fenſter der Stube hinaus die Ferne ſuchte, dann gab ſie dieſer ſtummen Sprache Worte

und machte mit dem Geliebten Pläne, wie ſie die ſchönen Tage, die der Geneſung folgten, benutzen wollten, um weit hinaus in die Welt zu ziehen. Eine Reiſe, ähnlich der, wo ſich ihre Herzen zuerſt gefunden, ſollte ſie über die Grenzen des Vaterlandes hinaus nach Deutſchland's Auen führen. Alsdann ſollte Schweden, Arwed's Heimath, beſucht werden, und der Jüngling erſchöpfte ſich in Schilderungen, wie romantiſch die Gebirge, wie ſtill die Seen, wie rein das Himmelsblau dort ſei. Auch die äußere Stellung des jungen Mannes wurde beſprochen; er ſollte den Abſchied nehmen und von einem kleinen Erbe, das ihm zugefallen, in beſcheidenen Anſprüchen einige Jahre völlig unabhängig den Studien leben; alsdann würde ſich eine Laufbahn ihm eröffnen, die ihn mit den Geſchicken und Arbeiten größerer Arbeitskreiſe in bewegter Welt vertraut machte. Mit Orden bedeckt, geehrt von dem Fürſten, geliebt von den Seinigen, ſollte er dann daſtehen und Dorothee, die Glückliche, wollte an ſeiner Bruſt liegen, die Beneidete an des Beneideten Seite.

Ach, wer zählt ſie die Träume der Liebe! — Wie auf der dunklen Bläue des Himmels dem aufſchauenden Blicke immer mehr und immer mehr Sterne entgegenblühen, ſo aus der Seele der Liebenden, die ſelbſtvergeſſen Selbſtvergeſſenheit ſchafft, löſen ſich Traumblumen — eine immer

ſchöner als die andere, in wonnevollem Wechſel ab.

Der Graf, der ſeine Tochter innig liebte, konnte es ihr nicht verſagen, ſie, ſo oft ſie es begehrte, zu dem Kranken zu begleiten. Er hatte ſich dort in einem Nebenzimmer gleichſam häuslich eingerichtet, brachte Papiere und Bücher mit und während ſein Kind träumte und beglückte, ſchrieb der ernſte Mann Berichte an die Landesabgeordneten und führte lange verwickelte Rechnungen. Von Zeit zu Zeit trat er heraus, ſetzte ſich ebenfalls an Arwed's Lehnſeſſel, erfaßte deſſen Hand und ſprach liebevolle Worte des Vaters und Freundes zu ihm. Wenn der Kranke erſchöpft in Schlummer ſank, dann ſang Dorothee mit leiſer Stimme jene heimathlichen Klänge, die ſchwediſchen Melodieen, die ſie ihm und er ihr gelehrt. Mit dieſen Tönen zogen neue Träume des Glückes in das Herz des Armen, das bald nun ausgeſchlagen haben ſollte.

Da ſich das Frühjahr nahte, gab das Gärtchen vor dem Hauſe eine willkommene Stätte, wo ſich auf einer einfachen Bank, von Flieder und Geisblatt umrankt, die Liebenden zuſammenfanden. Eines Abends, als die Sonne ihre letzten Strahlen verſandte, ruhte ſeine Hand in der ihrigen und mit einem ſchmerzlich-wehmüthigen Blicke auf das ſinkende Geſtirn klagte er; „Ach Dorothee, wenn es eine Unſterblichkeit giebt, und wenn wir hier auf

Erden ſchon für ſie wirkſam ſein ſollen, wie wenig hab' ich alsdann gethan! Meine Jugend ging dahin in Thorheit und Unbedacht, meine Tage nahm ich von dem Geber aller Dinge mit Gleichgültigkeit und ohne Dank an; wie würde ich ſie jetzt nützen, indem ich ſie mit dem Keime künftiger Thaten füllte. Es ſollte keine Stunde mir ungenützt vergehen, und dann möchte ich das Ergebniß meines Lebens voll Verdienſt und Arbeit als würdige Gabe Ihnen, theure Dorothee, darbringen. Ich habe Sie zu ſpät kennen gelernt, edles Mädchen! Mit Ihrer Feuerſeele, mit Ihrem Lebensmuthe hätten Sie mich zu Allem bringen können. Jetzt! ach man weiß es, welche Hemmniſſe mir in den Weg gelegt werden können und ich werde nicht mehr die Spannkraft der Jugend haben, ſie zu überſchreiten.

„Arwed, ſprechen Sie nicht ſo, mein Freund," ſagte Dorothee, „Sie wiſſen, ich mag dieſen Ton der Muthloſigkeit nicht hören. Wenn Ihre Geſundheit wieder befeſtigt iſt, wer mag Sie dann hindern raſch auf der Bahn glücklicher Erfolge fortzuſchreiten?"

„Es iſt mir oft," ſagte der Jüngling traurig, „als ſollte doch Alles nicht ſo ſein, wie ich es in ſchönen Stunden hoffe. Die Nacht bricht herein, Dorothee! ſehen Sie, wie dieſe Gebüſche ſich in Nebel hüllen, wie ihre Umriſſe undeutlich werden, wie Geiſter aus der Tiefe die flüchtigen und bangen

Lichter, die noch von dem ſchönen Tage übrig geblieben, vor ſich her ſcheuchen. Es ſoll nun eben Nacht werden: Nichts rettet vor dieſem Geſchicke. Wenn es auch ſo über mich beſtimmt wäre! Mein theures, ewig geliebtes Mädchen, wenn ich dieſes Auge, das im Glück und Leben lächelt, in weite Ferne zurückweichen ſähe, und mit ihm Alles, was dieſe blühende Welt Schönes bietet! Und ich — ſänke tiefer und immer tiefer in die Schatten der Nacht hinein. Ewiger Gott, lehre mich den Gedanken des Todes faſſen; ich vermag nicht an das Ende eines Daſeins zu glauben, das gerade jetzt ſich für mich mit den lieblichſten Gaben ſchmückt."

„Arwed, betrüben Sie mich nicht," ſagte Dorothee leiſe, „Sie wiſſen, daß ich es Ihnen verboten habe, von Ihrem Tode zu ſprechen. Sie werden leben und ich — durch ſie!"

„Der Himmel gebe das!" ſeufzte ſtill der Trauernde.

„Wiſſen Sie noch," hob heiter das ſchöne Mädchen an, „wie wir uns zum erſtenmal ſahen? Hoch oben in Ehſtland, in der alten Stadt Narva, in einer dunklen abenteuerlichen Gaſſe und in dem Hauſe einer Hexe! Da ſtand der edle Herr vor mir und kündigte mir an, daß ich ſeine Gefangene ſei. Es hatte damit ſeine Richtigkeit, ich wollte es nicht glauben und will es auch jetzt nicht glauben

— aber ich bin Ihre Gefangene. Ich freies, ungebändigtes Geſchöpf — eine Gefangene! Noch ſeh' ich Sie vor mir, wie die durch den Zugwind angefachte Kerze rothe Lichter über ihre ſchöne blaue Uniform goß, wie Ihr dunkles Auge halb ernſthaft, halb lächelnd zu mir hinblickte. Neben mir meine gute Schweſter, die es nicht begriff, wie uns Das Alles geſchehen konnte, und heimlich mit der Gouvernante flüſterte. Die Kartenſchlägerin machte das dümmſte und kläglichſte Geſicht von der Welt und unſeren Johann hörten wir draußen fluchen!"

„Ja, ſo war es," ſetzte Arwed hinzu, „und ich begreife noch jetzt nicht, wie ich den Muth hatte, Ihnen gegenüber die Befehle meines Chefs zu erfüllen. Gewiß, ich war recht jung und unbeſonnen. Damals ſann ich hin und her, wie ich es wohl anfinge, Sie wieder zu ſehen; es ſchien, als ſollte es nicht ſein. Mehr als einen Brief zerriß ich, den ich an Sie aufgeſetzt. Da mußte es eine dunkle Höhle ſein, in welcher mir mein Mädchen erſchien. Sie traten mit dem alten Manne herein und in dem Dämmerlichte ſah ich einen Engel, der ſich immer tiefer und tiefer in die Schatten der Nacht begab, um daraus eine Seele zu retten. Daß Sie nicht vor mir erſchraken —"

„Ich erſchrecke nicht ſo leicht," entgegnete Dorothee lachend.

„Es war eine liebliche, ſchöne Reiſe“ — ſetzte er hinzu — „die wir damals machten. So recht in Einfachheit, Glück und Natur. Weit vor uns die Welt, die wir nicht vermißten. Es ſind mehre Jahre nun ſchon, daß dies liebliche Gebilde vor uns aufſtieg, und immer iſt's noch wie heute, als ich meinen Arm um Sie ſchlang, um Sie vom Sturze von dem Leuchtthurme abzuhalten. Sie blickten mich zum erſtenmale vorwurfsvoll an und ſagten ſtolz: ich bin ſtark genug, um mich ſelber zu halten. Ja Dorothee, Sie ſind ſtark genug, um in jeder Lage des Lebens ihre eigene Kraft zur Stütze zu haben. Oefters iſt mir bange vor dieſer Feſtigkeit und Selbſtſtändigkeit bei einem ſo jungen Herzen. Wie wenige Frauen, ja, wie wenige Männer haben dieſen Sinn.“

„Eigenſinn wollen Sie ſagen!“ warf Dorothee neckend ein. „Ihr Männer wollt nichts von unſerer Stärke hören; wir ſollen immer wie Wachs in Euern Händen ſein, Ihr Herren der Schöpfung!“

Hier hörte man die Stimme des Vaters, der da rief: „Es iſt kühl, Kinder, kommt herein.“

Arwed erhob ſich, da fühlte er plötzlich einen heftigen Stich in der Bruſt. Er bezwang den Schmerz, aber er konnte einen tiefen und ſchweren Seufzer nicht unterdrücken, der wider ſeinen Willen über ſeine Lippen glitt. Im Zimmer angelangt, ſah er ungewöhnlich bleich aus. Nur wenige Worte wurden

gewechſelt, der Vater trieb zur Abfahrt. „Ich ſollte ſchon längſt zu Hauſe ſein," ſagte er, „denn mich erwarten Gäſte. Der Graf Caglioſtro iſt mit meinem Bruder angelangt und mit ihnen Eliſe."

„Grüßen Sie ſie von mir," bat Arwed „und — nun leb' wohl, Dorothee." —

Dorothee hing an ſeinem Halſe. Der Vater ſchüttelte ihm die Hand, und Tochter und Vater verließen das Zimmer. Als ſie fort waren, brach Arwed zuſammen. Ein ſtarker anhaltender Huſten überfiel ihn und Schmerzen unerträglicher Art wühlten in ſeinem Buſen. Der Arzt wurde gerufen, der treue Palm kam und wachte die Nacht über an ſeinem Bette.

Der Oberjägermeiſter hatte ſeine gute Laune verloren, ſeitdem ihm die Möglichkeit vorſchwebte, Gold machen zu können und Geiſter zu ſehen. Seine Frau, ſeine Töchter, ſelbſt ſeinen Bruder hatte er mit in den Kreis ſeiner neuen Hoffnungen und Träume gezogen. Die Bekanntſchaft des Grafen hatte er in Warſchau gemacht und hatte ihn ſogleich eingeladen, nach Kurland zu kommen. Caglioſtro hatte dieſe Einladung zwar angenommen,

doch ſich gleich dabei ausbedungen, daß außer dem Medem'ſchen Hauſe kein Fremder in ſeine Nähe eingeführt werde. Dies war ſehr ſchmeichelhaft für die Bevorzugten. Durch den Theim hatte der Magier von Eliſen gehört und dieſe ſogleich für ſeine Zwecke zu gewinnen ſich entſchloſſen. Der Plan des Grafen war, in Petersburg Katharina, bei der man in letzter Zeit Anwandlungen religiöſer Natur zu bemerken geglaubt hatte, in den Kreis ſeines myſtiſchen Gebiets zu ziehen und hiermit für ſeine Zwecke zu gewinnen. Es konnte dieſes auf die geeignetſte Weiſe vollführt werden, wenn er ſich in der nordiſchen Hauptſtadt ſogleich im Gefolge von Anhängern aus einem alten, berühmten Geſchlechte zeigte und beſonders eine junge fanatiſche Frau, eine Schwärmerin, wie Eliſe, in ſeiner Nähe zeigen konnte. Es iſt bekannt — daß Katharina, weit entfernt, ihre philoſophiſche und ſkeptiſche Doktrin, die ſie durch ein ſtürmiſches Leben auf einem mit ſo gefährlichen Klippen belegten Wege, ſicher geleitet hatte, aufzugeben, — die entſchiedenſte Widerſacherin des Wunderthäters wurde und ihn unerbittlich verfolgte, bis er die Grenzen ihres Reiches wieder verlaſſen hatte.

In dem Hauſe des Grafen traten jetzt die Anhänger zuſammen und drangen in den Meiſter, eine eigne Loge zu gründen, die ihre geheimnißvollen Räume ſowohl für Ordensbrüder als Ordensſchweſtern

öffnete. Wie er es in Warſchau gethan, ſollte er nun auch hier ſeine Experimente und Operationen machen, nebenbei aber die Grundzüge ſeiner Lehre entwickeln. Die Frauen waren ganz Feuer und Flamme. Die nahe Ausſicht, bald in Verkehr mit der Geiſterwelt zu treten, über Kräfte gebieten zu können, von denen die profane Menge keinen Begriff hatte, machte die Seelen der Begeiſterten ſchwärmen. Ihnen Allen voran ging Eliſe. Sie liebte den Grafen, aber nicht mit irdiſcher Liebe, ſondern mit einer Neigung, die durch den „Flügelſchlag ſeliger Geiſter" immer wieder zur Flamme angefacht wurde, wenn ſie zu ſinken oder zu verlöſchen drohte. Die Welt zu beglücken, die Menſchheit zu erfreuen, wie ſie in dieſem Grade noch nie, ſeit Chriſtus und die Apoſtel die Erde verlaſſen, beglückt worden, das war nun die Aufgabe ihrer Tage. Zugleich hoffte ſie, mit den Verſtorbenen aller Zeiten zu verkehren. Nicht mehr um fruchtloſes Sitzen auf den Kirchhöfen, nein, um lebendiges Schauen in jedem beliebigen Raume, wo ſie ſich gerade befand, handelte es ſich jetzt.

Die Loge d'Adoption kam zu Stande. Der Graf in ſeinem ernſten, feſten Weſen hielt ſich etwas ferne, obgleich er ſich aufnehmen ließ, aber völlig ſich hingebend zeigte ſich der Oberjägermeiſter ſammt den Frauen und einigen Freunden des Hauſes. Dorothee hielt es mit dem Vater, — auch ſie wurde

Mitglied der Loge, allein ſie zeigte ſich darin ſelten und wenn ſie kam, war ſie zerſtreut und theilnahmlos. Eliſe glühete. Der hohe Meiſter nannte ſie „Du“ und „meine Tochter“ und gab ihr „Seelenſchläge“, wenn ſie durch ein unvorſichtiges Wort, das auf Unglauben deutete, ſeinen Unwillen erregt hatte.

Die Experimente begannen. In einem Zimmer eingeſchloſſen ſaß die kleine Gemeinde und um ſie her zog der Magier mit dem Degen einen Kreis, den Niemand überſchreiten durfte. So ſehr die Auserwählten auch vor ihrer Zulaſſung geprüft worden waren, ſo zeigte es ſich doch, daß nicht Alle den gleichen feſten Glauben hatten, ja daß ſich ſogar ein entſchiedener Spötter und Zweifler unter ihnen befand, dies war der alte Hausarzt, der über ein Vierteljahrhundert bereits Freund und Gefährte der Familie war und von dem bereits, als ſämmtliche Perſonen des Hausſtandes geſchildert wurden, die Rede war. Dieſer alte Ungläubige hatte ſich nicht ausſchließen dürfen, allein er brachte, ſo wie er ſich im Kreiſe der magiſchen Experimente befand, zahlloſe Störungen hervor. Entweder er that an das Kind, das die Erſcheinungen ſah, ungehörige Fragen, da man ihm doch Schweigen auferlegt hatte, oder er überſchritt den Zauberkreis und erregte dadurch einen allgemeinen Aufruhr, indem nun die böſen Dämone Zeit und Macht hatten über

die Auserwählten herzufallen. Doktor Kloppmann und der Magier vertrugen ſich durchaus nicht. Der Eine repräſentirte die alte ungläubige und ſtarre Zeit, der Andere die neue, mit myſtiſchen Wundern angefüllte. Noch iſt zu bemerken, daß Fräulein von Pipelet ebenfalls ſich halb und halb auf die Seite Kloppmann's neigte.

Während Schröpfer in Leipzig und Dresden die Anweſenden ſelbſt die Erſcheinungen ſehen ließ, verkündete dieſelben bei Caglioſtro ſtets ein in dem anſtoßenden Zimmer eingeſchloſſenes Kind. Ihm wurden vom Meiſter die Fragen vorgelegt, die es damit beantwortete, daß es laut rief, es ſähe bald dieſen, bald jenen Verſtorbenen, in dieſer oder jener Stellung, ſo oder ſo bekleidet. Den verſtorbenen Bruder Eliſens ſah das Kind in rother Uniform erſcheinen und mit lächelnder und zufriedener Miene. Eliſe wünſchte nun auch ſelbſt ihren Bruder zu ſprechen, und es wurde ihr vom Magier ein Traum zugeſagt, in welchem ſie ihn ſehen und ſprechen ſollte; allein dieſer Traum blieb aus. „Du wünſchteſt viel zu heftig," ſagte der Graf bei dieſer Gelegenheit zu ſeiner Schülerin, „die Geiſter mögen ſolchen Ungeſtüm nicht." Und als Eliſe dennoch auf den verſprochenen Traum beſtand, bekam ſie einen „Seelenſchlag".

Die Männer in der Loge warteten auf das verſprochene Silber und Gold. In dem „philoſo-

phiſchen Ei", wie die Maſſe genannt wurde, die ſich im Schmelztiegel nach wiederholten Experimenten anſetzte, kam jedoch kein edles Metall zur Reife, obgleich das „rothe Pulver" in die Compoſition geſchüttet worden. Auch mit der Hebung des Schatzes auf dem Gute des Herrn von der Recke, obgleich die ganze Loge dorthin hinausfuhr, kam es zu Nichts, doch machte ihn der Graf „feſt", das heißt, er gebot ſeinen Geiſtern, daß Niemand anderer, auf tauſend Jahre hinaus, den Schatz heben dürfe. Daß er ihn aber ſelbſt nicht hob, wurde auf das Entgegenwirken der ſchwarzen Magier geſchoben, die dabei im Spiele wären und ſich ſehr ungeberdig über die Erfolge des Meiſters zeigten.

Trotzdem, daß das philoſophiſche Ei nicht ausgebrütet, der Schatz nicht gehoben und ein verſprochener Traum nicht geträumt wurde, verlor der Magier doch nichts von dem Imponirenden ſeiner Erſcheinung, und es mag nun über alle dieſe Dinge geurtheilt werden, wie man will, ſelbſt der entſchiedenſte Zweifler muß bekennen, daß hinter dem Vorhange, den Betrug, Selbſttäuſchung und Aberglaube vor die Blicke ziehen, dennoch in der That ein Geheimniß verborgen lebt, deſſen Daſein der Glaube aller Zeiten, aller Jahrhunderten beſtätigt. Es giebt eine geheime magiſche Welt und ihre Prieſter exiſtiren wirklich. In allen Stiftern von Religionen, in jedem Helden und Welteroberer in jedem großen,

allgewaltigen Dichter iſt Etwas von dieſer Kraft, iſt Etwas von dieſer Weiſe vorhanden. Freilich, der Sterbliche ſoll noch geboren werden, der mit ſterblicher Zunge Unſterbliches redet. Es kann nur ein Andeuten, ein Ahnen, ein Träumen ſein. Es iſt leicht geſagt, dieſer Mann iſt ein Betrüger; aber unternehmt es nur, zu betrügen, ohne daß Euch, wenn auch noch ſo dunkel und entſtellt, Etwas von dem magiſchen Urgeiſte der Schöpfung inne wohnt, und Ihr werdet ſehen, wie ſchnell Ihr ſcheitert. Es ſei hiermit keine Rechtfertigung des Treibens eines Caglioſtro ausgeſprochen, nur gewarnt ſoll werden vor dem zu raſchen Aburtheilen über Erſcheinungen in einem Gebiete, in welchem wir Fremdlinge ſind. Die Lehre, die der Graf in der Loge vortrug, war in kurzem folgende: Es giebt eine weiße und eine ſchwarze Magie. Beide ſind in ewigem Kampfe miteinander begriffen, doch ſiegt die Erſtere. Es giebt fünf Grade der weißen Magie. Die Freimaurer ſind im Beſitz der drei erſten, die zwei letzten gehen ſelbſt über ihr Wiſſen hinaus. Die erſte geheime Klaſſe wird aus der Pflanzſchule der Freimaurer gewählt und beſteht aus zweiundſiebenzig. Dieſe ſind im Beſitz des Verjüngungsmittels, doch dürfen ſie es ohne Wiſſen der Oberen Niemandem mittheilen. Dieſe beſitzen das Geheimniß des „rothen Pulvers“ und können unedle Metalle zur Reife des Goldes bringen; auch haben ſie die Macht, ihren

Oberen auf hundert und mehr Meilen hinaus im Augenblick Das wissen zu lassen, was sie ihnen mittheilen wollen. Aus den Neunundvierzig werden die Fünfunddreißig gewählt, aus diesen die Vierundzwanzig. In dem letzten irdischen Grade sind nur zwölf Mitglieder. Wer zu diesem Grade gelangt ist, stirbt nicht, nach mehren hundert Jahren trifft ihn ein scheinbarer Tod, aus dem er jedoch wieder erwacht. Ist seine Zeit um, so wird er wie Elias lebend in den Himmel gezogen. Moses, Elias und Christus sind die drei Hauptvorsteher unsers Erdballs und zugleich die vollkommensten Freimaurer. Obgleich sie von dieser Erde, auf welcher sie ihr Ziel glorreich erreicht haben, zu höhern Sphären sich aufgeschwungen haben und dort, um andere Welten zu belehren, verweilen, so dauert ihr Einfluß auf dieser Erde und ihre Vorsorge für uns dennoch immer fort. Welches nun von den Logenmitgliedern am treuesten und rechtschaffensten, wessen Seele der Magie blos um guter Zwecke willen ergeben sei, könne sich — sei es nun Mann oder Weib — die Aussicht machen, zu den Zweiundsiebenzig bei dem ersten Ausscheiden eines dieser Mitglieder, das nun höher hinaufrückt, gezählt zu werden. Sowohl die Götterlehre der Griechen, als der Zendavesta, die Edda und die Bibel sind der Magie geheiligte Bücher. Der Zirkel und das Dreieck sind magische heilige Figuren,

Drei und Neun, Zwei und Sieben ſind heilige Zahlen.

Frau von der Recke mußte auf einige Tage auf ihr Landgut zurück, dorthin folgte ihr Caglioſtro, indem er die Loge und ſeine Schüler verließ, die unterdeſſen nicht wußten, wo er geblieben. Eliſe war eben ſo erſtaunt, als ſie die Thüren der wohlbekannten Halle öffnete, einen Mann darin ſitzen zu ſehen, der in einem Buche las; als er aufblickte, erkannte ſie den Grafen. „Meine theure Schweſter,“ ſagte er ſie begrüßend, „ich las in Deiner Seele, daß Du die Abſicht hatteſt, Dich auf eine kurze Zeit in die Einſamkeit zurückzuziehen, um über die großen Geheimniſſe, deren Gewicht Deinen Geiſt faſt erdrücken, nachzudenken. Wohlan, ich bin da, um Dir beizuſtehen! Durch einen mir bekannten verſteckten Gang bin ich in dies Gemach getreten, um Dich in Deinen Lieblingsräumen zu empfangen.“

Hiermit zeigte der Magier einen, Eliſen bis jetzt unbekannten Ausgang der Halle. Ein neues Wunder. Die Dame des Hauſes hatte jedoch nicht Zeit, darüber nachzuforſchen, ihr Gaſt nahm ſie zu ſehr in Anſpruch.

Er ſetzte ſeinen Unterricht hier fort. Von Neuem bat ſie ihn um die Erſcheinung ihres Bruders und um ein Geſpräch mit dieſem. „Ich habe Ihnen bereits ſchon geſagt,“ erwiderte der Graf unwillig, „das ſind lauter eigennützige Wünſche. Sie ſuchen

die erhabene Magie nicht ihrer ſelbſt willen, ſondern um ſelbſtiſche Zwecke zu befriedigen. Nehmen Sie ſich in Acht, daß Sie alsdann nicht der Nekromantie, das heißt der ſchwarzen Magie anheimfallen. Der ächte Magier muß ſeinen Oberen unbedingt gehorchen, und da dieſe ihm Nichts befehlen, als was zur Vervollkommnung ſeiner ſelbſt und des ganzen menſchlichen Geſchlechts dient, ſo iſt damit bereits geſagt, daß er Nichts für ſich und ſein beſonderes Intereſſe wünſchen darf."

„Alsdann," hub Frau von der Recke an, „werde ich nie auf den Umgang mit Verſtorbenen rechnen dürfen?"

„Sie werden dieſes Umganges theilhaftig werden, wann Sie in die Zahl der Zweiundſiebzig einrücken," entgegnete der Beſchwörer. „Meine Geiſter haben mir mitgetheilt, daß alsbald eine Vacanz zu hoffen iſt. Ich werde die Obern bitten, daß Sie in dieſe offene Stelle einrücken. Kann ich mehr für Sie thun?"

„Ich danke Ihnen. O, welche Seligkeit wird es ſein, wenn ich Die ſehen und ſprechen werde, an denen mein ganzes Herz hängt!"

„Ihr Herz ſollte an der ganzen Menſchheit hängen, nicht an Einzelnen."

„Vergieb, großer Meiſter, daß ich noch ſo ſchwach bin!"

„Wenn ich dies für Dich thue, theure Schweſter,

ſo wirſt Du auch Etwas für mich zu thun Dich entſchließen. Ich wünſche, daß Du mit mir nach Petersburg geheſt."

„Unmöglich! ich habe es meinen Eltern verſprechen müſſen, dieſe Reiſe nicht zu unternehmen."

„Kleingläubige! — und weshalb?"

„Mir bangt vor jedem öffentlichen Schritte," ſagte in beſcheidenem Tone die Gefragte. „Und dann —" ſie ſtockte.

„Und dann?" fragte der Graf, indem er ihren Arm erfaßte und durchdringende Blicke auf ſie richtete.

Sie faßte ſich Muth und ſagte: „Ich fürchte, Herr Graf, ich fürchte, nach Allem Dem, was geſchehen iſt, nach den verfehlten Experimenten, nach den Zornausbrüchen, denen ich Sie habe erliegen ſehen — und noch mehr nach den Beweiſen einer mir unverſtändlichen und mich beängſtigenden Zuneigung, die Sie mir zuwenden, daß Sie nahe daran ſind, den böſen Geiſtern zu verfallen. Ach! und wo bleibe ich, von den Meinigen losgeriſſen, in der großen, weiten Welt allein mit einem Manne, den die Dämonen verfolgen? Entſetzlicher Gedanke! Ich ſelbſt vielleicht auf ewig um die Schätze der wahren Magie und zugleich um mein Seelenheil betrogen!"

Caglioſtro hörte ruhig zu, dann erwiderte er: „Was halten Sie von dem Opfer Abraham's? War das nicht das Aeußerſte von Gehorſam? Er be-

reitete ſich, ſein einziges Kind zu opfern, lediglich auf einen ihm zugegangenen Befehl, deſſen Sinn und Abſicht ihm nicht verſtändlich war.“

„Was wollen Sie damit ſagen?“

„Wie, Eliſe, wenn die Oberen Dir nun befehlen, die Meine zu ſein!“

Frau von der Recke that einen Schritt zurück. Sie verhüllte ihr Antlitz, wandte ſich ab und mit einem tiefen Seufzer ſprach ſie vor ſich hin: „Alſo ſchon verloren! Schon im Beſitze der böſen Geiſter!“ —

Caglioſtro ſtieß mit dem Fuße die Glasthüre auf, die auf einen weiten Balkon führte. Es war Mitternacht, die Sterne blitzten an der dunkeln Himmelskuppel. Tief unten rauſchten die Bäume; eine erhabene Stille herrſchte. „Seele, Du entziehſt Dich mir,“ ſagte er und legte beide Hände auf das Haupt der jungen Frau. „Aber ich erfaſſe Dich mit ſtarken Händen. Was ſind irdiſche Verhältniſſe, was irdiſche Bande? Zerreiße ſie, ſo wie ich die meinigen zerriſſen habe. Hier biſt Du nur ein ſchwaches, unbedeutendes Weib, ein Weib, wie es deren Tauſende giebt! Schau' auf zum Himmel! Sieh' dieſe Millionen Welten; es ſind Wohnſitze vollendeter Weſen, die unter dem Schutze der Magie ſtehen. Wähle Dir eine dieſer Welten und ich will ſie Dir untergeben, Du ſollſt über ihre Bewohner herrſchen, ſie dem Ziele immer höherer Vollkommen-

heit näher bringen. Noch nie habe ich über den Umfang meiner Mac[illegible] ſo offen geſprochen; ich thue es auch nur, weil ich Dich liebe. Schließe mit mir den Bund und ich mache Dich zur Herrſcherin über Geiſter. Wie, iſt Das nicht mehr als hier im kleinen Kreiſe Dich bewegen und Dein großes, für die Weltenliebe geſchaffenes Herz an Dinge hängen, die deſſen nicht werth ſind?"

Er warf ſich vor ihr auf die Kniee. „Komm, ſei die Meine!" rief er. „Das Weib, das ſich meine Gemahlin nennt, iſt nur meine Magd, Du ſollſt mich begleiten, meine Triumphe theilen, meine Macht mit mir genießen!"

Mit tiefem Abſcheu wandte ſich die junge Frau von dem Bittenden. „Entlarvt!" rief ſie. „Weh' mir, welch' ein ſchrecklicher Augenblick! Nicht der Beherrſcher der Geiſter — der Abenteurer und Verführer liegt vor mir!" —

Sie wollte entfliehen, er hielt ſie. „Nun wohl," ſagte er, „unſere Wege gehen auseinander! Du biſt für mich verloren, ich für Dich. In Deiner Seele leſe ich und da gewahre ich, daß Du einſt meine heftigſte Widerſacherin werden wirſt. Doch wahre Dich! Wenn Dir auch die Welt über den Muth, den Du zeigen wirſt, Deine Schwäche, an mich und die Magie geglaubt zu haben, zu bekennen, loben wird, in Deinen einſamen Stunden wird Dich doch der Gedanke quälen, Du habeſt an dem Mi-

ſterium der Welt gefrevelt, für das Lob kalter, eitler Weltmenſchen habeſt Du die Schätze ewiger geheimnißvoller Kräfte hingegeben. Wohlan, wir ſehen uns nie wieder!“

Und ohne ein Wort der Erwiderung zu erwarten, ſchwang ſich der große, ſtarke Mann leicht wie eine Feder über die Brüſtung des Balkons. Ein Sprung und er war unten und verlor ſich in die Schatten der Nacht.

Einer Ohnmacht nahe wankte Eliſe in den Saal zurück.

Wenige Tage darauf hatte Caglioſtro Mitau verlaſſen.

Die Entſcheidung.

Frau von der Recke ſchwankte lange, ob ſie recht gehandelt habe. Jetzt da er fort war, ſchien es ihr, daß ſie zu raſch verfahren; allein ihr getäuſchter Glaube, der Himmliſches erwartet hatte und plötzlich Irdiſches vor ſich ſah, hatte ſie zu der Heftigkeit getrieben, mit der ſie ſich ausgeſprochen. Nichts weniger hatte ſie vermuthet als eine Liebeserklärung bei dieſem Manne. Sie war auch nicht ganz ſicher, ob ſie ihn verſtanden. Doch belehrte ſie ein kluges Nachdenken, daß es unmöglich Etwas Anderes habe ſein können. Er hatte ſie gebeten, mit ihm die Reiſe nach Petersburg zu machen, da ſie dieſes Begehren beſtimmt abgewieſen, ſo glaubte er das Letzte und Aeußerſte wagen zu müſſen, und trug ihr ſeine Hand und mit dieſer die Herrſchaft über die Geiſter an, um dadurch zu ſeinem

Zwecke zu gelangen. Konnte man eine lächerlichere Comödie ſpielen. So fanatiſch Frau von der Recke auch war, ſo ſehr ſie ſich dem Glauben an die Kräfte der Geiſterwelt hingegeben, ein verliebter Magier, der zu ihren Füßen lag, war zu ſehr einer Scene aus dem Ballet ähnlich, als daß ſie nicht hätte andern Sinnes werden ſollen. Plötzlich überfluthete ſie die ſchreckliche Gewißheit: Du biſt betrogen! Du biſt in den Händen eines Abenteurers! Unfähig ihr volles Herz zu wahren, ſprach ſie dieſe Ueberzeugung laut aus. Die Macht des ſeltſamen Mannes war jedoch noch immer ſo groß, daß ſie ſich hütete, über ihn und über die Erfahrungen, die ſie gemacht, zu ſprechen. Erſt viele Jahre nachher hat ſie ihr Buch über den Grafen Cagliostro geſchrieben, wo ſie, wie bekannt, ihn für einen Betrüger erklärt und als einen Emmiſſär der Jeſuiten bezeichnet.

Es ſei geſtattet, nach dieſer Epiſode, die Eliſen ausſchließlich gewidmet iſt, zu unſrer Heldin, zu Dorotheen zurückzukehren.

Ehe das Geburtsfeſt der Herzogin-Mutter gefeiert wurde, erhielt der Graf Medem von dieſer Dame ein äußerſt höfliches Einladungſchreiben, ſie, wenn er eine freie Stunde habe, zu beſuchen. Der Graf folgte dieſer Aufforderung und fand die Herzogin allein in ihrem Kabinet, mit einem Andachtsbuche beſchäftigt. Sie ſaß gebeugt da und ihre

Miene drückte Kummer aus. Nach den ersten Begrüßungsworten sagte die Fürstin in einem vertraulichen Tone: „Lieber Graf, Sie sehen hier eine alte Frau vor sich, die da bereit ist, mit der Welt abzuschließen.“

Der Graf erwiderte hierauf nichts; es war nicht seine Weise, den Damen Complimente zu sagen. Er dachte bei sich: ja, Du hast Recht, Du bist auch eine alte Frau und hast Kummer und Sorge genugsam erfahren. Er heftete daher einen Blick voll Theilnahme auf die Sprechende.

„Bevor ich jedoch abschließe,“ fuhr diese fort, indem sie mit ihrem Stuhle etwas näher rückte, „muß ich mein Haus bestellen. Sie werden Das in Ordnung finden, theurer Graf. Ich wette darauf, Sie werden es nicht anders machen, wenn die Zeiten bei Ihnen sich einstellen, die ich jetzt vor mir habe. Es geht wunderlich zu in der Welt, lieber Graf, sehr wunderlich. Eine christliche Seele könnte auf den Gedanken gerathen, daß der Prüfungen fast zu viele wären.“

Der Graf neigte das Haupt, gleichsam diesen frommen Betrachtungen beipflichtend. Er öffnete seine Dose, und bot mit einer Verbeugung der Herzogin eine Prise an.

„Wie geht's in Ihrem Haushalte?“ fragte diese.

„Ihro Durchlaucht wissen, daß ich bereits meine dritte Frau habe.“

„Ich weiß, lieber Graf, ich weiß. Und immer glücklich?“

„Gott ſei gedankt, ja; ich hab' es nicht anders gewollt, wie ich's bekommen.“

„Dieu merci. Ja, Sie ſehen mir auch ſo aus wie ein zufriedener Mann. Aber es iſt auch nichts in Ihrem Leben, was tadelnswürdig wäre. Der hochſelige Herzog, mein Gemahl, pflegte immer zu ſagen: Wollt Ihr einen Mann ſehen, wie er ſein ſoll, ſo betrachtet Euch den Grafen Medem. En verité, ſo hat er geſagt. Und er wußte die Menſchen zu beurtheilen; er hatte es gelernt. Mon Dieu, wie viel ſcheinbare Tugend und Ehrlichkeit ſchwand vor ſeinen Augen. Darum, unter uns geſagt, haßte er auch die Menſchen. Nun, lieber Graf, von Ihrer erſten Frau —“

„Hatte ich zwei Kinder. Der Sohn iſt mir geſtorben. Die Tochter kennen Ihre Durchlaucht, ſie iſt an den Herrn von der Recke verheirathet.“

„O dieſe liebenswürdige Dame iſt mir bekannt. Ich kann ſagen, ich war eine Jugendfreundin mit der Großmutter, der Staroſtin von Korff.“

„Meine zweite Frau hat mir drei Kinder geſchenkt, zwei Söhne, eine Tochter.“

„Was wollen Sie mit dieſen Söhnen beginnen?“

„Der Aeltere beſucht das von Sr. Durchlaucht dem Herzoge gegründete Gymnaſium. Bei dem Zweiten will ich abwarten, wohin ſeine Neigung

ſich wendet. Ich lege keinem meiner Kinder Zwang an.“

„Und die Tochter, lieber Graf, die Tochter! Was ſoll aus der werden?“ fragte die Herzogin mit Lebhaftigkeit.

Der Graf ſchwieg.

„Ich höre, Sie haben im Laufe dieſes Winters, im Namen Ihrer Tochter, drei Bewerbern den Korb gegeben. Unter dieſen waren ſcheinbar gute Parthieen — ſagt man.“ —

„Ich glaube, annehmen zu dürfen,“ erwiderte der Graf nach einer Pauſe, „daß meine Tochter noch Zeit hat, über eine Wahl nachzudenken.“

Die Herzogin huſtete ſtark und ſagte dann: „Es könnte ſich in kürzeſter Zeit ein vierter Bewerber finden. Hm! hm. Was ſagen Sie dazu, Graf?“

„Wenn ich den Namen erfahren dürfte —“

„Der wird für's Erſte noch nicht genannt. Man will erſt das Terrain ſondiren. Aber ſie können mir glauben, es iſt eine ganz gute Parthie.“

„Wenn er Ihro Durchlaucht hohe Protektion genießt, ſo iſt das allerdings anzunehmen.“

„Wo nehmen Sie Ihren Tabak her, lieber Graf?“ ſagte die Dame, indem ſie in die vorgehaltene Doſe langte. „Ich habe mir welchen aus Paris kommen laſſen; aber er iſt ſchlecht. Meine Protektion? — Ja, die beſitzt der Bewerber; aller-

dings die beſitzt er. Was ich ſagen wollte. Ja, wie iſt der Charakter Ihrer lieben Tochter?“

„Ueber ſeine Kinder muß man den Vater nicht fragen,“ entgegnete der Graf etwas trocken. „Aber Ihro Durchlaucht befehlen und ich will aufrichtig ſein. Die Aeltere neigt zur Contemplation; ſie iſt ſchwärmeriſch und träumeriſch: ſo war auch die Mutter. Ich glaube nicht, daß ſie in der Welt eine Rolle ſpielen wird, aber ich hoffe und erwarte es von der Zweiten.“

„Ach — Sie hoffen es!“ —

„Meine Dorothee iſt ein ungewöhnliches Mädchen: mag dieſes „Ungewöhnlich“ nun ein Tadel oder ein Lob ſein. Es drängt ſie der Geiſt in's Große, Weite. Ich habe Alles, was ich vermochte, beigetragen, daß ſie die Welt frühe kennen lernt, um von ihr nicht getäuſcht und irre geleitet zu werden. So jung ſie iſt, kann ich kühn ſie ſich ſelbſt überlaſſen. Die Tugend, die Größe, die Schönheit ſind die Ideale, die ſie anbetet, und die Ehre, wenn Ihro Durchlaucht erlauben, hat ſie von mir.“

„Das heißt, glücklich und ähnlich portraitiren, cher comte!“ rief die Herzogin. „Ja, ſo erſcheint ſie auch mir, dieſes unvergleichliche Weſen! O der Bewerber, von dem ich vorhin ſprach, ſieht dieſes auch ein. Er hat mir geſagt, daß ein ſolches Weſen an ſeiner Seite ihn zum Glücklichſten

der Sterlichen machen würde. Und Sie haben, Graf, noch nicht erwähnt ihrer ausgezeichneten Schönheit.“

„Darüber hat ein Vater und ein alter Mann kein Urtheil, Durchlaucht“

„Ein alter Mann! Comme c'est drôle! Sie ſind ein alter Mann? Graf. Aber wieder auf unſern Gegenſtand zu kommen. Was hat das liebe Kind für Neigungen?“

„Durchlaucht ſprechen von meiner Tochter?“

„Eh bien, mon ami. Sie müſſen zu mir wie zu einer alten Freundin Ihres Hauſes ſprechen. Hören Sie, lieber Graf, wie zu einer alten guten Freundin. Wir wollen recht gemüthlich mit einander plaudern, wie zwei Vertraute, die ihre häuslichen Angelegenheiten mit einander beſprechen wollen. Ach es iſt ſo ſüß, einen Vertrauten zu haben. Wie ſteht es hier im Liederbuche? „Ein Herz, das immer iſt allein, pflegt bitter und verwelkt zu ſein!“ Nun alſo! womit beſchäftigt ſich chère comtesse jetzt, ich meine, mit welcher Herzensangelegenheit? Man munkelt ſo Allerlei.“

Der Graf ſchwieg verſtimmt.

Die Herzogin bemerkte es und ſagte pikirt: „Alſo bin ich zu weit gegangen. Man ſchenkt mir kein Vertrauen.“

„Ich weiß nicht, Durchlaucht, in wie weit ein Vater befugt iſt, über die Geheimniſſe ſeiner Toch-

ter zu disponiren. Geſetzt den Fall, meine Tochter hätte Geheimniſſe, ſo würde ſie ſolche zuerſt mir anvertrauen und alsdann wäre ich jedenfalls verpflichtet, ſie zu bewahren. Die Verpflichtung, Durchlaucht, iſt gegenſeitig: mein Kind vertraut mir, ich aber muß mich ſo führen, daß ich ihr unter allen Verhältniſſen zeige, daß ich dieſes Vertrauens würdig bin."

„Zu meiner Jugendzeit," hob die Herzogin wieder an, „beſtimmten die Eltern das Schickſal ihrer Kinder."

„Ich glaube, es iſt auch jetzt ſo," antwortete der Graf, „ich bin überzeugt, daß meine Tochter ſich nicht entſchließen wird, ohne meine Zuſtimmung eine Wahl zu treffen, ſomit bin ich doch der Beſtimmende."

„Sie verſtehen mich nicht. Ich meine, man zwang die Töchter, ungeliebte Männer zu nehmen."

Der Graf ſchwieg.

„Nun Sie antworten Nichts!" rief die Herzogin und warf den Kopf ſtolz zurück.

„Ich kenne dieſe Erziehungsmethode, doch ich billige ſie nicht," entgegnete der Gefragte.

„Inzwiſchen iſt es gut," nahm die Herzogin wieder das Wort, „daß von raiſonabler Seite her ſolchen jungen Perſonen manchmal ein Fingerzeig gegeben wird. Sie haben gar ſo viele Illuſionen.

Ich weiß aus meiner eignen Jugend her, welche romaneske Grillen ich öfters im Kopfe trug.“

Der Graf ſah die Sprechende an, gleichſam wie erſtaunt, aus dem Munde der gnädigen Landesmutter ſelbſt zu vernehmen, daß ſie in ihrer Jugend an romanesken Grillen gelitten. Beide ſchwiegen eine Weile, dann erhob ſich die Herzogin, um zu zeigen, daß die Unterredung jetzt zu Ende ſei. Als der Graf ſich näherte, um ihr die Hand zu küſſen, ſagte ſie mit äußerſt huldvollem Lächeln: „Alſo, mein Herr Graf, es bleibt dabei: wenn ſich der Bewerber meldet, ſo bitte ich an mich und an dieſe Stunde zu denken. Das Weitere wollen wir dann dem Himmel überlaſſen. Grüßen Sie ma chère petite Dorothée.“

Als der Graf fort war, wurde auf eine eigenthümliche Weiſe an die Thüre des Kabinets geklopft. Die Herzogin ſtand auf und öffnete ſelbſt. Ihr kleiner Botſchafter ſtand hinter derſelben. Er hatte ſich die Uniform des Herzogs angelegt, die ihm weit über die Hüften hing, und den Hut in die Stirn gedrückt ſchritt er mit der Miene und Geberde des Fürſten in's Zimmer.

„Was ſoll Das?“ fragte die Herzogin ſtreng. „Hab' ich Dir nicht die Narrenspoſſen verboten. Du ſtörſt mich; was willſt Du?“

Die kleine, ſeltſam aufgeputzte Figur machte eine tiefe Verbeugung und ſagte: „Ich komme zu mel-

ſchaute mit feſten Blicken zu dem Tröſtenden hinan.

„Wann ſtarb er?“

„Vor einer Stunde. Ich kam eben, um ſeine letzten Grüße zu empfangen. Er bittet Dich, Vater, Du mögeſt ihm vergeben, wenn er Dich irgend gekränkt. Nicht wahr, er hat Dich nie gekränkt? Wie ſollte er auch. Es war eine Seele, offen und und voller Liebe für Gott und die Menſchen. Ein ehrliches Herz. Sie lehnte ihr Haupt wieder an die Schulter des Vaters.

Der Graf hielt ſie ſchweigend umarmt.

„Willſt Du ihn nicht ſehen?“ fragte ſie, indem ſie ihr Haupt emporhob. „Er ſieht ſanft und ſchön aus.“

Der Arzt kam heran und mit ihm zuſammen ging der Graf in das Sterbegemach. Dorothee blieb allein. Es dauerte nur kurze Zeit, dann kam der Vater wieder. „Laß uns jetzt nach Hauſe fahren,“ ſagte er; „es iſt hier für Alles geſorgt, unſre Gegenwart iſt unnütz.“

„Laſſen Sie uns fahren,“ ſagte ſie leiſe. —

„Oder willſt Du hier bleiben? Die Nacht über hier wachen?“

„Nein!“ entgegnete ſie entſchieden. „Es iſt nun vorbei! Es ſoll vorbei ſein. Was hat die Herzogin mit Ihnen geſprochen?“

„Es betraf Dich.“ —

„Mich?“

„Erräthſt Du Nichts? Denk an die Kartenſchlägerin in Narva.“

Dorothee ſah ihren Vater fragend an, dann ſagte ſie ruhig: „Alſo doch!“ —

„Was ſoll ich ſagen, wenn die Anfrage kommt?“

Eine Weile ſtockte Dorothee, dann reichte ſie ihre Hand dem Vater. „Hier haben Sie meine Hand, theurer Vater, geben Sie ſie jetzt, wem Sie wollen.“ —

Ende des erſten Bandes.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.

Bei Chr. E. Kollmann in Leipzig ſind ferner erſchienen:

Eine Parthie
nach den Externſteinen.

Von

Luiſe Erneſti.

2 Bde. 8. geh. 1856. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Heimath im Vaterhauſe.

Von

Luiſe Erneſti.

Verfaſſerin von „Eine Parthie nach den Externſteinen.“

4 Bde. 8. geh. 1858. 5 Thlr. 10 Ngr.

Unterwegs.

Reiſe-Novellen und Reiſe-Skizzen

von

Luiſe Erneſti,

Verfaſſerin von: „Eine Parthie nach den Externſteinen,“
„Die Heimath im Vaterhauſe.“

2 Bde. 8. geh. 1859. 3 Thlr.

Dorothee von Kurland.

Zweiter Band.

Dorothea von Kurland.

Ein biographiſcher Roman

von

A. von Sternberg.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Chriſtian Ernſt Kollmann.
1859.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorbereitungen.

Einige Tage blieb der Graf noch in der Stadt, dann reiste er mit seiner Tochter nach Alt-Auz, dem Familiengute, wo sich die Seinigen jetzt aufhielten. Es mußte einige Vorsicht beobachtet werden, um den zwei Nachrichten, die er mitbrachte, den geeigneten Eingang zu verschaffen. Der Tod Arwed's traf sämmtliche Mitglieder der Familie sehr hart; er war von Allen geliebt gewesen, selbst Iwan hatte ihm längst die Täuschung verziehen, die er an ihm begangen, und in vertraulichen Stunden erlaubte sich der greise Diener den Jüngling noch immer seinen Pathen zu nennen, ein Scherz, der von dem Lieutenant sowohl als von der jungen Gräfin sehr gut aufgenommen wurde, weil er Beide an die glücklichen Tage ihrer gemeinschaftlichen Reise erinnerte. Die zweite Nachricht, die in Aussicht stehende hohe

Brautwerbung, theilte der Graf für's Erſte nur dem engſten Familienkreiſe mit und erregte bei dieſem eine außerordentliche Aufregung. Die Gräfin war ſich deſſen durchaus nicht vermuthend, und ſie nahm die Verſicherung des Grafen, daß er dergleichen habe kommen ſehen, in der That etwas gereizt und empfindlich auf. Das erſte Wort, das ſie ſagte, war: „Aber wie läßt ſich Das machen; er iſt ja vermählt!“ Der Graf entgegnete lächelnd: „Sind Sie ein ſolcher Neuling in der Welt, meine Liebe, daß Sie nicht wiſſen, daß Fürſten über der bürgerlichen Ordnung ſtehen? Was haben wir nicht nach dieſer Seite hin erlebt und was werden wir nicht noch erleben? Jedoch iſt Vorſicht nöthig. Gerade dieſer Umſtand, den Sie ſo eben berührt haben, wird machen, daß ich, wenn der Antrag gemacht wird, nur zögernd und unter gewiſſen Bedingungen meine Zuſtimmung gebe. Die Verhältniſſe für die Zukunft müſſen jedenfalls feſtgeſtellt werden.“ Der Bruder des Grafen erwachte bei dieſer Gelegenheit aus ſeinen alchymiſtiſchen Träumereien, die er, obgleich der Magier ſeine Schüler verlaſſen, noch immer fortträumte, und ſchloß ſeinen Bruder auf das feierlichſte in ſeine Arme. „Mein theurer Johann,“ rief er, „ich wünſche Dir von Herzen Glück. Aus Deinem Stamme wird Kurland künftig ſeine Fürſtenſöhne entſtehen ſehen, und Du, mein Freund, wirſt als Schwiegervater eines Fürſten eine be-

deutende Rolle ſpielen." — „Ich hoffe, keine andre, als die ich jetzt ſpiele," entgegnete der Bruder mit einiger Schärfe. Der Oberjägermeiſter antwortete nicht, ſondern eilte, ſeiner Frau und ſeinen Töchtern die Nachricht mitzutheilen, doch mußte er dem Bruder verſprechen, dies mit großer Vorſicht zu thun: „Denn," ſetzte der Graf hinzu, „wir ſind ja unſrer Sache noch nicht gewiß."

Das alte Familienhaus war in Erwartung der Dinge, die nun kommen ſollten. Obgleich Keinem aus der Umgebung und aus der Dienerſchaft etwas mitgetheilt worden war, ſo wußten doch Alle, daß Etwas Großes und Wichtiges, für das gräfliche Haus äußerſt Ehrenvolles, im Anzuge war. Fräulein Pipelet wechſelte dreimal am Tage ihren Anzug und wenn man ſie fragte, weshalb ſie das thue, erwiderte ſie nichts, ſondern legte bedeutungsvoll den Finger auf den Mund. Man ſah die Gräfin in auffallender Unruhe durch die Gemächer und Gänge ſchreiten und Befehle geben, die ſie dann gleich darauf widerrief. Der alte Hausarzt ſaß ſtundenlang in ſeiner kleinen Apotheke, die der Graf ihm in einem der kleinen Thürmchen, die den Bau nach Süden hin ausſchmückten, hatte erbauen laſſen, und wenn er dann endlich hervorkam, ſo war das Ergebniß ſeines geheimnißvollen Studiums Nichts als eine Anweiſung zur Bereitung eines neuen Fliegengifts oder einer Salbe gegen Froſtſchaden. Man ſah

es dem Manne an, daß auch er Etwas munkeln gehört, Etwas Unglaubliches, Fabelhaftes, und dies machte ihn zerſtreut. Der Paſtor und ſeine Tochter gingen ein und aus, ſtets in der Abſicht, auf Umwegen zu erfahren, um was es ſich hier eigentlich handle, und da ſie nichts erfuhren, machte die Eine ſpitzige Bemerkungen über gewiſſe Perſonen, die gewiſſe Vorfälle und Zuſtände mit einer gewiſſen Geheimnißkrämerei behandelten, die gar nicht zur Sache gehöre, und der Andre hielt an dem nächſtfolgenden Sonntage, wo die Gerüchte im Schloſſe aufgetaucht waren, eine Predigt über das dem Malchus abgehauene Ohr, wodurch er andeuten wollte, daß eine übelangebrachte Verſchwiegenheit eben daſſelbe ſei, als ſeinem Nebenmenſchen das Ohr abhauen. Den vielen Vettern und Couſinen, Baſen und Oheimen wurde für's Erſte noch nichts geſagt.

So rückte denn der Tag der Entſcheidung heran. An dem glänzenden Hoffeſte, das zu Ehren der Herzogin Mutter gegeben wurde, ſollte der Herzog nun als Freier auftreten. Die Herzogin hatte zu ihrem Feſte die ganze Familie wiederum durch ein eigenhändiges Schreiben eingeladen und der Schluß des Briefes enthielt vom Herzog einige Worte, des Inhalts, daß er ſeinerſeits die hochgeehrte Familie zu erſcheinen bitte, indem er Einiges von Wichtigkeit und vielleicht von erfreulicher Natur mitzutheilen habe. Man erwiederte unter ſchuldigen Bezeigungen

der Hochachtung, daß man nicht verfehlen werde, ſich einzuſtellen. Der Oberjägermeiſter, der mit den Seinigen namentlich mit aufgefordert war, ließ ſich eiligſt eine neue Uniform machen und ſeine Frau und Töchter neue Roben und Kopfzeuge.

Vorher hatte der Graf mit der Hauptperſon, ſeiner Tochter, eine Unterredung. Er fragte ſie mit dem Ernſte eines Vaters und der liebevollen Güte eines Freundes, ob es ihr Ernſt ſei, dieſen Schritt zu thun. „Bedenke wohl, theures Kind," ſagte er, „daß der Herzog nicht mehr jung iſt, daß, wenn er mit Dir an den Traualtar treten wird, er fünfundfünfzig und Du achtzehn Jahr alt ſein wirſt. Bedenke ferner, ob er Dir ſo erſcheint, daß Du ihn lieben, ihn achten, ihn als Deine Stütze und Deinen Halt im Leben wirſt betrachten können. Alsdann, meine Tochter, frage Dich, ob Du die Stärke und den Willen habeſt, würdig eine ſolche Stelle, wie ſie Dir das Schickſal jetzt anbietet, auszufüllen? Die Tochter eines Grafen Medem darf vor der Welt keine lächerliche oder unbedeutende Rolle ſpielen. Wenn Du fühlſt, daß Du der Aufgabe nicht gewachſen biſt, ſo trete zurück, noch iſt es Zeit, Du kannſt es ehrenvoll thun, und die würdig Entſagende erſcheint dann unendlich viel höher ſtehend, als die leichtſinnig Annehmende und ſpäter eben ſo leichtſinnig vom Schauplatze Abtretende. Ich werde Dich mit Allem unterſtützen, was in meiner Macht ſteht.

Vor Gott gelobe ich Dir, nie ſoll eine Demüthigung Dich treffen. Wenn Du unverſchuldet leiden ſollſt, ſo wirſt Du mich raſch zu Deiner Rettung herbeieilen ſehen, und kein mächtiger Arm der Welt ſoll dann mächtiger ſein als der meinige, als der Arm des Vaters, der ſein Kind aus Schimpf und Unehre herauszieht. Demnach alſo ſei ruhig. Nur was Du ſelbſt verſchuldeſt, werde ich nicht allein nicht Dir abnehmen, ſondern ich werde Dir dann den doppelten Vorwurf machen, einen alten Vater in Kummer geſtürzt und Dein Glück, da Du doch gewarnt wurdeſt, auf's Spiel geſetzt zu haben. O Dorothee, mein Kind, bedenke den Ernſt dieſer Stunde! Es liegen in dieſen flüchtigen Minuten die Samenkörner einer Zukunft verborgen, die auf Generationen hinaus Segen oder Fluch bringend wirken werden."

Dorothee näherte ſich ihrem Vater, küßte ſeine beiden Hände auf's zärtlichſte und indem ſie den thränenklaren Blick zu ihm aufſchlug, rief ſie: „Vater, was auch aus mir werden mag, laß mich nicht aufhören, Dein Kind zu ſein. Du ſiehſt, ich gehe einen ſchweren Gang; nimm die harten Worte zurück, die Du eben ſprachſt, als wollteſt Du Dich zu meinen Feinden geſellen, im Falle ich irrte und ſtrauchelte. Nein, Vater, auch im tiefſten Pfuhle des Leichtſinns und der Verirrung laß mich glauben, daß Dein liebes, ſüßes Vaterauge mich auch

da aufſuchen wird. Ich ſterbe, ſollte ich meinen, daß Du mich je verließeſt."

„Mein Kind," hub der Graf an und zog die Tochter an ſich, „ſo war es nicht gemeint. Nimm nicht Etwas ſchwerer, als es gemeint war. Tröſte und erhebe Dich, mein Kind."

„Gnädigſter Vater," ſagte Dorothee, wieder zu dem Tone der gewohnten ehrfurchtsvollen Sprache zurückkehrend. „Es ſind nun eben Dinge, die ich nie und nimmer hören kann, ohne daß mir das Herz bricht, nämlich, wenn man mich von den Meinen, von meinem Hauſe ſcheiden will. Ich gehöre ganz Euch, ich gehöre ganz meinem Lande, es iſt das Erſte, was ich bei Allem bedenke und fühle. Und nun, Vater, laſſen Sie mich kurz auf jene mir geſtellten Fragen antworten. Daß ich den Herzog nicht lieben kann, jetzt wenigſtens nicht, ſehen Sie ein, lieber Vater; daß ich ihn aber werde achten können, hoffe ich beſtimmt. Daß er nicht jung iſt, nicht das Model eines ſchönen Mannes, thut nichts zur Sache: er iſt Herzog. Er könnte viel älter, viel weniger wohlgebildet ſein, ich würde ihn unbedingt ſogleich nehmen, denn er iſt Herzog. Ich will, da ich es aufgebe, mein Herz befriedigt zu fühlen, meinen Ehrgeiz befriedigt ſehen. Sie ſollen ſehen, mein Vater, ich werde meine Stelle ausfüllen. Ja, noch mehr, ich werde Ihnen Ehre machen. Ich fühle es. Nicht umſonſt hab' ich mich bekannt

gemacht mit der Geſchichte des Landes, in dem ich wohne, mit ſeinen Hülfsquellen, ſeinen Bedürfniſſen. Sie ſelbſt, Vater, haben mich das Volk kennen gelehrt. Es iſt ein gutes, ehrliches, treues Volk; es hängt an den überkommnen Sitten und Gerechtſamen der Väter. Der Adel iſt ehrenwerth und brav, er will nur, daß man ihn zu behandeln wiſſe, wie er behandelt ſein will. Glauben Sie mir, mein Vater, obgleich ich noch jung bin, ich hab' es als Erbtheil von Ihnen, daß ich ſcharf ſehe und gut höre. Ich weiß mehr, als die Leute glauben, daß ich weiß. Und ich will immer weiter ſtreben, immer mehr lernen. Nichts ſoll mir fremd bleiben, was mein Vaterland angeht, ſo glaube ich denn auch, den höchſten Rang in demſelben, den ein Weib erreichen kann, würdig zu bekleiden. Nehmen Sie es nicht übel, theurer Herr und Vater, daß ich ſo offen zu Ihnen ſpreche."

„Ich ſegne Dich dafür, meine Tochter," ſagte der Graf gerührt. „Bleibe treu bei Dem, was Deine Worte verſprechen. Und nun laß uns ruhig erwarten, was das Geſchick uns zuführt."

Eliſe brachte ihre Glückwünſche dar, indem ſie rief: „Alſo doch eine Krone! Aber nimm Dich in Acht! Erinnere Dich an jene Frau, die nach dem Ausſpruch der Wahrſagerin, in unſrer Nähe ſich befand und die Dir Unheil bringen ſollte; es war die Prinzeſſin Biron, die Schwägerin des Her-

zog's, und iſt das Eine eingetroffen, wird das Andere auch nicht unerfüllt bleiben."

„Man ſieht," entgegnete Dorothee, „daß Du noch voll biſt von dem Wunderglauben, den Dir Dein großer Meiſter von der Loge d'Adoption beigebracht. Ihr correſpondirt wohl mit einander?"

„Nein," rief Eliſe. „Das Band zwiſchen uns iſt zerriſſen auf immerdar."

„Zerriſſen? und auf immer? Wie hat Das geſchehen können?"

„Er hat mir eine Liebeserklärung gemacht."

„Eine Liebeserklärung!" rief Dorothee verwundert. „Dieſer Fürſt der Geiſter?!"

„Es verſteht ſich" — ſetzte Frau von der Recke hinzu — „daß dieſe Erklärung nicht meiner Perſon galt; er wollte mich nur dazu bewegen, mit ihm nach Petersburg zu gehen, und da das nicht auf andern Wege durchzuführen war, meinte er, ich ſei durch den Titel ſeiner „Gemahlin" zu fangen. O Dorothee, Deine arme Schweſter iſt dazu beſtimmt, immer in ihren Hoffnungen getäuſcht zu werden. Sprich nicht davon. Ich habe mich zwar von ihm losgemacht, aber wer ſagt mir, wie weit ſeine Macht, wenn auch nicht über Geiſter, doch über irdiſche Verbündete reicht."

„Hat ſich denn erklärt, was Du Seltſames erlebt?" fragte Dorothee. „Namentlich die Geſchichte

mit dem Kruzifix und dem verſteckten Gange in Deinem Hauſe?"

„Alles kann er durch meinen Mann, vielleicht auch durch den Oheim erfahren haben, die er Beide vorher geſprochen. Doch ſchweigen wir davon. Du haſt eine Vergangenheit, von der Du nicht willſt den Schleier gelüftet ſehen, auch ich habe eine. Wir wollen dem neuen, dem friſchen Leben entgegengehen."

„Arme Eliſe, Du ſagſt mir nicht Alles!" begann Dorothee nach einer Pauſe. „In Deinem Hauſe, in Deiner Ehe biſt Du nicht glücklich."

Eliſe neigte das Haupt und ſeufzte ſtill vor ſich hin: „Ich dulde."

„Theile Dich doch dem Vater mit."

„Ich kann es nicht. Mir bebt das Herz, wenn ich denke, ich ſoll zu einem Andern als zu Dir, von meinem Leide ſprechen. Deshalb wünſchte ich ſo gern des Umgangs mit den Geiſtern theilhaftig zu werden, ich hätte in ſtillen Nächten, auf den Gräbern des Kirchhof's weilend, meinen Verſtorbenen Alles erzählt, Alles anvertraut. O der böſe Mann, er mußte kommen, mir die Hoffnung geben und mich dann bitter täuſchen. Dorothee! wenn ich auf dem Sirius einen Vertrauten hätte! wie köſtlich! Wenn auf dem Monde Geiſter lebten, die in heitern Sommernächten zu mir niederſtiegen! Wer wäre glücklicher als ich! Hier auf Erden ver-

ſtehe ich ſo Manches nicht. Ich begreife nicht, weshalb es Menſchen geben muß, die eigens geſchaffen ſind, um mich zu quälen. Ich möchte über die dunkeln, ſchlammigen Tiefen der Erde wie eine Libelle flattern, und immer iſt Etwas, das mich niederzieht."

Dorothee lächelte.

„Ja lächle nur," rief die Schwärmende. „Es gab einen Mann, der mich ganz verſtand."

„Der Profeſſor?"

„Das war ſeine irdiſche Benennung," flüſterte geheimnißvoll Eliſe. „Sein eigentlicher Name wird von reinen Geiſtern im Sternenchor genannt. Darin log Caglioſtro nicht, es giebt Menſchen, die unter unſcheinbarer Hülle einhergehen, die aber eine Jahrtauſend alte, heilige Wirkſamkeit mit ſich herumtragen, die längſt vor uns, bald unter dieſem, bald unter jenem Namen, unter den mannigfaltigſten Verhältniſſen, ſegnende Wohlthäter des Menſchengeſchlechts waren. Er nannte ſie Schüler des Elias und wenn dieſen Edlen ihre Stunde ſchlägt, ſterben ſie ſcheinbar, in Wirklichkeit aber erſtehen ſie aus ihrer eigenen Aſche und beginnen ein neues, unnennbar wohlthätiges Leben. Iſt der Kreislauf ihrer Exiſtenzen beendet, ſo werden ſie lebend in den Himmel entrückt, wie Elias, ihr Meiſter."

Dorothee hörte voll Güte und ohne ſich eine Einrede zu erlauben, dieſe Dinge, an die ſie

nicht glaubte. Sie ſah, daß es das Glück ihrer Schweſter ausmachte, die obgleich ſie behauptete, erwacht zu ſein, dennoch fortträumte.

Das Feſt bei Hofe erſchien. Die ſteten Beſucher dieſer Räume bemerkten, daß diesmal ein ganz beſonderer Glanz ſie füllte. Wegen der Herzogin geſchah dies nicht, der Herzog pflegte die Aufmerkſamkeit, die er ſeiner Mutter erwies, ſtets in einer und derſelben Form ihr zu bringen. Da waren dieſelben Blumenvaſen, dieſelben Kränze, dieſelben Namenszüge, das eine Jahr wie das andere. Der Hofgärtner war ſtets angewieſen, die Lieblingsblumen der Dame an dieſem Tage herbeizuſchaffen, und der Hofconditor wußte ſich nicht zu beſinnen, daß er ſeit Jahren an dieſem Tage Etwas Anderes auf die Tafel geſetzt hatte, als den bekannten Tempel, in welchem eine aus Zuckerguß geformte Minerva von den Grazien bekränzt wurde, bei welcher Gelegenheit ein magerer Merkur das Bild der Herzogin in Medaillonform an eine Säule des Tempels befeſtigte. Dieſer Tempel kam nur einmal im Jahre zum Vorſchein, und blieb unſichtbar für alle übrigen Tage. Diesmal hatte der Conditor den Auftrag erhalten, nach einer Zeichnung von hoher Hand einen Fels zu formen, an deſſen Stufen ein Wanderer hinaufklimmt, um auf dem Gipfel einen kleinen Altar zu finden, der zwei, in gemeinſchaftlicher Flamme brennende Herzen trug. Auf der einen Seite des

Altars war der Buchstabe P, auf der andern ein zierlich verschlungenes D zu sehen. Dieses Kunstwerk besaß die gute Eigenschaft, daß es nichts ausplauderte, denn die Herzen konnten die von Mutter und Sohn sein, ebenso wie die Buchstaben, und der hinaufkletternde Wanderer in dem kurzen blauen Röckchen, konnte der Herzog sein, der in mythischem Kostüm gekleidet zu Ehren seiner Mutter den kleinen Altar auszuschmücken eilte. So legte auch der Küchenwitz dieses neue räthselhafte Meteor unter den Tafelaufsätzen aus. Doch wurde diese Auslegung durch manche andere Wahrnehmung erschüttert. Die Herzogin, die an diesem Tage, der Etiquette gemäß, stets sehr einfach gekleidet erschien, machte diesmal eine Ausnahme und legte einen ungewöhnlichen Putz an, der Herzog der an diesem Tage alle seine Orden anlegte, beobachtete diesmal unter denselben eine besondere Rangfolge, indem er den Haus- und Landorden über die andern gesetzt hatte, — Alles Zeichen, die ein schärfer sehendes Auge sicherlich nicht unbeachtet lassen konnte.

Das Fest hub an mit dem gewohnten Festgottesdienste, dann folgte Cour, dann die Tafel und endlich beschloß ein Ball den Tag. Der Herzog und die Herzogin hatten die Familie Medem, die in allen ihren Mitgliedern diesmal erschien, mit Auszeichnung empfangen, allein bis tief in die Nacht, wo der Ball sein Ende hatte, war von kei-

ner vertraulichen Mittheilung, noch weniger von einer Anſprache die Rede geweſen. Die Gräfin ſaß ein wenig aus der Faſſung gekommen da, und beobachtete ihren Gemahl, der ſeine eigne Befremdung nicht merken ließ und unbekümmert eine Spielparthie angenommen hatte. Die beiden Schweſtern gingen, um ſich von der Erhitzung des Tanzes zu erholen, in den Orangerieſaal. Frau von der Recke bot Alles auf, ihre Schweſter zu tröſten, die gar keines Troſtes bedurfte. Sie war munter und ſcherzte über die ſeltſame, zweifelhafte Lage, in die ſie und die Eltern verſetzt worden.

Als ſie eben einen prächtigen Oleander betrachteten, entdeckten ſie in der Entfernung, unter den Palmen die wohlbekannte rothe Uniform. Es war der Herzog, der an einen der Stämme gelehnt ſtand und in Nachſinnen verloren. Dieſe Attitüde war gut gewählt. Der große, feierliche Moment nahte heran. Aus der Ferne hörte man Ballmuſik, hier unter der magiſchen Beleuchtung, unter duftenden Pflanzen und himmelanſtrebenden Palmen war es einſam. Jetzt trat der Herzog hervor.

„So allein, meine liebenswürdigen Schweſtern!“ ſagte er. „Hat Sie das Feſt nicht befriedigt, oder dauert es Ihnen zu lang?“

„Keins von beiden, gnädiger Herr,“ nahm Dorothee das Wort; „es iſt dieſer reizende Ort, der uns anzieht.“

„Er wird es erſt durch Ihre Gegenwart. Warum, geehrte Frau, fehlt Ihr Herr Gemahl?“

„Er läßt ſich entſchuldigen, Durchlaucht; es iſt eine für die Landwirthe beſonders wichtige Zeit jetzt, und dies hält ihn auf dem Gute feſt,“ erwiderte Frau von der Recke.

„Immer der Nutzen,“ ſagte der Fürſt, „und dieſem die Schönheit und das Vergnügen geopfert! Ich mache es anders. Keine Pflicht der Welt wird mich abhalten, der Schönheit meine Tage zu weihen.“ Er ließ mit einem ſchmachtenden Ausdrucke ſeine Blicke bei dieſen Worten auf Dorotheen weilen. Sie ſchlug die ihrigen nieder und ſpielte mit einem Orangenzweig.

„Wir werden zur Geſellſchaft zurückkehren müſſen,“ bemerkte Frau von der Recke.

„Nicht doch, nicht doch! Nicht früher, reizende Damen, als bis Sie das Geſtändniß von meinen Lippen gehört haben. Gräfin, mich verzehrt eine mächtige Leidenſchaft für Sie!“ Er nahm Dorotheens Hand und preßte ſie an ſein Herz.

Eine Pauſe.

„Können Sie ſich entſchließen, die Meinige zu werden?“

Dorothee erröthete und wandte ſich ſeitwärts zu ihrer Schweſter, dieſe nahm das Wort und ſagte in einem beſcheidenen Tone: „Wenn Durchlaucht in den Blicken zu leſen verſtehen, ſo ſollten Sie keine weitere Antwort erwarten.“

Der Herzog hielt das Tuch vor dem Geſicht, denn es überkam ihn zu ſehr ungelegener Zeit das Zucken. Er verbarg es ſo gut, daß es den Anſchein hatte, als ließe das Uebermaß des Entzückens Thränen in ſeine Augen ſteigen. Nochmals erfaßte er die Hand und drückte ſie an ſein Herz, preßte ſie an ſeine Lippen und ſagte: „So iſt's denn wahr, ich darf dem Himmel dankbar ſein, für das reichſte Geſchenk ſeiner Güte. O meine theure Dorothee, laſſen Sie uns zu meiner Mutter eilen, ſie ſoll die Erſte ſein, die von meinem Glücke Kunde erhält.“

Dorothee reichte ihm die Hand, ſie gingen ein paar Schritte, da tönte aus einem Seitenkabinette ein vernehmliches Huſten. Hier ſaß die Herzogin, ſchon bereit, um den Sohn zu empfangen. Unter einer prächtigen blühenden Aloe ſaß ſie da, wie im Mährchen die Feen ſitzen, wenn ſie ſich den Sterblichen zeigen. Der Herzog lenkte ſeine Schritte nach dem Kabinette zu. Ein Vorhang rollte nieder und theilte dieſen Theil des Orangerieſaales von dem übrigen Raume.

Beim Herannahen der beiden Schweſtern und des Sohnes, ſtand die Dame auf und ging ihnen einige Schritte entgegen. Dorothee blieb auf der Schwelle ſtehen; ein plötzliches Herzklopfen hatte ſie befallen, ſie ſah bleich aus und ſchwankte. —

„Ah, mon fils!“ rief die Herzogin, „wen bringen Sie mir da?“

„Eine Tochter, Herzogin!“ entgegnete der Fürſt. „Sie iſt mir willkommen.“ Dorothee lag in den Armen der Herzogin. Eine ſtumme Scene, die durch Nichts unterbrochen wurde, als durch ein leiſes Flüſtern hinter dem Vorhange. Der Herzog hob dieſen ein Wenig, und der Graf und die Gräfin traten ein.

Nach einigen höflichen Reden hin und wieder, ſagte die Herzogin: „Es gilt jetzt, die geeigneten Schritte vor der Welt zu thun. Herr Herzog, Sie werden bekennen, daß Alles darauf ankommt, wie wir dieſes glückliche Geheimniß, das bis jetzt nur unter uns ſechs Perſonen lebt, vor die Oeffentlichkeit bringen. Mein Vorſchlag iſt, daß wir uns morgen in den Abendſtunden in meinen Gemächern zuſammenfinden , um das Weitere zu beſprechen.“

Der Herzog mußte darauf aufmerkſam gemacht werden, daß die Fürſtin ſoeben geſprochen; er hatte nichts gehört und hing mit zärtlichen Blicken an ſeiner ſchönen Erwählten.

Die Zuſammenkunft wurde verabredet. Dann trennten ſich die Theilnehmer des intereſſanten Geheimniſſes und Jedes kehrte auf beſondern Wegen zur Geſellſchaft zurück, die Fürſtin über eine kleine Treppe, die in den Tanzſaal führte, der Herzog ſchloß ſich ſeinem Hofmarſchall an, der am Eingange der Orangerie Wache geſtanden, daß Niemand unbefugt eindringen ſolle, und die Familie Medem

blieb einſtweilen noch unter den Palmen, leiſe, flüſternde Worte mit einander austauſchend. Dann wurde Dorothee zum Tanze abgeholt, Eliſe miſchte ſich unter eine Gruppe Jugendfreundinnen und die beiden Eltern blieben allein. Der wichtige Moment war glücklich, raſch und unbemerkt vorübergegangen. „Was ſagen Sie dazu, Eliſabeth," ſagte der Graf zu ſeiner Gemahlin, „Schwiegervater eines Herzog's?" Sie wiegte das Haupt und erwiderte leiſe: „Wollen wir nicht den Tag vor ſeinem Ende loben. Laſſen Sie uns hören, was man uns morgen wird zu ſagen haben."

Die junge Herzogin.

Als das Medem'ſche Elternpaar mit den Töchtern in den Gemächern der Herzogin-Mutter zur feſtgeſetzten Stunde anlangte, fand es ſchon den Herzog, es mit Ungeduld erwartend. Da er diesmal keine große Toilette gemacht hatte, ſah er um vieles beſſer aus. Oder war die Liebe die Zauberin, die an ſeinem Aeußern arbeitete, es ſchmückte und in's vortheilhafteſte Licht brachte? — genug er war an dieſem Abende ein junger Mann. Seine Bewegungen hatten Leichtigkeit und Grazie, ſein Antlitz war — nicht durch Schminke — angenehm geröthet, ſeine Augen glänzten. Er eilte dem Grafen und der Gräfin entgegen und bat ſie, ihm in eines der Nebenzimmer zu folgen. Die jungen Damen wurden durch die Herzogin zurückgehalten. Man gab ſich Mühe, ungezwungen zu erſcheinen,

allein dieſe Mühe ward nicht bei Allen mit Erfolg gekrönt. Die Herzogin war ſo aufgeregt und ſo geſpannt auf den Ausgang des Geſpräches, das im Nebengemach geführt wurde, daß ſie einmal über's andre eine Priſe nahm und, als der Inhalt ihrer Doſe erſchöpft war, in eine Art Erſtarrung verfiel, die da machte, daß ſie Nichts hörte, was um ſie her vorging. Endlich öffnete der Graf die Thüre und mit einem Geſichte, in welchem man Nichts leſen konnte, als eine unglückliche, hofmänniſche Glätte, ging er mit einer Verbeugung an der convulſiviſch neugierigen Herzogin vorüber, zu ſeiner Tochter und führte ſie in den Vorſaal. Alſo ein neues geheimnißvolles Geſpräch, von deſſen Inhalte man Nichts erfuhr. Mittlerweile erſchienen die Gräfin und der Herzog auf der Schwelle des Gemachs, anſcheinend in einem höchſt gleichgültigen Geplauder mit einander begriffen. Die Herzogin machte eine krampfhafte Bewegung der Schultern und ſtarrte in ihre leere Tabaksdoſe, mit dem Blicke einer Sibille, die aus dem Kaffeeſatze die Geſchicke der Zukunft leſen will. Doch auch dieſe läſtigen Minuten gingen vorüber, der Graf erſchien, an der Hand ſeine Tochter führend, die bleich ausſah und die Blicke zu Boden geheftet hatte. Der Herzog ſtürzte zu ihr hin, erfaßte ihre Hand, zog ſie heftig an ſeine Lippen und rief: „Um Gotteswillen, was iſt Ihnen, Gräfin? Hat Sie mein Vorſchlag beleidigt?“

Dorothee ſagte, nachdem ſie zuvor zu ihrem Vater aufgeblickt, mit feſter Stimme:

„Gnädiger Herr, mein Vater hat mir mitgetheilt, was Sie die Gnade gehabt haben, ihm über die bewußte Angelegenheit zu eröffnen, und er giebt mir die Erlaubniß, ſchüchtern und mit der Bitte, meine Aufrichtigkeit nicht zu ſtrafen, meine Erwiederung Ew. Durchlaucht darzubringen.“

Alles lauſchte den Worten, die jetzt kommen ſollten.

„Eine heimliche Heirath iſt es, die Sie mir anbieten, gnädiger Heer,“ fuhr Dorothee in demſelben feſten Tone fort. „Dieſe darf ich jedoch nicht annehmen. Es hieße Dies, nach meinen Begriffen, das Glück, das eine Stelle neben Ihnen mir zuſicherte, vernichten; auch brächte eine ſolche Heirath mich nothwendig in eine ſchiefe Stellung und wäre wenig verträglich mit meinem Platze, den ich in der Geſellſchaft einnehme, und mit dem Namen, den ich trage. Sie erlauben alſo, wenn Sie auf Ihrem Entſchluße beharren, daß ich Das, was bis jetzt zwiſchen uns ſich ereignet, als ungeſchehen betrachte.“

Nach dieſen Worten befiel ein heftiges Zittern die junge Rednerin. Von ihrer Mutter unterſtützt blieb ſie zwar aufgerichtet, aber bleich und wankend ſtehen. In ihren Zügen drückten ſich Schmerz und beleidigter Stolz aus.

Der Herzog rief außer ſich: „So iſt's nicht gemeint! Was hab' ich Raſender gethan? den Zorn dieſes Engels mir zugezogen! Nein, nein! Es werde, wie es wolle, ich gebe den Plan mit der heimlichen Heirath auf. Sind Sie nun zufrieden mit mir, Gräfin?"

„Mein Herr!" rief die Herzogin ſtrenge, „man wird mir erlauben, hier auch ein Wort einzuſchalten. Ich bin Mutter und Fürſtin, man wird mir zutrauen, daß ich hier einen Rath geben kann."

„Wer zweifelt daran, ſprechen Sie, Madame," rief der Herzog, „aber legen Sie kein Hinderniß mir in den Weg, ich werde jedes überſpringen."

Die Fürſtin nahm das Wort. „Herr Graf, theure Gräfin, und Sie, meine lieben jungen Freundinnen, von denen ich Eine bereits mit einem zärtlichen, unvergeßlichen Namen genannt habe, hören Sie mich an. Die heimliche Heirath iſt nur auf kurze Zeit und lediglich in Folge der noch nicht völlig abgeſchloſſenen Unterhandlungen mit der Prinzeſſin Eudoxia Yoſſupow in Vorſchlag gebracht worden. Nach den ruſſiſchen Kirchengeſetzen, wie Sie wiſſen, darf dieſe Dame in keine Scheidung willigen, wir haben jedoch die Hoffnung, ſie zu einer Einwilligung und Entſagung auf anderm Wege zu führen."

„Und ich ſage Ihnen, Frau Herzogin, daß ich dieſe Entſcheidungen abzuwarten nicht Willens

bin. Grand Dieu! bin ich nicht Herr meiner Entſchlüſſe?“

„Alsdann würde ich rathen, gnädiger Herr,“ fiel der Graf ein, „dieſe Angelegenheit ſo lange hinauszuſchieben, bis ſich Ew. Durchlaucht überzeugt haben, daß die Prinzeſſin nachgiebt.“

„Nein, mein theurer Vater,“ ſagte Dorothee raſch, „auch das nicht. Seine Durchlaucht, der Herzog, darf ſich nicht auf's Ungewiſſe binden und auch ich mag auf dieſe Weiſe nicht gebunden ſein. Wenn Sie erlauben, gnädige Frau, und Sie, durchlauchtigſter Herr, ſo mag denn die Sache für abgebrochen gelten.“

Ein Erſtaunen, nicht ſehr angenehmer Art, wurde auf dem Antlitze der Herzogin ſichtbar. Sie hatte weit mehr Gefügigkeit und Gehorſam erwartet. Der Graf und die Gräfin blickten in heimlicher Befangenheit vor ſich hin. Eliſens Blicke waren auf den Herzog gerichtet. Dieſer hatte nur Augen für Dorotheen. Er breitete ſeine Arme nach ihr aus und rief mit einem Tone wahren Gefühles: „Man will mich zum unglücklichſten Menſchen der Welt machen! Dorothee! Dorothee! haben Sie Erbarmen!“

„Wenn es mir erlaubt iſt, will ich einen Vorſchlag machen,“ hub der Graf an. „Ich kenne einen ſehr würdigen und erfahrenen Rechtsgelehrten; er iſt der Freund meines Hauſes, dem ich volles Ver-

trauen ſchenke. Ew. Durchlaucht bitte ich, mich zu ermächtigen, daß ich ihn in's Geheimniß ziehe. Ich hoffe, er wird einen Weg uns weiſen, der uns glücklich zum Ziele führt."

„So ſei es!" rief der Herzog. „Und ſagen Sie dem Manne, daß ich die Macht und den Willen habe, meine Abſichten durchzuſetzen, und wenn auch eine Welt gegen mich aufſtände."

Damit verließ er raſch das Zimmee.

Die Herzogin beurlaubte ihre Gäſte. Nach drei Tagen ſollte eine neue Zuſammenkunft ſtattfinden.

„Meine Tochter!" rief die Gräfin, als die Familie allein war, „Sie ſind zu weit gegangen. Sie haben offenbar den Herzog und die Herzogin beleidigt. Denken Sie, o Himmel, wenn er den Antrag zurücknimmt!" —

Dorothee blickte ihren Vater an. „Hab' ich unrecht gethan, Vater?"

Der Graf ſchloß ſein Kind in die Arme und die Stimme, mit der er antwortete, drang aus dem Innerſten ſeines Herzens: „Du biſt meine Tochter." Und zur Gräfin gewandt, ſagte er: „Wir durften dieſen Vorſchlag nicht annehmen. Eine heimliche Heirath giebt keine Garantieen gegen Fürſtenwillkühr und öffnet der Chikane jedes beliebige Feld."

„Aber nun iſt alle Hoffnung geraubt, mein Gemahl."

„Durchaus nicht. Der Fürſt, wenn er ernſtlich will, wird es durchzuſetzen wiſſen, und es iſt beſſer, da die Sache als ſchwankend dargeſtellt wurde, daß wir zurücktraten und nicht abwarteten, bis man uns gehen hieß. Doch ich bin meiner Sache gewiß. Der Fürſt iſt ein Ehrenmann, er wäre nie ſo weit gegangen, wenn er nicht hätte dürfen und können. Wollen wir jetzt unſeren Rechtskundigen hören."

Das war ein Mann von erprobter Rechtlichkeit und von wohlverdientem Anſehen. Der Hofrath Schwander hatte kaum erfahren, um was es ſich handelte, als er ſogleich der Meinung beipflichtete, daß eine heimliche Heirath nicht zuläſſig ſei. Doch rieth er die Verhandlungen geheim zu halten und dann raſch mit der öffentlichen, mit allem Prunke ausgeſtatteten Heirath hervorzutreten. Alsdann käme jeder Einſpruch, wenn er von irgend einer Seite erhoben würde, zu ſpät. Dieſem Ausſpruche fügten ſich Alle.

Der 6. November 1779 war der Tag der Vermählung. An demſelben Tage in der Frühe ergingen die Einladungen an die Verwandten und an die ſämmtlichen Landesbehörden ſich zum Concert und Souper bei Hofe einzufinden. Dem Superintendenten theilte man erſt kurz vorher, ehe er ſich in den Wagen ſetzte, mit, daß er ſich darauf einrichten möge, eine Trauung bei Hofe zu vollzie-

ben. Der ehrwürdige Herr, der nach ſeiner Anſicht, am Hofe Niemanden wußte, der ſich zu vermählen hätte die Abſicht hegen können, kam auf den Gedanken, daß doch am Ende ein ſeltenes Ereigniß ſtattfände, und daß die Herzogin Mutter ſich entſchloſſen habe, in einem bedenklich vorgerückten Lebensalter zu einer neuen Ehe zu ſchreiten. Nur wußte er durchaus nicht, auf Wen die Wahl der Wittwe hätte fallen können. Er hatte Nichts munkeln gehört, allein ein einſamer und verdrießlicher Gelehrter, wie er war, konnten zwölf alte Herzoginnen hinter ſeinem Rücken zwölf Liebeshändel anſpinnen und durchführen, ohne daß das Gerücht davon ihm zu Ohren gekommen wäre. Indem nun die Paſtoralkutſche langſam durch die Straßen rollte, überlegte das Kirchenoberhaupt, welche Rede in ſolchen Fällen am paſſendſten ſein könne. Er hatte drei zu ſich geſteckt. Die Eine handelte von der Freude, die Gott habe an dem ehrbaren und züchtigen Liebesbündniß von zwei jungen Herzen, die in dem Frühling ihres Lebens ſtanden. Wenn nun auch der Frühling und die zwei jungen Herzen weggelaſſen wurden, ſo paßte doch die in dieſem Falle nicht recht motivirte Freude des Himmels nicht dahin. Die zweite hatte zu ihrem Motto den bekannten Spruch: es iſt beſſer heirathen als Brunſt leiden. Allein nimmermehr hätte der ehrbare Mann es gewagt, der alten Landesmutter, wenn auch nur

verblümt, vorzuwerfen, daß ſie zur Ehe ſchreite, um nicht Brunſt zu leiden. Die dritte Rede, und dieſe beſchloß er zu nehmen, war ſo allgemeinen Inhalts, daß ſie ſo ziemlich auf alle möglichen Ehen paßte. Wie erſchreckt war aber der gute Mann, als er erfuhr, daß er ſeinen erhabenen Gebieter, der zweimal bereits getraut war und von dem beide Frauen lebten, trauen ſollte.

Als die Geſellſchaft ſich in dem Empfangſaale verſammelt hatte, Nichts Anderes erwartend, als das gewohnte Concert, erſchien der Herzog, ſeine Mutter führend, unter den Gäſten. Eine tiefe Stille herrſchte und hierauf nahm der Landesherr das Wort und verkündete den Verſammelten ſeinen Entſchluß, dem Lande eine Herzogin zu geben. Ohne Zeit zu vielem Ueberlegen zu laſſen, öffnete ſich die Thüre des zweiten Saals und von ihren Eltern und Geſchwiſtern umgeben, im vollen bräutlichen Schmucke erſchien die junge Verlobte. Ein allgemeines Staunen, ein Beifallgemurmel erfüllte die Verſammlung. Der Herzog ſchritt auf ſeine Braut zu, faßte ſie an der einen, die Mutter an der andern Hand und ging nun feierlichen Schrittes, gefolgt von allen Anweſenden in den Thronſaal, wo er ſich mit der Braut unterm Thronhimmel aufſtellte und wo nun alſobald der Superintendent ſeine Rede hielt. Nach der Trauung drängten ſich Damen und Herren zum Glückwunſche. Die Herzogin machte Miene, der re-

gierenden die Hand zu küſſen, doch Dorothee warf ſich in ihre Arme und bat ſie unter den zärtlichſten Ausdrücken, ſie als ihre gehorſame Tochter anzunehmen. Die Eltern, die Schweſtern, die Brüder nahten ſich jetzt der Braut, ſie umarmte unter Thränen Alle. Die Schönheit und Anmuth der jungen Fürſtin übte auf alle Gäſte einen ſolchen Zauber aus, und die Ueberraſchung der Neuheit der Situation drängte ſo ſehr jedes Nachdenken zurück, daß an dieſem Tage, ſelbſt unter den erklärten Widerſachern des Fürſten nur eine lobende Stimme über ſeine Wahl zu hören war. Man drückte ſich die Hände, man wünſchte ſich und dem Lande Glück, daß der verwaiſte Thron ſeines ſchönſten Schmuckes nicht länger entbehre; man pries die Weisheit des Fürſten, der, nicht nach fremdem Einfluſſe buhlend, aus ſeinem Lande ſelbſt die liebenswertheſte ſeiner Töchter zu ſich emporgezogen habe. Die Familie Medem war beliebt und geachtet, es hätte keine beſſere Wahl ſtattfinden können. Die guten Patrioten, die an dem Hauſe Biron hielten, ſahen eine günſtige Wendung der Angelegenheiten voraus, indem nun vermittelnd unter den Streit der Männer eine ſchöne Frau auftreten werde; und die dem jetzigen Regentenhauſe Abgünſtigen mußten ſich zugeſtehen, daß, wenn den Herzog nicht Liebe zu dieſem Schritte getrieben, ihn die Klugheit hätte dazu treiben müſſen; denn was der herrſchſüchtige Mann

dem herrſchſüchtigen Manne verſagte, das geſtattete er dem ſchönen Weibe. Wenn eine Frau, wie dieſe, ihren Einfluß in dem galanten Polen wollte geltend machen, was waren dann gegen ſie die Kräfte, die bis jetzt gewirkt hatten! Solche Träume und Bilder umſchwärmten das Hirn manches ernſten Mannes, der, unter der Menge ſtehend, ſeine forſchenden Blicke auf die in ihren Diamantenputz flimmernde Graziengeſtalt auf dem Throne richtete.

So ging dieſer Abend vorüber, der unter die Zahl der Fürſtinnen Europa's eine junge, blühende Genoſſin einführte.

Den Sonntag darauf hielt das junge Paar einen feierlichen Kirchgang, bei welchem die Bürgergarden aufzogen und bei Beginn des Te Deum's Kanonenſalven der Stadt und Umgegend die Feſthandlung in der Kirche verkündeten. Abends war große Cour und Ball. Nach Verlauf einiger Tage erſchienen die Abgeordneten der Kreiſe und einzelnen Ortſchaften, um ihre Glückwünſche darzubringen. Dieſe guten und ehrlichen Leute, ziemlich weit entfernt wohnend, waren nicht wenig erſtaunt, gleichſam über Nacht eine Landesmutter erhalten zu haben. Dorothee, die ganze Wichtigkeit fühlend, wenn der Adel widerſpännſtig an dieſem Theile, der Unterthanenſchaft eine Stütze zu haben, ließ dieſe Herren eigens ſich vorführen und richtete an Alle zuſammen und dann an jeden Einzelnen herz-

liche und in diesen Regionen verständliche Worte Diese Aufgabe war nicht so leicht, und sie war von den früheren Fürsten und Fürstinnen mehr oder weniger unerfüllt gelassen worden, aus dem einfachen Grunde, weil sie die Sitten, das Leben und die Eigenthümlichkeiten dieser Klassen nicht kannten; Dorothee hatte jedoch hierbei glücklich vorgearbeitet. Ihr richtiges Urtheil und ihr natürlicher Instinkt leitete sie übrigens darauf hin, was sich mit Jedem etwa sprechen ließe. Auch machte sie eine glückliche Neuerung. Die Glückwünsche der Abgeordneten der Ortschaften und Districte waren sonst in üblicher Weise stets von dem Kanzler im Namen des Fürsten und von dem Hofmarschall im Namen der Fürstin beantwortet worden. Diese Gegenreden fielen natürlich äußerst kalt aus, denn was lag dem Kanzler oder dem Hofmarschalle daran, daß sie die rechte Seite der Theilnahme und des Interesses berührten, mit einem Worte, daß sie Eingang in Sinn und Herzen der Zuhörer sich verschafften, — sie sagten eine kurze, einstudirte Rede so rasch wie möglich her und damit war die Sache abgethan. Ganz anders mußte die Wirkung sein, wenn eine schöne junge Frau, die Fürstin selbst, die noch dazu Kenntniß nahm von der Lage und den besondern Bedürfnissen Einzelner, in Rede und Gegenrede sich mit ihren Unterthanen besprach. Dorothee that dies aus Antrieb

ihres menſchenfreundlichen Herzens, ſie hätte aber auch aus Klugheit nichts Geeigneteres thun können. Dieſe Vorſteher ihrer Gemeinden und Ortſchaften kamen nun zu den Ihrigen zurück und waren voll Lobes über die neue Herrin; ſie theilten ihre Gefühle und Anſichten dem Landvolke mit und von dieſen kamen ganze Züge in die Reſidenz um die „gute junge Frau“ zu ſehen, die ſo viel von ihnen, ihren Leiden und Freuden wußte. Dorothee war freudig überraſcht, als eines Tages eine kleine Deputation Fiſcher anlangte, die aus Domesnees kommend, den jungen glücklichen Ehemann an ihrer Spitze hatte, der von Dorothee damals den Ring und die Kette erhalten. Wie erſtaunt war dieſer, als er in der Fürſtin jenes einfache Bürgermädchen wieder erkannte, die die Gabe ausgetheilt und ihm zu ſeinem Glücke und ſpäterer Wohlhabenheit verholfen hatte. Es gab eine kleine Scene, halb rührender, halb komiſcher Art, die damit endete, daß Dorothee zum erſtenmale eine Stelle creirte, nämlich einen Hoffiſcher und Ardré wurde es. Dieſes Amt iſt ſpäter immer wieder beſetzt worden. Nach langen Jahren wurde in Löbichau eine kleine Operette aufgeführt, die dieſen hübſchen Gegenſtand behandelte, und eine der reizenden Töchter der Herzogin ſpielte in dieſem kleinen Stücke die Rolle der Mutter, wie ſie als Pächterstochter am Strande von Domesnees den

Fiſcher beſchenkt, der die gefahrvolle Fahrt gewagt. Der zweite Akt zeigte den Empfang des Fiſchers im herzoglichen Schloſſe. Frau von der Recke hatte den Prolog dazu gedichtet und Hiller einige Compoſitionen gegeben.

Der Empfang der neuen Herzogin auf dem väterlichen Gute glich einem Triumphfeſte. Es waren Laubbögen gebaut worden, Kränze hatte man aufgehängt, Namenszüge aus Blumengewinden, die man dem Treibhauſe entnommen, aufgeſtellt. Ein ſehr gelindes Wetter begünſtigte das Feſt. Am Eingange in das Dorf ſtand der Paſtor mit dem Küſter und der Schuljugend, etwas weiter zurück die Tochter mit den Jungfrauen des Dorfes. Geſang und Anreden. Auf der Hausthürſchwelle ſelbſt ſtanden der Graf, die Gräfin, Frau von der Recke und der eine Bruder, mit dem andern ſaß Dorothee im Wagen. Sie ſtieg aus und mit einem Freudenrufe ſank ſie den Geliebten in die Arme. Der Onkel, die Tante, die Couſinen kamen nun an die Reihe und ganz zuletzt Fräulein Pipelet, die Anſtalt machte, ſich vor ihrer ehemaligen Schülerin auf ein Knie niederzulaſſen, jedoch gütig emporgehoben und umarmt wurde. Iwan, der jetzt ſchon ſehr greiſenhafte und hinfällige, kam herbei, um ſeiner zweifachen Gebieterin den Saum des Rockes zu küſſen. Doktor Kloppmann hatte ſich in eine verſchoſſene alte Uniform gehüllt, die er noch aus ſeinen Studenten-

jahren aufbewahrte und in der er das Anſehen eines roſtigen alten Degens hatte, der auf keine Weiſe mehr in die Scheide ſich einzwängen ließ. Für Alle hatte die Herzogin Geſchenke mitgebracht. Der Vater erhielt eine prachtvolle Tabatière mit Diamanten und dem Bilde des Herzogs, die Gräfin ein Halsband von Perlen, Eliſe eine goldene Kette mit Edelſteinen und dem Bilde der alten Herzogin, der Oheim zwei koſtbare Reitpferde, die Tante ein Silberſervice, die Couſinen Armbänder und Ringe, und ſo nahm bis tief herab — bis zu der Scheuermagd und dem Kellerjungen jedes eine ſeinem Stande und ſeinen Bedürfniſſen zuſtehende Gabe hin. Außerdem wurden dem Herrn Paſtor Geldſummen für die Armen der Umgegend und zur Anordnung einer beſonders ſchönen Kirchenfeier und eines Erntefeſtes übergeben. Noch nie war auf Schloß Alt-Autz ein ſo denkwürdiger und ein ſo fröhlicher Tag gefeiert worden; aber es war auch noch nie aus der Mitte des Familienkreiſes des Schloßherrn ein Mitglied zur Beſteigung des Throns berufen worden.

Glücklich und mit Segen überſchüttet fuhr Dorothee wieder in ihre Reſidenz zurück.

Dort erwarteten ſie ein Botſchafter aus Warſchau und einer aus Berlin, die die Glückwünſche ihrer Souveräne darbrachten. Der ruſſiſche Bevollmächtigte, Baron von Krüdener, wußte ſich

durch diplomatiſche Künſte zu helfen, indem die Anerkennung der Heirath in Petersburg nicht erfolgt war, aber auch nicht directer Widerſpruch von Seiten Katharinens ſtattgefunden hatte. Er vermied es, die junge Fürſtin Herzogin zu nennen, es mußte ſcheinen, als hielte er ſie für eine der Damen des Hofes.

Die Aeußerlichkeiten waren nun vorüber, jetzt galt es, ſich mit dem Innern der Zuſtände zu beſchäftigen. Und hier begegnete dem Blicke ein Chaos von widerſtrebenden Leidenſchaften, Hoffnungen und Plänen. Der Herzog hatte in den letzten Jahren durch ſeine Leidenſchaftlichkeit, durch ſein falſches Manövriren und durch die Unkenntniß der Verhältniſſe und Menſchen Alles, bis auf einen Punkt hin, verwirrt, daß die ganze Maſchine, wenn nicht zum Glück ſich jetzt Hände gefunden, die mit Kenntniß und Zartheit die Fäden zu entwirren geſtrebt, in Kurzem hätte in Stocken gerathen müſſen. Durch das Syſtem der Spionage und der Aufhetzerei, dem die Herzogin-Mutter ergeben war, hatte nichts gebeſſert werden können, im Gegentheil, dadurch, daß ſie ſtets dem Herzoge mit neuen Klagen und Verdächtigungen in den Ohren lag, benahm ſie dieſem endlich den Muth, ſich noch ferner mit einer ſo verzweifelten Sache zu beſchäftigen. Der geſunde Sinn Dorotheens, ihr Beobachtungsgeiſt, ſo wie ihr Ur-

theilsvermögen ließen sie sogleich einen völlig von den obigen verschiedenen Weg einschlagen und es sei gestattet, sie jetzt auf diesem Wege wandelnd, dem Leser vorzuführen. —

Politik.

Durch die Herzogin-Mutter erfuhr ſie ſo ziemlich genau, gegen welche Perſonen beſonders Klagen geführt wurden und ſie faßte dieſe in's Auge. Von den Nachrichten, die ihr die Herzogin gab, konnte ſie Einiges brauchen, anderes erſchien ihr aus trüber Quelle geſchöpft und deshalb nicht geeignet, darauf hin Schritte zu thun. Mit dem Herzog jetzt über Geſchäfte ſprechen, verbot ihr die Klugheit; ſie mußte im Gegentheil Alles aus ſeiner Nähe fern halten, was das zärtliche Entgegenkommen und die glückliche Laune ſtören konnte, die den Liebenden an die Geliebte band, ſie mußte ihm jetzt unentbehrlich ſein, nicht als Rathgeberin, ſondern als Geſellſchafterin, die durch anmuthige Scherze und durch ſtets heitere Laune den armen geplagten und bisher ſo arg gelangweilten Mann wieder mit dem

Leben verſöhnte. Wenn ſie daher bei ihm war, ſo zeigte ſie ſich wie ein glückliches Kind mit nichts Anderm beſchäftigt, als dem Herzog unter Lachen und Necken eine Parthie Schach abzugewinnen, oder mit ihm die Pflanzen ſeines Gewächshauſes zu muſtern oder am Klavier ſeine Lieblingslieder zu ſingen. Eine kleine Trommel ſtand bereit und ſie trommelte darauf einen alterthümlichen Marſch, der unter Peter III. in Oranienbaum war getrommelt worden, als dieſer ſeine Garden exercirte. Auch eine Menuet der Kaiſerin Eliſabeth konnte in ſchönſter Präciſion auf dem Klavier vorgetragen werden, wozu der Herzog auf der Violine mehr kratzte als ſpielte. Alles dies gab kleine Familienfeſte ſehr beluſtigender Art und ganz verſchieden von den einförmigen langweiligen Abenden, die ſonſt in dem Schloſſe geherrſcht hatten.

Wenn Dorothee jetzt allein war, veränderte ſich raſch ihr ganzes Weſen. Sie ſaß nachdenkend da und ein Zug von Kummer, der dieſem holden Geſichte früher fremd geweſen, lagerte ſich auf der glatten Stirne. Es fehlte ihr an einem Rathgeber und Wegweiſer. Die Herzogin wußte nur, was man ihr hinterbrachte, es waren Alles immer Nachrichten aus der dritten und vierten Hand: es fehlte ihr ein Mann, der ſelbſt prüfte und ſah und ihr dann geeigneten Rath gab. Aber wo dieſen Mann finden? Er mußte ihr und ihren Plänen völlig

ergeben ſein. Sie kam auf den Hofrath Schwander, der ſo weſentliche Dienſte ihr bei der Heirath geleiſtet, der ein ſo treuer Freund ihres Vaters war, allein der Mann war alt, er mochte ſich neuen Ideen und neuen Beſchwerden kaum mehr ausſetzen und außer ihm fand ſie Niemanden in der Umgebung des Hofes. Der Zufall fügte es ſo glücklich, daß gerade von der Seite, wo ſie es am wenigſten erwartete, ein ſolcher Führer ihr zugegeben wurde.

Die ſchwarzen Anſchuldigungen, die die Herzogin-Mutter auf den Legationsrath häufte, machte, daß die junge Fürſtin über dieſen angeblichen Verräther und Hauptfeind des Herzogs ſich vorzugsweiſe kummervolle Gedanken machte. Sie faßte ihn jetzt beſonders in's Auge. Was ſie von ihm erfahren konnte, hielt ſie vergleichend zuſammen und immer war das Reſultat ihres Nachdenkens über dieſen jungen Mann, daß er ungewöhnliche Geiſtesgaben und eine große Gewandtheit im Geſchäftsverkehr haben müſſe. Daß er dieſe Eigenſchaften anwandte zum Nachtheil ſeines Herrn, dem er Dank ſchuldig, war allerdings ſehr betrübend und ſehr herabſetzend für den Mann. Während des Ganges der Begebenheiten, die hier geſchildert worden, hatte Hellſender ſeine Reiſe als Abgeordneter der Stände nach Warſchau gemacht, und es war nun die Rede, ihn zum zweitenmal in derſelben Eigenſchaft die

Reiſe machen zu laſſen. Eine Maſſe ſtreitiger Punkte lag vor und eine Anzahl Klagen der Stände gegen den Herzog ſollte gerade jetzt zur Entſcheidung dem Oberlehnsherrn zugetragen werden. Es war ein wichtiger Zeitpunkt und der Mann, der für den Herzog handeln ſollte, ſtand verdächtigt da und man bezeichnete ziemlich genau dieſe Reiſe als den Moment, den er gewählt, um durch Verrath an ſeinem Herrn wichtige Vortheile an ſich und ſein Haus zu bringen. Dorothee beſchied an einem Morgen, wo der Herzog und ſeine Mutter einen Beſuch bei ſeinem Bruder abſtattete, den Legationsrath zu ſich.

Hier ſollte Dorothee zum erſtenmale die ganze Macht der Wirkung ihrer Perſönlichkeit empfinden, eine Macht, die ſie ſelbſt überraſchte und die ſie ſpäter ſelbſtbewußt oft angewendet hat, um ihre Zwecke zu erreichen. Hellſender kam, feſt entſchloſſen, ſich durch keine Weiberbitten irre machen zu laſſen. Er kannte den Geiz des Herzogs, er wußte, daß Gold und Beſitz hier nicht zu gewinnen waren, was lag ihm an ein paar gnädigen Worten, vielleicht Verſprechungen, die nicht erfüllt wurden. Durch die Thüre des Vorgemaches, in welchem er einige Minuten warten mußte, ſah er, daß die junge Fürſtin an einem Tiſche ſaß, der mit Papieren und Büchern bedeckt war. „Ach“ — ſagte er bei ſich ſelbſt, „ſie ſchreibt, ſie lieſt, ſie will alſo mit den

Regierungssachen selbst sich beschäftigen. Unnöthige Sorge! Sie wird nicht viel finden zu regieren. Uebrigens man kennt Das. Es soll was heißen. Diese Frauen blicken beim Beginn ihrer Herrscherwürde in dieses, in jenes Blatt, schlagen irgend ein altes Register auf, lassen sich auch wohl ein Actenstück geben, aber sie bekommen es bald satt und kehren zu ihrem Putztische zurück, wo sie hingehören. Aber sie ist schön! Es ist wahr, man hat nicht zu viel von ihr gesagt. Welche Jugend, welche Frische. Ihr Arm, der auf dem Schreibtische anliegt, wie bewundernswürdig weiß und gerundet."

Diese Bemerkungen machte der junge Legationsrath, indem er an der halbgeöffneten Thüre auf- und niederschritt. Endlich legte die Fürstin die Feder nieder, öffnete selbst die Thüre und bat ihn einzutreten.

„Ohne Ceremonie, Herr von Hellsender, nehmen wir Platz und wollen wir etwas mit einander plaudern," hub sie mit einem freundlichen Lächeln an. Jener setzte sich.

„Sie sind ein Kurländer?"

„In Schlesien geboren, Durchlaucht, in einem kleinen Städtchen, wohin mein Vater auf einige Zeit in Geschäften des Herzog Carl versendet wurde."

„Doch war ihr Herr Vater ein treuer Anhänger des Herzogs Biron?"

„Er hatte ihm viel zu danken. Auch ich, Durchlaucht, bin ihm Dank ſchuldig. Meine Eltern waren durch unverſchuldete Unglücksfälle verarmt, der Herzog nahm ſich meiner an und ſorgte für meine Erziehung; der jetzige hat einen Theil dieſer Wohlthaten fortgeſetzt, bis ich ihrer nicht mehr bedurfte. Es iſt mir ſeitdem gelungen, ihm beträchtliche Summen zurückzuerſtatten, auch die Schuld meines Vaters zu tilgen.“

„Da thaten Sie als Sohn Ihre Pflicht. Dennoch, Sie wiſſen, Geld tilgt nicht die Dienſte, deren Werth ein dankbares Herz anerkannt.“

Hellſender machte eine ſtumme Verbeugung.

„Nicht wahr,“ ſagte die Herzogin, indem ſie ihm die Hand reichte, „ich darf Sie zu den Unſrigen rechnen?“

„Ich habe dem Herzog Treue geſchworen,“ entgegnete der Legationsrath mit einiger Befangenheit und ohne dem Blick der ſchönen Augen, die auf ihn gerichtet waren, zu begegnen, „Treue inſoweit, als es meine Pflicht gegen den Oberlehnsherrn dieſes Landes geſtattet.“

„O, Nichts von Rückhalt und Bedingungen!“ rief die Herzogin. „Ein treues Herz iſt einfach treu, ein dankbares ohne Clauſel dankbar. Lieber Hellſender, urtheilt und grübelt ſo ein edler Mann?“

Die Befangenheit des Raths wurde immer ſichtlicher. Er ſchlug die Augen auf und mit einem

plötzlichen Erröthen ſenkte er ſie nieder. Noch nie war in dieſem Tone mit ihm geſprochen worden; er klang ſo herzlich, ſo liebend, ſo vertraut, und dabei ſaß die ſchönſte Frau, die er geſehen, ihm in der ganzen Fülle ihrer Anmuth gegenüber. Der einundzwanzigjährige junge Mann empfand das, und ſeine Klugheit und Selbſtbeherrſchung fing an zu wanken. Er ſtotterte: „Durchlaucht, was ich für den Herzog thun durfte und konnte, hab' ich gethan.“

„Haben Sie Das?“ ſagte eine ſanfte Stimme, „ſo nehmen Sie hier meinen Dank. Hellſender, Sie haben Feinde, Sie ſind verläumdet worden.“

Er blickte erſtaunt und fragend zu ihr auf.

„Ja, Sie können mir es glauben. Ich bin Ihre Freundin und es thut mir weh, Sie verkannt zu ſehen.“

„Wer hätte —“

„Wer? Das iſt gleichgültig. Sie kennen den Hof; da ſpricht Einer dem Andern nach. Allein die Männer, die ich hochſchätze ſollen auch dem kleinſten Tadel nicht blosgeſtellt ſein.“

„Durchlaucht ſind ſehr gütig. Mein geringes Wirken hat alſo das Glück gehabt, Ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen?“

„Wie ſollte es nicht. Ich bin zwar nicht zum Throne geboren, allein ich habe mich früh um die Angelegenheiten meines Vaterlands bekümmert und

da hörte ich denn immer, wenn von Talent, Wiſſen und Brauchbarkeit geſprochen wurde, Ihren Namen nennen, und von Männern nennen, die den Werth eines tüchtigen Geſchäftsmannes, eines guten Patrioten abzuſchätzen wiſſen."

„Wenn mir Das früher geſagt worden wäre und auf dieſe Weiſe!" ſtammelte der Rath.

„Und als mich ein freundliches Geſchick," fuhr die Sprechende fort, „auf dieſen Platz berief, trug die Vorſtellung, Männer wie Sie, mir zur Seite zu wiſſen, viel dazu bei, meine Schüchternheit zu beſiegen, mir Muth einzuflößen." —

„Was ich kann, Durchlaucht —"

„Und nun," ſagte Dorothee, „nun mußte ich hören, daß man gerade dieſen Mann, deſſen Talente, deſſen Begabung mir als unſchätzbar für das Vaterland geſchildert wurden, nachſagte —"

„Was? Fürſtin, was?"

„Daß er es nicht treu mit uns, mit ſeinem Fürſten meinte," entgegnete Dorothee zögernd und mit niedergeſchlagenen Augen; „daß er im Intereſſe unſrer Feinde ſich brauchen ließe, um — o Hellſender- verzeihen Sie, daß ich eine ſo unwürdige Anſchuldigung nachſpreche — Beſitz und Anſehen zu gewinnen."

Eine lange Pauſe herrſchte, während der Legationsrath in ſichtlicher Bewegung vor ſich hin ſah. Dann ſagte er raſch: „Und meine Fürſtin glaubt dieſes Gerücht?"

Mit der vollſten lächelnden und liebenswürdigen Heiterkeit und ihm die Hand über den Tiſch herüberreichend, entgegnete ſie ein entzückendes Nein!

Er erfaßte die ſchöne Hand, drückte lebhaft einen Kuß auf ſie und rief: „Sie ſind ein Engel, Durchlaucht, was machen Sie aus mir!“

„Nichts, als was Sie bereits ſchon waren: einen warmen Freund der guten Sache, einen edlen Anhänger und Vertheidiger Deſſen, der aus gutem Herzen Ihnen und Ihrem Hauſe wohlgethan.“

„Bei Gott ja! Ich hätte Das nie vergeſſen ſollen.“

„Sie haben es auch nie vergeſſen. Sie hören ja: ich bin Ihre Freundin, ich glaube kein Wort von Alle Dem, was man gegen Sie ſagt.“

Hellſender hatte ſeinen Stuhl verlaſſen, er warf ſich vor der Herzogin nieder und drückte ihr beide Hände an ſein Herz, indem er rief: „Himmliſche Frau! So viel Güte mit ſo viel Schönheit gepaart! Nehmen Sie mich an. Ich bin der Ihrige, will nur der Ihrige ſein.“

„Das ſind Uebereilungen, lieber Hellſender. Man hat Sie mir als leidenſchaftlich geſchildert und ich finde, daß man Recht gehabt. Die Sache, um die es ſich handelt, fordert kalte Ruhe und Ueberlegung.“

„Fürſtin, Sie trauen mir nicht!“ ſagte der junge

Mann, indem er seinen Platz wieder einnahm. „Und ich will es gestehen, ich habe dieses Mißtrauen verdient.“

„Es ist nicht Das,“ entgegnete sie, „aber eine wichtige Stunde will ernste, ruhige Berather.“

„Wohl, sprechen Sie.“

„Man hat Sie zum Landschaftsbevollmächtigten gewählt, um unsere Angelegenheiten nach Polen zu bringen.“

„Ich will diese Wahl zurückweisen.“

„Weshalb?“

„Wenn Sie es wünschen, Fürstin. Kann Einer, der im Verdachte des Verrathes an seinem Fürsten steht, eine Stelle dieser Art mit gutem Gewissen annehmen?“

„Und ich will, daß Sie hingehen, Hellsender,“ sagte Dorothee mit fester Stimme; „ja ich bitte Sie darum, theurer Freund, gehen Sie hin, ich wüßte Niemanden, den ich lieber und mit größerem Stolze auf diesem Platze sähe, als Sie. Wenn ich Sie in Polen für uns thätig weiß, bin ich ruhig.“

„Fürstin! dieses Vertrauen.“

„Kommt aus vollem Herzen und bester Ueberzeugung. Wenn man Sie gekränkt hat durch böse Verleumdungen, die Ehre Ihres Namens angetastet, wem käme es wohl mehr zu, Ihnen Genugthuung zu geben, als Ihrem Fürsten, der Ihr

natürlicher Freund und Beſchützer iſt. Der Herzog ſpricht durch mich."

Der Rath verhüllte ſein Geſicht; er kämpfte mit einer unbezwingbaren Aufregung. Endlich heftete er einen langen, von Leidenſchaft und Schmerz brennenden Blick auf die ſchöne Frau, dann ſagte er: „Herzogin, Sie haben geſiegt. Ich will Ihnen offen geſtehen, das Gerücht hat nicht ganz gelogen. Ich hatte die Schwachheit, Anerbieten anzunehmen, die man mir machte; aber jetzt — bin ich der Ihrige. Ich kehre zu meiner Pflicht, zu meinem Herrn zurück. Hier meine Hand darauf, Fürſtin."

Dorothee gab ihm die ihrige, die er mit heißer Inbrunſt küßte. Sie ſollen in den nächſten Tagen ſchon Beweiſe haben, gnädigſte Frau, wie ſehr dieſe Worte mein Ernſt ſind," rief er, „jetzt bitte ich, mich zu entlaſſen."

Er ging und die junge Herzogin, ihres Triumphes froh, ſah ihm mit heiterem Blicke nach. Sie verſchwieg das Geheimniß dem Herzoge ſowohl als deſſen Mutter; ſie erwartete erſt die verſprochenen Beweiſe. Dieſe liefen ein in einem Schreiben, das der Schreiber geheim zu halten bat, und in welchem er alle diejenigen Perſonen nannte, denen in Warſchau in den kuriſchen Angelegenheiten zum Beſten des Herzogs zu trauen war und dann auch die, die geheime Ränke ſpannen. Es bezeichnete einen hochgeſtellten Mann in Petersburg, dem der Herzog

vertraute, der jedoch mit der ruſſiſchen Partei in Warſchau ſchon lange unterhandelte und Pläne ſchmiedete zum Verderben des Herzogs. Endlich nannte das wichtige Papier diejenigen Männer in Mitau, deren Redlichkeit unbezweifelt war und deren Anſehen und Stimme im Lande ſelbſt von größter Wichtigkeit. Unter dieſen Männern ſtand der Geheimerath und Präſident von Nolde obenan.

Mit welcher Freudigkeit Dorothee dieſe Mittheilungen als einen unbezahlbaren Schatz aufhob, kann man ſich denken. Obgleich der Brief keine Unterſchrift zeigte, ſo wußte ſie, er war von Hellſender.

Wenige Wochen waren nur bis zu deſſen Abreiſe nach Warſchau. Es mußte dieſe Zeit noch beſtmöglichſt benutzt werden. Das Geburtsfeſt des Geheimeraths fiel in dieſe Tage. Unter den Gäſten, die dem hochgeachteten Manne Glück zu wünſchen kamen, fuhr auch die Herzogin vor. Dieſer ſeltene Gaſt machte ungemeines Aufſehen. Man wußte, wie der Geheimerath mit dem Herzoge ſtand. Der alte Mann eilte hinaus und an ſeinem Arm trat die Fürſtin freundlich grüßend in das Zimmer. Sie fand Kinder und Enkelkinder, auch die Freunde des Hauſes verſammelt. Zuerſt wandte ſie ſich an den Herrn des Hauſes und ſagte ihm, ſie habe gehört, er feiere ſein Wiegenfeſt und ſie wolle unter den Patrioten, die dieſen

Tag im ganzen Lande festlich begingen, nicht die Letzte sein, ihre Wünsche ihm darzubringen. Der ernste Mann, der anfangs ein wenig befremdet der hohen Frau gegenüber gestanden, zeigte jetzt durch ein freudiges Lächeln, wie unerwartet und schmeichelhaft ihm dieser Gruß sei. Er bat um die Erlaubniß, seine Kinder und Enkel der Fürstin vorzustellen, und während dies geschah, hatte Dorothee für jedes Mitglied dieser zahlreichen Familie ein gütiges Wort, die Jüngsten zog sie schmeichelnd an sich heran und küßte sie. An dem Festmahl, das eben zugerichtet stand, nahm sie ungezwungen Theil. Die Gläser wurden gefüllt. Den Toast auf das Wohl des Herzogs erwiderte sie dankend, indem sie ihrerseits das des Festgebers ausbrachte. Als nun der ganze Tischkreis ihr Wohl ausbrachte, sprach sie mit anmuthiger Bescheidenheit, sich hauptsächlich an den Herrn des Hauses und an dessen Freunde wendend: „Meine Herren, was mein Wohl betrifft, so ist es zum Theil in Ihre Hand gelegt; es ist unzertrennlich mit dem meines Gemahls, des Herzogs, und Nichts würde es besser befördern, als ein gutes Einverständniß zwischen ihm und den Männern des Landes. Lassen Sie mich hoffen, meine Herren, daß Ihre Güte und Einsicht eilen wird, dem Herzoge und mir dieses Wohlsein zu bereiten.“

Alle spendeten Beifall diesen wenigen aber

bedeutungsvollen Worten. Die Tafel ging fröhlich zu Ende. Als ſich Dorothee entfernte, fühlte ſie, welchen guten Eindruck ſie hinterließ; die Zeichen, die man ihr davon gab, waren offenbar ehrlich gemeint. Der Geheimerath, der ſie zum Wagen führte, küßte ihr beim Einſteigen die Hand und in treuherziger, redlicher Weiſe ſagte er: „Liebe, herrliche junge Frau! Ja, gehen Sie dieſen Weg weiter, den Sie betreten haben und Manches wird beſſer werden. Gott gebe es!“

„Ja Gott gebe es!“ ſagte Dorothee. „Wenn wir zuſammenhalten, wir Kinder eines Landes, ſo können wir über alle unſere Feinde triumphiren!“

Der alte Mann hörte dieſe Worte mit einer Freude, die unverkennbar war. Als er zu den Seinen zurückgekehrt war, richtete er ſeine Rede an die jungen Frauen: „Seht, ſo ſollt ihr's Alle machen. Hat der Mann den Karren in den Sand gefahren, eine kluge Frau zieht ihn wieder heraus.“

Der Syndikus, der an dieſem Tage natürlich nicht fehlte, benutzte die Pauſe, die nach dem Verſchwinden des hohen Gaſtes eintrat, um ſein Glas aus der Burgunderflaſche einzufüllen. „Nun, was ſagſt Du dazu, Alter?“ fragte der Geheimerath munter.

„Daß es ein hübſches Weibchen iſt!“ brummte der Angeredete vor ſich hin.

Wie die junge Fürſtin es hier mit dem Geheimerathe gemacht, ſo machte ſie es mit mehren Andern. Sie zog dabei fleißig das Schreiben zu Rathe. Hellſender ſelbſt ließ ſich nicht ſehen; er entſchuldigte ſich mit den Anſtalten, die er zur Reiſe nach Warſchau zu treffen habe. Dorothee ſagte lächelnd zu ſich: „er ſchämt ſich.“

Der Herzog war nicht wenig froh, das Geſicht ſeines Kanzlers, der ſonſt alle drei Tage ſich regelmäßig zeigte, jetzt ſchon über zwei Wochen nicht geſehen zu haben. Er erkundigte ſich flüchtig, was aus ihm geworden, und vernahm mit großem Vergnügen, daß der Mann zu beſchäftigt ſei, um auszugehen. „Man ſtöre ihn nur ja nicht!“ rief er lachend. Dorothee hatte aber den alten Mann, deſſen Weiſe es war, jede Kleinigkeit unendlich lang auszuſpinnen und immer unangenehme Nachrichten zu bringen, plötzlich weggefangen und ihn gebeten, ihr Vortrag zu halten, bis der Herzog wohl genug wäre, ſeine ſalbungsvolle Worte ſelbſt zu vernehmen. Dies geſchah denn auch und Dorothee erfuhr auf dieſem Wege wieder manches Neue. Namentlich hatte der Herzog dadurch das Uebel ärger gemacht, daß er alle die Schreiben, die nach Warſchau gingen und ihm zur Anſicht vorgelegt wurden, nie las, aus Ueberdruß an der Sache und im feſten Glau-

ben, daß es doch nur aufſtändiſche und übelwollende Schriften ſeien. Hiermit war manches gute, warnende Wort, mancher verſöhnende Wink verloren gegangen. Der Kanzler beſchwerte ſich, daß Seine Durchlaucht „ſo gar wenig Geduld" hätten, und daß er manches Mal gleichſam wie „geiſtesabweſend" über ſein eigenes Land ſpräche.

Dorothee fand, daß der Herzog in vielen Fällen ſehr zu entſchuldigen war, wenn man die Leute ſah, mit denen er verkehrte.

Am ſchwierigſten war mit der Herzogin-Mutter auszukommen. Sie wollte Alles beſſer und genauer wiſſen, und zwar auf dem ihr zuſagenden und ſtets von ihr betretenen Wege. Nie nahm ſie direct das Beſſere und Klügere an, es mußte ihr auf die Weiſe beigebracht werden, daß die Anſicht des Andern ihr als ihre eigene untergeſchoben wurde. Dorothee übte dieſen Kunſtgriff, da ſie den Andern nicht üben wollte, ſich untergeordneter Perſonen als Spione zu bedienen. Sie hatte Dies von ihrem Vater, der Nichts liebte, was wie Zwiſchenträgerei, heimliches Aushorchen und unwürdige Vertraulichkeit zwiſchen Herrn und Diener ausſah. Das zunehmende Alter der guten Dame machte es ihr überhaupt wünſchenswerth, die „Geſchäfte", die, wie ſie behauptete, ſie geleitet hatte, zum größeren Theil jungen

Schultern aufzubürden. Dorothee beſaß ihr volles Vertrauen. Ihr Grundſatz war, den ſie auch öfters ausſprach: „Man muß dieſer jungen Frau was zu thun geben.“

Das Hoffräulein

Der Herzog kam eines Tages in ganz eigenthümlicher Stimmung in das Zimmer seiner Gemahlin. Er war nicht übellaunig, er war befangen. Man sah es ihm an, daß er Etwas auf dem Herzen hatte.

Dorothee schlug vor, Musik zu machen, er lehnte es ab; sie gab den Rath zu einem kleinen Spaziergange, um beim Beginne der guten Witterung die Bauten sich anzusehen, die nach einer Seite der Stadt hin neu entstanden waren, auch dies war ihm nicht genehm; endlich ergriff sie ein Buch und las aus den „Contes“ von Lafontaine Einiges vor. Die heiteren Erzählungen belustigten den Zuhörer; plötzlich schien ihn jedoch seine frühere Unruhe zu befallen, er nahm mit sanfter Gewalt der Vorleserin das Buch weg und es auf den Tisch legend,

ſagte er: „Niemand fragt nach meinen „Contes“ und ich habe doch auch welche zu erzählen.“

Lächelnd fragte Dorothee, ob ſie auch ſo munterer Art wären.

„Vielleicht zu munter,“ entgegnete er, „als daß ſie hoffen dürften, Ihren Beifall, meine geliebte Dorothee, zu erhalten.“

„Laſſen Sie hören,“ ſagte Dorothee.

„Ich bin in der That, mon ange, verlegen, um Worte, wie ſie in der Schäferſprache gebräuchlich ſind,“ hub der Herzog wieder an und ſetzte ſich auf das Sopha neben ſeine Gemahlin. „Vieles läßt ſich nur ſagen, wenn man gewiß iſt, nicht mißverſtanden zu werden.“

„Allons! allons.“

„Soit-il! Aber, ma belle, Sie müſſen mir ſogleich Einhalt gebieten, wenn ich anfange, Sie zu ennuyren. Das darf auf keine Weiſe ſein. So hören Sie. Der junge Thyrſis war ein Schäfer, der mit großem Rechte von ſich ſagen konnte, daß er ſeiner künftigen Schönen mit ſeinem Herzen auch anſehnliche Güter mitbringen werde. Er beſaß die ſchönſten Rinderheerden, und ſeine Lämmer waren weiß wie Schnee und alle wohlgenährt. Jedermann im Thale wußte Das, und da man es wußte, ſo konnte es nicht fehlen, daß die Väter, die Töchter zu verſorgen hatten, ihr Augenmerk ganz beſonders auf Thyrſis richteten. Sollte man ihn etwa des-

halb beneiden? O nein! Der Eigennutz und nicht die Liebe trieb dieſe Thörichten zu den Aeußerungen ihres Zuvorkommens. — Ich weiß nicht, erzähle ich nicht etwas zu ſchleppend?"

„Durchaus nicht; nur weiter."

„Clypaſis, ein Rinderhirt aus dem Gebirge, war theils durch eigne Schuld, theils durch unglückliche Ereigniſſe, namentlich durch eine Ueberſchwemmung, die Pan aus Strafe über einiges ihm Mißfällige über die Gegend ſchickte, verarmt. Er hatte eine hübſche Tochter Cloë, die von ihrer Mutter, der eitlen und herrſchſüchtigen Hirtin Menandra zu großen Dingen aufgezogen war, denn ein weisſagender Traum hatte früher der Menandra ihre Tochter als die Königin der Hirten vorgeſpiegelt. Es fand ſich eine Gelegenheit, Thyrſis und Cloë zuſammenzuführen; es geſchah dies bei dem Feſte des Bachus, das ganz beſonders glänzend in dieſem Thale begangen wurde. Der junge Thyrſis hatte damals ein kummerbelaſtetes Herz; ſein Vater und ſeine Mutter, die er zärtlich liebte, waren von einer ſchweren Krankheit befallen worden. Um ſich zu zerſtreuen, miſchte ſich der dankbare Sohn unter die Reihen der Tanzenden und, um ſeine Sorgen zu bannen, genoß er von den Gaben des Bachus. Berauſcht und vom Tanze ermüdet, fand er ſich eines Abends, als die Sonne ſo eben in ihr Flutenbette ſteigen wollte, mit Cloë in einer anmuthi-

gen Grotte zuſammen, die dem Neptun geheiligt war, allein mehr dem Amor gehörte, als dem Beherrſcher der Meere.“

„Meine theure Dorothee, Sie, die Sie Alles wiſſen, wiſſen auch, zu welchen Zwecke in der Mythologie die Grotten vorhanden waren. Was man heutzutage une petite maison de campagne nennt, war damals eine Grotte, mit einem Worte ein Zufluchtsort für bedrängte Liebende, die ſich und ihre kleinen und großen Geheimniſſe der Welt entziehen wollten.“

„Die Verirrungen des Thyrſis verfehlten nicht, dem alten, guten Rinderhirten Clypaſis bekannt zu werden, und angeſtachelt von der böſen Menandra, wollte er nunmehr den Thyrſis zwingen, die durch den Aufenthalt in der Grotte in ihrem Rufe beſchädigte Cloë vor den Altar Hymens zu führen. Aber Das durfte nicht geſchehen. Wo hätte ſich Thyrſis jemals ſeinen reichen Verwandten und Genoſſen zeigen können, als Gemahl einer armen und unbedeutenden Hirtin? Als Clypaſis ſeine Zumuthungen fortſetzte, entfloh Thyrſis und ließ ſich im Thale nicht wieder ſehen. Mercur führte ihn ſelbſt über's Gebirge und hüllte ihn in Nebel ein, daß ſeine Verfolger ihn nicht finden konnten. Nach Verlauf von mehren Jahren kam ein Bote zu den Eltern und Verwandten des Thyrſis und brachte ein junges Mädchen mit von ungewöhnli-

cher Schönheit, die dem Thyrſis auffallend glich. Der Bote berichtete, daß dieſe Jungfrau die Tochter des Thyrſis und der Cloë ſei, und daß Letztere, ſowie ihre beiden Eltern in ihrem Lande in Dürftigkeit geſtorben ſeien. Was war zu thun? Thyrſis, der das beſte Herz von der Welt beſaß, überredete ſeine Eltern, das jungfräuliche Weſen bei ſich aufzunehmen und ſie in den Sitten des Thales zu erziehen. Es geſchah und nunmehr verfloſſen wieder mehre Jahre. Thyrſis lernte unterdeſſen eine junge Hirtin kennen, die Minerven an Weisheit und die Grazien an Schönheit übertraf. Der Glückliche wurde Gemahl der reizenden Myrrha und dadurch an das Ziel ſeiner Wünſche gebracht. Nur Eins quälte ihn und raubte ihm die Ruhe ſeiner Tage ſowie den Schlummer ſeiner Nächte, es war dies das Daſein der jungen Cloë, das auf keine Weiſe länger der Myrrha mehr verſchwiegen bleiben konnte. Thyrſis ging träumeriſch durch die Haine und ſeinen Heerden blies er ſo wehmüthige Melodieen vor, daß ſelbſt dieſe unvernünftigen Geſchöpfe durch ein Wunder des Apoll Thränen der Rührung vergoſſen. Er war nicht dahin zu bringen, die göttliche Myrrha, die ihm mehr als ſein Leben werth war, durch ein Geſtändniß ſeiner Verirrungen zu betrüben. Tauſend Wege und Abwege erſann ſich ſeine Phantaſie, auf welche Weiſe er dem drohenden Verhängniß ausbeugen könne, alle vergebens! Es blieb

ihm Nichts als die Nothwendigkeit, wenn er nicht als grauſamer Vater das Kind der Liebe in Elend und Dürftigkeit verſtoßen wollte, als die göttliche Myrrha in das Geheimniß zu ziehen, und ſich ihr auf Gnade und Ungnade zu ergeben."

„Dies iſt meine Geſchichte, meine Theure!" ſchloß der Herzog ſeinen Vortrag, indem er halb übergebeugt in den Zügen ſeiner Zuhörerin zu erlauſchen ſtrebte, welchen Eindruck dieſes kleine Schäfer-Idyll auf dieſelbe gemacht.

Dorothee ſah ernſt vor ſich hin, dann ſagte ſie mit einem Tone, der kalt, faſt gleichgültig klang: „Und was that Myrrha?"

„Ja, was that ſie?" wiederholte mit kleinlauter Stimme der Erzähler. „Sie nahm das Mädchen und ließ es in einen der abgelegenſten und finſterſten Tempel der Diana ſperren, wo die Arme auf Zeit ihres Lebens nicht wieder an's Tageslicht kam."

„Die Geſchichte iſt freilich nicht ſehr munterer Art," nahm Dorothee nach einer Pauſe das Wort.

„Allerdings iſt ſie das nicht," ſagte der Herzog. „Es wäre viel munterer geweſen, man hätte gleich am Anfang Mutter und Kind in's Waſſer geworfen."

„Warum nicht den Thyrſis dazu?" ſagte Dorothee; „denn er war doch die erſte und urſprüngliche Urſache all' des Leids."

„Ich habe Ihnen ſchon bemerkt, meine Freundin, daß Thyrſis bereute. Kann er mehr thun?"

„Alsdann iſt es an der Myrrha, großmüthig über das Vergangene hinwegzuſehen und die kleine Cloë an Kindesſtatt anzunehmen.“

„Wahrhaftig!“ rief der Herzog, indem er ſeine Arme um die ſchlanke Taille Dorotheens legte. „Wird Myrrha Das thun?“

„Sie wird es thun. Es iſt ſogar ihre Pflicht, ſo zu handeln, wenn ſie den Thyrſis liebt. Aber Thyrſis müßte dann geloben, den Grotten hinfort aus dem Wege zu gehen.“

„Sie ſind ein Engel, liebenswürdige Frau!“ rief der Herzog und drückte auf's zärtlichſte beide Hände der Dame an's Herz. „So erfahren Sie denn, daß Thyrſis — nein ich bringe es nicht über die Lippen.“

„Ich höre Schritte im Vorgemach,“ bemerkte die Herzogin. „Man kommt! Wollen wir leiſer ſprechen.“

„Nicht doch! die ganze Welt kann Zeuge meines Entzückens, meiner Dankbarkeit ſein. Myrrha, göttliche Myrrha, ſieh hier Deinen Thyrſis zu Deinen Füßen.“

„Ah —“

„Ja, chère Dorothee! Ueberſetzen Sie nur Alles in unſere Lebensverhältniſſe. Das Thal der Hirten iſt das Preobraſchenskyſche Garderegiment! Der Rinderhirt Clypaſis iſt ein penſionirter Legationsrath und Cloë — und Cloë? hier iſt ſie!“

Damit eilte er die Thür zu öffnen und auf der

Schwelle ſtand ein junges Mädchen von beſcheidenem Weſen und blühender Jugend.“

Dorothee erhob ſich und that einen Schritt der lieblichen Geſtalt entgegen, die ſogleich kam, ſich ihr zu Füßen zu werfen. Mit Güte und Freundlichkeit wurde ſie umarmt. Zu gleicher Zeit trat aus dem Kabinet die Herzogin-Mutter hervor.

„Hab' ich es Ihnen nicht geſagt, mon fils,“ hub die alte Dame an, indem ſie mit einem zufriedenen Blicke bald das junge Mädchen, bald Dorotheen anſah, „Sie werden am beſten thun, offen mit der Herzogin zu ſprechen. Jetzt iſt's geſchehen, und Sie ſehen, tout va bien!“

„Wie heißt dieſes Kind der Grotte?“ ſagte Dorothee leiſe, indem ſie ſich lächelnd zu ihrem Gemahl beugte.

„Gräfin Hallenberg,“ entgegnete er.

„Nun müſſen wir der Sache gleich eine feſte Geſtalt geben,“ hub die Herzogin-Mutter an, indem ſie ſich niederſetzte und eine Priſe nahm. „Unmöglich kann die Kleine in ihr Penſionat zurückkehren, ſie muß hier bleiben und auf irgend eine Weiſe placirt werden.“

„Es wäre dies allerdings wünſchenswerth,“ warf der Herzog ein.

„Wenn mein Herr Gemahl erlaubt,“ ſagte Dorothee, „ſo erwähle ich Fräulein von Hallenberg hiermit zu meinem Hoffräulein.“

„Ach — Das wollten Sie, meine Theure?“

„Wie gesagt, wenn Sie nichts dawider haben, auch die Frau Herzogin nichts.“

„Chère fille, ich habe nichts dagegen!“ bemerkte die Fürstin. „Allerdings hatte ich der kleinen Claire von Bruthoven ziemlich bestimmt die Stelle eines Hoffräuleins bei Ihnen zugesagt, indeß —“

„Die kleine Claire, maman, ist nahe an die fünfzig,“ rief der Herzog heftig, „und muß eigentlich in den Ruhestand versetzt werden. Ciel! Das fehlte noch, daß gnädige Frau Mama mir die Invaliden ihres Hofstaates zulegen wollte! Die kleine Claire! sacre nom! sie hat keinen Zahn mehr im Munde.“

„Oder Camilla,“ fuhr die Herzogin fort, „la belle Camilla, die durch ihr Zitherspiel, mon fils, ihren hochseligen Vater stets so sehr ergötzte.“

„Die aber mich nie ergötzt hat,“ rief noch bestimmter und heftiger der Herzog. „Weshalb versprechen gnädige Frau Mama, ohne mich zu fragen? Das weibliche Personal der Umgebung der regierenden Herzogin ist lediglich meiner Gemahlin und meine Angelegenheit.“

„Comme il est fourieux!“ bemerkte die Herzogin-Mutter lächelnd zu der Schwiegertochter. „Eh bien!“ sagte sie gleich darauf: „ich behalte meine Camilla und meine Claire, thun Sie, was sie wollen.“

„Also Comteß Hallenberg, bedanken Sie sich

zuerſt bei Ihrer Gebieterin, der Herzogin, dann bei Ihrem Herrn und Gebieter, bei mir, und verſprechen Sie hübſch artig zu ſein.“

Das neue Hoffräulein that munter und ſchnell, was ihr befohlen worden. Aus den Augen dieſes glücklichen Kindes blitzte der Stolz und die Freude „Hoffräulein“ zu ſein. Der Herzog ſchlug ihr auf den Nacken, indem er rief: „Halten Sie ſich gerade, kleiner Affe! Gehen Sie nicht mit den Füßen einwärts gekehrt! Kommen Sie, geben Sie mir die Hand, ich werde ein pas de Menuet mit Ihnen tanzen. Geben Sie dabei auf meine Füße Acht, da werden Sie ſehen, was grace iſt. Allons! Stumpfnaſe! Machen wir der Frau Herzogin Ehre! Laſſen wir dieſe edle Dame ſehen, daß ſie ihr Wohlwollen nicht an Unwürdige verſchwendet. Die Verbeugung — tiefer! Ach, und nun ein Schwung mit dem rechten Beine und dann wieder eine tiefe Senkung zur Erde. Schon gut! Daraus kann Etwas werden. Jetzt gehen Sie und thuen Sie der Herzogin eine Meldung. Raſch! Sagen Sie ihr: der Wagen iſt vorgefahren. Nun? Was hat die Herzogin geſagt? — Laſſen Sie ihn warten. — Gut, Sie gehen jetzt und ſagen dem Lakai: Laſſen Sie ihn warten. Jetzt eilen Sie und ſuchen die Damen zum Spieltiſche zuſammen. Da ſitzt die alte, taube Kriegsminiſterin, Excellenz, Sie treten auf ſie zu, ſie hört nichts, Sie ſtoßen ſie an, ſie füh't

nichts! Dennoch muß ſie an den Spieltiſch geſchafft werden, es koſte was es wolle. Was werden Sie thun? Sie faſſen ſie plötzlich unterm Arm, heben ſie in die Höhe und gehen mit ihr zum Spieltiſch. Sehen Sie, Kind, das ſind goldne Regeln für ein Hoffräulein.“

Die beiden Frauen lachten und das junge Mädchen lachte mit.

Auf dieſe Weiſe war eine ſehr ſchwierige Familienangelegenheit glücklich zu ihrem Schluſſe gebracht. Dorothee hatte ſchon lange eine Erklärung dieſen Gegenſtand betreffend kommen ſehen; ſie wußte um die Exiſtenz dieſer natürlichen Tochter, und ſie war entſchloſſen, ganz anders zu handeln, als ihre beiden Vorgängerinnen gehandelt hatten, die mit Stolz und Erbitterung das Kind von ſich gewieſen, und deſſen Vater dadurch empfindlich gekränkt hatten.

Da ſie den Herzog in ſo guter Laune ſah und glauben konnte, ſich ihm verpflichtet zu haben, wagte ſie ihrerſeits mit einer Bitte hervorzutreten, deren Gewährung mehr für den Herzog als für ſie von Wichtigkeit war. Sie wartete ab, bis die Herzogin-Mutter und das junge Mädchen ſich entfernt hatten, dann ſagte ſie in einem ſchmeichelnden Tone: ‚Wenn Myrrha dem Thyrſis einen Gefallen gethan, ſo könnte nun auch Thyrſis der Myrrha gefällig ſein.“

Der Herzog zog die Augenbrauen zuſammen;

ſein Zucken ging über's Geſicht und er fragte mit dem bekannten heiſeren Lachen: „Was wünſcht denn meine göttliche Myrrha?“

„Es iſt Ihr Plan, Herr Gemahl,“ ſetzte die Herzogin ihre Rede fort, indem ſie den ſcherzhaften Ton jetzt fallen ließ und ernſthaft ſprach, „eine Reiſe Ihrer Geſundheit wegen nach Deutſchland zu machen.“

„So iſt's, Frau Herzogin,“ entgegnete er in verbindlichem Tone, „haben Sie Etwas dagegen?“

„Nichts — allein bevor wir reiſeten wünſchte ich —“

„Nun? Ich bin begierig zu hören, was Sie wünſchen, daß ich die Summe Ihres Nadelgeldes erhöhe? — Iſt es Das?“

„Nicht doch! Ich bin zufrieden mit Dem, was ich habe.“

„Ich denke, es iſt zureichend. Allein man hat mir geſagt, daß Sie ſo vielen Perſonen Wohlthaten austheilen; alsdann fürchte ich, werden Sie allerdings mit viertauſend Thalern im Jahre nicht langen.“

„Nochmals, ich wiederhole Ihnen, Das iſt nicht der Gegenſtand meiner Bitte.“

„Und was könnte es ſonſt ſein?“

„Ich wünſche, daß wir zuerſt nach Petersburg gehen und daß Sie mich der Kaiſerin vorſtellen.“

Der Herzog ſtampfte mit dem Fuße: „Nein, nein, nein!“ rief er, „zu dieſer Frau gehe ich nicht. Keine Gewalt der Erde bringt mich zu dieſer Frau! Ich weiß, wie ſie von mir ſpricht!“

„Dennoch gebietet die Klugheit —“

„Was? Ich bin ihr keinen Dank ſchuldig! Ich brauche mich nicht vor ihr zu bücken.“

„Das thun Sie auch nicht,“ bemerkte die Herzogin ſanft. „Sie beobachten nur eine Pflicht der Höflichkeit, die, wenn ſie unterlaſſen wird, eine Unhöflichkeit, faſt eine Beleidigung wird.“

„Beleidigen will ich ſie.“

„Um Gotteswillen! Iſt Das die Sprache, die wir führen dürfen, ihr gegenüber, die allmächtig iſt? Wir arbeiteten dann ſelbſt der Parthei in die Hände, die, wie man ſagt, im ruſſiſchen Solde hier im Lande iſt.“

„An den Galgen mit dieſen Leuten! O ich will ſchon reines Haus machen.“

Die Herzogin ſchwieg. Zum erſten Male ließ ihr ihr Gemahl die rohe und wilde Sprache der zügelloſen Leidenſchaftlichkeit hören. Nach einer Weile ſagte er in etwas milderem Tone: „Sie glauben die Kaiſerin zu beſchwatzen, durch Güte ihr den Kopf zurecht zu ſetzen, aber Sie werden ſich irren. Die ändert Niemand. Das iſt ein Weib wie ein Stein. Nichts erweicht ſie, Nichts macht auf ſie Eindruck. Sie haßt mich und weil

Sie mir zugehören, wird ſie Sie auch haſſen. Hören Sie auf meinen Rath, Herzogin, und bleiben Sie dieſer Frau vom Leibe.“

Die Herzogin ſchwieg abermals.

„Sie glauben ihr durch Ihre Schönheit, durch Ihre Anmuth zu imponiren,“ fuhr der Herzog fort, „aber gerade Das wird ihren ſchlimmſten Haß wecken. Sie kann an ihrem Hofe keine ſchöne Frau ſehen. Und dann! wollen Sie ſich der Demüthigung ausſetzen, daß irgend ein zum Fürſten emporgeſtiegener Sergeant, meine Frau, die Herzogin von Kurland gnädig beäugelt, ſie ſeiner Protektion verſichert?“

„Ich bin hierbei ganz Nebenſache,“ ſagte Dorothee noch ſanfter. „Es iſt nur Ihr Intereſſe, in welchem ich ſpreche und Das ich hierbei gefährdet glaube.“

„Was ſoll ich thun?“ fragte der Herzog und ſein Groll war in unbeſtimmten Unmuth, in eine gereizte und zänkiſche Stimmung übergegangen. „Ich hoffte, in Ihnen Jemand gefunden zu haben, der meiner Meinung wäre; allein ich ſehe, Sie gehen auch Ihren Weg. Aber es ſei; ich vertraue Ihnen und glaube, daß Sie mein Beſtes wollen. So werde ich denn mit Ihnen nach Petersburg gehen. Allein es hat Zeit; im Herbſt erſt treten wir unſere Reiſe in's Ausland an, vorher wird ſich ſchon ein freier Augenblick finden. Aber ich gebe

Ihnen zu bedenken, daß wir da in ein Wespennest ſtechen; daß tauſend Unannehmlichkeiten mir über den Hals kommen können, wenn ich mich in Petersburg zeige. Doch Sie mögen Recht haben, der Vortheil iſt überwiegend. Wie geſagt: kommt Zeit, kommt Rath; und laſſen Sie uns jetzt von dieſem Thema abbrechen."

Gäſte bei Hofe.

Der „junge Hof“ war jetzt auf's Beſte eingerichtet. Neben dem ſchon erwähnten Hoffräulein prangte noch eine andere junge Schöne und eine Oberhofmeiſterin war erwählt worden, die völlig das Gegentheil war von der, die den Angelegenheiten des „alten“ Hofes vorſtand. Die Stelle des erſten Kammerherrn des Herzogs war, nachdem Hellſender durch ſeine Wirkſamkeit in Landesangelegenheiten gleichſam vom Hofe geſchieden war, einem Manne anvertraut, dem es gelungen, in kurzer Zeit des Herzogs Liebling zu werden und der zugleich der Herzogin ſehr ergeben war. Dorotheens Einfluſſe war es gelungen, den früheren Oberkammerherrn, der mit der Fürſtin Yoſſupow in's Land gekommen und von dem man beſorgte, er werde ruſſiſchen Einflüſterungen Gehör geben, zu entfernen und einen Mann

von unzweifelhaft redlichen Geſinnungen an ſeine Stelle zu ſetzen. In's Ausland führte Dorothee Correſpondenz, um Mitglieder für die Oper zu gewinnen, die jetzt ein Hauptvergnügen des Hofes wurde. Hiller beſorgte ihr Sängerinnen und Sänger. Das Theatergebäude wurde erweitert und auch die kleine Bühne im Schloſſe, auf der der Herzog und die Herzogin bisweilen ſelbſt ſpielten, erhielt eine paſſendere Zurichtung. Ein Ballet wurde der Oper zugegeben und auch dieſes kam aus Deutſchland, fand jedoch bald einen Zuwachs in den inländiſchen Talenten, die Dorothee ausbilden ließ. Ueberall, wo es nur irgend anging, wurde der alte ſteife Zuſchnitt verändert; die Toiletten der Damen neu und elegant zugerichtet und zu dieſem Zwecke das Journal des Luxus' und der Mode angeſchafft. Die Herzogin ließ ein einheimiſches Talent nach Paris reiſen und dieſer Verſuch, die koſtſpieligen franzöſiſchen Muſter entbehrlich zu machen, gerieth ſo gut, daß dieſer kuriſche Schneiderkünſtler ſpäter ſich ſelbſt in Paris einen Namen zu machen wußte. Er ſchickte Stoffe und Muſter nach Mitau, und bei der Ankunft einer jeden ſolchen Poſt verſammelte ſich faſt der ganze junge putzſüchtige Adel um die Herzogin und die Blätter und Briefe des unentbehrlichen Landsmannes in Paris wanderten, wann ſie ihre Dienſte bei Hofe geleiſtet, von einem Landedelſitze zum andern. Früher hatte

man für eine Robe und den dazu gehörigen Kopfputz hundert Dukaten zahlen müſſen, welches Geld in die Taſchen der Pariſer Schneider floß, jetzt zahlte man für ganz denſelben Anzug nur zehn und hatte dabei das patriotiſche Vergnügen, zu wiſſen, daß ein Landeskind ſich dadurch bereicherte. Auf gleiche Weiſe wanderte eine junge kurländiſche Leibeigene nach Brüſſel, und in Zeit von wenigen Jahren war ſie eine geſchickte Spitzenklöpplerin, deren Arbeit ſogar im Auslande geſucht wurde, und die nun die hübſchen und die häßlichen Hälſe und Schultern ihrer vornehmen Landsmänninnen mit dem zierlichſten Geſpinnſte ſchmückte, das um ein Achtel billiger war als die Spitzengarnituren, die man früher gekauft. Der Herzog, der für Alles, was Erſparniſſe hieß, ein ganz beſonderes Intereſſe hatte, vernahm dieſe Neuerungen mit großem Wohlgefallen. Ein Goldarbeiter, den man hatte in London lernen laſſen, faßte die Diamanten und Perlen des alten Schmucks der Herzogin-Wittwe auf eine neue Weiſe und in die zierlichſte Form, ſo daß Manches, was verblichen und unſcheinbar geworden, jetzt in neuem, ungeahnetem Glanze funkelte. Es kamen eine Menge alter Medaillons, Ohrgehänge und Schnallen aus den Schmuckkäſtchen der alten Damen auf dem Lande zum Vorſcheine und wanderten verändert und aufgefriſcht auf die Finger, die ſchlanke Taille und die ſchönen Buſen des jungen

Anwuchſes. Dorothee glänzte dabei als Muſter. So wie die Herzogin eine Zitternadel befeſtigte, wie ſie ein Armband um ſchlang, wie ſie eine Kette oder Medaillon anlegte, ſo wollte es jede junge Frau, jedes junge Mädchen tragen. Hellblau hatte man die Herzogin öfters tragen geſehen und hellblau wurde die Modefarbe, man ſuchte ſogar wie die Herzogin zu gehen — das heißt zu ſchweben, denn Niemand konnte ſich leichter und anmuthiger bewegen als ſie. Aber dieſer Verſuch mißglückte den Meiſten. Gewöhnt an die hohen Abſätze an den Schuhen, konnten die jungen Grazien ſich den Gang ihrer Gebieterin, die dieſe hohen Abſätze nie trug, nicht aneignen; ebenſo wenig wagten ſie es, die thurmhohen Friſuren zu einem geringeren Maße herabzuſetzen, ſo wie Dorothee ſie trug, die nie mehr als zwei, höchſtens drei Federn ihrem Haare einverleibte, und nie ſechs Roſenkränze und fünf Hauben zu gleicher Zeit aufthürmte; oft ſogar die ſchönen Locken des in Fülle prangenden Haares ungepudert ſich auf die runden Schultern fallen ließ.

Der Ruf, den der junge Hof zu Mitau in's Land verbreitete, drang auch über die Gränzen des Landes hinaus. Es kamen Schilderungen von der Schönheit und Liebenswürdigkeit der jetzigen Herrſcherin nach Berlin und fanden eine geeignete Stätte bei dem Thronfolger, dem nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm II. Dieſer Prinz beſchloß, als

man ihm auftrug, ſich in Petersburg der Kaiſerin zu zeigen, über Mitau zu gehen und ſelbſt zu prüfen, ob das Gerücht nicht zu viel geſagt. Ein Kenner weiblicher Schönheit, wie es ſelten Einen gegeben, hatte Friedrich Wilhelm bereits in ſeinem Vaterlande Proben dieſer Kennerſchaft abgelegt, die die Rouès von Berlin in Erſtaunen geſetzt. Die Männer und Frauen, die das Vergnügen ſuchten, verſprachen ſich eine glänzende Zeit, wenn dieſer Kenner würde zum Beſitz des Diadems gelangen, das bis jetzt noch um die greiſe Stirn des großen Friedrich ſich ſchlang.

Nichts konnte dem Herzoge willkommener ſein als der Beſuch dieſes Prinzen, für deſſen Perſon und für deſſen Land er gleich lebhafte Sympathieen hatte. Er nahm ihn mit der Herzlichkeit eines Freundes und Bewunderers auf. Der Prinz war nicht verwöhnt. Er hatte noch keinen eleganten Hof geſehen; die Einſamkeit in Potsdam, die ewigen Militairübungen und der wenige Glanz, mit denen ein alter einſiedleriſcher König ſich umgab, konnten ſeiner Jugend und Genußſucht nicht genügen. Die Verbindungen, die er anknüpfte, mußte er ſorgſam geheim halten, denn weder Vater noch Oheim hätten ſie gebilligt; hier nun zum erſten Male entdeckte er, was ein Hof ſein könne. Kleine allerliebſte Feſte wurden gefeiert und eine Fee leitete dieſelben. Man kam am Abend zuſammen,

nicht um zu gähnen, ſondern um in der That und ohne Zwang mit einander fröhlich zu ſein. Die einzige Figur, die ihn an ſeine Heimath und zwar an ſeine Tante, die Prinzeſſin Amélie erinnerte, war die Herzogin-Mutter, die wie die Damen aus der alten Zeit, alle die läſtigen Formen beobachtete, die zu ihrer Jugendzeit Sitte waren. Friedrich Wilhelm machte dem Herzoge Glückwünſche über ſeine Wahl und dieſer forderte ihn auf, ſo oft es nur irgend möglich, ſein Gaſt zu ſein. Der Prinz verſprach es. Dorothee drückte ihr Verlangen aus, Friedrich den Großen zu ſehen und der junge Fürſt verſicherte, daß, wenn ſie zur Zeit der großen Herbſtmanöver in Berlin einträfe, ſie nicht verfehlen würden, von ſeinem Oheim empfangen zu werden, der um dieſe Zeit die Hauptſtadt nie verlaſſe. In einem Geſpräche mit dem Herzoge that der Gaſt ſeine Zweifel und Bedenklichkeiten kund, die er über den Empfang in Petersburg ſich machte. Er war nicht wenig befangen, wenn er daran dachte, Katharinen gegenüber zu ſtehen, über die der Ruf ſo Mannigfaltiges ſagte. Mit einer Schüchternheit, die ihn ſehr wohl kleidete, ſagte der fürſtliche Jüngling: „Mein Oheim, Prinz Heinrich, iſt von ihr gut aufgenommen worden; allein er beſaß die Gabe, die mir fehlt, mit der Kaiſerin über Dinge und Perſonen zu ſprechen in einer Weiſe, die ihr zuſagte.

Mich erfaßt Verlegenheit und Zerſtreutheit und ich werde dann ſtumm. Mit ſchönen Frauen, die mir freundlich entgegen kommen, die meine mir angeborene Befangenheit raſch durch ihr freies Weſen beſeitigen, weiß ich ganz gut zu verkehren."

Der Herzog fand nicht für klug, dem Prinzen ſeine eigenthümlichen Anſichten über die Kaiſerin mitzutheilen, er gab ihm nur allgemeine Winke und ſagte dann: „Eure königliche Hoheit werden indeß gut thun, ſich nicht allzuſehr dem Großfürſten-Thronfolger zu nähern, es würde nicht gerne geſehen werden. Das Unglück, das Peter III. traf, ſchreibt man hauptſächlich dem Umſtande zu, daß dieſer Fürſt ſich ohne Rückhaltund ohne die Sympathieen ſeines Volkes zu fragen, dem preußiſchen Intereſſe hingab."

Bei dieſen Worten hatten die beiden Fürſten den Ausgang des Parks erreicht, und ſchon waren ſie im Begriff, ihren Weg wieder zurückzugehen, als der Herzog eine Dame in ſchwarze Schleier gehüllt, aus einem Seitengange vom Schloſſe her hervortreten und dem Ausgange zueilen ſah. Ihre Geſtalt war impoſant, und indem ſie ſich umblickte, brannten ein paar dunkle Augen durch den Schleier. Der Herzog beflügelte ſeine Schritte, um dieſer intereſſanten Fremden näher zu kommen, allein vom Prinzen aufgehalten, blieb er betroffen ſtehen. „Ich bitte Ew. Hoheit, dieſe Dame ungehindert gehen

zu laſſen," hub der Prinz mit leiſer Stimme an. „Sie gehört zu meinem Gefolge."

„Weshalb wohnt ſie denn nicht im Schloſſe?" fragte der Herzog.

„Sie hat es vorgezogen, im Gaſthofe abzuſteigen," entgegnete der Prinz mit einiger Befangenheit.

Der Herzog blickte ſeinen Gaſt mit einer flüchtigen Neugierde an, ſenkte dann das Haupt und ſchwieg lächelnd.

Die Gedanken ſeines Gefährten errathend, hub Friedrich Wilhelm nach einer Weile an. „Ich thue Unrecht, aus dem Beweggrunde, den dieſe Dame zu der Reiſe mit mir hat, ein Geheimniß zu machen; ohne es zu wollen, werfe ich dadurch einen Schatten auf ihren Ruf. So erfahren Sie denn Eure Hoheit, daß es die Fürſtin Czartoryski iſt, die Sie das Glück haben, in Ihrem Parke wandeln zu ſehen, Polens intriguanteſte, herrſchſüchtigſte, aber auch ſchönſte Frau."

„Iſt's möglich!" rief der Herzog, „dieſe allgewaltige Dame, in deren Händen der ſchwache König ſich befindet?"

„Dieſelbe," ſagte der Prinz. „Die junge Herzogin zu ſehen, von der ihr der Ruf ſo Vieles erzählt, hat dieſe Frau, die übrigens keine Abenteuer ſcheut, die Muth hat wie der tapferſte Soldat und Keckheit wie der ausgelaſſenſte Student, bewogen, mit mir die Reiſe hierher zu machen, natürlich un-

ter dem ſtrengſten Incognito. Ich mußte mich glücklich ſchätzen, ihr Begleiter zu ſein.“

„Ich ſehe ein, daß ich Unrecht hatte, meine Neugierde befriedigen zu wollen,“ bemerkte der Herzog. „Allein ſie wird nicht zu ihrem Zwecke gelangen, ſie wird die Herzogin nicht geſehen haben. Wie machen wir's, daß ſie ſie zu ſehen bekommt?“

„So viel ich bemerken kann,“ ſagte der Prinz, „kommt ſie ſoeben aus der Gegend des Schloſſes, und da noch vor einer Stunde wir Alle mit der Herzogin auf dem Balkon ſtanden, ſo wird ſie, in einem Gebüſche verſteckt, ſicherlich erlauſcht haben, was ſie erlauſchen wollte.“

„Der erhaltene Eindruck bleibt natürlich ein Geheimniß!“ bemerkte der Herzog.

„Sie wünſchten ihn zu wiſſen?“

„Natürlich, mein Prinz.“

„So will ich Eurer Hoheit zeigen, wie ſehr ich brenne, Ihnen gefällig zu ſein. Verſtecken Sie ſich hier in eines der Bosquets. Ich werde die Prinzeſſin einholen und ſie, ohne daß ſie ahnet, wer ihre Worte hört, hier vorbeiführen.“

„Das iſt ein entzückender Plan!“ rief der Herzog. „Raſch, eilen Sie, mein Prinz, daß wir nicht zu ſpät kommen.“ Mit dieſen Worten ſchlüpfte der Herzog in eine Jasminhecke.

Bald darauf erſchien Friedrich Wilhelm wieder und an ſeinem Arme die ſchwarze Dame. Das

Geſpräch war ſehr eigenthümlicher Art, und der Prinz, hätte er gewußt, mit welcher Leidenſchaftlichkeit die Fürſtin ſich ausſprechen würde, und wie die Entdeckungen beſchaffen, die ſie gemacht, hätte nimmermehr ſich zu Dem entſchloſſen, was er jetzt that.

„Guillaume, Sie ſind ein Narr, daß Sie mich hierher gelockt.“

Der Prinz erwiderte Etwas, was man nicht verſtehen konnte.

„Etwas leiſer, Thereſe!“

Die Prinzeſſin lachte laut auf: „Sie meinen, damit es der Mann nicht hören ſolle, der hier irgendwo verſteckt iſt?“

Der Prinz ſah ſich mit einem Blicke um, als entdecke er Schlangen an den Bäumen hängend. Zu ſeiner Beruhigung überzeugte er ſich, daß das Gebüſch, in welchem der Herzog ſich verbarg, bereits aus der Hörweite entrückt war, ſo raſch war die Fürſtin vorwärts geſchritten. Was ſie jetzt übrigens mit einander ſprachen, entging dem Herzog und mag auch dem Leſer entgehen. Es waren Vorwürfe, die eine eiferſüchtige Frau ihrem Anbeter machte und Schmähungen auf die Nebenbuhlerin.

Der Herzog, der den Prinzen und ſeine Dame nicht ſtören wollte, die in einen Seitengang eingebogen waren und ſich in die verſteckter liegenden Parthieen des Gartens verloren, kehrte zum Schloſſe zurück, indem er bedauerte, eine ſo ſchöne Frau in

ſeiner nächſten Nähe zu haben, ohne ihr ſeine Huldigungen darbringen zu dürfen. Die wenigen Worte, die er aus ſeinem Verſtecke erhaſcht, überzeugten ihn, daß ſein Gaſt die Zeit in Warſchau gut benutzt habe, und daß die Fürſtin ihm gefolgt ſei, weniger aus Neugier, die Herzogin zu ſehen, als aus dem Verlangen, einen jungen, flatterhaften Geliebten ſo ſtreng wie möglich zu überwachen, um ihn ſo lange als irgend thunlich in ihren Netzen zu behalten.

Als der Prinz abreiſte, war die Fürſtin auch verſchwunden, obgleich man beobachten konnte, daß ſie nicht zu gleicher Zeit und denſelben Weg gingen.

Dorothee wurde aus den Luſtbarkeiten ihres Hofes in die nicht ſehr erfreulichen Verhältniſſe in ihrer Familie hingelenkt. Frau von der Recke hatte ihren Mann verlaſſen. Eine Verſöhnung war nicht mehr zu Stande zu bringen. Herr von der Recke glaubte eine Frau entbehren zu können, die nichts von Dem that, was er wünſchte, daß gethan werden ſollte. Er war, wie er ſelbſt verſicherte, ein Mann, dem Kopf und Herz auf der rechten Stelle ſaßen, und der da wußte, was er wollte. Er gab dieſe Verſicherung Jedem, der ſie hören wollte, und zwar lachend und mit der Miene der größten Selbſtzufriedenheit; eben ſo lachend verſicherte er, daß ſeine Frau die unleidlichſte Creatur ſei, die je mit dem Meſſer über ein Spargelbeet gekommen. Denn daß

Frau von der Recke auch dieſe ländliche Verrichtung übernehmen mußte, war eine ausgemachte Sache; der Freiherr wollte nicht, daß ſein Lieblingsgericht, von dem er große Quantitäten verzehrte, von der Hand der Köchin zubereitet werde. Ueberdieß pflegte er zu ſagen, es ſei das Spargelſchneiden ein ſehr poetiſches Geſchäft und laſſe ſich mit großer Zierlichkeit und Anmuth ausüben, etwa wie das Aprikoſen-Abbrechen, oder das Ananas-Abſchälen. Da nun ſeine Frau eine poetiſche Natur ſei, ſo könne ihr nichts Willkommeneres widerfahren, als die zarten, knospenden Pflanzen, die wie neugierige Kinderaugen aus der Erde hervorſähen, mit einem feinen, ſilbernen Meſſer abzuſchneiden. Frau von der Recke war nicht dieſer Anſicht. Immer weniger harmonirte ſie mit ihrem Gemahl, in dieſem Punkte wie in jedem andern. Herr von der Recke fing an, ſich in ſeinen Räumen unbehaglich zu fühlen. Es ergriff ihn ein Sehnen nach dem Urbilde eines vollendeten Weibes, eines Weibes, ſo wie er es ſich dachte und wie es ſicherlich auch irgendwo auf der Erde zu finden ſein müſſe. Sie mußte nur völlig anders ſein, als ſeine Frau es war; ſie durfte nicht Nachts auf den Kirchhöfen ſitzen, ſie durfte nicht myſtiſche Schriften leſen, und dann durfte ſie vor allen Dingen nicht im Mondſcheine ſchwermüthige Lieder ſingen, in einem ſo winſelnden und kläglichen Tone, wie Herr von der Recke verſicherte,

daß die Schwalben unter dem Dache ihre Neſter verließen und vor der Zeit auswanderten. Da der Freiherr aber keine Reiſen machte, da er einmal für allemal wußte, daß es nirgends beſſer ſei, als in ſeiner Heimath, ſo war es ſchwer, ja unmöglich, wenn ein ſolches Frauenideal irgendwo lebte, es aufzufinden. Die Gewißheit dieſer miſerablen Zuſtände und der ſtete Unfriede in ſeinem Hauſe brachten den Mann endlich zu dem trotzigen Entſchluſſe, allen Umgang mit ſeiner überſpannten Frau abzubrechen. Die ſanfte Eliſe merkte kaum dieſe Abſicht, als ſie ihm raſch hierin zuvorkam und eines ſchönen Morgens mit ihren Büchern und Manuſcripten das Haus verließ, um nicht wieder dahin zurückzukehren. Auch zu den Eltern ging ſie nicht, ſie bezog eine eigne Wohnung, wo ſie abgeſchloſſen von aller Welt ihren Studien lebte. Nur Dorotheens und der Eltern Beſuche empfing die in ihrem Innerſten gekränkte und beleidigte Frau. Sie klagte nicht über Herrn von der Recke, ſie ſchilderte ihn nicht als ein Ungeheuer, ſie ſprach überhaupt gar nicht von ihm, und das war ein Zeichen, daß er ihr in dem Grade läſtig geworden war, daß ſie ſich beſtrebte, auch die leiſeſte Erinnerung an ihn zu tilgen. Der Vater Medem pflegte zu ſagen, wenn von dieſer betrübenden Familienangelegenheit die Rede war, daß beide Theile Schuld hätten, und daß, ſo ſehr er ſeine Tochter liebe, er ſich

dennoch ganz wohl vorſtellen könne, daß es wenig Männer gebe, die mit ihr auszukommen im Stande wären. Als Dorothee mit ihr über das Vorgefallene ſprach, breitete Eliſe jammernd ihre Arme gen Himmel aus: „Warum muß denn," rief ſie, „immer geheirathet ſein! Ich bitte Euch, laßt mich in Frieden. Muß denn immer Mann und Weib zuſammen ſein! Geht mir mit Euren Verhältniſſen und Einrichtungen! Ich will frei ſein. Ich ſuche einen Verkehr, ganz anders, als Ihr ihn in Euren Spiel- und Speiſeſälen findet. Ach, wer mich nur verſtände! Nicht Mangel an Liebe, nein, zu viel Liebe treibt mich von den Menſchen fort und in die Einſamkeit."

„Reiſe mit uns nach Deutſchland," ſagte Dorothee.

„Ja, ich will mit Euch gehen," entgegnete Frau von der Recke, nachdem ſie einem kurzen Nachdenken ſich hingegeben. „Ich hab' es nöthig, um meinen erſchöpften Körper wieder herzuſtellen. O meine theure Dorothee, mit Dir — ja mit Dir allein — möchte ich immer zuſammen ſein. Wenn Du mich auch nicht ganz verſtehſt, ſo umfaßt doch Deine Liebe die unverſtändliche Schweſterſeele."

„Du arme Frau," ſagte ſchmeichelnd Dorothee; „wann wird denn einmal für Dich die Zeit kommen, wo Du Dich beruhigſt und ſtill, wenn auch nicht glücklich, lebſt."

Eine zweite, viel größere Bekümmerniß für die zärtliche Tochter, war die zunehmende Kränklichkeit des ſonſt ſo geſunden Vaters. Der Graf Johann fühlte ſich dem Ende ſeiner Tage nahe, ohne daß er ſeiner Familie von dieſer ſeiner Wahrnehmung auch nur die kleinſte Andeutung zukommen ließ. Es lag in ſeiner Art, nie von ſich und ſeinem Geſundheitszuſtande zu ſprechen; auch liebte er nicht, daß Andre ſich über die ſie betreffenden Zuſtände dieſer Art breit machten. Dem Blicke Dorotheens entging es jedoch nicht, daß der Vater leidend war, und ſie kam deshalb mit großer Schüchternheit mit einer Bitte hervor, an deren Erfüllung ihr ſehr viel lag. Während der Abweſenheit des Herzog's war es Landesgebrauch, daß vier Oberräthe erwählt wurden, die im Namen des Herzog's die Regierungsgeſchäfte führten, und durch eine ſehr umfaſſende Vollmacht autoriſirt, die wichtigſten Unterhandlungen entſcheidend leiteten. Es konnte nicht gleichgültig ſein, welcher der gutgeſinnten Männer zu dieſer patriotiſch ſo bedeutenden Stelle gewählt wurde. So wie Dorothee die Lage der Dinge überſah, und in Folge der Kenntniß der Geſchäfte, die ſie ſich auf verſchiedenen Wegen erworben, konnte nur auf drei Männer mit Ausſicht auf Erfolg dieſe Wahl fallen; ſie beſaßen zugleich das Vertrauen des Landes und des Herzog's, der vierte in Vorſchlag gebrachte, war nichts mehr und

nichts weniger als ein Lückenbüßer. Wenn der Graf Johann zu bewegen war, ſtatt dieſes vierten Mannes einzutreten, ſo war hiermit dem Ganzen Feſtigkeit, Einheit und Kraft geſichert. Allein bis jetzt war er allen Ueberredungskünſten ausgewichen. Der Zeitpunkt der Reiſe rückte jedoch heran. Es mußte ein Entſchluß gefaßt werden.

Dorothee nahm zuerſt zu dem alten Hausfreunde, dem Hofrath Schwander ihre Zuflucht und ließ durch den den Vater bitten; als dies nichts half, kam ſie ſelbſt. Sie fand ihn in ſeinem Schreibzimmer. Auf dem wohlbekannten ſchwarzen Sopha von Roßhaaren, das ſie als junges Mädchen immer mit einer ehrfurchtsvollen Scheu betrachtet hatte, wenn es ihr erlaubt war, in das Heiligthum einzutreten, ſaß ſie jetzt als junge Fürſtin und neben ihr der greiſe Vater. Immer noch hing das Portrait des erſten Herzogs Biron an der Wand; es hatte ſich hier nichts verändert. Sehr lange und ſehr ausführlich mußte Dorothee ſprechen, ehe ſie den Vater dahin brachte, um einigermaßen in ihre Pläne einzugehen. Schon der Umſtand, daß jene drei andern Männer, wenn ihm auch gerade nicht feindlich, doch auch nicht zu ſeinen Freunden gehörten, machte ihm die Vorſtellung, mit ihnen zuſammen zu arbeiten, unleidlich; nur als Dorothee geradezu erklärte, ſie werde dann nicht reiſen, der Herzog könne allein gehen, ſie dürfe, ſo wie die

Sachen jetzt ständen, das Land nicht verlassen, um der noch schwachen Parthei, die sie mit großer Anstrengung gebildet, die nothwendige Stütze zu entziehen, gab der Graf endlich das Versprechen, er wolle den drei Oberräthen sich zugesellen. Doch sollte ihn eine ganz besondere Vollmacht des Herzogs sicher stellen, daß er dem Spiele der Kabale nicht verfiele.

Dorothee küßte ihm mit zärtlichem Danke die Hand. „Geh," sagte der Alte lächelnd, „ich hätte nie gedacht, daß ich mir in Dir einen so lästigen Minister aufziehen würde, der mich armen Mann durch Schmeichelei und Drohungen zu seinen Zwecken herumzukriegen versteht. Was muß man nicht thun, wenn die gnädige Frau Herzogin befiehlt. Aber zum Dank dafür, daß ich Dir Deinen Willen gethan, tyrannisches Weibchen, gieb mir die Hand darauf, daß Du nicht früher das Land verlässest, als bis Du — — Er vollendete nicht und Dorothee setzte rasch hinzu, indem sie ihn erröthend anblickte: „Wofür halten Sie mich, liebster Papa? Soll ich wie eine Zigeunerin unterwegs, hinter einem Zaune mein Wochenbett halten?"

„Schon gut," entgegnete er besänftigend, „es könnte ja ein Sohn sein, und der soll und darf eigentlich, nach den alten Kettler'schen Gesetzen nirgends anders als im Lande geboren werden."

Die erſte Reiſe in's Ausland.

Es war indeſſen kein Sohn, ſondern eine Tochter, und zwar die dritte, die die Fürſtin dem Lande ſchenkte. Tief im Herbſte kam es zur Ausführung der Reiſe. Lange vorher hatte Frau von der Recke ſchon das Land verlaſſen und war den Heilquellen zu Pyrmont zugeeilt.

Da die Reiſen der Herzogin ſpäter von großer Wichtigkeit werden, indem ſie faſt gänzlich ihre Exiſtenz ausfüllen, jetzt aber ihre politiſche Rolle, die ſie zu ſpielen ſich rüſtet, im Vordergrunde ſteht, ſo möge der Leſer erlauben, daß ihm nur flüchtig das Bild dieſer erſten Reiſe ſkizzirt werde.

Eine junge Frau, die mit offenem Auge und mit lebendigem Geiſte ſich die Welt beſchaut, iſt immer ein anziehender Gegenſtand für den Men-

ſchenkenner, gerade weil im Gemüth und Geiſt eines Weibes aus dem ſich entrollenden Gemälde die kleinen anſprechenden Beſonderheiten ihre Beachtung finden, die der Mann leicht überſieht, der, große Zwecke verfolgend, über das anſcheinend Geringe hinweggeht. Die Reiſewuth, wie ſie heutzutage herrſcht, war damals eine unbekannte Krankheit. Das kindliche Gemüth wuchs in einer jungfräulichen Unberührtheit auf, die Welt und das Getreibe der Menſchen fand nur in ſehr kleinen faſt unverſtändlichen Fragmenten, den Weg in die Kinder- und Schulſtube. Die Künſte entfalteten vor dem Auge des Kindes weder den Glanz noch die Fülle ihrer Draperien, mit denen ſie die ſtarre kalte Wand des Alltagsleben bekleiden. Darum gab es auch noch Ueberraſchung, Enthuſiasmus, frohes und belebtes Staunen. Es gab keine welke, matte, durch Genuß geſchwächte Jugend. Der Erzieher, wenn er ſein Werk vollendet hatte, konnte auch darauf zählen, durch die Großthaten Cäſar's, auf der Bühne dargeſtellt, allen den großen Gebilden und Gedanken in der Seele des Knaben, welche das Studium des Alterthums gereift, die Krone der Kunſt überrraſchend aufzuſetzen. Aber freilich, je offener und empfänglicher der jugendliche Sinn, deſto glänzender und verführeriſcher leuchteten ihn auch die Farben der Welt an, und der Unerfahrene, mit den ungeſchwächten Kräften und

Begierden ausgerüſtet, fiel ganz anders und rettungsloſer dem Laſter anheim, als es jetzt ein frühe welkes und abgenutztes Weſen thut, das keine Kraft zur Tugend, aber auch keine zur Sünde mitbringt.

Kaum war der Herzog und die Herzogin in Berlin angelangt, als auch ſchon der Kronprinz erſchien, die Bekanntſchaft in Mitau zu erneuern. Er und der Herzog begrüßten ſich wie zwei Freunde. Friedrich Wilhelm war ſehr glücklich, Jemanden zu haben, dem er ſein Herz ausſchütten konnte, von dem er wußte, daß er in keinerlei Beziehungen zu den Perſonen ſtand, die ihn beobachteten und über ihn berichteten. Dem Verlangen der Herzogin, den König zu ſehen, wurde ſogleich gewillfahret.

Friedrich befand ſich in einer eben nicht roſenfarbenen Laune. Er hatte ſeine Freunde und Genoſſen ſeiner Jugend um ſich her in's Grab ſinken ſehen, ſeine Lieblingsſchweſter war ihm genommen worden und es war ihm Nichts geblieben, als ein Bruder, mit dem er ſich nie recht vertragen hatte, und eine Schweſter, die über allerlei, über längſt vergangene ſchlimme Tage, die er ihr gemacht, noch heimlich mit ihm grollte. Die großen Ideen, die ſein Jahrhundert gezeugt und an denen er einen ſo gewaltigen Antheil genommen, hatten ſich dem alternden Heros unter der Hand in ihr Gegentheil um-

gewandelt: in kleine, dumpfe, myſtiſche und pietiſtiſche Richtungen. Der Autor des Anti-Machiavell wurde weder verſtanden noch geleſen. Vor den Witzeleien eines Voltaire hielt ſich die prüde Hofdame ihr Taſchentuch vor die Augen, es wurde der Siegwart bewundert und empfindſame Thränen wurden da geweint, wo kecke, geiſtreiche Libertinage früher das Leben friſch und bewegt gehalten hatte. Friedrich ſah wenig Fremde mehr und vor Allem wenig Frauen. Als ihm der Herzog von Kurland gemeldet wurde, willigte er ein, ihn zu ſehen, allein den Beſuch der Herzogin lehnte er ab. Den Bemühungen einiger Begünſtigten gelang es, ihn anderen Sinnes zu machen und er ließ die Herzogin zu der Prinzeſſin Amélie hinbeſcheiden, wo er ſie begrüßen wollte, ohne jedoch die Herzogin wiſſen zu laſſen, wen ſie dort finden werde. Dorothee, die es bereits aufgegeben hatte, den König zu ſehen, erſchien zur beſtimmten Empfangſtunde bei der Prinzeſſin, wo ſie nur einen ganz kleinen Kreis von Herren und Damen verſammelt fand. Die junge blühende Frau wurde von Allen mit Antheil betrachtet und ihr ungezwungenes, heiteres Geſpräch gefiel. Einige alte Damen, die nicht recht wußten, nach welcher Himmelsgegend zu das Herzogthum Kurland läge, und die mit ihren Gedanken am Nordpol umherirrten, erkundigten ſich, ob in den Straßen von Mitau nicht Eisbären umherwandelten. Man ſagte

ihnen, daß dies nicht der Fall ſei. Ein Herr wußte aus ſeinen Jugenderinnerungen zu berichten, daß die Herzogin-Wittwe, die ruſſiſche Großfürſtin Anna, einen Diamanten beſeſſen habe, der drei Mal ſo viel werth geweſen, als das ganze ruſſiſche Reich, und den die Großfürſtin, um ihn, als man ihr mit einem Ueberfall gedroht, ſich zu bewahren, verſchluckt habe. Dieſer Diamant hatte ſich in ihrem Leibe feſtgeſetzt und wäre ſo die Urſache geworden, daß ſie an Unverdaulichkeit geſtorben. Unglücklicherweiſe hätte Niemand gewußt, wo der Diamant geblieben und ſomit läge er höchſt wahrſcheinlich noch in dem Leibe der höchſtſeligen Majeſtät. Dieſe Erzählungen hörte Dorothee an, indem ſie ſich das Lachen verbiß, denn dieſe alten Herren waren alle von der Sorte der ſteifen und ernſthaften Pedanten, die keinen Widerſpruch und noch weniger ein ungläubiges Lächeln vertrugen.

Die Prinzeſſin hatte während der Unterhaltung öfters nach einer kleinen Tapetenthüre hingeſehen, die ſich nicht öffnete, die ſich aber öffnen ſollte. Es ſchlug zehn Uhr, die Lichter waren längſt angezündet, in prachtvollem Porzellan der Thee ſervirt worden, die kleine Tapetenthür blieb verſchloſſen. Endlich ging ſie leiſe auf. Dorothee hatte der Thür den Rücken zugewendet, bemerkte alſo nicht, daß ein kleiner, gebückter Mann, der eine Priſe Taback ſchnupfte und mit großen, ſtarren Augen

auf die Anweſenden ſchaute, in der Oeffnung der Thüre erſchienen war. Die Prinzeſſin machte eine Bewegung, als wolle ſie ſich erheben, allein auf einen gegebenen Wink blieb ſie ſitzen und ſah mit einer peinlich ſtarren Miene vor ſich hin. Dorothee erzählte, um die Ernſthaftigkeit zu bannen, die nach der Geſchichte von dem verſchluckten Diamanten im Kreiſe um ſich gegriffen, einige heitere Anekdoten aus dem Leben der Großfürſtin. Plötzlich hörte ſie hinter ſich ein kurzes heiſeres Lachen, das ſo klang, als ſchlüge man zwei Brettchen gegeneinander. Erſtaunt blickte ſie ſich um, und dicht hinter ihr, gleichſam über ihre Schulter ſahen ſie die weltberühmten Augen des Philoſophen von Sansſouci an. Mit der Röthe des freudigen Erſchreckens, zugleich mit der der Scheu und Verwirrung übergoſſen, erhob ſich die ſchöne Frau und wollte zurückweichend eine Verbeugung machen, doch gütig legte der König ſeine Hand auf ihren Arm und bewog ſie, auf ihrem Platze ſitzen zu bleiben. Er ſtand nun vor ihr und betrachtete ſie ein paar Sekunden mit ſichtbarem Wohlgefallen. „Madame," ſagte er auf franzöſiſch, „Sie ſind munter und haben Witz, ſo liebe ich die Frauen; ich heiße Sie bei mir willkommen. Sie finden einen kranken Mann, der Ihnen keine anderen Dienſte leiſten kann, als die, die Zahl Ihrer Bewunderer zu vermehren." Dorothee erwiderte, daß ſie fürchte, wie ſie in dieſem

Augenblicke der Gegenſtand des Neides von ganz Europa ſei, und ſie wiſſe nicht, wie ſie anders dieſes Glücks ſich werth bezeigen könne, als, indem ſie es übernehme, im Namen aller ihrer Landsleute den Zoll der Ehrfurcht und Bewunderung auszuſprechen, die der große König ihnen eingeflößt. Der König that noch ein paar Fragen über die kuriſchen Verhältniſſe, dann wandte er ſich zu ſeiner Schweſter, empfahl ihr den liebenswürdigen Gaſt und trug ihr auf, ſtatt ſeiner die Honneurs zu machen. Bald darauf war er wieder verſchwunden. Am andern Morgen empfing Dorothee ein Körbchen mit Blumen und Früchten, auf denen ein Handbillet des Königs lag, das nur ein paar Zeilen, aber dieſe in einem ganz beſonders artigen Tone abgefaßt, enthielt. Dieſe Gabe wiederholte ſich mehrmals. Der Herzog wurde eingeladen, den Manövers beizuwohnen, die der König anbefohlen und die der Kronprinz leitete.

Von den jüngeren Prinzeſſinnen des Hofes war es die Prinzeſſin Louiſe, die Tochter des Prinzen Ferdinand, mit der die Herzogin ein freundſchaftliches Verhältniß einging, das ſpäter durch Briefe unterhalten wurde. Bereits in Königsberg, im Hauſe des Grafen Kaiſerlingk, hatte die Herzogin die Berühmtheiten in der literariſchen Welt kennen gelernt, ſie hatte mit Kant einige Worte gewechſelt, ſie hatte mit Hamann, dieſem ſeltſamen

und bizarren Geiſte, der ſpäter der Begleiter und Freund der Fürſtin Galitzin wurde, Bekanntſchaft gemacht, auch Hippel, der ſelbſt unverheirathet ein lobpreiſendes Buch über die Ehe ſchrieb, nahm willig die Einladungen an, die die ſchöne Frau an ihn ergehen ließ. Aehnliches wollte ſie nun in Berlin erreichen. Die Aebtiſſin von Quedlinburg wehrte ſich dagegen, den kleinen Juden Mendelsſohn bei ſich zu ſehen, es wurde alſo veranſtaltet, daß die Herzogin ihn an einem Orte traf, wo gleichſam neutraler Boden war, und dieſer Ort war das Haus des Buchhändlers und Philoſophen Nicolai. Hier kam der vornehme Adel hin, dem es Modeſache war, ſich mit der Literatur abzugeben, und zugleich erſchienen hier die Gelehrten und Künſtler, welche das Parket der Höfe nicht betreten durften. Es war für Dorotheen ein ganz beſonderes Feſt, alle dieſe Leute, von denen ſie in ihrer Heimath ſo manches gehört und geleſen, hier in einem Hauſe beiſammen zu haben. Sie ging von Einem zum Andern. Die originelle Geſtalt des Philoſophen Mendelsſohn, ſeine gehaltvollen Worte, ſein klares Auge, in welchem Menſchenfreundlichkeit und Weisheit miteinander ihren ſanften Glanz leuchten ließen, machte auf die Zuhörerin eine beſonders günſtige Wirkung. Während die Mara ſang und Dulon die Flöte blies, fand ſie Zeit, ſich mit Mendelsſohn in der Vertiefung einer Fenſterniſche über die Un-

ſterblichkeit der Seele zu unterhalten und Platons Ideen ſich in großen, kühnen Umriſſen vorzeichnen zu laſſen. Der Philoſoph beſaß die Gabe, mit ſeinen Schätzen nicht zurückzuhalten, [illegible] wählig zu ſein in Betreff der Zeit und der Art, wo und zu wem er ſprach, ganz entgegengeſetzt der ſtarren Einſilbigkeit Kant's, aus dem Nichts herauszubringen war. Entzückt über ihren kleinen Juden lud die Herzogin ihn nach Mitau ein, wohin er auch zu kommen verſprach. Rammler und Engel zeigten ſchon mehr geſellſchaftliche Formen, und ihre höfiſchen Anreden und ihre poetiſchen Galanterieen gefielen der Herzogin ſchon weniger; aber ſie war ſtets erfreut und geſchmeichelt, hier auf dem klaſſiſchen berliner Boden der Gegenſtand der Aufmerkſamkeit der Poeten und der Philoſophen zu ſein. Nicolai ſelbſt nahm ſeinen hohen Gaſt für ſich und ſeinen Kampf gegen die Myſtiker und Geiſterſeher in Anſpruch. Frau von der Recke, die ebenfalls durch Berlin gekommen war, hatte dem alternden Kämpfer für die Sache der Aufklärung und Vernunft, das Verſprechen geben müſſen, gegen ſeinen hauptſächlichſten Feind, gegen Caglioſtro aufzutreten. Der gelehrte Buchhändler machte jetzt die Herzogin darauf aufmerkſam, daß hinter all' dieſem Geiſterſpuke und dem myſtiſchen Treiben, das jetzt ſo gewaltig um ſich greife, eine koloſſale Macht ſtände, die nichts Andres wolle, als die Welt wieder in Nacht, Aber-

glauben und Knechtſchaft zu ſtürzen, und dieſe Macht heiße der Jeſuiten-Orden. Obgleich dieſer Orden aufgehoben ſei, ein Triumph der Vernunft und der Sache der Menſchheit, der einem Papſte das Leben gekoſtet, ſo ſetze er im Geheimen dennoch alle Mittel in Bewegung, um wieder die Herrſchaft, die er in ſo vollendetem Maaße beſeſſen, an ſich zu reißen. Dieſes der Frau von der Recke begreiflich zu machen, hatte drei Tage unermüdlichen Sprechens gekoſtet und unzählige Briefe, die der edle Buchhändler geſchrieben und noch ſchrieb. Auch er wurde nach Mitau eingeladen.

Dorothee war noch zu jung, zu zerſtreut, um anders als nur vorübergehend mit den ernſten Muſen, den Beglückerinnen und Lehrerinnen des Menſchengeſchlechts Umgang zu pflegen. Auch war ihr Verlangen jetzt mehr auf den Verkehr mit einflußreichen Menſchen, auf die Inſtitutionen des Staats, auf die politiſchen Verhältniſſe der Nation gerichtet, und ſie hätte, ſo jung ſie war, es als die köſtlichſte Gnade des Himmels hingenommen, wenn der große König irgend ein Wort der Politik mit ihr hätte ſprechen wollen, allein Friedrich war nicht dazu zu bewegen, mit einer jungen Frau andere, als nur die unbedeutendſten Dinge zu verhandeln.

Mitten unter den Feſten gab es daher für Dorothee manchen langweiligen Abend; ſie wünſchte die Reiſe fortzuſetzen. Derſelben Anſicht war der

Herzog. Die militairiſchen Uebungen, denen er aus Artigkeit immer beiwohnen mußte, waren ihm läſtig, da er nicht gerne bei üblem Wetter zu Pferde ſaß. Der Kronprinz ſah ihn den verſteckten Unmuth an und ſagte lächelnd: „Sie ſollten nur an meiner Stelle ſein; ſo geht es das ganze Jahr durch. Iſt's nicht hier, ſo an einem andern Orte. Und der König iſt nie zufrieden. Er ſchilt mit uns, kanzelt uns wie die Schulbuben herunter. Ich bin gewiß ein guter Soldat und Preußen's militairiſche Ehre geht mir über Alles; aber immer in der Kaſerne leben, ſtets Nichts als das Dienſtreglement im Kopfe haben, immer nur alte Generale und berühmte Invaliden zum Umgange haben, iſt mehr als man vertragen kann, wenn man nicht auch ſechzig Jahre alt iſt. Die großen Kriege, die mein Oheim geführt, ſind für alle Zeiten gewiß wichtig, allein von Nichts ſprechen zu hören, als von den Einzelheiten dieſer oder jener Schlacht, iſt geiſttödtend. Preußen iſt glücklich über dieſe Lorbeeren, aber wir jüngeren Prinzen ſeufzen darunter. Sie ſehen jetzt, theurer Herzog, daß wir Feſte geben, aber dies iſt nicht immer ſo, für gewöhnlich leben wir wie im Kloſter; der Trommelwirbel auf den Straßen iſt die einzige Muſik, die uns in's Ohr ſchallt. Ich erlaubte mir einmal die Mara bei mir ſingen zu laſſen. Was war die Folge? daß der König ſie auf vierzehn Tage einſperren

ließ, weil ſie „den jungen Herren Offizieren“ vorgeſungen und dieſe dadurch von ihrem Dienſte abgehalten. Geb' ich ein Feſt, ſo muß die Liſte der einzuladenden Perſonen an den König gehen, und er ſtreicht unter den eingeladenen Frauen alle, die unter fünfzig Jahren ſind, und ſchreibt an den Rand der Liſte: Solches ſind zu allerösters junge Avanturières, die meine Offizieres zu Spiel und ſonſtigem Unfug verleiten. — Dieſe jungen Damen ſind aber aus den erſten Familien der Stadt gewählt.“

Der Herzog erwiderte lachend: „Da hab' ich freilich meine Jugend anders genoſſen. Ich würde Ew. königliche Hoheit den Rath geben, öfters auf Reiſen zu ſein.“

„Glauben Sie, Herzog,“ entgegnete der Prinz, „daß ich nur einen Schritt aus den Thoren Berlin's mich entfernen kann ohne Erlaubniß! Auf Nichts ſieht der König ſtrenger, als daß die Prinzen ſeines Hauſes nicht Etwas unternehmen, das wie eine ſelbſtſtändige Handlung ausſieht. Wie gerne hätte ich eine Reiſe nach Paris gemacht, nach Wien — aber Das iſt Alles ein Ding der Unmöglichkeit. Und dabei gehen die ſchönſten Jahre mir dahin. Wie glücklich iſt der Fürſt, der in der Fülle ſeiner Jugend und Kraft die höchſte Staffel erſteigt. Der Thron, wenn man müde an ihn heranſchleicht, wenn man ihn mit ſchlotternden

Knieen und gebeugten Hauptes erklettert, iſt kein Freudenſitz mehr. Man kann dann weder ſich noch Andern gute Tage bereiten."

Um den Gegenſtand des Geſprächs auf ein anderes Feld zu lenken, fragte der Herzog nach der ſchönen, verſchleierten Dame im Parke zu Mitau. Friedrich Wilhelm antwortete kurz, daß er nichts von ihr wiſſe, als daß ſie wieder in Warſchau ſei. Der Herzog gab ſich mit dieſer Antwort zufrieden, und bedauerte nur, daß der Prinz ſo wenig aufrichtig ſei, und ſo manches intereſſante Abenteuer ihm verſchwiege, das deutlich den Beweis lieferte, daß, wenn auch von ſeinen Oheim bewacht, der Prinz wie in einem Kloſter lebe, dieſes Kloſter doch mehre unterirdiſche Gänge habe, die bald dieſen, bald jenen angenehmen Gaſt ſeinem Bewohner zuführten.

Die Reiſe ging nun weiter. Der erſte Aufenthalt der Herzogin in Berlin fiel in den Spätherbſt des Jahres 1784. In Dresden war es die Gemäldeſammlung und die berühmte Kirchenmuſik, die die Reiſenden beſonders feſſelten. Die Fahrt ging über München nach Tyrol. In dieſer großartigen Felſennatur fühlte ſich die Tochter des Nordens wie in einem Feenlande eingeſchloſſen. Alles, was von poetiſchen Träumen aus ihrer Jugend in ihrem Gedächtniß haften geblieben, floß hier in ein kühnes, gewaltiges Bild zuſammen. Die wunderſamen

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Seen, die gewaltigen Felſen, die Klarheit der Lüfte, und die Stille und Abgeſchiedenheit der Thäler machten ſie ſchwärmen, und Verhältniſſe und Menſchen erſchienen ihr in einem ganz neuen Lichte. Sie konnte ſich vorſtellen, wie es Seelen gäbe, die gigantiſch wie dieſe Felſen, in ihre Zeit hineinragten und die keinem gewohnten Maaßſtabe Stand hielten. Auf einem Bergesgipfel ſtehend, überſah ihr Blick eine weite Karte von Ebenen und Höhen, von Städten und Dörfern, ebenſo, ſagte ihr der Geiſt, könne von einem freien Standpunkte angeſehen, nicht umhüllt von den Nebeln des Vorurtheils, und nicht umſchloſſen von beengenden kleinen Verhältniſſen, der urtheilende und handelnde Menſch ganz anders und viel gewaltiger auftreten, als wenn ihn ſtets der kleine Umkreis der Heimath umgebe. Es kam Dorotheen ganz gelegen, daß der Herzog auf ein paar Tage eine Reiſe zu eignen Zwecken unternahm, ſie blieb in einem reizend gelegenen Städtchen zurück, die ihr geſchenkten Stunden in glücklicher Einſamkeit hinbringend. Es war ihr beſtimmt, in dieſer Abgeſchiedenheit einen Geſellſchafter zu finden, der ihr dieſen Aufenthalt und dieſes kleine Städtchen in Tyrol bis auf ihre ſpäteſten Lebenstage, zu einem feſſelnden Angedenken machte. Es iſt ſchon bemerkt worden, daß ſie in Berlin geiſtige Anregungen in ſich aufgenommen, daß aber das ernſte Geſpräch der Männer erfolglos blieb,

indem ihre große Jugend ſie hinderte, den vollen Werth ſolcher Mittheilungen zu verſtehen und ihren Inhalt durch eignes Nachdenken für ſich fruchtbar zu machen. Hier, in den tiefen Schluchten der tyroler Alpen fand ſich nun ein Philoſoph eigner Art, ein junger Schweizer von nicht ganz zwanzig Jahren, der es, ohne es zu wiſſen, übernahm, die ſchöne Frau auf dem Wege, den ihre Ideen genommen, weiter zu führen.

Dorothee fand ihn auf einem ihrer einſamen Abendſpaziergänge. Er lag am Ufer eines Waldbaches, und ſeine Büchſe und ſein Gemſenhorn neben ihm. Als er den Felſenſteg herab die junge Frau auf ſich zukommen ſah, ſtand er auf und wollte ſich entfernen, Dorothee, welche fürchtete, den rechten Weg verfehlt zu haben, rief ihn an und bat ihn zu bleiben. Wenn Achill geſchnürt in den Ledergurt ſich dargeſtellt, er hätte nicht edler und kühner ausſehen können, als hier der junge Hirte. Es war ein kleiner Waldbach zu überſchreiten; ohne um Erlaubniß zu fragen, nahm er die Herzogin auf ſeinen Arm und trug ſie durch das Waſſer, dann ſetzte er ſie nieder, wie man ein Kind niederſetzt. Er entfernte ſich, ſcheu jedem Geſpräche ausweichend. Auf ſeinem Platze am Ufer hatte er ein Buch zurückgelaſſen; Dorothee nahm es, ſchlug den Titel auf und fand — Montesquieu, über den Geiſt der Geſetze. Sie blickte erſtaunt um ſich; es war

ihr wie in der Fabel, wo ein verkleideter Gott ſich eben unſichtbar gemacht: Alſo kein Hirte war dieſer Jüngling, kein Sohn dieſer Thäler! Wie ſie, ſo war auch er hier fremd, und hatte ſich in dieſe Einſamkeit zurückgezogen, um ſeinen Studien zu leben. Mit verdoppelter Begierde erwartete ſie jetzt eine zweite Zuſammenkunft, die auch nicht lange ausblieb. Der Fremde kam, ſein Buch zu ſuchen, und fand — Dorotheen.

„Mein Herr," redete ſie ihn franzöſiſch an, „ich habe Ihr Buch gefunden und freue mich, daß wir denſelben Lieblingsſchriftſteller haben."

Der Fremde erwiderte mit einer Stimme voll Wohlklang, daß er die Herzogin bereits in Berlin geſehen, daß er jedoch nicht die Gelegenheit geſucht, ſich ihr zu nähern. Dorothee ſann hin und her, ſie konnte ſich aber nicht beſinnen, eine ſo impoſante Geſtalt und eine ſo intereſſante Phyſiognomie in irgend einem der Geſellſchaftszirkel bemerkt zu haben, ſie fragte nach ſeinem Namen, den er ihr aber nicht nannte. „Wozu, gnädige Frau, Ihr Gedächtniß mit einem Namen beſchweren, der für Sie nur ein bedeutungsloſer Klang wäre, denn noch iſt es mir nicht gelungen, ihn mit Glanz und Ehre zu umkleiden. Aber ich ſtrebe dahin, und wenn die Götter gegen einen armen Erdenſohn gütig ſein wollen, ſo geben ſie mir einen Platz in den Kampfreihen der jungen Generation."

„In den Kampfreihen?“ wiederholte die Herzogin, „alſo Sie wollen Kriegsdienſte nehmen?“

„Nicht Kriegsdienſte im gewöhnlichen Sinne,“ erwiderte er und ſchwieg dann, indem er den Blick auf die Gipfel der Berge richtete.

„Und wie verſteh' ich es ſonſt?“ fragte ſie.

„Frau Herzogin,“ begann er in einem eigenthümlichen Tone von Muth und Schüchternheit gemiſcht, „Sie ſind jung, Sie ſind ſchön, Ihr Geiſt iſt thätig, hat Ihnen denn noch nie von einer werdenden Zeit geträumt? Ich habe Sie in Berlin nach den Sprüchen der Weisheit haſchen ſehen, iſt Ihnen denn noch nie eingefallen, daß in dem Geiſte der Jugend, in den friſchen Herzen einer aufblühenden Generation die wahre Weisheit verborgen liegt?“

Das leuchtende, große Auge des Jünglings war auf Dorotheen gerichtet, indem er dieſes ſprach. „Noch immer verſteh' ich Sie nicht!“ ſagte ſie ſchüchtern.

„Die neue Zeit iſt die Freiheit!“ ſagte er ſcharf und ſchneidend. „Mit allen Inſtitutionen der alten Zeit muß gebrochen werden. Die Sonne Franklin geht über die Erde auf, ihr wenden wir unſere Blicke zu. Völkerbündniſſe! heißt das große Wort der Zukunft. O ſchöne Frau, ſehen Sie dieſe Felſen an, ihre Gipfel ſcheinen unerſteigbar und über Nacht ſind ſie erſtiegen, wenn ein großes, freies Volk will.“

Dorothee ſchwieg betroffen. Zum erſten Male tönten dieſe Worte an ihr Ohr. Sie ſann in ihrem Gedankenvorrathe nach, doch die Neuheit der Situation, die hinreißende Perſönlichkeit Deſſen, der ihr dieſe Worte zurief, machten ſie unfähig, zu einer Entſcheidung zu kommen, und nur der Name Franklin, blieb in ihrem Geiſte haften. Sie hatte dieſen Mann wohl ſchon nennen gehört, doch nie in dieſer Beziehung. Man hatte über ihn in Berlin wie über einen Abenteurer geſprochen, der wenig Beachtung verdiene.

„Alſo giebt es eine neue Welt der Ideen! Alſo bereiten ſich im Schooße der alten Zuſtände, neue, überraſchende und die erkrankte Menſchheit beglückende Elemente vor!“ Dieſe Gedanken erfüllten die Seele der jungen Weltbürgerin, als ſie in der Einſamkeit ihres Schlafgemachs wachend am offnen Fenſter ſaß, durch das die klare Mondſcheibe, über die Gebirge aufſteigend, ihren vollen leuchtenden Lichtſtrom ergoß. Im Herzen der ſchönen Frau wuchs etwas Geheimnißvolles, Ahnungsreiches. Ein Strom von einer andern Welt kommend, berührte ihr Innerſtes. „Gütiger Himmel!“ rief ſie, ihre Hände faltend, „wenn Du mich beſtimmt hätteſt, mich um eine Deiner großen Segnungen unter die Menſchen zu vertheilen! Wenn Du mir auch nur einen ganz kleinen Theil an dem Fortbau des großen Werkes geſtatteteſt, das einem glücklicheren Ge-

ſchlechte zur Weiterförderung dienen ſoll! Wie ſelig würde ich mich preiſen. Laß mich, o gütiger Himmel, nicht unbedeutend über die Erde gehen, nicht klanglos, nicht ſchwach, nicht überſehen von meinen Mitlebenden. Du weißt es, es iſt kein eitler Stolz, meinen Namen genannt zu hören, nein, o nein! es iſt das Bedürfniß, mit den Kräften, die Du mir gegeben, zu wuchern. Meine Seele geht wie eine Flamme zu ſuchen Die, denen ſie leuchten kann."

Mit dieſen ſchönen, erhabenen, unter Sternen groß gewordenen Gedanken entſchlummerte die Beglückte. Es rauſchte in den Gipfeln der Bäume unter ihrem Fenſter, der Waldbach toſete, die Wolken flogen an der nächtlichen Himmelskuppel dahin — eine ſchöne Menſchenſeele lag im Frieden und im Bewußtſein, das Göttliche gefühlt und gedacht zu haben.

Der junge Mann, den die Herzogin Arnaud nannte, kam jetzt öfters mit ihr zuſammen, gewöhnlich in der Nähe der Thalſchlucht, in der ſie ſich zum erſten Mal geſehen. Dorothee brachte ihre vierjährige Tochter mit, dieſe ſpielte im Graſe, während die Mutter mit dem Fremden ſprach. Der Unterſchied der Stände ſchien aufgehoben. Eine junge blühende Mutter ſaß mit ihrem Kinde unter dem Schatten eines Ahorns auf einer kunſtloſen Bank und ein junger Mann, ein Gemſenjäger,

ſprach mit ihr ſorglos plaudernd. Aber wer dieſen Geſprächen zuhörte, der entdeckte erſtaunt, daß dieſe junge Frau und dieſer Jäger ſich über das Geſchick Europa's beſprachen. Nach und nach, im Eifer des Geſprächs löste die Herzogin die Bänder ihres Strohhutes und zuletzt legte ſie ihn neben ſich auf die Bank und das volle Haar ſank in kunſtloſen Locken auf Schulter und Nacken herab. Dem Blicke des jungen Mannes, obgleich er über die Finanzlage Frankreich's und von dem Zuſtande ſeiner Flotte ſprach, entging keine dieſer Schönheiten. Sein Auge, feurig und ſanft zugleich, ſah öfters mit einer überraſchenden Innigkeit zu dem ſeiner Zuhörerin auf. Für gewöhnlich jedoch ſprach er das Haupt auf die Hand geſtützt und mit dem Stocke in der Hand Figuren in dem Sande beſchreibend. Er gab Dorotheen ein ſehr lebendiges und in den kleinſten Umſtänden ausgeführtes Bild von dem Freiheitskampfe der Amerikaner; er zeigte ihr, wie jenſeits des Meeres eine Welt aufgetaucht ſei, die dem in Vorurtheilen und Mißbräuchen ergrauten Europa einen Spiegel vorhalte, in welchem dasſelbe ſich in ſeiner ganzen Unſchöne erblicke. Die Inſtitutionen der neuen Welt waren ſämmtlich Kriegserklärungen gegen barbariſche Geſetze, die noch zur Schande der Civiliſation und Humanität in Europa ihre Geltung hatten. In großen, freien Contouren entwarf er das Bild eines Völker-

lebens, das ſeine herrliche Blüthe ſich ſelbſt und keinem Protectorat der Fürſten oder der Prieſter zu danken hatte.

Dorothee erröthete hier, als ſie die Fürſten tadeln hörte, ſie, die vor wenigen Jahren ſelbſt eine Krone mit den glücklichſten Gefühlen ſich auf's Haupt geſetzt; allein ſie konnte dennoch nicht anders, als den begeiſterten Worten ihres Genoſſen Recht geben. Ein langes Sündenregiſter der Fürſten entrollte er vor ihr und ſchaudernd erblickte die junge Frau, wie durch alle Jahrhunderte hin mit der Gewalt über Menſchen und ihr Glück geſpielt worden war; wie bald hier eine ſchlaue käufliche Nymphe mit dem Diadem der Cäſaren ſich frech geſchmückt, dort ein elender Günſtling das Scepter ſeines Herrn als Wünſchelruthe gebraucht hatte, um ſich unermeßliche Schätze zu ſammeln. Sie ſah mit Schrecken wie Das, was ſie für den Ruhm der Fürſten gehalten, die blutigen Kriege, nur ſchmähliche Triumphe ihrer Privatleidenſchaften geweſen, bei denen die Völker hatten bluten müſſen. Mit noch größerem Entſetzen erkannte ſie nun, wie Das, was als heiliges Recht für den Mann in der Hütte, wie für den Mann im Palaſte Geltung haben ſollte, durch die Ränke bevorzugter Geſellſchaftsklaſſen zu einer Geißel für das Volk geworden, ſtatt zu einer Segens- und Friedenspalme, und wie zuletzt die Religion, die ewige Sternenlehrerin der Menſchen,

in eine kalte, grauſame Furie ſich verwandelt hatte, auf Befehl bereit, die eine Hälfte der Menſchheit der andern dienſtbar zu machen. — Alles dieſes ſollte nun aufhören. Die kranke Menſchheit ſollte geſunden! Ein freies Europa ſollte ſich einem freien Amerika anſchließen.

Dieſe Zuſammenkünfte wurden nun ohne Unterbrechung mehre Tage fortgeſetzt, bis der Herzog zurückkam.

„Wo werde ich Sie wiederſehen?“ fragte Dorothee an dem letzten Abende, wo ſie auf der Bank zuſammenſaßen.

„Sie ſollen von mir hören,“ erwiderte er in einem ſchwermüthigen Tone. „Entweder ſtehe ich auf der Liſte der Proſcribirten, oder auf der, die das Geſchick emporgehoben und Denen es einen Namen gegeben. Beides muß ſich in wenigen Jahren entſcheiden. In dem erſteren Falle werde ich aus Ihrem Gedächtniß, wie aus den Reihen der Lebenden verſchwunden ſein; im andern Falle werde ich ſchon Gelegenheit haben, Sie an den armen, unbekannten Jüngling zu mahnen, dem Sie unter den Gebirgen Tyrol's einige himmliſche Stunden gegeben haben.“ Er faßte dabei die Hand Dorotheens und führte ſie an ſeine Lippen.

„Sie haben mir eine neue Welt eröffnet, Arnaud,“ ſagte ſie, „nicht Sie ſind mir, ich bin Ihnen Dank ſchuldig. Soll ich denn wirklich

keine bestimmte Aussicht haben, Sie wieder zu sehen?"

„Ich kann Ihnen keine Versicherung geben, die ich zu halten nicht werde im Stande sein. Aber an Sie schreiben will ich, wenn Sie es mir erlauben."

„Ich bitte darum."

„Wohin gehen Sie?"

„Nach Rom."

„Mein Weg führt mich in die entgegengesetzte Richtung. Doch immerhin, ich habe Freunde und Genossen in allen Weltgegenden, und überall, wo Sie auch sein mögen, werde ich von Ihnen Nachricht haben und Ihnen welche geben."

„So leben Sie denn wohl."

„Leben Sie wohl, Bürgerin! Dieser Titel ist schöner als der einer Herzogin." Er lüftete ein wenig den Hut und war dann rasch um die Felsenecke verschwunden.

Dorothee ging träumerisch nach Hause. Sie ordnete ihre Papiere, sie verschloß sorgfältig die Aufsätze, die sie in diesen vier bis fünf Tagen, geschrieben. Ein eigenes zierliches Kistchen, mit der kaum leserlichen Aufschrift „Zukunft", enthielt die Sybillinischen Weissagungen. Einige kleine Aufsätze waren von Arnaud's Hand und zwei von der eines Unbekannten. Alle behandelten denselben Gegenstand, den Umsturz des Bestehen-

den und die Schöpfung einer neuen Geſellſchafts-ordnung.

Zu dieſem Schatze von ihrem jungen Freunde legte ſie den von dem alten: einige Briefe, die ihr Moſes Mendelsſohn geſchrieben. Aber ſie nahm ſie wieder heraus und legte ſie in das Käſtchen, wo ſie ihre Perlen und ihr Geſchmeide verwahrte. Ein ungewiſſes Gefühl ſagte ihr, daß in dem Käſtchen der Zukunft Nichts liegen dürfe als nur was ihr der „Bürger" Arnaud mitgetheilt.

Der Herzog hatte einen vortheilhaften Güterkauf in Holland unterdeſſen abgeſchloſſen und forderte nun, daß Dorothee dieſelbe fröhliche Laune darüber äußere, als er ſie ſelbſt empfand; allein er fand, daß ſeine junge Gemahlin ihm zum erſten Male nur kurze und zerſtreute Antworten gab. Dorotheens Seele war zu voll von den eben empfangenen Eindrücken und es zog ſie zurück zu dem Häuschen im Thale, am ſchäumenden Waldbache. Es war ihr, als rauſchten noch immer die Bäume nächtlich unter ihrem Fenſter, als ſchiene der Mond ſtill durch die geöffneten Scheiben und als tönte die Stimme ihres Freundes mit unbeſchreiblichem Wohllaut, ſie an die ſchönen geweihten Stunden des Zuſammenſeins mahnend, zu ihr herauf. Sie ſann nach, wie das Unmögliche möglich geworden; wie ſie mitten aus einer eitlen Welt voll Schmeicheleien und Triumphe, herausgeriſſen worden

durch ein paar Worte, die ihr, wie aus weite Ferne, ein Jüngling zugerufen, der begeiſtert und ſchwärmend ſeine Straße zog, einem Ziele entgegen, das hinter Wolken verborgen war. Sie mußte, es koſte nun, was es wolle, dieſem Wanderer nach und ſie ſah ſich im Geiſte, wie ſie nächtlich über die Gebirge ſtieg, athemlos mit fliegendem Gewande, immer weiter, immer weiter dem Morgen entgegen, der hinter den Bergen emporſteigen ſollte. Alles in ihr war Hoffen und freudiges Beben.

In dieſer aufgeregten Stimmung betrat ſie die Stätten der alten römiſchen Welt; ſie wandelte in den Straßen von Florenz und Rom.

Es wurden nun wieder Beſuche angemeldet, Geſellſchaften gegeben und mitgemacht; die arme junge Frau mußte wohl raſch ihr Gedenkbuch der letzten Tage ſchließen, um nicht wie eine Träumende unter all' den lebendigen Figuren des lauten Marktes, der ſie umgab, zu erſcheinen. Die Künſtler Rom's beeiferten ſich, einer Frau, die ihnen erſchien, als ſei die Venus von Medicis von ihrem Piedeſtal herabgeſtiegen, um in moderner Kleidung ſich den Blicken des lebenden Geſchlechtes zu zeigen, die erdenklichſte Aufmerkſamkeiten zu bezeigen. Man wanderte bald in dieſes, bald in jenes Atelier, man erkletterte bald dieſen, bald jenen alten Trümmerhaufen und ſtets ſchloß der Tag mit einem kleinen Feſte, das der Herzog in einem der Gärten vor der

Stadt gab. Man verglich die Herzogin mit Iphigenien, die an's Ufer der Barbaren verſchlagen worden und die jetzt endlich in ihr Vaterland zurückgekehrt ſei. Bei dieſem Complimente kam der Herzog übel weg, allein — ſei es nun, daß ihm die Sache ziemlich gleichgültig war, oder daß er den Sinn der Anſpielungen nicht verſtand, genug, er ſtimmte mit ein in das Lebehoch, das man Iphigenien brachte.

Von Rom ging die Reiſe nach Neapel und dann nach Iſchia, wo mehre Wochen verweilt wurde und wo der Herzog eine Badekur unternahm. Der berühmte Hackert war der Führer der Reiſenden in dieſen paradieſiſchen Gegenden. Spät im Herbſte trafen die Reiſenden wieder in Berlin ein. Auf dieſe Nachricht hin verließ Frau von der Recke Pyrmont und langte ebenfalls in der preußiſchen Hauptſtadt an.

Im Vaterlande.

Zwei Jahre waren bereits vergangen: der Herzog und die Herzogin waren noch nicht in die Heimath zurückgekehrt. Unterdessen war Graf Johann gestorben. Als seine Krankheit begann, entschieden lebensgefährlich zu werden, hatte er den lebhaften Wunsch ausgesprochen, von der übernommenen Wirksamkeit losgesprochen zu werden, und zu dem Ende theilte er dem Herzoge, seinem Schwiegersohne, mit, daß es nothwendig sei, in sein Land zurückzukehren. Nicht er allein, auch andere wahre Patrioten und Anhänger des regierenden Hauses sprachen dies Verlangen aus. Allein es blieb ohne Erfolg. Zum erstenmale fühlte Graf Johann einen lebhaften Unwillen über den Mann, dem er bis jetzt mit der Anwendung aller seiner Kräfte und seines Einflusses zur Seite gestanden. Durch ihn war ihm auch

das Kind ſeines Herzens, ſeine geliebte Dorothee, entzogen. Beide widrige Erlebniſſe wirkten auf ſeinen Zuſtand zerſtörend. Sein Haus war vereinſamt. Die Gräfin war ſchon ſeit einem Jahre einem Bruſtübel erlegen; ihrem Sarge war der bekümmerte Wittwer gefolgt, von Keinem ſeiner Kinder geleitet, denn auch Eliſe war um dieſe Zeit in Deutſchland, die Söhne in Berlin. Den Bruder hielt gleichfalls Kränklichkeit an's Haus gefeſſelt. Wer da weiß, was es heißt, ein glückliches, frohes Haus um ſich her geſehen zu haben, der ermißt das Gefühl der Verödung, des troſtloſen Alleinſtehens, das den von allen ſeinen Lieben verlaſſenen Hausvater befällt. Der Graf war jedoch Mann genug, ſein Mißgeſchick feſt und geduldig zu tragen. In den einſamen Sälen trieb er ſein Weſen mit den wenigen Hausgenoſſen, die ihm geblieben und unter denen Mademoiſelle Pipelet jetzt einen Hauptplatz einnahm. Dieſe liebenswerthe, alte Jungfrau faßte ihre ganze Kraft zuſammen, ſie ſuchte in jedem Winkel ihres Gedächtniſſes irgend ein vergeſſenes Talent auf, um den Hausherrn zu beſchäftigen und zu erheitern. Sie ſuchte die Lieder hervor, die ſie in ihrer Jugend geſungen und oft, wenn die winterliche Sonne ihre letzten Strahlen auf die alten Ahnenbilder im Saale warf, ertönte von der dünnen Stimme des Fräuleins das bekannte „Marlborough s'en va en guerre“, oder die Sängerin

begab ſich auf ein ihr fremdes Feld, zum deutſchen Geſange und nun ertönte „Guter Mond, Du gehſt ſo ſtille — in die Abendwolken hin“. Graf Johann, mit den Händen auf dem Rücken, durchmaß dann mit langen Schritten die ganze Breite des Saales und immer, wenn ein Lied zu Ende ging, unterließ er nicht am Klavier ſtehen zu bleiben und der Sängerin zu verſichern, daß ſie noch nie ſo gut vorgetragen habe als gerade dieſen Abend. Mademoiſelle Pipelet ſtand dann auf, machte eine tiefe Verbeugung und verſicherte ihrerſeits, daß keine Gewalt der Erde ſie bewegen könne einem Andern, als dem Grafen, vorzuſingen, weil ſie wiſſe, daß Niemand ſo nachſichtig ſei, wie er. Der runde Abendtiſch verſammelte dann die Hausgenoſſen, zu dem öfters der Herr Paſtor und ſeine Tochter kamen, um eine Schüſſel Obſt und einen Teller mit Mandeln und Roſinen, — einem Nachteſſen, das ſeit alten Zeiten im gräflichen Hauſe Sitte war, und das aufgetragen wurde, wenn der Vorleſer ſein Buch zur Hand nahm. Die Schüſſel mit Obſt, ſo wie die Nüſſe und die Roſinen, hatten manches ſchläfrige Kinderauge wach gehalten, das ſonſt bei dem eintönigen Murmeln des Vorleſers unfehlbar in Schlummer geſunken ſein würde. Als Doktor Kloppmann noch nicht ſeine „chemiſchen Operationen“ begonnen und nichts Anderes zu thun hatte, als hier und da ein unſchädliches Pflaſter zu bereiten, hatte

er das Amt des Vorleſens zu verwalten gehabt, ſpäter, als der Doktor ſchwache Augen vorſchützte, fiel es dem Paſtor zu, der jedoch Manches nicht leſen wollte, das ſeiner Anſicht nach zu gelehrt und zu weitläufig war, und ſo wurde ein junger Adjunkt, der durch die Mittel des Grafen ſich auf das Predigtamt vorbereitete, zum Lector ernannt, und dieſer unermüdliche junge Mann ſchlug ſich durch ganze Bände mit einer Leichtigkeit durch, als wären es bogenweiſe Abhandlungen. Wenn die Abendpfeife des Grafen geraucht, das Abendgebet, bei welchem der abweſenden Familienmitglieder ausführlich mit ihrem Stand und Namen erwähnt wurde, geſprochen war, vertheilte ſich der kleine Kreis, um zur Ruhe zu gehen. So glich ein Abend dem andern, wenn der Graf nicht in Mitau war. Alsdann ſaß Mademoiſelle Pipelet in ſeinem Stuhle und ſtrickte an einem nicht endenden, langen, hechtgrauen Strumpfe. Der Sonnabend hatte die beſondere Aufgabe zum Verkündigen der Zeitungsnachrichten zu dienen, weil an dieſem Tage der Landbote aus der Stadt mit ſeiner Ledertaſche voll neuer Blätter eintraf und auch ein paar Nummern des Mitauiſchen Wochenblattes mitbrachte. Mit ganz beſonderer Freude und zugleich mit Genugthuung und Stolz las die Abendgenoſſenſchaft die Nachrichten von dem Eintreffen des herzoglichen Paares bald hier, bald dort und von den Feſtlichkeiten, die man ihnen oder

die ſie den Einwohnern der Städte gegeben hatten. Wenn irgend ein Berichterſtatter von der Schönheit der jungen Herzogin ſprach, ſo heftete wohl Graf Johann einen Blick auf das lebensgroße Bild ſeiner geliebten Tochter, das über dem Klaviere hing und wenn der Bericht von dem ſeltenen Geiſte und den Kenntniſſen der Fürſtin ſprach, ſo lächelte wohlgefällig Fräulein Pipelet vor ſich hin, als wollte ſie damit andeuten, daß man genugſam wiſſe, wer zuerſt der ſeltenen Frau die Anfangsgründe in allem Wiſſenswerthen beigebracht. War davon die Rede, daß ſie eine fromme Stiftung beſchenkt, ſo neigte der Paſtor ſein Haupt und auf ſeinem Geſichte ſtand geſchrieben: „Dieſen Wohlthätigkeitsſinn habe ich in ihr Herz gepflanzt. Nur Doktor Kloppmann ging leer aus, denn nirgends war bemerkt, daß die Herzogin ein Dekokt zu Stande gebracht oder ein, wenn auch nur ſehr einfaches, Recept verſchrieben. Wer die kleine Tafelrunde überſah, konnte manchesmal in der dunkeln Oeffnung der Thüre nach den Fenſtern zu das Blitzen zweier Augen gewahren, und ſchärfer hinſehend, ließ ſich eine kleine, breitſchultrige graue Geſtalt unterſcheiden; dies war kein altes Schloßgeſpenſt, obgleich es faſt das Anſehen hatte, es war Iwan, der von ſeinem Krankenlager herangeſchlichen gekommen war, um Einiges über ſeine liebe Tochter, die Herzogin, zu vernehmen.

All' dieſe ſtillen Freuden hatten nun aufgehört durch den Tod des Grafen. Aber nicht in dieſem Kreiſe allein, im ganzen Lande vermißte man den guten Grafen Johann, dieſen Edelmann von altem Schrot und Korn. Die Verbindung, die zwiſchen ihm und mehren bedeutenden Männern geſchloſſen worden, drohte jetzt aufgelöst zu werden. Dorothee hatte ihrem Vater gut vorgearbeitet. Als er in die Zahl der Oberräthe eintrat, fand er, der nur Mißvergnügte anzutreffen meinte, viele neue, dem Herzoge erworbene Freunde, unter dieſen zählte beſonders der Geheimerath von Nolde, der Syndikus und Mehre aus dieſem Kreiſe. Mit dieſen vereint wirkte jetzt der Graf. Auch aus Warſchau her kamen günſtige Nachrichten: Hellſendet hatte bei einer Audienz bei'm Könige in einer Weiſe ſich der Angelegenheiten des Herzogs angenommen, die ſeine früheren Genoſſen ſtutzig machte und ſie auf den Glauben brachte, er wolle nun auch mit ihnen falſches Spiel ſpielen, wie er es früher mit dem Herzoge geſpielt. Kaum war der Tod des Grafen Johann bekannt geworden, als die aufrühreriſchen Parteien ihre Häupter von Neuem erhoben, und nun, durch die anhaltende Abweſenheit des Herzogs vom Lande aufgemuntert, kühn mit ihren Abſichten hervorzutreten beſchloſſen. Ein vierter Oberrath wurde gewählt und dieſer machte kein Hehl daraus, daß er auf dem bisher eingehaltenen Wege nicht fort-

ſchreiten werde. Der Herzog zeige durch ſeine lange Entfernung vom Lande wie wenig ihn dieſes kümmere und wie lau er ſeine fürſtlichen Pflichten erfülle! Ueberdies ſei es nun bekannt, daß er große Ankäufe im Auslande gemacht und daß er demnach beabſichtige, nie wieder heim zu kommen, ähnlich dem Herzoge Ferdinand, dem letzten Fürſten aus dem Kettleriſchen Stamme, der auch ſein großes Einkommen aus dem Lande gebracht und anderswo verzehrt habe. Einen ſolchen Herzog aber wolle man nicht; darüber ſei man nun endlich einig. Auch einen anderen Landſchaftsſecretär wolle man in Warſchau, da es erſichtlich, daß der Legationsrath von Hellſender die Angelegenheiten nicht raſch und nicht in der Weiſe betreibe, wie es ihm ſein Mandat vorſchreibe und die Patrioten es von ihm fordern dürften.

Dieſe Stimme führte der Adelsmarſchall von Howe, ein Mann von großem Anſehen, der ſich bis jetzt damit begnügt hatte, die inneren Geſchäfte der Landſchaft zu leiten, in dieſem Augenblicke es aber nöthig erachtete, eine öffentliche Stellung nach außen hin einzunehmen. Er war das Haupt des mißvergnügten Adels und von einem ſo ſtolzen und herriſchen Charakter, daß er ſein Vaterland hätte untergehen ſehen können, ohne nur einen Schritt von ſeinen Anſichten abzugehen. Bei einem Feſtmahle, das die Ritterſchaft gab, ſagte er unter Anderm:

„Meine Herren, wenn Sie wiſſen wollen, was Ihr Herzog macht, ſo kann ich es Ihnen ſagen, denn ich habe Briefe erhalten: er ſitzt in Berlin im Opernhauſe und ſieht ſich die neueſten Erfindungen und Maſchinerien im Ballet an. Er bewundert die Füße einer Tänzerin und er klaſcht Beifall den Colloraturen einer Prima Donna. Wenn Sie wiſſen wollen, womit er ſich beſchäftigt, ſo kann ich Ihnen auch darüber Auskunft geben: er zählt die Zinſen zuſammen, die ihm ein holländiſches Haus mehr für ſein Geld bietet als die Berliner Bank, ferner, wenn Sie neugierig ſind, zu erfahren, mit welchen Plänen er für die nächſte Zukunft ſich trägt, ſo erfahren Sie, daß er eine Reiſe nach England beabſichtigt, und daß ihn Nichts von dieſem Unternehmen abhält, ſelbſt nicht das Befinden der Herzogin, die, wie man ſagt, in hoffnungsvollen Zuſtänden ſich befindet. Sie können daraus ſchließen, meine Herren, wann und ob überhaupt Ihr Herzog zu Ihnen zurückkehren wird. Zwar die Leitung der Geſchäfte leidet nicht unter dieſem Verſchwinden des Oberhauptes, wir haben dieſe Leitung in Händen; allein ob man in Petersburg, ob man in Polen dieſe Nichtbeachtung der fürſtlichen Pflichten des Landesherrn ſo ruhig anſehen wird, als wir ſie anſehen, iſt ſehr die Frage. Man wird uns zurufen Was legt Ihr Euere Hände in den Schooß? Wie mögt Ihr dulden, daß man Euch wie die Kinder

behandelt, die der abweſende Schulmeiſter dadurch zu zügeln glaubt, daß er die zurückgelaſſene Ruthe hinter'm Spiegel Euch ſehen läßt. Wenn Ihr Euch als Männer fühlt, geſchickt des Landes Wohl zu fördern, ſo ſolltet Ihr auch den Muth haben, offen Euch als Geſetzgeber und Herrſcher darzuſtellen und Den zu entfernen, der keinen Finger für Euch rührt, doch aber Euer Herr und Gebieter heißen will. — So, fürchte ich, wird man im Auslande ſprechen."

„So muß denn ein Entſchluß gefaßt werden!" rief eine Stimme.

„Ich trage darauf an," nahm Herr von Howe nochmals das Wort, „wir ſetzen durch einen einmüthigen Beſchluß den Herzog ab, erklären ihn ſeiner Würde verluſtig, wenn er nicht binnen einer beſtimmten Friſt in's Land zurückkehrt."

Ein Gemurmel des Beifalls folgte dieſer Rede.

Der Präſident von Nolde erhob ſich. „Ehe wir einen ſolchen Schritt thun," begann er, „wollen wir noch reiflicher Ueberlegung Raum geben, meine Herren. Ich frage Sie, meine Brüder, was hat mit dem Verſchulden, das der Herzog auf ſich ladet, ſeine unſchuldige Gemahlin zu thun? Sollen wir auch ſie beſtrafen? Dieſe arme Frau iſt des Landes Kind, aus einem unſerer erſten Adelshäuſer entſproſſen, die Tochter eines Ehrenmannes, wie das Land Wenige geſehen; müſſen wir nicht auf ſie beſonders Rückſicht nehmen? Mein Vor-

ſchlag alſo wäre, ehe wir offen gegen den Herzog vorſchreiten, wollen wir uns vereinen, die Herzogin — verſteht mich wohl — zu bitten, in's Land zurückzukehren. Man ſagt, ſie ſei von Neuem guter Hoffnung, vielleicht giebt ſie dem Lande einen Prinzen. Wir wollen ihr vorſtellen laſſen, daß dieſes Kind ſeine Rechte einbüßt, wenn es nicht auf dem vaterländiſchen Boden das Licht der Welt erblickt. Trauet mir, die Herzogin kommt. Sie hat ein Herz für ihr Land, für ihre Landsleute — ſie kommt."

Dieſem Vorſchlage wurde, obgleich zögernd, beigepflichtet. Die Bittſchreiben der Landesbehörden waren bis jetzt an den Herzog gerichtet geweſen, man beſchloß, ein beſonderes an die Herzogin zu richten, und wenn in Friſt eines halben Jahres auch dieſes Geſuch fruchtlos bleibe, dann war jeder weitere Schritt, ohne Zuziehung der oberſten Regierungsgewalt, die Landesangelegenheiten zu ordnen, vollkommen gerechtfertigt.

Außer dem Tode des Grafen Medem hatte auch noch ein anderer Trauerfall in dem Kreiſe der bekannten Perſonen, die hier dem Leſer vorgeführt worden, ſtattgefunden, die Herzogin-Mutter war dahingeſchieden, und gleichſam als ſollte ihr von ihrer Feindin auch hier der Vortritt ſtreitig gemacht werden, hatte zwei Tage vorher die Oberhofmeiſterin das Zeitliche geſegnet, hatte alſo nach den Hof-

geſetzen einen Schritt voraus in den Himmelsſaal. Der Herzog hatte ſeine Mutter ſtets zärtlich geliebt, obgleich es Augenblicke gab, wo ſie behauptete, nicht ſeine Mutter zu ſein. Allein dieſe Anwandlungen genealogiſcher Zerſtreutheit gingen bald wieder vorüber und nur der allerengſte Kreis der herzoglichen Familie hatte Kenntniß davon. Der Herzog behauptete dann, ſeine Mutter habe Viſionen, in denen ſie ſich mit irgend welcher Kaiſerin als eine und dieſelbe Perſon betrachtete und demzufolge höchſt ſeltſame und auffällige Reſultate aufſtellte. Die Herzogin ließ an ihr Krankenbett den Kammerjunker von Trotte herankommen und als alle Andern hinausgegangen waren, übergab ſie ihm einen koſtbaren Degen und dazu eine kleine Pergamenttafel, auf der das Offizierspatent verzeichnet ſtand. Der Kammerjunker, der jetzt ſechszehn Jahre alt war, küßte ſeiner Beſchützerin die Hand und verſtand einen Wink dieſer Hand ſo, als ſolle er ſich einer der Rollen voll Imperialen, die auf einem Tiſche lagen, bemächtigen. Dies that er auch, und ſein Gefühl erhielt jetzt eine ſolche Ueberfülle, daß er das Tuch hervorzog und ſich lautweinend die Augen trocknete. Mit gleicher Güte bedachte die alte Dame ihre Dienerſchaft und trug Allen auf, für ſie zu beten. In ihrem Zimmer fanden ſich ſechs Kiſtchen mit geöffneten Briefen des verſchiedenſten Inhalts, von den verſchiedenartigſten Per-

ſonen und über die mannigfaltigſten Verhältniſſe geſchrieben, die ſämmtlich nicht an ihre Adreſſe hatten gelangen können, durch unglückliche Zufälle verhindert, an denen Niemand Schuld hatte. Die Nachfragen einiger unermüdlicher Forſcher hatten zu dem Reſultate geführt, daß die Poſtſtraßen unglaublich unſicher ſeien und daß mehr als ein Briefkaſten in unergründliche Sümpfe gefallen ſei. Der Herzog ließ dieſe Kiſtchen in das Familienarchiv bringen, wo ſie neben andern Papieren den Weg alles Irdiſchen gingen, das heißt in Moder zerfielen; den Diamanten der alten Dame gab er jedoch eine etwas zugänglichere Stätte. Der Generalſuperintendent, der noch vor einigen Jahren zurück zweifelhaft geweſen war, ob er nicht berufen ſei, ſeine alte Gebieterin vor den Altar zu geleiten, kam jetzt mit einem vortrefflichen Leichenſermon hervor, der den Pilgerpfad der Verſtorbenen mit einem Wege verglich, der zwar die Höhe hinangeleitet, aber nichts deſto weniger doch mit tauſend und abertauſend Steinen und Steinchen beſäet geweſen. Die guten Eigenſchaften der Fürſtin hob er gebührend hervor und unterließ nicht, ihre ächt apoſtoliſche Geduld zu rühmen, mit der ſie zwanzig Jahre die Verbannung heldenmüthig getragen und ihrem Gemahl zur Zeit der Trübſal in den Eisfeldern Sibirien's eine treue Stütze geweſen.

Mit dem Tode der Herzogin-Mutter war das

Reſidenzſchloß verödet, wie es das gräfliche Haus der Medem war. Die Trauerflöre, die ſich hier um die Säulen des Eingangs wanden, waren eben ſo bedeutſam, und für die Freunde erſchütternd, als der mit einem ſchwarzem Bande umwickelte Degen und Hut, die in dem Arbeitskabinet des Grafen auf dem Tiſche lagen, auf dem er gewöhnlich ſchrieb und las.

Der Maskenball.

Dorothee hatte kein Mittel verſäumt, ihren Gemahl nach beendigter Reiſe zur Rückkehr in die Heimath zu bewegen, allein keins hatte gefruchtet. Der Herzog fühlte eine unbeſiegbare Abneigung, ſein Herzogthum wiederzuſehen. Jeder, auch der geringſte Vorwand diente ihm dazu, die Reiſe zu verſchieben, und ſo wie er Dorotheen verſprochen hatte, als ſie ihn damals dringend bat, ſie nach Petersburg zu führen, ſo verſprach er auch jetzt und hielt nicht Wort. Bald waren es Nachrichten, die er aus Holland erwartete, bald waren es Feſte, die ihm zu Ehren gegeben werden ſollten und bei denen er unmöglich fehlen konnte, bald war es dieſes, bald war es jenes, immer aber blieb der Schluß: Wir reiſen jetzt nicht, aber wir reiſen bald. Der Winter wurde in Berlin zugebracht, der Som-

mer in Pyrmont, dann der Winter wieder in Berlin. Das Palais des Herzogs von Kurland war ein Sammelplatz der eleganten Welt und der gelehrten Coterieen. So ging denn der Winter des Jahres 1787 seinem Ende zu. Die Schreiben der Landesbehörden, die fortwährend baten, das herzogliche Paar möchte heimkehren, wurden zuletzt nicht mehr vom Herzoge geöffnet. Dorothee las sie, und die junge Frau seufzte tief auf, als ein unglückweissagender Brief nach dem andern kam. Der Tod des Vaters hatte sie tief gebeugt, allein die Lage des Landes beunruhigte sie noch schmerzlicher. Alle gute Früchte, die sie angepflanzt, drohten von einem plötzlichen Sturme von den Bäumen geschüttelt zu werden, ehe sie Zeit gehabt zu reifen. Der gute, ehrliche Vater, der ihr tapferer Mitkämpfer gewesen, lebte nicht mehr, auch die alte Herzogin, die Manches ihr zu Gefallen gethan, weil sie die Tochter geliebt, auch sie konnte nicht mehr Hülfe und Dienste leisten. Der Herzog war in eine Apathie versunken, die Schrecken erregend war. Schon der Name „Kurland" machte, daß er sein altes Gesichtszucken wieder bekam, daß durch die heißen Quellen von Ischia halb beseitigt worden. Vollends zur Wuth brachte ihn die Nachricht, daß man seinen erbitterten Feind, den Adelsmarschall von Howe, zum Oberrath gemacht an der Stelle des Grafen Johann, und daß die drei andern Räthe ihn unter

ſich aufgenommen, ohne zu warten, ob die herzogliche Beſtätigung zu der Wahl auch erfolgen werde. Allerdings hieß dies den Ungehorſam auf die Spitze treiben. Es konnte kaum für etwas Anderes gelten, als erklären, der Herzog ſei abgeſetzt. Die Oberräthe erließen Verordnungen, gaben Privilegien, ſetzten Entſcheidungen aus, völlig im Beſitze der oberſten und einzigen Regierungsgewalt. Frau von der Recke, die ſehr wenig Sinn für Politik hatte, beſaß doch das Talent, zu ſehen, wie der Gang der Dinge ſich immer mehr zum Umſturz neige, und ſie machte ſich von ihren Poeſieen und Träumereien auf einige Stunden frei, um einen Brief voll der ausgelaſſenſten Klagen und der ſchwärzeſten Prophezeihungen zu ſchreiben, ſchließlich mit der händeringenden Bitte verſehen, nur raſch die Reiſe in die Heimath zu machen.

Man kann ſich denken, in welcher Stimmung die arme Dorothee war. Schon längſt hatte für ſie kein Vergnügen mehr einen Reiz. Sie ſah, wo ſie auch hinſchaute, nur immer ihr jammervolles Geſchick vor ſich, die Gattin eines aus dem Lande gejagten Fürſten zu ſein, eine Landflüchtige, die nirgends ihre Heimath hatte, die das Land ihrer Väter nicht mehr wiederſehen ſollte, wenigſtens nicht, wenn ſie kam, mit Ehren, wie ſie gezogen, wieder zurückkehren ſollte. Welch' ein peinvoller Gedanke. Und nun an einen Mann geſchmiedet, der

zu jeder Bitte, die ſie ihm vortrug und die ihre Thränen oft begleiteten, lächelnd ſagte: „Nun, ſo reiſen Sie allein, mein Engel, wenn es Sie ſo ſehr gelüſtet, von dieſen Beſtien bei Ihrer Ankunft eingeſperrt zu werden. Denn wahrhaftig, dieſes Geſindel iſt jetzt zu Allem fähig! —“

Um ihr Elend zu vollenden, fühlte Dorothee, daß ſie von neuem Mutter werden ſollte. Der Gedanke, daß der Himmel ihren Wunſch erfüllen, und daß ein Sohn ihr geſchenkt werden könne, der jetzt ſeiner Rechte verluſtig ginge, machte, daß ſie vor Aufregung und Pein faſt ihrem Kummer erlag.

Der Herzog bemerkte ihre zunehmende krankhafte Stimmung und ſuchte ſie zu tröſten. „Wann der Frühling kommt,“ ſagte er, „ſo reiſen wir nach England. Sie haben ja ſtets gewünſcht, dieſes Land zu ſehen. Es iſt gewiß das anziehendſte Reich im modernen Staatenbunde, sans doute. Meine gute Mutter pflegte immer zu ſagen, daß ſie die engliſchen Bleifedern und die engliſchen Nähnadeln ſtets vor allen Produkten dieſer Art hatte rühmen hören, und, la bonne femme, ſie kam doch nie nach England. Aber ſo geht es, wenn man Etwas zu haſtig wünſcht. Ich habe Ihnen anzukündigen, Madame, daß wir heute auf der Redoute ſein werden, die die Königin giebt. Ihre Freundin, die liebe Prinzeſſin Louiſe, wird als Königin der Nacht erſcheinen, ſo ſagt man, was wollen Sie für ein Koſtüm anlegen?

Ihre Kammerfrau, die ich bereits gefragt, hat mir Nichts ſagen können."

„Wenn Sie erlauben, mein Herr, ſo werde ich als kuriſche Bäurin erſcheinen."

„Fi donc! Das wäre ja detestable! Ich könnte alsdann nicht mit Ihnen gehen."

„Es iſt die Tracht Ihrer Unterthanen."

Der Herzog gähnte. „Ich rathe Ihnen, chère Dorothee, wählen Sie etwas Anderes," ſetzte er nach einer Pauſe hinzu. „Wohl möglich, daß Ihnen die Kleidung ſehr gut ſteht, dennoch wünſchte ich gerade jetzt Sie nicht in dieſem Aufzuge zu ſehen. Bedenken Sie vollends, daß ich als Orosman' komme, und wie paßte ſich da wohl die läppiſche Maske einer Magd dazu? Wählen Sie die weiſe Königin von Saba."

„Ach, meine Weisheit iſt zu Ende!" rief die junge Frau ſeufzend und in einem anmuthig klagenden Tone.

„So ſeien Sie Iphigenia, was Sie in Rom waren."

„Ja," rief Dorothee begeiſtert, „und Sie Oreſt, der mich in die Heimath zurückbringt! Ach, in die ſchöne, ſchöne Heimath!"

„Das finde ich langweilig. Kein anderer Gedanke bei Tag und Nacht, als immer dieſer! Sagen Sie doch nun einmal aufrichtig, was wollen Sie dort?"

„Mein Himmel! Was will das Kind im Vaterhauſe? Wir gehören dahin, Herzog! Es iſt die Stelle, auf die wir hingewieſen, der Poſten, den wir ohne Treubruch und Feigheit nicht verlaſſen dürfen. Es iſt die von Gott uns übergebene Pflicht, die wir erfüllen müſſen! Ja müſſen. Segen und Heil Denen bringen, die uns ein gütiges Geſchick übergeben hat, das iſt unſre Aufgabe. Als Sie mich zur Reiſe aufforderten, war es feſt abgemacht, daß ſie nur ein Jahr dauern ſollte. Darauf hin, bewog ich meinen guten Vater, in ſeinem ſpäten Lebensalter, die Geſchäfte zu übernehmen. Wir haben ihm unſer Wort nicht gehalten: ſtatt eines Jahres hat der würdige Greis bis an ſein Lebensende ausgeharrt, täglich, ſtündlich die Rückkehr ſeines Herrn erwartend. Und er iſt geſtorben und viele Edle ſind mit ihm dahin gegangen. Unſere Feinde erobern ein Gebiet nach dem andern und wir — wir ſitzen hier träg und thatenlos.“

Der Herzog ſah ſeine Gemahlin ſtarr und höhnend an. „Sie ſind undankbar, Madame,“ ſagte er. „Haben wir unſre Zeit nicht gut angewendet? Haben wir nicht die Schätze der alten Welt, die Wunderwerke der Kunſt geſehen?“

„Was ſind alle Schätze der Welt,“ rief Dorothee, „gegen ein verwundetes Gewiſſen, und nicht ruhig kann das Gewiſſen Deſſen ſein, der ſeine erſten und heiligſten Pflichten verletzt.“

„Das ſind Grillen. Ein Land, das mir den Gehorſam verweigert, kann nicht mehr mein Vaterland ſein, gegen das ich Pflichten habe. Das ſieht jedes Kind. Ueberhaupt, meine Theure, ſie haben ſich zu Ihrem Nachtheil verändert: Sie waren früher die Munterkeit ſelbſt, Sie wußten mich ſtets bei guter Laune zu erhalten, jetzt reden wir bereits eine Viertelſtunde und es iſt noch kein einziger ſpaßhafter Einfall vorgekommen. Wiſſen Sie, daß ich das nicht liebe. Aber meine beſte Freundin, ich will Sie damit nicht betrübt haben. Machen Sie mir um's Himmelswillen kein empfindſames Geſicht. Ach, Sie wiſſen, wie viel Reiz ihr Lächeln auf mich ausübt. Lächeln ſie! ich bitte, lächeln Sie. Nun ſchön, Sie lächeln. Jetzt will ich Ihnen auch erlauben, als kuriſches Weib auf die Redoute zu gehen. Wiſſen Sie was, erſchrecken Sie nicht, wenn Sie mich vielleicht als kuriſchen Bauer an Ihrer Seite ſehen. Hahaha!"

Dorothee reichte ihm die Hand zum Frieden, die er zärtlich küßte.

„Ich erreiche Nichts!" ſagte die junge Frau, als ſie in ihrem Kabinette in einen Stuhl ſank. Ihr Haupt auf den Arm geſtützt, ſaß ſie lange da. Unwillkührlich richtete ſich ihr Blick auf das Bild des Vaters, das auf dem Kaminſims ſtand. „Vater, Dein Kind iſt traurig!" ſeufzte ſie — „es kann ſo wenig, und es möchte ſo viel. Wirſt Du mir keinen Retter ſenden?"

Die Lichter im Redoutenſaale brannten. Es raſſelten die Wagen herbei, die geputzte Menge wallte wie ein farbiges Tulpenbeet die breite Stiege hinan. Die bekannten Masken, die unvermeidlichen Gärtnerinnen, Fiſcherinnen, die Türken und Mohren, Pantalon und Colombine beeilten ſich, die Marmorſtufen ſo raſch wie möglich hinaufzuſteigen, denn es galt den Saal zu füllen, ehe der Hofmarſchall die Ankunft der hohen und höchſten Herrſchaften verkündete. Einige der jungen Prinzen hatten die Erlaubniß erhalten, ohne ihren Adjutanten und ohne ihren Stern zu erſcheinen, indem ſie eine Maske durchzuführen beabſichtigten. Der Herzog von Kurland hatte auf der letztvergangenen Abendgeſellſchaft bei Hofe dem erſten Kammerherrn zugeflüſtert, daß er auf der Redoute leider nicht erſcheinen werde, dies ſollte jedoch heißen, er werde allerdings erſcheinen, aber nicht als Herzog und nicht in Begleitung ſeiner Gemahlin. Der Kammerherr verſtand dies vollkommen, und lächelte äußerſt liebevoll und gütig. Kurz vorher hatte ihm eine Prinzeſſin daſſelbe geſagt, und er hatte ganz auf dieſelbe Weiſe gelächelt. Als nun die Räume gefüllt waren, konnte man bemerken, daß es nicht an ſonderbaren Figuren fehlte. Der Oberkammerherr ging herum, mit einem ſchwarzen Spitzenmäntelchen bekleidet, denn ſeine Würde und ſein Amt erlaubten ihm nicht, ſo wenig wie dem Oberhofmar-

ſchalle, eine Vermummung ſich anzulegen, und reichte bald geheimnißvoll hier einer Pagode die Hand, bald dort einem Elephanten eine Priſe Taback. Er erlaubte ſich einen Blick auf den enthüllten Buſen einer Sultanin, aber er wagte nicht den Händedruck eines zottigen Bären zu erwidern, weil er Gründe hatte anzunehmen, daß irgend einer der Prinzen, die ohne Stern und ohne Adjutanten an dieſem Abend umherirrten, in dieſer Maske verborgen ſei. Auch einer Seejungfer, die ihn verfolgte und mit den Silberfranzen ihres Schlangenſchwanzes ihm unter die Naſe kitzelte, wagte er nicht zu erwidern, was er ſonſt wohl erwidert hätte, denn es peinigte ihn die Furcht, der abweſenden und doch nicht abweſenden Prinzeſſin eine Sottiſe anzuthun.

Der Herzog hatte ſeinen Militairmantel im Vorzimmer in die Hände ſeines vertrauten Kammerdieners abgelegt, und wanderte nun als kuriſcher Großknecht, mit dem breiten Hute und den Schuhen aus Weidenborke in den Saal. Das Erſte, was ihm hier auffiel, war ein ganz ebenſolcher Großknecht, mit eben einem ſolchen Hute und denſelben Schuhen. Der Herzog blieb erſtaunt ſtehen, die Maske ſchien ſich ebenſo verwundert umzuſchauen, und Beide gingen ein paar Minuten um einander herum, wie zwei Spitze, die knurrend ſich von der Seite anſchauen und nicht recht wiſſen, ſollen ſie ſich Krieg oder Freundſchaft erklären.

Endlich ging der eine Großknecht ſeines Weges, indem er den Kopf ſchüttelte und Etwas vor ſich her brummte, das ſo klang als: Einfältig! Mir meinen Witz nachzumachen! Was ſollen nun Zwei! Ich möchte wiſſen, wer der Spitzbube iſt. Der Andere mochte ein Gleiches denken, denn er blieb trotzig an einem Pfeilertiſche ſtehen, kreuzte die Arme über die Bruſt zuſammen und verfolgte den Gang und die Bewegungen ſeines Landsmannes. Der Oberkammerherr, dem es gelungen war, ſich aus der gefährlichen Nähe der zudringlichen Nixe los zu machen, wollte in die andere Ecke des Saals ſchlüpfen, als er ſich von einem der kuriſchen Bauern aufgehalten ſah, der ſich an ſeinen Arm hing, und in einem ärgerlichen Tone ausrief: „Wer zum Teufel, lieber Graf, iſt jener Bengel dort, der ſich unterfängt, meine Maske zu tragen?“ — „Ach, Ew. Durchlaucht,“ entgegnete der Gefragte, ſich freudig überraſcht ſtellend. — „Nun, ſagen Sie.“ — „Ich weiß in der That nicht.“ — „Aber ich will es wiſſen.“ — „Maskenfreiheit, Durchlaucht. Sie ſehen, dort ſind zwei Elephanten, von denen könnte auch der Eine fragen: Wie kommen Sie dazu, mein Herr?“ — „C'est pour rire!“ entgegnete der Herzog pikirt, „ein Elephant kann Jeder ſein, allein meine Maske!“ — Er vollendete nicht, denn dicht hinter dem Rücken des Oberkammerherrn tauchte — eine kuriſche Bäuerin auf. Es war die zierlichſte

Dorfbewohnerin, die es jemals gegeben: auf dem ſauber gefalteten Battiſt des Oberleibchens ſchimmerte die bekannte große ſilberne Schnalle, den Kopf zierte die Feſthaube der Frauen zu Goldingen, und die grün und weiß geſtreiften und mit rothem Zwickel gezierten Strümpfe, umſchloſſen ein ſchöngeformtes Bein. — „Ach!“ rief der Kammerherr, „wenn dieſe Maske nicht die Herzogin iſt, Durchlaucht, ſo wüßte ich nicht, wer an dieſem Hofe und in der Stadt eine ſolche Figur hätte! Wahrlich eine Hebe! Eine Nymphe! Sie kommt auf uns zu! Doch nein; ein Strom von Masken hat ſie von ihrem Wege abgelenkt!“ — Der Herzog verfolgte die Richtung, die ſeine Gemahlin einſchlug, und bemerkte mit Verdruß, daß ſie zu dem unächten Landsmanne lenkte. Er brannte vor Verlangen ein Zuſammentreffen zu hindern, allein wie er eben entſchlüpfen wollte, hielt ihn die Königin der Nacht auf, die mit allen ihren Sternen jetzt ſelbſt für den Armen ein ſehr unheilvolles Geſtirn war. „Mein guter Mann,“ hub die Prinzeſſin an, indem ſie auf das Huldvollſte unter ihrer Larve lächelte, „Du ſuchſt gewiß Dein treues Weibchen? Dort iſt ſie! Komm, gieb mir den Arm, ich, die Königin der Sterne, will Dich zu ihr führen.“ — „Ew. Majeſtät werden bemerken,“ flüſterte der Bauer, „daß mein Weib nicht allein iſt, daß Jemand bei ihr iſt, daß dieſer Jemand mit ihr ſpricht und daß

dieſes Alles mir ſehr unangenehm iſt!“ — „Calmez vous!“ erwiderte ebenſo leiſe die Königin der Nacht; „wir wollen hinanſchleichen, um zu hören, wer dieſer Jemand iſt und was er Deinem Weibe zu ſagen hat.“ — „Majeſtät ſind gar zu gütig.“ — „Komm, mein Freund, hülle Dich in einen Theil meines Schleiers und wir wollen gehen.“

Und das Paar bewegte ſich langſam vorwärts.

Als Beide ſich zu dem Orte ihrer Beſtimmung hindurchgedrängt hatten, verſchwand zu ihrem nicht geringen Erſtaunen der Bauer und die Bäuerin in ein Seitenkabinet, deſſen Thüre hinter ihnen zufiel.

„Le scélérat!“ ſtöhnte der Herzog. „Was bedeutet Das? Mit meiner Frau allein im Kabinet!“

Die Königin der Nacht ließ ein leiſes Lachen hinter ihrer Larve vernehmen.

„Was machen wir?“

„Warten,“ entgegnete die Königin, indem ſie ſich in ihre Schleier hüllte und auf ein Sopha niederließ. Die zwei Elephanten kamen und machten ihr eine tiefe reſpektvolle Verbeugung, die ſie lächelnd mit einem Kopfnicken erwiderte. Unterdeſſen hatte der Herzog verſucht, die Thüre des Kabinets leiſe zu öffnen, und als ſie geöffnet war, hineinzublicken. Er ſah die Herzogin, die an dem Tiſche ſtand und in einem Briefe ſo eifrig las, daß ſie nicht bemerkte,

wie ihr Gemahl, mit abgenommener Larve, ſchon faſt fünf Minuten dicht an ihrer Seite ſtand. Der Bauer war verſchwunden.

„Was ſoll Das Alles heißen, Madame?“ fragte er endlich. „Wer war der Mann, dem Sie hierher gefolgt ſind und der jetzt nicht mehr da iſt?“

Thränen entſtürzten dem Auge der ſchönen Bäuerin. Sie faltete raſch den Brief zuſammen, legte ſanft die Hand auf den Arm des Herzog's und ſagte nach einer kleinen Pauſe. „Es war ein Bote aus der Heimath. Er hat mir einen Brief meiner Schweſter gebracht.“

„Ach — und wo iſt er?“

„Fort! Sein Auftrag war vollendet, und da er kein Freudenbote war, ſo glaubte er, auch nicht länger nöthig zu haben, hier im Getümmel froher und müſſiger Menſchen zu verweilen.“

Der Herzog beruhigte ſich. „Dann iſt allerdings ſeine Dreiſtigkeit entſchuldigt,“ hub er an. „Er konnte nicht wiſſen, daß ich dieſelbe Maske wählen würde. Ich werde ihn morgen ſprechen. Kommen Sie, Herzogin, zur Geſellſchaft zurück. Man wird uns bereits vermißt haben.“ Und Dorothee hing ſich an ſeinen Arm, nachdem ſie ſich die Larve wieder vorgebunden hatte. Aber ihr Arm bebte leiſe in dem ihres Gatten und ſie mußte ſich zwingen, die Scherze, mit denen die Königin der Nacht ſie empfing, zu erwidern. Die beiden

Elephanten wichen ehrfurchtsvoll zur Seite und machten auch hier eine tiefe Verbeugung.

Unwohlſein vorſchützend, eilte Dorothee, ſo wie ſich die Gelegenheit darbot, nach Hauſe. Hierhin hatte ſie den Legationsrath von Hellſender, denn er war es, der jene Maske gewählt, beſchieden. Sie fand ihn bereits auf ſie wartend. Sie eilte auf ihn zu, und ihm die Hand drückend rief ſie: „Nochmals Dank, lieber Hellſender, herzlichen Dank, daß Sie gekommen ſind. So handelt ein Freund, und der ſind Sie mir ſchon längſt, ein ſicherer, treuer, zuverläſſiger Freund.“

„Ich habe nur den Wünſchen Ihrer getreuen Unterthanen meine Stimme geliehen,“ ſagte der Rath beſcheiden.

„Getreue? Wie viele ſind noch Derer?“ ſeufzte Dorothee.

„Ihre Zahl wächſt mit den Hoffnungen, die Ew. Durchlaucht geben.“

„Und mein guter Vater nicht mehr unter den Lebenden! Die Herzogin-Mutter todt!“ rief Dorothee und preßte das Tuch an die Stirne. „Wohl ihnen, ſie haben nicht erlebt, was wir erleben müſſen. Welche Vermeſſenheit, Hellſender! Ueberall Schritte und Maßregeln, die geradezu dem Willen des Herzogs widerſprechen. Wahlen, ohne daß er ſie beſtätigt, Rapporte und Berichte hinter ſeinem

Rücken, unerhörte verläumderiſche Klagen! O wir wiſſen Alles.“

Der Rath ſchwieg.

„Und dieſe Schrift,“ hub Dorothee wieder an, „die Sie mir übergeben haben, ſie ladet mich ein, mich, und nicht den Herzog.“

Der Rath neigte ſein Haupt bejahend.

„Warum denn nur mich? Antworten Sie, Hellſender. Warum mich?“

Der Gefragte ſah ſie forſchend an, alsdann ſagte er mit kalter Ruhe: „Weil man vom Herzoge Nichts erwartet.“

Dorothee ſchwieg betroffen. „Da thut man ihm Unrecht,“ ſagte ſie nach einer Pauſe. „Nach Dem, was geſchehen, kann man erwarten, daß er langmüthig und ruhig bleibe?“

Hellſender erwiderte Nichts.

„Mein Entſchluß iſt gefaßt!“ rief Dorothee.

„Darf man ihn wiſſen?“ fragte der Rath lebhaft.

„Ich reiſe.“

„Iſt's möglich? Herzogin! In dieſer rauhen Jahreszeit — die weite Reiſe?“

„Hellſender, verſtellen Sie ſich nicht. Sie haben nichts Anderes von mir erwartet.“

„Allerdings wagte ich zu hoffen. Doch als ich meine angebetete Fürſtin hier im Glanze des Hofes ſah, als ich hörte, wie man Sie hier verehrt und

bewundert, und nun ſollte dieſe verehrte und bewunderte Frau in einen dunkeln Winkel der Schöpfung eilen, in ein armes, kaltes, verlaſſenes Land — da, wagte ich nicht mehr zu hoffen."

„Wann reiſen wir? — Morgen?"

„Ich werde die Anſtalten treffen."

„Wie ich Sie freudig überraſcht ſehe, Freund! Ihr Blick weilt halb zweifelnd, halb dankend auf mir. Iſt es denn ſo Etwas Unerhörtes, was ich thue? Man ruft mich und — ich komme. Und jetzt kein Wort weiter: wir reiſen. Laſſen Sie nur Alles ſo geräuſchlos wie möglich vor ſich gehen; auch melden Sie Nichts nach Kurland. Sind wir da, ſo werden wir ja ſehen, ob man uns willkommen heißt, oder uns hinausjagt."

Mit dieſen Worten verabſchiedete ſie lächelnd den Rath und eilte dann in ihr Zimmer, wo ſie den raſch gefaßten Entſchluß überſann und ihn auch bei kaltem Blute nicht anders als billigen konnte.

Der Herzog legte ſeiner Gemahlin keine Schwierigkeiten in den Weg. Die Bekannten und Freunde erfuhren ihre Abreiſe erſt als ſie fort war.

So war denn raſch ein nothwendiger Schritt gethan.

So war denn mit einem Streiche ein jahrelanges peinvolles Unentſchiedenſein, ein ſchädliches und verderbliches Warten, ein nutzloſes Verſprechen und Correſpondiren zu Boden geworfen. Wie glücklich

fühlte ſich Dorothee. Trotz der herben Winterkälte, trotz der Unbequemlichkeit ihres körperlichen Zuſtandes und der Plage einer langen Reiſe athmete ſie wieder leicht und froh, denn ihr Geiſt ſtrebte ungehindert dem Ziele zu, das er ſich geſteckt. Es war das Land ihrer Hoffnungen und ihres Ehrgeizes, in das ſie eilte; es war das Erbe, das ſie ihren Kindern ſichern wollte, es war der Schauplatz, auf dem ſie mit Ehren ſich halten mußte, bis zum letzten Hauche ihrer Kräfte. War der Mann ihrer Wahl feig genug, ſeinen Poſten zu verlaſſen, ſie, wie ein treuer Soldat, wollte ihn tapfer behaupten.

So fuhr denn bei Schneegeſtöber auf faſt fahrloſem Wege der Reiſewagen dahin, in dem die muthvolle Frau ſaß. Hinter ihr verrauſchte der Lärm der Feſte, das Geklingel der Flöten und Schalmeien, vor ihr breiteten ſich die Einöden des kuriſchen Haffs aus, eine endloſe, in fahles Grau gehüllte Wüſte, wo das Toben der Meereswellen mit dem Geheul des Sturmwindes wetteifert und Gefahren bedrohlicher Art den einſamen Reiſenden umgeben. So eilt eine Geliebte zum Geliebten, eine Mutter das theure Haupt des Kindes wiederzuſehen, und ſo eilt hier eine Fürſtin zu den Ihrigen, in ihre Heimath.

In dem großen Conferenzſaale des Schloſſes zu Mitau waren die Stände und Landesabgeordneten verſammelt, denn es galt nunmehr, einen Entſchluß

zu faſſen, wie mit dem nicht zurückkehrenden herzoglichen Paare verhandelt werden ſollte, denn auch die Friſt, die der Herzogin als Antwort für das Einladungsſchreiben geſetzt worden, war verſtrichen, ohne daß irgend ein Beſcheid gekommen. Alſo auch die Herzogin achtete nicht auf die Wünſche des Landes. Eine ſtürmiſche Sitzung erfolgte. Howe und ſeine Parthei gewann die Oberhand. Es erhoben ſich einige Stimmen mit dem Vorſchlage, noch einige Zeit zu warten, doch ſie fanden kein Gehör. Fünf Stunden hatte bereits die Sitzung gedauert; die Stadt war in einer unruhigen Bewegung.

Da — als eben zur Aufnahme des Protokolls geſchritten werden ſollte, öffneten ſich die Thüren des Saals und — die Herzogin trat ein, von Hellſender geführt, der laut in die Verſammlung hineinrief: „Hier iſt die Herzogin!“

Ein Blitz vom heiteren Himmel konnte nicht mehr Staunen und Bewegung erregen, als dieſe plötzliche Erſcheinung. Hellſender hatte ſie mit Abſicht ſo vorbereitet, damit ihre Wirkung deſto mächtiger auf die Parteien ſei.

Da ſtand ſie! In einen weiten, ſchwarzen Schleier gehüllt, die ſchöne, hohe, ſchlanke Geſtalt, das Antlitz geröthet und angegriffen noch von der Reiſe richtete ſie den Blick ihrer großen, dunkeln Augen auf die Verſammlung, die von ihren

Stühlen aufgeſprungen war, als wollte ſie ſagen: „Hier in meinem Schloſſe verſammelt ihr Euch zu meinem Untergange?“ Es lag ein ſchmerzvoller Zug in dieſen weichen Zügen und ſchwebte ein laſtender Kummer auf dieſer hohen Stirn.

In einem weiten Kreiſe ſtanden Alle um ſie her und der Geheimerath von Nolde, hervortretend, hielt jetzt im Namen der Andern eine Bewillkommnungsrede. Auf Hellſender geſtützt, hörte ihn die Herzogin ruhig und milde an, dann ſagte ſie: „Sie ſehen, meine Herren, mein erſter Gang in meinem Vaterlande war zu Ihnen. Was wir mit einander zu verhandeln haben, mag auf die nächſten Tage verſchoben bleiben, denn meine Herren, eine Reiſe von hundertſechsundfünfzig Meilen in dieſer Jahreszeit iſt für eine kranke Frau keine Kleinigkeit. Ich bitte daher, ausruhen zu dürfen.“

Sie machte eine Verbeugung und verließ den Saal.

Der Erbprinz.

Jetzt nahmen die Freuden- und Empfangsfeste ihren Anfang. Ueberall herrſchte die glücklichſte Stimmung, da man wußte, die Herzogin war da. Die Wohlgeſinnten lebten wieder auf, die auf den Umſturz der gegebenen Verhältniſſe bereits ſich feſt Verlaſſenden eilten raſch vom Schauplatz hinweg und zogen ſich von Neuem in das Dunkel zurück. Nur die Männer blieben, die zu ſtolz waren, die Waffen zu ſtrecken, und bereits zu mächtig, um für ſich und ihren Anhang Etwas zu fürchten. Für ſie war das Erſcheinen der Herzogin Nichts als ein politiſches Schauſpiel, das dahin wirken ſollte, den Vernichtungsſtreich vom Haupte des Herzogs abzuhalten, das aber dieſen Zweck nicht erreichen ſollte.

Ihr erſtes öffentliches Erſcheinen nach jener Ankunftsſcene, nachdem ſie ſich drei Tage zurückgezogen

gehalten, eine Friſt, die die junge Fürſtin benutzt hatte, um das Grab ihres Vaters zu beſuchen und ein ſtilles Gebet um Troſt und Hülfe an demſelben zu halten, war dem Beſuche der Kirche geweiht, wo eine Trauerfeierlichkeit zum Gedächtniß der Herzogin-Mutter angeordnet war. Faſt die ganze Stadt war gegenwärtig, um Dorotheen zu ſehen, die in ſchwarze Flöre gehüllt, ſich langſam dem Altare näherte. Als ſie die Kirche wieder verließ, drängte ſich ein Greis aus der Menge, ſtürzte ihr zu Füßen, faßte den Saum ihres Kleides und rief laut: „Bleibe bei uns, Gebieterin! Bleibe bei uns.“ Bis zu Thränen gerührt hörte Dorothee dieſe einfache, herzliche Bitte.

Sie gab jetzt Audienzen auf Audienzen. Der Kanzler ſtand ihr zur Seite, indem ſie ſich die Schriften vorleſen ließ, die in Landesintereſſen abgefaßt und zum Theil gegen die Gerechtſame des Herzogs gerichtet waren. Ihr klarer Blick fand das Richtige unter dem Falſchen heraus, und wo ſie ihrem eignen Urtheil nicht traute, da halfen ihr Nolde, Hellſender und der ehrwürdige Schwander. Kein Wort des Vorwurfs entglitt ihren Lippen, keine Drohung, keine Klage. Sie ordnete und verglich, ſie verſöhnte und ſchlichtete, ſie ſchenkte und forderte Vertrauen. Ihre gewohnte Macht auf die Gemüther erprobte ſie jetzt von neuem. Am Abend eines ſolchen bewegten Tages, ſagte ſie zu ihrem

Gefährten und Begleiter: „Es war doch gut, Hellſender, daß Sie mich hierher führten; ich meine, es war die höchſte Zeit; und großes Unheil iſt verhütet worden.“

„Doch wir müſſen den Herzog auch hier haben,“ bemerkte der Geheimerath, „ja wir müſſen darauf dringen. So glücklich wir uns fühlen,“ ſetzte er mit großer Wärme hinzu, „unſre liebe, gute Frau wieder im Hauſe zu haben, ſo gilt's doch der Ordnung einen vollſtändigen Sieg zu verſchaffen, und dieſes kann nur geſchehen, wenn der Herzog hier iſt. Er muß einen Landtag anordnen, wo ſeine und unſre Anſprüche endlich einmal gegen einander ausgeglichen werden, und wo dann das ewige Klagenweſen aufhört. Die Beſchlüſſe dieſes beſondern Landtags müſſen dann, um für alle Zeiten rechtskräftig und unantaſtbar zu werden, die Beſtätigung der Krone Polen's und die Schutzverſicherung der benachbarten Mächte erhalten.“

„Sehr wahr!“ rief Dorothee. „Dieſer Weg allein führt zum Ziele. Ach, wenn wir nur ſchon ſo weit wären!“

„Wir werden dahin kommen, meine liebe, gnädigſte Frau, wir werden dahin kommen! Aber vor allen Dingen, ſchonen Sie ſich jetzt, meine junge, ſchöne Landesmutter, denn Ihr Zuſtand erfordert es.“

Dorothee folgte dieſem Rathe. Die Zeit ihrer Entbindung nahte heran. Frau von der Recke war

ganz zu der Schweſter gezögen und verließ ſie nicht in der ſelbſtgewählten Einſamkeit, in der ſie ſich jetzt mehre Wochen hindurch befinden ſollte. Endlich erſchien die erwartete Stunde und — ein Prinz erblickte das Licht der Welt.

Jetzt war die herzogliche Parthei oben auf. Dem Lande war ein Erbprinz geſchenkt! Welche Hoffnungen für die Zukunft! Welche Pläne voll Sicherheit und Feſtigkeit konnten jetzt gemacht werden! Dorotheens Freude und Dankgefühl waren groß. Sie meldete das glückliche Ereigniß ihrem Gemahl und beſchwor ihn, heimzukehren.

Unter den Glückwünſchenden ſtellten ſich, für Dorotheen eine ſehr freudige Ueberraſchung, der ruſſiſche Geſandte ein. Er brachte zwei höchſt willkommene Schreiben mit, eines von der Kaiſerin, in welchem ſie der Herzogin ihre beſonderen Gunſt verſicherte, ein anderes, das den Tod der Prinzeſſin Joſſupow mittheilte. Somit waren zwei ſtarke Unebenheiten auf der Straße des Glückes zu gleicher Zeit beſeitigt. Catharina zürnte alſo nicht; und zwar war es die muthige Reiſe der Herzogin geweſen, die der Kaiſerin ſo gut gefallen hatte. Catharina empfand eine eigenthümliche Sympathie für die Frauen, die eine Superiorität über ihre Männer der Welt zeigen. Vielleicht leiteten ſie darin eigne Erfahrungen. Obgleich ſie von der Schwäche eines Mannes Vortheil gezogen, war ſie doch die

Erſte, die über ſchwache Männer ein unerbittliches Urtheil fällte. Der Herzog von Kurland wurde ihr von dieſem Augenblicke an verächtlich, und ſie beſchloß, was in ihrer Macht lag zu thun, ihn auf alle Weiſe zu demüthigen. Die Folgezeit lehrte, wie wohl ſie dieſen Entſchluß auszuführen verſtand.

Die Geburt des Prinzen veränderte ſo manchen Plan. Zwiſchen dem ruſſiſchen Geſandten und dem Oberrath von Howe fand folgende geheime Unterredung ſtatt. Der Geſandte ſtand in einem intimen Verhältniſſe mit dem Oberrathe, dies erlaubte ihm, ihn auf ruſſiſche Weiſe anzureden und ihm allerlei vertrauliche Titel zu geben. „Du ſagſt mir, Michael Feodorowitſch, es gehe nicht gut bei Euch, ich ſage Dir, es geht ſehr gut, und wenn Du es geſcheidt anfängſt, kann es noch beſſer gehen.“ — „Excellenz, ſind immer voll guter Hoffnungen,“ erwiderte Herr von Howe mit einiger Zurückhaltung; „doch wiſſen wir beſſer als man es in Petersburg weiß, wie es hier ſteht und was es zu thun giebt, um an's Ziel zu gelangen.“ — „Brüderchen, Ihr wißt nichts. Wir wiſſen Alles,“ hub der Geſandte lächelnd an. „Haſt Du nicht in Polen geſehen, wie wir allwiſſend ſind? Die Herren Polen glaubten, ſie könnten einen König frei wählen, und was geſchah, ſie wählten einen, den wir ihnen angaben. Nie hat eine Geſchichte luſtiger geendigt

als dieſe. Und ſo wird es auch mit Euch gehen. Wenn Ihr glaubt, Etwas zu wiſſen — Ihr wißt Nichts."

„Und was ſoll denn geſchehen, nach Ew. Excellenz Anſicht?" fragte der Oberrath.

Der Miniſter bog ſich über und flüſterte, indem er ein Geſicht dazu ſchnitt, ſeinem Vertrauten zu: „Den Herzog aus dem Lande ſchaffen! Ganz fort! Verſtanden?"

„So gebt uns Eure Bajonnette!" entgegnete der Oberrath. „Mit einem Stückchen Eiſen iſt Alles in der Welt auszurichten."

„Ich denke mit einem Stückchen Golde auch," ſagte der Miniſter und klopfte lachend Jenem auf die Schulter, dann ſagte er: „Ich will Dir meine Anſichten mittheilen, Michael Feodorowitſch. Höre mich an. Wenn wir wollten, könnten wir der Sache ſchnell ein Ende machen, aber wir wollen nicht. Wir laſſen ein Ding gehen ſo weit, bis es nicht weiter kann, dann fällt's uns in den Schooß. Haſt Du mich verſtanden, Brüderchen? Jetzt ſehen wir noch zu, wenn Ihr gar nicht fertig werden könnt, ſo werden wir kommen. Verlaß Dich darauf, wir bleiben nicht aus. An einem ſchönen Morgen ſollt Ihr reinen Tiſch haben. Aber ſo weit iſt es noch nicht. Jetzt gerade iſt eine gute Gelegenheit, wo Ihr für Euch gute Geſchäfte machen und zugleich uns in die Hände arbeiten könnt."

„Ich bitte mit mehr Deutlichkeit zu ſprechen,“ ſagte der Oberrath trocken.

„Sogleich, Brüderchen,“ fuhr der Miniſter fort. „Die Herzogin hat jetzt einen Sohn. Geht jetzt zu ihr und ſagt: Allerdurchlauchtigſte Frau — ach wir hören, unſer Herr und Herzog iſt fortwährend leidend, unmöglich können wir ihm zumuthen, daß er uns zu Liebe den beſchwerlichen Regierungsſorgen ſich noch weiter unterziehe, wir bitten daher unſre allerdurchlauchtigſte Frau, ſie mögen unſern Herrn und Herzog bewegen, ſich irgend einen ſchönen Aufenthalt in Deutſchland auszuwählen und dort von dem Gelde zu leben, das wir, die allergetreueſten Unterthanen nicht unterlaſſen werden, ihm pünktlich auszahlen zu laſſen.“

„Ich verſtehe,“ ſagte Herr von Howe, „doch Das wird ſie nicht thun.“

„Laß mich ausreden,“ rief der Miniſter. „Ihr bittet ferner, während der Herzog glücklich aus dem Lande geſchafft iſt, daß die Herzogin die vormundſchaftliche Regierung für ihren Sohn übernehme. Verſteht ſich, biſt Du alsdann an der Spitze der Geſchäfte, Deine drei Collegen wird man bei der erſten Gelegenheit über Bord werfen, oder man wählt drei hübſche dumme Jungen, die Dir folgen, wenn Du pfeifſt. Nun, Michael Feodorowitſch, was ſagſt Du? Sind wir nicht zwei alte verdammt pfiffige Knaben?“

„Wie bereits bemerkt," entgegnete der Vertraute. „Sie wird nicht einwilligen."

„Ah — bas — bas, bas! Wird ſchon! Ein Stück Alleinherrſcherin! Das ſchmeckt! Und dann hat ſie nicht einen" — hier flüſterte der Geſandte ganz beſonders leiſe ſeinem Freunde etwas in's Ohr. Dieſer ſchüttelte das Haupt. „Wenn Ihr dieſe Frau beurtheilt nach Dem, wie Eure Weiber in Petersburg ſind, ſo irrt Ihr."

„Alſo doch nicht ein monstre de vertu?" lachte der Geſandte. „Man hat mir Allerlei erzählt. Vor der Vermählung ſchon war da ein hübſcher Kornet oder Lieutenant, der ſehr gelegen im Duell ſein Leben verhauchte."

„Wenn wir die Todten zu Bundesgenoſſen wählen wollen" — bemerkte der Oberrath höhnend.

„Gleichviel," rief der Miniſter ärgerlich. „Es war auch nur ein flüchtiger Gedanke. Die Hauptſache iſt, wir machen ſie zur Vormünderin und Dich, mein prächtiger Alter, zum alleinherrſchenden Gewalthaber. Ich glaube, Du biſt der Mann, alle Zänker und Händelmacher unter Euch zu Paaren zu treiben. Verſteht ſich, wenn man weiß, daß unſre Bajonette im Hintergrunde ſtehen. Siehſt Du, dann iſt Allen geholfen. Die Ruhe iſt im Lande, die Frau Herzogin zieht ihr Püppchen groß, Du herrſcheſt und unſre große, gute Mutter hat nicht nöthig, zum Aergerniß der Welt, die Ruthe hinter'm

Spiegel hervorzuholen und offen und gehäſſig zu thun, was ſie jetzt in lauter Liebe und Güte erreicht."

„Ew. Excellenz Gründe ſind ſehr überwiegend," bemerkte der Oberrath, „ich will verſuchen, wie weit ich komme."

„Verſuche es, mein Brüderchen, verſuche es."

„Ich bin freilich nicht der Mann, der zu ihren Auserwählten und Lieblingen gehört."

„Iſt auch gar nicht nöthig," fiel raſch der Rathgeber ein. „Du biſt der Mann, der ihr imponirt, der allenfalls droben kann."

„Darf ich Ihre Majeſtät dabei nennen?" fragte der Oberrath.

„Nein, mein Teufelchen! nicht mit einer Silbe. Du ſcheinſt mir ein Burſche zu ſein, der für den Galgen reif iſt. Was wir hier ſprechen, iſt ja ein Geplauder zwiſchen zwei Brüdern. Aber ſie iſt pfiffig Deine ſchöne Dame, ſie wird ſchon wiſſen, wo der Wind herkommt."

„Wird man von Polen aus mich unterſtützen?" fragte der Oberrath.

„Man wird;" entgegnete der Geſandte kurz.

Als der einflußreiche Mann fort war, ſagte Herr von Howe bei ſich: „Ich verſtehe, ich ſoll die Kohlen aus der Aſche bringen. Wenn ich hier im Lande herrſche, ſo ſoll ich ein geduldiges Werkzeug in gewiſſen Händen ſein. Aber Ihr könntet

Euch getäuſcht haben! Ich bin nicht für Alle und zu Allem zu brauchen. Indeſſen — wir wollen zu der Herzogin gehen."

Und Herr von Howe hielt nach Verlauf mehrer Wochen um eine Audienz an.

Dorothee war verwundert, als man ihr dieſen Namen nannte. Sie zögerte jedoch keinen Augenblick, ihn vorzulaſſen. Herr von Howe war ein Mann von einer ſtattlichen Geſtalt, von einem kalten, ſtrengen und imponirenden Aeußern. Er war dafür bekannt, kein Schmeichler und kein Höfling zu ſein; deshalb übten ſeine Worte, wenn ſie freundlich und faſt bittend erklangen, doppelte Wirkung. Hier ſprach er nun zu der Herzogin faſt in derſelben Weiſe, die ihm vorgeſchrieben war. Er zeigte ſich theilnehmend für das Wohl und die Geſundheit des Herzog's, es glückte ihm, den Ton zu treffen, der ſeine aufmerkſame Zuhörerin täuſchte. Dorotheens argloſes Herz war ſtets bereit zu glauben, daß man ihr ohne Grund Uebles geſagt habe, und daß man redliche Männer oft zu verläumden ſuche. Es gelang daher auch, ſie bis auf einen gewiſſen Grad für den Plan einzunehmen; als ſie jedoch einſah, daß es auf nichts Geringeres abgeſehen ſei, als den Herzog zu einer Abdikation zu bringen, verhüllte ſie nur ſchlecht ihren Unwillen und ihre Beſtürzung. „Wie," rief ſie, „ich ſoll gegen den Herzog, meinen Gemahl conſpiriren? Das kann

Ihr Ernſt nicht ſein, mein Herr!“ Herr von Howe verwahrte ſich auf's Beſte gegen dieſen Vorwurf, er verſicherte nochmals, daß er als guter Patriot nur das Beſte des Landes wünſche, wenn es ſich günſtig mit dem perſönlichen Wohle des Herzog's vereinigen ließe. Auch das zunehmende Alter des Herzog's käme hier in Betracht; ſo wie die Zukunft des Sohnes, die jedenfalls geſichert werden ſollte.“ Um den einflußreichen Mann nicht zu erzürnen, bat ſich Dorothee Bedenkzeit aus, zugleich gab ſie das Verſprechen, daß von dieſer Mittheilung Nichts über ihre Lippen kommen ſolle. Dieſes Verſprechen hielt ſie gewiſſenhaft; ſie kannte des Herzog's Haß gegen Howe, ſie wußte, daß es ſeinen Zorn ſofort rege machen würde, erführe er, daß man mit dieſem Manne unterhandle. Auch der Schein einer ſolchen Annäherung mußte vermieden werden.

An demſelben Tage, wo dieſes Geſpräch ſtattgefunden, beſuchte Frau von der Recke die Schweſter und dieſer theilte Dorothee das Vorgefallene mit. Frau von der Recke war durchaus keine politiſche Natur, allein manchesmal gelang es ihr gegen Erwarten, einen glücklichen Gedanken zu faſſen. „Iſt denn dieſer Plan ſo übel?“ fragte ſie.

Dorothee ſah ſie erſtaunt an.

„Laß mich nur ausreden,“ ſagte Jene. „Der Herzog, ſo wie er ſich in den letzten Jahren gezeigt,

iſt in der That nicht im Stande, ſich im Lande zu behaupten. Er will es vielleicht auch gar nicht. Es liegt ihm nichts daran, Herzog von Kurland zu ſein."

„Dies ſcheint Dir nur ſo," entgegnete Dorothee. „Es iſt nur ſein Unglück, daß er hier keinen wahren Freund hat."

„Weil er vielleicht keinen haben will."

„Ich bekenne es," ſeufzte Dorothee, „in der letzten Zeit iſt er völlig muthlos geworden. Er iſt bereit, Alles aufzugeben. Doch dieſe Stimmung wird nicht dauernd ſein."

„Wenn ſie aber dauernd wäre?" bemerkte Eliſe. „Wird er da nicht ſelbſt wünſchen, entfernt von dieſem ihm ſo widrigen Boden zu leben? Beſuchen kannſt Du ihn ja ſo oft Du willſt."

„Nein, nein!" rief Dorothee heftig. „Es kann, es darf nicht ſein. Würde er nicht ſtets glauben, ich hätte ſeine Stelle uſurpirt? — ich hätte hinter ſeinem Rücken cabaliſirt, um ihn zu verdrängen!"

„Es müßte," ſagte Frau von der Recke nach einem kurzen Nachdenken, „der Plan von ihm ſelbſt ausgehen. Ich begreife, daß weder Du, noch Einer unſerer Freunde, ihn dahin zu leiten, verſuchen dürfen. Doch ich bleibe dabei: ein Glück für Dich und das Land wäre es, wenn es geſchähe. Du biſt beliebt, Dir folgt man und der wichtige Mann, der dieſe Worte zu Dir geſprochen, iſt auch der Rechte,

der Kraft und Energie genug hat, auszuführen, was er unternimmt.“

„Alſo Du hälſt ihn auch dafür?“ fragte Dorothee freudig überraſcht. „Dieſen Eindruck hat er auf mich gemacht. Bisher hab' ich nie zu ihm herangekonnt, jetzt iſt es mir lieb, zu wiſſen, worauf er ſinnt und was er vor hat. Ich habe daher auch, obgleich der Vorſchlag aus ſeinem Munde, aus dem Munde des erklärten Feindes des Herzogs mich empörte, klug und ausweichend geantwortet. Ich fürchte nur, wenn der Herzog kommt, daß er an einem Tage Alles wieder zu Boden wirft, was ich unterdeſſen mühſam aufgebaut.“

„Alſo er kommt?“ fragte Frau von der Recke.

„Nach dem letzten Schreiben,“ entgegnete die Schweſter, „will er die rauhe Jahreszeit vorübergehen laſſen, eine Reiſe nach Sagan machen und dann herkommen. Mir bangt unbeſchreiblich für den Empfang. Im Geheimen habe ich Geld ausgetheilt, daß man wenigſtens zwei bis drei Ehrenpforten baut. Aber Du wirſt ſehen, er kommt abſichtlich bei Nacht, um, wie er ſich ausdrückt, von dieſem Teufelsneſte nicht einen Dachziegel zu ſehen, und völlig unerwartet, dann ſind alle meine Anſtalten umſonſt.“

Dieſe Befürchtungen trafen ein. Nach Verlauf von einem Monate nach ſeinem letzten Schreiben kam der Herzog und langte in der That in ſeiner

Hauptſtadt in der Nacht und auf einem Wege an, wo er die erbauten Ehrenpforten nicht zu ſehen bekam. Er war ganz Zorn und Flamme. Dorotheens Bitten, ſich zu mäßigen, fruchteten nichts; der Anblick ſeines Sohnes beſänftigte ihn nicht.

Als die vier Oberräthe vor ihm erſchienen, erwiderte er ihre Bewillkommnungsgrüße mit den Worten: „Meine Herren, drei von Ihnen erkenne ich an, der vierte, den ich mit den Anzeichen dieſer Würde bekleidet ſehe, iſt gegen meinen Willen an dieſem Platze.“

Ein ſtarkes Aufſehen machten dieſe Worte. Herr von Howe zog ſich aus dem Courzimmer zurück; ſeine Anhänger und Freunde folgten ihm. Zwei bis drei ſolcher Scenen folgten raſch aufeinander. Hier war an kein Ausgleichen mehr zu denken. Der Herzog drohte, er werde in Warſchau über die Empörer und Aufſtändiſchen Gericht ſprechen laſſen. Vergebens war es, daß der Geheimerath von Nolde jenen bereits gegen die Herzogin ausgeſprochenen Vorſchlag erneuerte; der erzürnte Fürſt wollte von keinem Vergleiche, von keiner gütlichen Beilegung ſeiner Angelegenheiten hören. Der richterliche Ausſpruch ſollte entſcheiden und die Frevler ſollten auf's empfindlichſte gezüchtigt werden.

„Siehſt Du wohl,“ ſagte Frau von der Recke zu ihrer Schweſter, „es wäre beſſer geweſen, er wäre nicht zurückgekehrt!“

Dorothee ſenkte das Haupt. Kummer und Schmerz bleichten ihre Wangen. „Welch' ein Leben wird jetzt beginnen," ſagte ſie ſeufzend. „Mir ſind die Hände gebunden. Will ich Einen dieſer Herren ſprechen, ſogleich vermuthet der Herzog, ich wolle mit ſeinen Feinden gemeinſchaftliche Sache machen. Sein Argwohn iſt rege; er ſieht überall Unglück und Verrath."

„Arme Schweſter!"

„Dabei leidet er ſichtlich," ſetzte Jene ihre Rede fort, „ich fürchte, es kommt eine ſchwere Krankheit über ihn." —

Der Herzog ſank auch in der That auf's Krankenlager und zwar wuchs das Uebel ſo raſch und nahm ſo gefährliche Formen an, daß man für ſein Leben beſorgt war. Dorothee wachte mit der treueſten Pflege an ſeinem Bette. Auch ihre Geſundheit litt. Ihre Tage waren dem Kummer und der Sorge geweiht. Abgeſperrt von jedem freundſchaftlichen Umgange, von jeder Berührung mit der Außenwelt, glich das herzogliche Landhaus Würzau, wohin ſich das fürſtliche Paar zurückgezogen, einem Kloſter. Nur durch Briefe unterhielt Dorothee einen kümmerlichen Verkehr mit ihren Freunden, auch von dieſen durfte der Kranke Nichts erfahren, wenn nicht erneuerte Zornanfälle ſeinen Zuſtand verſchlimmern ſollten.

Hier, bei ſo herben Leiden, ſuchte die arme

Dorothee die vergeſſenen Künſte ihrer Jugend hervor. Sie ſang, ſie componirte, ſie ſchuf zierliche weibliche Arbeiten — Alles um ihre Seele zu beſchwichtigen, die ſtets ſchwarze Gebilde ſah. Endlich wich die Krankheit, der Herzog genas langſam; aber die klöſterliche Einſamkeit blieb. Die üble Laune des Geneſenden erlaubte ſich jeden Eingriff in die Stimmung ſeiner Umgebung. Die heiteren Geiſter, die Dorothee, trotz ihres eigenen Leidens, heraufzubeſchwören wußte, brachten nicht die gewohnte Wirkung hervor; ſelbſt das Lächeln ſeines Kindes erfreute und beglückte ihn nicht. Die ſchönen jungfräulichen Geſtalten ſeiner Töchter ſah er mit einem kalten, ſtarren Blicke an und ſelbſt in dieſen Blick miſchte ſich Etwas von dem finſteren Argwohne, der ihn umfangen hielt.

Dieſe Tage waren unbeſchreiblich trüb.

Ein finſterer, peinvoller Winter ging vorüber. In dieſer Zeit ſtarb auch der Sohn. Das Mißgeſchick hatte ſeinen Gipfel erreicht!

Das erſte Zeichen des Vertrauens in alter Weiſe, das der Herzog Dorotheen wieder gab, war der Wunſch, den er ausſprach, und öfters wiederholte, ſie möchte nach Warſchau gehen und dort eine günſtige Stimmung für ihn vorbereiten für die Zeit, wo ſeine Klageſchriften einliefen. Dorothee gehorchte: ſie machte ſich fertig zur Reiſe.

Warſchau.

Es ſcheint zweckdienlich, ehe der Leſer Dorotheens Wirkſamkeit in der Hauptſtadt Polen's betrachtet, Einiges von der Geſchichte dieſes Landes und ſeines Königs vorauszuſchicken.

Keines der Länder Europa's zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts hat ſo viele Beiſpiele von beklagenswerthen Unglücksfällen und ſtaunenswerthem Heroismus aufzuweiſen als dieſes Land, das Republik und Königreich zugleich war. Eingeklemmt zwiſchen großen, eroberungsſüchtigen und im Wachsthum begriffenen Reichen war es von allen Seiten bedroht, und von keiner einzigen geſchützt. Nur innere Einigkeit hätte es retten können — und gerade dieſe fehlte. Eine auf ſchwankender Baſis ruhende Verfaſſung gab von vorneherein der Eiferſucht der Parteien Vorſchub und machte die Heldenthaten

Einzelner nutzlos. So floß in ewigen Revolutionen das Blut des Landes vergeblich, und eben ſo vergeblich mühte ſich die Weisheit und der Patriotismus mit ihren goldenen Lehren. Unter den Königen dieſes Freiſtaats, die vorzüglich dazu beſtimmt waren, Märtyrer ihrer Stellung zu ſein, war jener unglückliche Stanislaus Auguſt, von dem hier die Rede ſein ſoll, der Erſte. Die Familie Poniatowsky, aus der er ſtammte, war eine der angeſehenſten des Staats, und der Gräfin Poniatowsky, die eine große Anzahl Kinder hatte, wurde geweisſagt, daß einer ihrer Söhne einſt eine Krone tragen werde. Dieſe Prophezeiung ging an Stanislaus Auguſt in Erfüllung, doch erſt in ſeinen ſpätern Lebensjahren. Es iſt bekannt, daß er als Geſandtſchaftsſecretair nach Petersburg verſetzt, dort eine intime Bekanntſchaft mit der damaligen Großfürſtin Katharina knüpfte, die nur von Zeit zu Zeit durch die Intriguen der Widerſacher in ihrem Gange gehemmt wurde, ohne jedoch ganz zerſtört werden zu können. Man ſagt, daß, ſchon als Großfürſtin, Katharina dem jungen Grafen verſprochen habe, ihm eine Krone zu geben. Als Kaiſerin erfüllte ſie dies Verſprechen.

Als das Haus Sachſen von dem polniſchen Königsthrone ſchied, wüthete ein ſtürmiſcher Reichstag und debattirte über die Frage, welcher Fürſt jetzt die Stufen des Thrones beſteigen ſollte. Die

Parteien warben überall hin Anhang. Katharina, ſcheinbar um die Unabhängigkeit des Reichstages zu ſchützen, beſetzte die Grenze des Landes mit ihren Truppen und unter dem Schutze dieſer Bajonette erſtieg Poniatowsky den Thron. Die ſtreitenden Stimmen mußten einwilligen. Nicht lange erfreute ſich Stanislaus Auguſt einer gewiſſen Unabhängigkeit, ſtets näher zeigte ſich ihm das Protectorat Rußland's in ſeiner ſchreckbaren Gewalt. Er gerieth in die mißlichſte Lage. Von ſeinem Volke gemahnt, die Rechte deſſelben zu ſchützen, fand er, wenn er dies that, einen unerbittlich zürnenden Gewalthaber in ſeinem Nachbar. Der Reichstag forderte, daß ein polniſcher König vor allen Dingen ein Pole ſei, die geheimen Inſtructionen, die ihm zugeſchickt wurden, geboten dagegen, ſtreng nach den Befehlen einer fremden Macht zu handeln. So ward der unglückliche Piaſt wider Willen und zu ſeinem eigenen unſäglichem Kummer ein Verräther an ſeinem Vaterlande und doch dabei, während ſonſt jede Verrätherei gut bezahlt wird, ein Verräther, der bei jeder Gelegenheit geſcholten und gedemüthigt wurde. Er erbat ſich, als ſeine Leiden einen unerträglichen Grad erreichten, eine Zuſammenkunft mit der Kaiſerin, und Katharina, die eben ihre glänzende Triumphreiſe in die Krim machte, empfing, da nach dem Reichsgeſetze kein polniſcher König die Grenze ſeines Reiches überſchreiten darf,

ihren ehemaligen Freund in Kariew, an den Ufern des Dniepr, auf dem die kaiſerliche Flotille dahinſegelte. Die drei Bitten, die hier Auguſt ſeiner Beſchützerin vorbrachte, beſtanden in Folgendem. Die erſte war, daß die Ueberwachung, unter die er bei Gelegenheit der erſten Theilung Polen's im Jahre 1772 von Seiten der drei Mächte geſtellt worden, aufgehoben und das Conseil permanent abgeſchafft werde. Die zweite Bitte betraf das Verlangen, die Königswürde erblich in ſeinem Hauſe eingeführt zu ſehen, und die dritte, ſeine Schulden zu bezahlen, die ſich auf drei Millionen Ducaten beliefen. Katharina, die ſeit 1758 den Gefährten ihrer Jugend nicht geſehen hatte, fühlte jetzt zu ihm Nichts, was einer Zuneigung ähnlich geſehen hätte. Der Mann, dem ſie eine Krone gegeben, ſchien ihr nicht königlich gehandelt zu haben, und je unterwürfiger Auguſt ſich ſtellte, deſto gleichgültiger wurde er ſeiner ehemaligen Freundin, die Nichts ſo wenig leiden mochte, als ſchwache Männer. Mit aller ihm zuſtehenden Aufmerkſamkeit wurde er empfangen und entlaſſen, aber keines ſeiner Anliegen erfüllt. Was die zwei erſten Bitten betraf, erwiderte Katharina, daß ſie allein in dieſer Sache Nichts thun könne, daß die Höfe von Berlin und Wien erſt gefragt werden müßten, und wegen der Schuldentilgung verſprach die Kaiſerin, mit ihrem Finanzminiſter ſich zu unterreden. Alles

dieſes waren deutlich genug Ausflüchte und der König konnte bemerken, wie die Großfürſtin in Oranienbaum und die Kaiſerin auf dem Dniepr zwei ganz verſchiedene Perſonen waren.

Untröſtlich und faſt verzweifelnd kam der gekrönte Graf in ſeine Hauptſtadt zurück. Nichts von dem, was er gewünſcht, war erreicht und die drohenden Vorwürfe ſeines ſtolzen Adels, der ihm dieſe Reiſe zu den Füßen der ruſſiſchen Monarchin nie vergab, erhielten jetzt eine ſo ſtarke und eigenthümliche Färbung, daß es das Anſehen hatte, als dürfe ein König, ohne ſeine Krone niederzulegen, ſolche Aeußerungen und Beſchuldigungen nicht hören. Man ſagte ihm laut, daß er zur Reiſe nach Kariew hunderttauſend Rubel von der Kaiſerin erhalten und daß es da Aeußerſte von Schimpf ſei, den ein Patriot ſeinem Lande anthun könne, Gold zu nehmen, um mit Bitten für ſeine Exiſtenz einen fremden Souverain zu behelligen. Wäre Auguſt der ritterliche ſtolze Pole geweſen, als den er ſich ſo gerne bezeichnen hörte, er hätte ſeine Verläumder und Ankläger züchtigen oder die Krone dem Reichstage vor die Füße werfen müſſen. Der Graf Poniatowsky that keines von Beiden. Er wüthete und jammerte im Innern ſeines Palaſtes und ſchrieb klagende und vorwurfsvolle Briefe an Katharina, die dieſe nicht las.

Es giebt im Leben eines ſchwachen Mannes

Augenblicke, wo er ſich ermannt, wo er große und kühne Entſchlüſſe faßt und wo er ſeinem eigenen Bilde nicht mehr gleicht. Eine ſolche Periode trat ein, als Auguſt ſah, daß jene demüthigende Reiſe vergeblich gemacht war und daß er von all' ſeinen Wünſchen nicht einmal die Hoffnung faſſen konnte, ſeine Schulden bezahlt zu ſehen, die gering waren im Vergleich der Summen, die er hingeben ſah an jüngere, nicht gekrönte, aber geliebte Freunde. Auguſt trat jetzt auf Seite ſeines Volkes; er ſagte ſich von allem ruſſiſchem Einfluſſe los, und unter der Aegide Preußen's arbeiteten die Reichsſtände an einer Conſtitution auf patriotiſcher Grundlage. Die Folgezeit hat gelehrt, was aus dieſer Conſtitution, die 1791 wirklich zu Stande kam, wurde. Diese Erzählung hat es mit dem Standpunkte der Begebenheiten zu thun, der ſo eben vorgeführt worden, und Dorothee, als ſie nach Warſchau kam, fand König und Land im Feuereifer mit Feſtſtellung neuer Staatsformen beſchäftigt.

Der Beſuch der Herzogin in Warſchau war angemeldet worden und es wurden ihr daher all' die Empfangsfeierlichkeiten zu Theil, die einer Lehensfürſtin des Reichs gebührten. Sie wohnte im Palaſte der Republik, hatte einen königlichen Kammerherrn zu ihrem Gefolge und eine Ehrenwache vor ihren Gemächern.

Die Aufgabe, die ſich Dorothee geſtellt, war,

den König und die einflußreichsten Senatoren zu gewinnen, damit auf dem nächsten Reichstage die kuriſchen Angelegenheiten verhandelt werden möchten. Dies zu erlangen war nicht leicht. Wie eben berichtet worden, hatten Land und König mit ihrem eigenen Haushalte zuviel zu thun, um an die Intereſſen eines im Lehnſchutz ſtehenden Nachbarlandes zu denken. Dem Herzoge, der mit ſeinen Klagen ſehr eilte, war dies ſchon zur Antwort gegeben worden und Bevollmächtigte, die er hingeſchickt, hatten nichts ausgerichtet; es ließ ſich jedoch erwarten, daß wenn die Fürſtin des Landes ſelbſt kam, die Schwierigkeiten würden beſeitigt werden können. Dorothee betrat zum erſtenmal den Schauplatz einer großen politiſchen Bühne; zum erſtenmale fühlte ſie ſich Verhältniſſen gegenüber, die verworren, feindlich und geſtaltlos all' ihre Forſchungsgabe und ihre Menſchenkenntniß in Anſpruch nahmen. Siegte ſie hier, ſo hatte ſie eine große Schule durchgemacht. Es war ein Höhenpunkt ihres Lebens. Als ſie die Thürme Warſchau's auftauchen ſah, fühlte ſie ihren Athem ſtocken, ungefähr wie es einem jungen Feldherrn zu Muthe ſein muß, der zum erſtenmale die Schlachtordnung des Feindes in unüberſehbaren Linien aufgeſtellt erblickt.

Aber das kühne Herz, das die junge Frau nicht verließ, als ſie in öder Winternacht allein, mit körperlichen Leiden behaftet, unruhigen Tagen in der

Heimath entgegeneilte, eben dieſes Herz belebte ihren Muth immer neu, je näher ſie ihrem Ziele kam.

Sie fand Hellſender ſchon dort, ihrer wartend. Seine Kenntniß der Perſonen und Verhältniſſe war ihr auch hier von großem Nutzen, wie ſie ihr in jenen erſten Tagen der herzoglichen Würde geweſen war. Allein ſeine Andeutungen waren ihr lange nicht genügend. Kaum war ſie zwei Wochen in den Mauern der Hauptſtadt, als ihr eigener Scharfblick ihr ſagte, daß, um hier Etwas auszuwirken, es anderer Wege und Mittel bedurfte, als die ihr der Rath ihrer Umgebung angeben konnte. Vor Allen ſah ſie zwei hartnäckige Feinde ihren Abſichten ſich entgegenſtellen, und dieſe Feinde waren zwei Frauen. Der Widerſtand der Einen konnte möglicherweiſe unſchwer beſiegt werden, der der Andern hätte eine Frau, die weniger Muth, weniger Klugheit und weniger — Koketterie beſaß, ſogleich aus dem Felde geſchlagen. Ja Koketterie! Zum erſtenmal zeigte Dorothee, daß ſie es auch in ihrer Gewalt hatte mit der ſtudirteſten Gefallſucht, dem Spiele kalter Berechnung eines ſchönen Weibes, das darauf hinarbeitet, ihre Nebenbuhlerin zu vernichten, um den Sieg zu ſtreiten. Die erſte Feindin war die Prinzeſſin von Kurland, die Wittwe des Bruders des Herzogs, die in Warſchau für ſich und ihre zwei Söhne petitionirte, die zweite war die junge ſchöne

Fürſtin Czartoriſky, auf die der Leſer ſich beſinnen wird, wenn er an die Scene im Parke zu Mitau zurückdenkt. Die Prinzeſſin von Kurland war nur die Feindin der Anſprüche und der Stellung Dorotheens, die Fürſtin Czartoriſky dagegen die ihrer Perſon. Die Eine war alt und kämpfte für ihre Kinder, die Andere war jung und kämpfte für den gefährdeten Einfluß, den ihre Schönheit und ihr Geiſt ausübten.

Die Prinzeſſin war eine enragirte Ruſſenfeindin, und da Stanislaus Auguſt jetzt gerade in einen ähnlichen Eifer ſich ſeinem Adel und dem Lande gegenüber verſetzt hatte, beſaß ſie mehr als je das Herz dieſes ritterlichen Königs. Der Krongroßfeldherr war ihr Oheim und zwei Senatoren ihre Vettern; das Haus Czartoriſky das mächtigſte und angeſehendſte des Adels. Es hatte nach der Königswürde geſtrebt und hatte dieſen ehrgeizigen Plan auch jetzt noch nicht aufgegeben, obgleich die Klugheit verlangte, günſtigere Zeitumſtände abzuwarten. Ehe die Herzogin noch anlangte, hatte die Prinzeſſin gewußt, den König und ihre Verwandten gegen ſie einzunehmen. Dies erfuhr Dorothee und richtete darnach ihre Schritte ein. Sie kannte den Beweggrund des Haſſes der Prinzeſſin. Von dem Herzoge hatte ſie ſich jene kurze Unterredung mit dem Prinzen erzählen laſſen und wußte nun, daß ſie der Gegenſtand der Eiferſucht der Prinzeſſin war, die

da glaubte, ihretwegen habe der Prinz ſie verlaſſen.

An den Herzog ſchrieb Dorothee; „Schicken Sie mir das Uebrige von meinem Schmuck, den ich zurückgelaſſen, legen Sie auch den der Herzogin, ihrer Mutter, hinzu. Kreditbriefe werden Sie mir noch eine Anzahl ſchicken müſſen. Ich habe Geld und Diamanten nöthig. Sorgen Sie nicht, daß ich zu viel ausgebe; ich kenne Ihre weiſe Sparſamkeit, allein ohne Geld iſt kein Schritt hier möglich. Ich werde Ihnen bei Allem doch noch weniger koſten, als wenn Sie hier einen eigenen Geſandten hielten. Der Herzog ſchickte ſogleich das Geforderte. Die Herzogin-Wittwe hatte einen überaus koſtbaren Perlenſchmuck, von der Kaiſerin Anna ſtammend, ſie hatte ihn in ihrem Teſtamente ihren Enkeltöchtern vermacht. Dieſe Perlen, die jetzt auf Dorotheens Halſe glänzten, übertrafen an Werth und Schönheit ſelbſt das Collier, das die Gemahlin des Krongroßfeldherrn, die Nichte des Königs, bei Hofe trug. —

König Stanislaus Auguſt hatte, bevor er ſich anſchickte, ſeinen Beſuch bei der Herzogin zu machen, ein kurzes Geſpräch mit dem Abbé Latelle, ſeinem Vertrauten. Der gelehrte König hatte ſoeben eine Abhandlung über die polniſche Geſchichte im Zeitalter der Jagellonen beendet, als der Kammerdiener ihm meldete, daß es Zeit ſei, Toilette zu

machen, und daß der Abbé im Vorzimmer warte. Während Auguſt ſich den Pudermantel umwerfen ließ, ſtand der Vertraute neben ihm und erzählte ihm wie gewöhnlich die Neuigkeiten des vergangenen Tages. Der König unterbrach ihn mit der Frage: „Sie kennen ja die Herzogin von Kurland?“

„Ja, Sire. Als ich noch Huſarenrittmeiſter war, machte ich mit mehren meiner Gefährten eine kleine Reiſe nach dem ſchönen Herzogthume,“ entgegnete der Abbé.

„Was führte Sie dahin?“ fragte der König weiter.

„Aufrichtig geſagt,“ tönte die Antwort, „meine Kaſſe war leer; und da ich hörte, daß beim Herzoge hoch geſpielt wurde, faßte ich den Plan, mir in der Geographie Kenntniſſe zu verſchaffen, indem ich zugleich meiner Kaſſe auf die Beine half.“

„Zu dem letztern war auch in Petersburg Gelegenheit, ſollte ich meinen;“ nahm der König das Wort. „Man kann dort ſo hoch ſpielen, wie man will.“

„Allerdings, Sire. Das kann man; allein ich“ — der Abbé zuckte die Achſeln und ſprach nicht weiter.

Der König blickte zu ihm auf. „Ich errathe, Freund Latelle, man wollte nicht mehr mit Ihnen ſpielen. Sie hatten zu oft die Fehler des Glücks

verbeſſert. Nun laſſen wir Das. Es gehört zu einer Ihrer Jugendthorheiten, über die der Prieſtermantel jetzt verdeckend hingebreitet iſt. Wieder auf die Herzogin zu kommen. Man ſagt, ſie ſei eine ſchöne Frau."

„Ew. Majeſtät ſahen ſie noch nie?"

„Noch nie."

„Ach — Sire; ich ſah ſie zwei Tage nach ihrer Vermählung auf einem Hofballe!" rief der Abbé begeiſtert. „Welch eine Geſtalt! Ein junger Offizier aus einem Feldregimente ſtarb aus Liebeskummer für ſie. Es hieß zwar im Duell, allein ich habe von Leuten gehört, die es wiſſen konnten, daß es aus Verzweiflung war, weil er ſeine Abſichten nicht erreicht."

„Alſo tugendhaft?"

Der Abbé machte eine Verbeugung und lächelte.

„Weshalb lächeln Sie?" fragte Stanislaus Auguſt.

„Sire, die Herzogin hat der König von Polen noch nicht geſehen."

Der König antwortete hierauf nicht; er war eben beſchäftigt, mit weißer Schminke die kleinen Falten an den Augenwinkeln verſchwinden zu machen. Zugleich führte er mit dem Pinſel einen dünnen, ſchwarzen Strich an den untern Augenlidern hin. Dadurch erhielt das an und für ſich ſchon dunkle, ſchöne Auge einen erhöhten Glanz. Es war bewundernswürdig, wie ſicher die Hand

Seiner Majeſtät war, dieſe feine Malerei in ihrer ganzen Sauberkeit auszuführen. Der ſchöngeformte Mund mit dem Lächeln, das das „Lächeln der Grazien“ genannt wurde, erhielt durch eine kleine Nachhülfe von Roth eine eigenthümliche Friſche und Jugendlichkeit. Als Seine Majeſtät in ihrer Arbeit vorgerückt waren, daß der ſchöne Mund wieder ſprechen konnte, ſagte er: „Alſo unnahbar iſt dieſe Tugend, Latelle? Es giebt Leute, die das Gegentheil behaupten. Die Prinzeſſin —“

„Ach, Sire!“ fiel Jener raſch ein. „Die Prinzeſſin kann keine ſchöne Frau leiden, die das Glück hat, von Ew. Majeſtät beachtet zu werden.“

„Sie möchten Recht haben.“

Der Abbé nahm die kleine Schaale mit Tuſche aus den Händen des Königs, während der Kammerdiener mit dem Haare zu thun hatte. „Sie haben alſo noch nicht Frieden geſchloſſen mit der Prinzeſſin?“ fragte Auguſt.

„Und ich werde es nie, Sire. Die Prinzeſſin hat meine Treue und Anhänglichkeit für die Perſon meines gnädigſten Herrn in Zweifel zu ziehen geſucht, das iſt Etwas, was ſich nie vergeſſen und vergeben läßt,“ ſagte der Abbé mit einem höchſt ernſthaften Geſichte.

„Sie ſind ein Thor. Die Weiber haben Launen;“ ſagte lachend der König. „Ich werde es über mich nehmen, Sie Beide mit einander zu ver-

ſöhnen. Gehen Sie noch heute hin zu der Prinzeſſin und melden Sie ihr, daß ich morgen Abend nicht ihr Gaſt ſein kann. Es wird ſich nicht anders thun laſſen, ich werde die Herzogin bei mir empfangen. Die Fürſtin Sapieha iſt ſchon in Kenntniß geſetzt und ſie wird die Honneurs machen. Aber von Alle Dem brauchen Sie der Prinzeſſin nichts zu ſagen. Verſtehen Sie mich?"

Der Abbé machte eine Verbeugung.

„Und jetzt," fuhr der König fort, „begeben Sie ſich zu dem Akademiker Rulhieres und ſagen ihm, daß er um die zehnte Abendſtunde ſich einfinde und mir den Traktat mitbringe, den ich ihm zur Abſchrift gegeben. Morgen ſende ich meinen Correſpondenten in Paris den erſten Druckbogen zu. In der That, ich bin neugierig, was man in Paris zu der Broſchüre ſagen und wen man als Verfaſſer angeben wird."

„Die ſpäten Nachtarbeiten," bemerkte der Abbé in bittendem Tone, „werden Ew. Majeſtät ſchaden. Das Vaterland, die Muſen und die Künſte, bitten durch mich, daß ihr Herr und Beſchützer ſich ſchonen möge."

„Wenn Sie wüßten, Latelle, was ich noch alles für Pläne habe. Aber es iſt unnütz, darüber mit Ihnen zu ſprechen. Sie ſind ignorant. Sie haben in Ihrer Jugend nichts gelernt. Sie verſtanden von Ihrem vierzehnten bis zu Ihrem

vierzigſten Jahre Nichts, als wie man Weiber verführt."

„Unterdeſſen," bemerkte der Abbé, „hab' ich doch nun bereits drei Jahre das Glück, der höchſten Weisheit nahe zu ſein."

„Ich habe auch die beſten Hoffnungen!" bemerkte der König kurz. „Wünſchen Sie noch Etwas?"

„Sire, der kleine Poet Narziß Seraphim —"

„Haben ihn ſeine Gläubiger ſchon wieder eingeſperrt?" fragte der König auffahrend. „Ich bin es müde, für dieſen Taugenichts weiter zu ſorgen. Machen Sie ihn frei, aber ſagen ſie ihm, daß er mir nicht wieder vor die Augen komme."

„Hier ſind Verſe, die er in ſeinem Gefängniſſe niedergeſchrieben."

Staniſlaus Auguſt las die Strophen, die eine ſtarke Doſis Schmeichelei, in glückliche und feine Wendungen gebracht, enthielten. Der König nahm ſeinen Strafbefehl zurück und fügte noch ein Geldgeſchenk hinzu.

„Und dann, Sire —"

„Was noch?"

„Der Maler, der die ſchöne Corinna Lacewsky, in der von Ihrer Majeſtät vorgeſchriebenen Attitüde gemalt" — ſagte zögernd der Abbé.

„Er hat ja ſein Honorar empfangen," ſagte verwundert der König.

„Er wünſcht einen Paß, um in's Ausland zu gelangen. Der Polizeiminiſter hält ihn feſt, indem eine Anzahl Bilder bei ihm gefunden, die die guten Sitten beleidigen.“

Der König lachte. „Dieſer alte Narr!“ rief er. „Wegen ein paar Bildern macht er Lärm und in der Stadt, auf den Straßen, in den Häuſern vor ſeiner Naſe, läßt er geſchehen, was geſchehen will. Wir müſſen wirklich etwas mehr auf Anſtand ſehen, Latelle. Ich glaube, daß es in Paris nicht ärger zugehen kann, als es hier zugeht. Unterdeſſen geben Sie dem armen Teufel einen Paß aus meiner Canzlei, und kaufen Sie die Bilder unter der Hand für mich.“

Der Abbé ging und der König vollendete ſeinen Anzug. Obgleich es bereits tief in die Abendſtunden ging, ſo hatte er doch noch nicht die Abendtoilette angelegt, es war das Coſtüm, das für die Vormittagsſtunden galt und das ſehr geſchickt die Mitte hielt, zwiſchen der vollen Toilette und dem Negligée. Stanislaus Auguſt war einer der ſchönſten Männer ſeiner Zeit — geweſen. Er war es noch, wenn er, ſo wie es heute geſchehen war, die Kunſt in einem umfangreichen Grade zu Hülfe zog. Mit dem leichten ſiegenden Gange der Jugend ſtieg er die Treppe hinab, und nahm in ſeinem offenen Wagen Platz. Das Volk, das ſich ſeit einiger Zeit ſtets zahlreich um ſein Palais verſammelt hielt, be-

grüßte mit lautem Jubel ſein Erſcheinen. Die Läufer mit den Fackeln umgaben den Wagen, und dieſer brachte den vornehmen Gaſt raſch an die Thüre des Palaſtes der Republik, wo, auf ſein Erſcheinen vorbereitet, unten das Gefolge der Herzogin, oben auf der Treppe ſie ſelbſt ihm entgegentrat. Der König berührte die Fingerſpitzen der Herzogin mit den Lippen, dann drückte er einen Kuß auf die Stirn der ſich Verneigenden. Dieſe Begrüßung, die das unten ſtehende Volk mit anſah, war ritterlich und väterlich zugleich. Der unvermählte König begrüßte als Ritter eine Dame, die da kam, ihn zu beſuchen; der Lehnsherr hieß mit väterlichem Gruße die Lehnsfürſtin willkommen, die ſeine Hülfe in Anſpruch nahm. Nach dieſem ſo glücklich in zwei Beſtandtheile aufgelöſ'ten Gruße, gab der König der Herzogin den Arm und führte ſie in den Palaſt. Dort beſtand das kurze Geſpräch nur aus den üblichen Phraſen, die ein Theil dem andern aus dem mitgebrachten Vorrathe ſpendete. Der König empfahl ſich, indem er ſich anbot, die Honneurs ſeiner Hauptſtadt zu machen, die Herzogin lehnte mit Dank das Anerbieten ab, indem ſie verſicherte, wohl zu wiſſen, wie koſtbar die Zeit Seiner Majeſtät gerade in dieſen wichtigen Augenblicken ſei. Dieſelben Begrüßungen erfolgten wie bei der Ankunft und Stanislaus Auguſt verließ die junge Fürſtin mit dem feſten Vorſatze, ihre Angele-

genheit, ſo weit es in ſeinem Kräften ſtände, zu betreiben.

Der Abbé Latelle, als er ging ſeinen unangenehmen Auftrag auszurichten, fand die Prinzeſſin Czartorisky in ihrem Boudoir, deſſen Fenſter verhängt waren und wo ſie mit ihrem Arzte eine Conſultation hielt. Dieſe Berathung galt nicht ſowohl ihrer eignen Perſon als vielmehr dem Geſundheitszuſtande ihres Lieblings, eines aſchfarbenen Windſpiels von der zierlichſten Geſtalt. Die Fürſtin lag auf einem Ruhebette, der Hund nahm das Polſter vor ihr ein, und ſie hielt eben das erkrankte Bein deſſelben dem jungen Arzte entgegen, der es durch ein Glas betrachtete, als der Abbé mit unhörbaren Schritten eintrat, nachdem er erſt durch einen Spalt des Vorhangs hineingeſchaut und einen Wink erhalten hatte, näher zu treten. Die Verhandlungen wegen des Hundes nahmen ein Ende, der Arzt entfernte ſich und der Abbé nahm ſeinen Platz am Ruhebette ein.

„Was bringſt Du?“ fragte die Dame, indem ſie ſich in die Polſter zurückgelegt hatte und den Abbé mit halbzugedrückten Augen und mit der Miene des Ueberdruſſes anſah.

„Ich komme vom König mit einem Auftrage Sr. Majeſtät,“ hub der Sprecher an.

„Mit einer Bitte willſt Du ſagen,“ verbeſſerte die Prinzeſſin. „Mir bringt man keine Aufträge.“

„Se. Majeſtät," ſetzte etwas eingeſchüchtert der Botſchafter fort, „will morgen die Frau Herzogin von Kurland und Semgallen bei ſich empfangen."

„Will?" wiederholte die Prinzeſſin und ſchloß die Augen gänzlich.

„Wünſcht!" verbeſſerte der Abbé, indem er raſch einen Blick durch's Zimmer warf und hinter einem Vorhange das Portrait eines Mannes bemerkte, das er hier noch nicht geſehen hatte.

„Ich habe einen Auftrag für Dich, Grankopf," hub die Prinzeſſin an. „Nimm dieſes Billet und ſuche es heimlich dem alten Stephan Glinka zuzuſtecken. Du mußt ihn noch heute Nacht zu ſprechen ſuchen, denn wie ich höre, will er morgen abreiſen."

Der Abbé legte ſeufzend das Papier in ſeine Brieftaſche. „Das iſt ein verwünſchter Auftrag!" murmelte er vor ſich hin. „Dieſen Stephan Glinka muß ich in irgend einer Räuberhöhle aufſuchen." Die Prinzeſſin betrachtete ihren Gaſt mit einem mitleidigen und verächtlichen Blicke. „Armer Serjey!" rief ſie, „wie biſt Du heruntergekommen! Wie dünn ſind Deine Schultern, wie gebückt Dein Nacken und ich glaube gar, Deine Kniee ſchlagen vor Froſt zuſammen. Mein lieber Junge, wo ſind die Tage der Jugend hin! Du biſt eine abſcheuliche, alte Puppe geworden. Was wäre Dein Schickſal, hätteſt Du nicht in dieſem närriſchen Lande einen närriſchen König und eine närriſche Prinzeſſin

gefunden, die Dir für Deine Spionendienſte und obgleich ſie wiſſen, daß Du nichts taugſt, doch ein Stück Brod vorwerfen."

Der Abbé verſuchte, ſich zu nähern, um der Prinzeſſin die Hand zu küſſen, aber ſie gab ſeinem Stuhle mit dem Fuße einen Stoß, daß er weiter ab vom Sopha rollte.

„Welch eine entzückende Laune!" flüſterte der Abbé.

„Jetzt kannſt Du gehen!" befahl ſie.

„Und welche Antwort bringe ich Sr. Majeſtät?" frug er, ſich erhebend und nochmals einen Blick auf das halb verhüllte Portrait werfend.

„Sage dieſem lieben Herrn," nahm die Prinzeſſin das Wort, „daß Se. Majeſtät ein kurzes Gedächtniß hätten. Ich könnte zu meinem Bedauern meine ältern Anſprüche nicht aufgeben. Se. Majeſtät haben zu morgen Abend ſich bei mir einzufinden verſprochen, und ich hätte bereits meine Gäſte geladen. Mache Sr. Majeſtät bemerklich, daß, wenn er nicht erſcheint, ich kommen werde, ihn abzuholen."

Der Abbé wollte Etwas erwidern, allein ein gebieteriſcher Wink hieß ihn gehen. Eine halbe Stunde darauf befand ſich ein anderer Gaſt in dieſem Raume. Ein hochgewachſener, ernſter Mann, geſchmückt mit den Inſignien des weißen Adlerordens, ſaß dem Ruhebette gegenüber, auf dem die

Prinzeſſin in einer etwas weniger nachläſſigen Stellung lag. Der Mann war der Baron von Horff, der Agent der Adelspartei in Kurland. Er hatte bereits öfters Schritte gethan, ſich der vielvermögenden Fürſtin zu nähern, es war ihm jedoch nie gelungen; jetzt plötzlich hatte er eine Einladung erhalten. Herr von Horff war über die Jahre hinaus, wo man Einladungen in Liebesſachen erhält, er vermuthete alſo ſogleich, daß es ſich an dieſem intriguenvollen Hofe um ſeine Partheinahme für dieſe oder jene politiſche Coterie handle. Wie freudig war er überraſcht, als die Prinzeſſin nicht von fremden, ſondern von ſeinen eignen Intereſſen mit ihm zu ſprechen begann, und lebhaft den Wunſch ausdrückte, daß die Klagen des kuriſchen Adels gegen den Herzog ſo bald als irgend möglich, auf dem Reichstage zur Entſcheidung kommen möchten. Sie ſchloß ihre Rede mit der Bitte, daß, wenn ſie Etwas zu Gunſten der Sache thun könne, man ſich nur dreiſt an ſie wenden möge.

Der Baron war anfangs ein wenig erſtaunt, als er dieſe Worte hörte; die Prinzeſſin hatte ſich früher nie um die Angelegenheiten ſeines Vaterlandes gekümmert, und jetzt ſchien ſie auf das lebhafteſte dafür eingenommen; allein er tröſtete ſich mit dem alten Gemeinplatze, den er ſtets im Munde führte, nur hier nicht ausſprach: „Das iſt polniſche Wirthſchaft!“

„Ihre Herzogin iſt ja hier angekommen!“ ſagte die Prinzeſſin mit dem Tone großer Munterkeit.

Der Baron bejahte höflich.

„Iſt Ihnen nicht bang dafür, daß ſie den Sieg davon trägt?“

Der Baron verſicherte, daß er, da es ihm gelungen ſei, heute eine ſo mächtige Bundesgenoſſin zu erhalten, für ſeine gute Sache nichts fürchte.“

„Was wollen Sie eigentlich?“ fragte die Prinzeſſin naiv. „Sie wünſchen, daß man den Herzog fortjage?“

Der Baron war dieſe ungebundene Sprache nicht gewohnt. Er ſtockte ein Wenig und dann erwiderte er trocken: „Nicht eigentlich Das! Wir wollen nur, daß er in ſeine Schranken zurücktrete. Unſere alten Privilegien geſtatten einem Fürſten den wir aus unſrer Mitte gewählt, nur ſo viel eignen Willen, als dazu gehört, uns gegen das Ausland zu vertreten. Der Herzog will aber gegen ſein eignes Land, gegen uns, die wir gleichſam ſeine Schöpfer ſind, auftreten und Rechte der Souverainität in Anſpruch nehmen, die er nicht hat und nach der Verfaſſung auch nie haben kann. Wir ſind die Herren, nicht er.“

„Das kommt mir Alles ſehr einleuchtend vor,“ erwiderte die Prinzeſſin mit affektirter Lebhaftigkeit. „Ich bin eine Freundin der republikaniſchen Herrſchaft.“

„Hier würde es ſich nur um eine ariſtokratiſche handeln," warf der Baron ein.

„Sie haben bereits mächtige Freunde am Reichstage," fuhr ſie fort. „Ich höre, daß der Senator Potocki, mein ſehr ehrenwerther Vetter, ſich für Sie erklärt hat."

„Seine Excellenz und Durchlaucht haben die Güte, uns zu protegiren," entgegnete der Baron höflich. „Auch ſein Bruder, der Staroſt von Grodno, iſt unſrer Sache nicht abgeneigt."

„Ich bin mit dieſen beiden Herren zerfallen," warf die Prinzeſſin leicht hin. „Sie haben mir meine Anhänglichkeit für den König vorgeworfen. Aber mein Himmel, die Zeiten haben ſich geändert! Damals war der König ruſſiſch, jetzt aber iſt er der eifrigſte Patriot und Pole, den man finden kann."

„Wenn Sie ſich, Prinzeſſin, jetzt Ihrem erlauchten Vetter nähern wollten," nahm der Baron das Wort, „Sie würden auf geänderte Anſichten ſtoßen. Wie glücklich für uns, wenn drei ſo mächtige Gewalten zuſammenhielten, um uns ihre ſegensvolle Thätigkeit zuzuwenden."

„Wir wollen ſehen, was ſich thun läßt, Herr Baron. Bringen Sie für's Erſte meinen Vettern meinen Gruß." Hiermit neigte ſie ihr Haupt zum Abſchied und der Baron ging. Im Vorzimmer ſtand der Sekretair der Prinzeſſin, ein junger Mann

mit der ſtolzen und zudringlichen Miene, die die Wichtigkeit ſeines Platzes in dieſem Vorzimmer bekundete. Der Baron machte ihm eine Verbeugung und legte auf den Kaminſims eine Rolle mit fünfundzwanzig Imperialen nieder. Auf der Treppe murmelte der Baron: „Polniſche Wirthſchaft!“

Intriguen.

Ehe der Abbé seinen Gang antrat, um den Juden Stephan Glinka aufzusuchen, machte er seine Majestät bekannt mit der Antwort, die die Fürstin Czartorisky ihm gegeben. Stanislaus August glaubte nicht nöthig zu haben, von der Weigerung der Prinzessin, an seinem Feste zu erscheinen, diesmal Notiz zu nehmen. „Sie hat mich so oft durch ihre herrschsüchtige Laune belästigt, sie soll sehen, daß ich diesem Spiele nicht weiter folge," sagte er zu sich selbst.

Das Fest hatte seinen Anfang genommen. Die alte Fürstin Sapieha saß mit ihren Diamanten bedeckt an dem ihr zukommenden Platze und hatte bereits mit vielen Förmlichkeiten die Herzogin empfangen, die der König am Arme in den Saal geführt. Die Gesellschaft war nicht zahlreich, denn die meisten

der Gäſte hatten ſich zu der Prinzeſſin begeben, die an dieſem Abende auch ein Feſt gab. Der König hatte es erfahren und befand ſich in einem Zuſtande der Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten. Er erſtaunte, daß die Prinzeſſin den Muth hatte, ihr Feſt zu geben ohne ſeine Gegenwart, aber er machte ſich ſelbſt zugleich Complimente, daß es ihm gelungen, ſich über die Drohungen ſeiner herrſchſüchtigen Freundin hinwegzuſetzen. In dieſem Augenblicke öffneten ſich die Thüren und die Prinzeſſin erſchien. Mit einem bezaubernden Lächeln blieb ſie auf der Schwelle ſtehn und betrachtete ſich einen Augenblick, während ſie mit ihrem Fächer ſpielte, die Geſellſchaft, dann ſchritt ſie auf die Gruppe zu, die der König, die Herzogin und noch ein paar andere vor ihme Gäſte bildeten. „Sire," ſagte ſie zum Könige, „Sie werden erlauben, daß ich komme, um Ihre Durchlaucht, die Herzogin, zu mir einzuladen." Damit wandte ſie ſich an Dorotheen und mit den verbindlichſten, artigſten Worten brachte ſie ihre Bitte vor. Dann ſich wieder an den König richtend, vollendete ſie ihre Rede, indem ſie ihn daran erinnerte, daß er ſein Wort gegeben, heute ihr Gaſt zu ſein. „Ein König von Polen," bemerkte ſie lächelnd, „iſt zu ſehr Ritter, als daß er einer Dame könnte ſein Wort brechen."

„Wahrlich, bei unſerem königlichen Worte," erwiderte Auguſt, „die Prinzeſſin hat Recht. Wir

wollen Ihr keinen Grund zur Klage geben und wenn Ihre Durchlaucht der Einladung folgen, ſo bin ich bereit, bei meinen geehrten Gäſten zu Gunſten der Prinzeſſin den Vermittler zu ſpielen.“ Die Herzogin machte eine ſtumme Verbeugung.

„Sie ſind unleidlich, Thereſe!“ flüſterte Auguſt der Prinzeſſin zu, die ſich ihm lachend an den Arm gehängt hatte. Den andern Arm reichte er der Herzogin. So ſchritt er durch die Gemächer die Treppe hinab. Die alte Fürſtin, die ſich bei ihrer Corpulenz darauf gefreut, den ganzen Abend hindurch ihren Platz nicht zu verlaſſen, mußte ſich bequemen, am Arme des Oberkammerherrn dem Zuge ſich anzuſchließen. Die ganze Geſellſchaft verließ den königlichen Palaſt, um ſich in die prachtvolle Wohnung der Prinzeſſin zu begeben. Es war nicht die Rede davon, daß Auguſt ein eigenes Feſt hatte geben wollen, es gewann das Anſehen, als käme er jetzt, wie es gleich Anfangs beſtimmt geweſen, zu der Fürſtin. Aber Auguſt glaubte doch, ſeine Schöne Etwas beſtrafen zu müſſen; er verließ den Saal ziemlich früh, indem er Unwohlſein vorſchützte.

Dorothee hatte unterdeſſen Gelegenheit, ſich ihre Rivalin zu betrachten. Sie fand ſie allerdings ſchön, aber es war nicht die Art Schönheit, welche ihr zuſagte. Sie erblickte in den Zügen der Prinzeſſin die vollendetſte Selbſtſucht, aber unter den

liebenswürdigſten, einſchmeichelndſten Formen verſteckt. Ihre Begrüßung war ſo herzlich, daß man unwillkürlich ſich verſucht fühlte, ſie für wahr zu halten, aber während die ſchönen Augen in zärtlichem Lichte glänzten, ſpielte flüchtig, aber doch erkennbar ein Zug von Hohn um den Mund. Nichts entging dieſen Blicken, die ihre Strahlen überall hinſpielen ließen, und plötzlich von dem Ausdruck des gütigſten Lächelns in ein ſcharfes Zucken des Verdruſſes überzugehen verſtanden. Während Dorothee mit dem Könige ſprach, ſtand die Prinzeſſin ſehr weit ab und war ſcheinbar in einem eifrigen Geſpräche mit einem ihrer Gäſte begriffen, und doch fühlte Dorothee den ſcharfen, verwundenden Blick, der von dort aus auf ihr ruhte. Keine, auch nicht die geringſte Aufmerkſamkeit unterließ die Prinzeſſin gegen ihren Gaſt und als die Herzogin ſich zum Fortgehen rüſtete, begleitete ſie die Fürſtin bis an die unterſten Stufen der Treppe.

„Sie hat ihren Willen durchgeſetzt," ſeufzte Dorothee, als ſie nach Hauſe kam — „ach, ich fürchte, ſie wird ihn auch in Allem Andern durchſetzen." —

Am nächſten Morgen, in den Stunden nach der Meſſe, erſchien der König und machte Entſchuldigungen wegen der Störung des Abends. „Sie ſehen, Durchlaucht," ſagte er, „wie eiferſüchtig die Prinzeſſin iſt auf die Ehre, die Erſte zu ſein,

unſern liebenswürdigen Gaſt bei ſich zu ſehn. Allein ich begreife wohl, daß Sie nicht gekommen ſind, um hier Feſte mitzumachen, und ich werde Gelegenheit finden, Sie mit einigen unſerer einflußreichſten und wichtigſten Staatsmänner bekannt zu machen."

„Mit dem einflußreichſten und wichtigſten, Sire, habe ich jetzt die Ehre zu ſprechen," ſagte Dorothee.

„O nein, Madame, Das bin ich nicht," erwiderte Auguſt mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Man hat in dieſem Lande gefunden, daß es nicht gerathen iſt, einem Mann im Staate die ganze Laſt der Geſchäfte aufzuwälzen, und ein polniſcher König hat immer Zeit übrig, ſeinen Freunden Aufmerkſamkeiten, aber nicht weſentliche Dienſte zu leiſten."

Dorothee nahm die Gelegenheit wahr und legte in kurzer, aber lebendiger Darſtellung die Lage der Verhältniſſe in ihrem Vaterlande vor. Der König hörte ſie mit Aufmerkſamkeit an, unterbrach ſie mit keiner Frage und als ſie geendet hatte, ſagte er: „Unmöglich iſt es, Herzogin, das Recht Ihres Gemahls des Herzogs zu verkennen. Ich geſtehe, ich höre zum erſten Mal eine ſo einfache und leichtfaßliche Rechtsſache. Wollen Sie die Güte haben, mir zu erlauben, daß ich meine Secretaire beauftrage, die Hauptpunkte in einem Memoire zuſammenzufaſ-

ſen, das ich alsdann dem Reichstage vorlegen laſſen will."

Dorothee dankte und verſprach, die nöthigen Papiere, die ſie mitgebracht, in die königliche Kanzlei zu ſchicken.

„Aber freilich," hub der Monarch wieder an, „ich kann es Ihnen, gnädige Frau, nicht erlaſſen, daß Sie perſönlich mit meinen Miniſtern ſprechen. Ich ſehe aus eigener Erfahrung, wie mächtig und auf die Ueberzeugung wirkend Ihr Vortrag iſt. Wenn Sie daher vergönnen, ſo werde ich Ihnen ein paar Männer ſenden, die ich für die Fähigſten halte. Jedoch müſſen wir eilen. In dieſem Lande gehen die Sachen etwas langſam, man muß ſtets hinterdrein ſein, um ſie zu treiben."

Auguſt verließ jetzt das Feld der Geſchäfte und ſprach mit der Herzogin von Gemälden, Büchern und Reiſen. Dorothee nahm dieſes Thema lebhaft und geiſtreich auf und zum erſtenmal, als die Unterredung beendet war, hatte ſie das Gefühl, mit einem vollendeten Weltmanne geſprochen zu haben. Alles in den Reden des Königs war elegant, gefügig, in einem Tone gehalten, der auf gleiche Weiſe entfernt war von Flüchtigkeit wie von Pedanterie. Die ungezwungenſte Heiterkeit, eine muntere, graciöſe Laune belebten die ſchönen Züge des Königs, und als er ihr beim Abſchiede die Hand küßte, geſchah es nicht mehr als König, ſondern als

ein Freund, mit dem man ein angenehmes halbes Stündchen verplaudert hatte.

Die Zusammenkunft mit den Ministern fand statt, allein sie führte zu keinem andern Resultate, als dem, daß diese Herren der Herzogin dieselben Versicherungen gaben, die sie bereits aus dem Munde des Königs, in weit verbindlicherer Weise empfangen hatte. Dorothee wandte jetzt ihre Blicke auf den Kreis, der sie umgab, und mit dem glücklichen Scharfblicke, den sie besaß, im Auffinden derjenigen Persönlichkeiten, die ihr dienlich sein konnten, nahm sie sich zwei Männer heraus, denen sie im Verein mit Hellsender ihr Vertrauen zu schenken sich entschloß. Der Eine dieser Männer war jung, ein Offizier aus der Leibgarde des Königs, stolz, ein Pole mit Leib und Seele, aus einer angesehenen, doch wenig bemittelten Familie. Er hieß Graf Ignaz Lubicki. Der Andere war ein Mann über fünfzig Jahre, der als Jüngling Dorotheens Vater kennen gelernt und der nun die Ehrfurcht und die Liebe, die er für den Vater gehegt, auf die Tochter übertrug. Ohne eigentlich ein bestimmtes Amt zu bekleiden, leitete er doch die Geschäfte in derjenigen Abtheilung des Ministeriums, die am nächsten an die gerade jetzt besprochenen Landesangelegenheiten grenzte. Er hieß Rustan und führte den Titel eines Ministerialraths. Es war der ruhigste, in seinen Formen einfachste, dabei zuverlässigste Mann, den

man finden konnte, und ſeinen Freunden mit einer Treue ergeben, die ihres Gleichen ſuchte; freilich hatte er Wenige, die er Freunde nannte. Unglückliche Erfahrungen hatten ihn die Menſchen eher fliehen als ſie aufſuchen gelehrt, und er galt allgemein für einen finſtern, verſchloſſenen Charakter, der zu keiner Partei gehören wolle.

Ruſtan ſagte ſogleich, als er von der Unterredung mit dem Könige und mit den Miniſtern hörte: „Auf dieſem Wege erlangen wir nichts.“

Der junge Graf Ignaz machte ſich anheiſchig, in die Kaſernen zu gehen und die halbe polniſche Armee für Dorotheen anzuwerben. Sie erwiderte ihm lächelnd, daß ſie keine Kaiſerin Katharina ſei und daß ſie mit den Soldaten nichts zu thun haben wollte. —

Hellſender ſprach die Anſicht aus, daß, wenn es gelänge, die Prinzeſſin Czartoriſky und ihren ſchädlichen Einfluß auf einige Zeit fern von dem Könige zu halten, der Weg, auf den König, der augenblicklich ſich einer großen Beliebtheit erfreue, zu wirken, doch am Ende der geeignetſte ſei.

Ruſtan ſchüttelte das Haupt. „Wir werden die Prinzeſſin nicht entfernen können. Und im günſtigſten Falle, wenn wir ſie entfernten, ſo bleibt ihr Anhang, dieſe mächtigen zwei Senatoren, die wie die römiſchen alten Senatoren den Ruf haben, unbeſtechlich und unbeſiegbar zu ſein.“

„Ich fange mit Beiden Händel an," rief Ignaz, „ich ſteche Beide im Duell nieder." Dorothee lachte und Ruſtan ſagte ernſt: „Keine Poſſen, Graf. Wir ſind ehrenvoll beauftragt, unſerer Gönnerin und Freundin zu rathen und da müſſen wir all' unſere Einſicht und Kraft zuſammennehmen."

Dorothee dankte herzlich, indem ſie dem würdigen Manne die Hand reichte.

„Ich habe einen Plan," ſagte dieſer nach einer Pauſe des Nachdenkens, „doch er will geprüft ſein. Er iſt etwas ſeltſam. Die Kürze der Zeit, die Nähe des Reichstags erheiſcht, daß wir nicht gar ſo wählig in den Mitteln ſind, wie wir den Weg uns ebnen. Unterdeſſen, Fürſtin, verſuchen Sie es mit dem Könige. Ich höre in der Stadt bereits ſprechen, daß er zu Ihren Anbetern gehöre. Dadurch dürfen Sie ſich jedoch nicht allzuſehr geſchmeichelt fühlen, denn Seine Majeſtät haben viel und oft in Dero Leben angebetet."

„Lieber Ruſtan," ſagte Dorothee in der munterſten Laune, ſeien Sie ruhig, ich entführe Ihnen Ihren König nicht. Möge er unter Gottes Segen Ihnen noch recht lange erhalten bleiben."

Ruſtan machte ein Geſicht, als wollte er ſagen: „Der liebe Gott möge ſich nur ja nicht geniren; wenn er ihn durchaus fortnehmen wolle, ſo gar zu untröſtlich werde man nicht ſein."

Auch Hellſender verſicherte, daß er über einem Plane brüte, den er nur jetzt noch nicht mittheilen könne.

In einer der kleinen, engen, ſchmutzigen Straßen des finſtern Judenviertels ſtand ein baufälliges, palaſtähnliches Haus in einem grandioſen Style gebaut. Es war die Reſidenz irgend eines kleinen Fürſten geweſen, zur Zeit als ſich die lithauiſchen Kriegsführer mit polniſchem Gelde, und unterſtützt von den Anführern unter den aufrühreriſchen Piaſten königliche Sitze in der Hauptſtadt des Landes errichteten. Das Gebäude mochte aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ſtammen, wenigſtens wieſen das corps de Logis und ein Seitenflügel in dieſe Zeit hin, das Uebrige war neuen Urſprungs und trug Spuren öfterer Verletzungen durch Brand und Kugelregen. Das obere Stockwerk, das durch einen um's ganze Vorderhaus gehenden Balkon geſchmückt wurde, ſtand leer, bis auf wenige Zimmer, in denen ein Kaſtellan wohnte, der ſich von den Spenden nährte, die die Fremden ihm gaben, denen er die Gemächer zeigte und noch hier und da vorhandene Alterthümer erklärte. Die Hallen im Erdgeſchoß und die bis tief in die Erde hinabreichenden, gewölbten Gänge waren in Pacht gegeben

worden und angeblich dienten ſie den Vorräthen zum Ablagerungsorte, die drei bis vier benachbarte reiche Kaufleute hier angeſammelt hatten. Doch die Fäſſer und Kiſten füllten nur den Eingang der Gewölbe, und wer in dieſen Räumen Beſcheid wußte, fand einen Gang offen, der in das Innere des Gebäudes leitete, und durch den man in geräumige Säle gelangte, welche an den Wänden mit kriegeriſchen Verzierungen geſchmückt und mit dem nöthigſten Bedarf an Geräthe verſehen waren.

In einer dieſer Hallen befand ſich an dem Abende, als die Prinzeſſin Thereſe Czartoriſky den Abbé Latelle abſendete mit einem Auftrage, den ſie nur ihm allein anvertrauen zu können behauptete, eine zahlreiche Verſammlung, deren Zweck es war, patriotiſche Gegenſtände zu verhandeln. Es hatten ſich zwei Parteien hier eingefunden, die ſich einander unter den Namen „die Vipern" und „die Maiglöckchen" kenntlich machten. Dieſe Parteien hatten ſich gebildet bereits am Anfange der Regierung König Stanislaus Auguſt's, und ſie waren noch vor einem Jahre in ſcharfer Oppoſition mit dieſem Könige und deſſen Umgebung geweſen. Unleugbar war ihr Einfluß auf den jedesmaligen Reichstag. Aus der Mitte dieſer entſchloſſenen und gefährlichen Männer des Volks war nicht ſelten ein Führer emporgeſtiegen, der ſich bis in die höchſten Regionen hinauf ſeinen Weg bahnte und ſeinen

Namen gefürchtet machte. Die „Vipern" waren die Männer der altpolniſchen Verfaſſung, die nichts von der neuen Conſtitution wiſſen wollten, die von den „Maiglöckchen" empfohlen und unterſtützt wurde. Beide Parteien vereinigten ſich in dem unerhörteſten Haſſe gegen ruſſiſchen Einfluß, und dieſer Haß war auch der Grund ihrer diesmaligen Vereinigung, indem ſie ſehr richtig urtheilten, daß in ſo kritiſchen Zeiten das Vaterland nicht durch Zerſplitterung, ſondern durch Zuſammenſtehen ſeiner Kräfte geſchützt werde.

Der Abbé hatte ſeine elegante Kleidung abgelegt und den Kittel eines Krämers angezogen und ſah in dieſem Aufzuge für ſeine genauen Freunde ſogar unkenntlich aus. Er hatte Grund dazu, ſich zu verhüllen. Die Männer hier ſcherzten nicht, und es war mehr als einmal vorgekommen, ſelbſt in viel ruhigeren Zeiten als die eben herrſchenden waren, daß beim Tumult irgend einer Verhandlung Blut den Boden färbte, und mißfällige Mitglieder, ohne Richterſpruch und Verhör, ihrer Freiheit, wo nicht ihres Lebens verluſtig gingen. Wie leicht konnte es ſein, daß auf dieſem unterirdiſchen Reichstage irgend einem Gebietenden die Perſon und der Auftrag des Herrn von Latelle mißfiel, und daß er ihn fortſchaffte auf eine Weiſe, wie er nicht fortgeſchafft ſein wollte. Ehe der Abbé alſo in die „Falkenburg", ſo nannte das Volk das öde, verlaſſene Haus, ein-

trat, blieb er auf der Schwelle ſtehen und lauſchte hinter den Fäſſern und Waarenballen verſteckt, ob aus dem Innern hervor ein allzugefährlicher Lärm tönte, als daß es rathſam hätte ſein dürfen, gerade jetzt einzutreten. Es war jedoch ziemlich ruhig; man hörte nur die kräftige Stimme eines Redners, der bei dem reſpektvollen Schweigen ſeiner Zuhörer ſeine Sätze entwickelte und ſeine Gründe vorbrachte. Herr von Latelle öffnete die kleine Seitenthür der Halle und ſteckte vorſichtig ſein Antlitz hinein. Raſch ließ er ſeine Augen eine Rundſchau halten, ob nicht Der, den er ſuchte, glücklicherweiſe in der Nähe ſitze, aber er entdeckte die rothe Naſe und die kleinen, grauen Augen des ehrlichen Stephan Glinka nicht, und mußte ſich ſchon entſchließen, einen Gang zur Seite der Verſammlung hinauf zu gehen, oder vielmehr zu ſchleichen, der von der Tribüne links zu einer verwitterten Steinfigur führte, die eine Minerva darſtellte, mit einem ehemals prächtig vergoldeten Harniſch und Helme verſehen. Kaum hier angelangt, fühlte er ſogleich das Mißliche ſeiner Stellung. Wenn ein Gezänke und eine Rauferei in der Halle entſtand, ſo war es äußerſt ſchwer, die Minerva zu verlaſſen, und noch ſchwieriger, bei ihr auszuharren. Nur die eine große Thür des Haupteinganges war in der Nähe, allein ſie konnte durch ein vorfallendes Gitter von der Tribüne aus geſchloſſen, und ſomit jede Flucht unmöglich gemacht

werden. Alle dieſe Beſonderheiten hatte der Abbé von ſeinem Freunde, dem jüdiſchen Goldſchmied, erfahren, ſie waren ihm jedoch nicht im Gedächtniß geweſen, als er ſeinen Gang antrat, und kamen ihm jetzt in den Sinn, da es zu ſpät war umzukehren.

Ein junger Mann, dem Anſcheine nach von kaum achtzehn Jahren, in der Kleidung eines Bauern der alten polniſchen Nationaltracht, richtete ſo eben, als der Abbé hinter der Minerva anlangte, eine feurige Mahnung an die Verſammelten, in dieſen Zeiten der Gefahr vereint zu bleiben wie Brüder. Er ſprach von der Größe Polen's, von ſeiner Macht und Tapferkeit, und wie unter allen Völkern des Nordens Polen das auserwählte Volk ſei, dem eine große Zukunft und eine unermeßliche Macht vorbehalten ſei. Die Stellung des Jünglings war kühn und begeiſtert, ſeine Rede klang wie das ferne Grollen der Wogen, wenn ſie aus der Tiefe des Meeres herankommen, ſeine dunkeln Augen ſchoſſen Blitze, und ſein wild gelocktes, ſchwarzes Haar ballte ſich wie verknotete Schlangen um Stirn und Nacken. Der Redner, der zu den „Vipern" gehörte, rief begeigeiſtert: „Urtheilt ſelbſt, Brüder, was iſt es, das Ihr höret und ſehet in dieſen Tagen? Ich will es Euch ſagen. Ein Fremdling kommt her, ein Italiener, und ſchreibt auf ein Zettelchen eine Verfaſſung nieder, dieſe ſoll nun die unſre ſein. O

bei den Vätern! iſt das Geſetz und Ordnung? Haben wir nicht unſer altes Polenreich, das beſtanden hat, da all' die ſchönen Verfaſſungen rund um uns her noch gar nicht exiſtirten. Unſre Väter beſchworen das Geſetz und es galt. Dabei wurde Polen groß. Wollt Ihr jetzt glauben, daß man in Paris oder London, oder in Neapel und Madrid beſſer weiß, was uns noth thut, als wir ſelber es wiſſen? Nein, Brüder, Das glaubt Ihr ſicherlich nicht. Ihr ſagt freilich, viele ehrwürdige Männer und Herren haben die neue Verfaſſung geprüft, und hinzugeſetzt und hinweggenommen, was gut oder ſchädlich war nach den Bedürfniſſen unſres Landes; allein haben ſie das gethan, ſo thaten ſie etwas Ueberflüſſiges. Bei Gott, ſie konnten ja nur nehmen was ſchon da war."

Auf dieſe Rede antworteten aus der Menge drei Stimmen mit gleicher Heftigkeit, es waren Ausſprüche von drei „Maiglöckchen", die dem jungen Redner zu beweiſen ſuchten, daß die „Alten" nicht gewußt hätten und hätten wiſſen können, was die Jugend und die heutige Zeit bedürfe.

Mitten unter dieſen Debatten rief eine helle, kreiſchende Stimme, die von den Bänken der Vipern hertönte: „Seht, ein Verräther! Er hat einen ganzen Sack voll ruſſiſcher Rubel bei ſich!"

Sogleich erhob ſich ein Tumult. Man ſah Arme in die Luft gehoben, die ſich mit Stöcken und Sä-

beln bewaffnet hatten. „Ich bin unſchuldig! Hört mich!“ tönte eine dünne Stimme, in der der Abbé ſogleich das ſchwache und erbärmliche Organ ſeines Freundes, des Juden erkannte. Die Geſtalt deſſelben, in einen langen Kaftan gehüllt, ſah man jetzt auf eine Bank erhoben, die Arme flehentlich bittend ausgeſtreckt. Alles ſchloß ſich um ihn her in einen feſten Klumpen. „Werft ihn nieder! Erwürgt ihn!“ ſchrieen die Naheſtehenden. „Man kennt ihn ſchon längſt als Spion!“ — Von neuem ſuchte Stephan Glinka ſich ſeinen „achtbaren“ Brüdern verſtändlich zu machen, indem er zugleich mehrmals einen Anſatz nahm, die Geſchichte des Sacks mit den Rubeln zu erzählen.

„Ein Spion! ein Spion!“ brüllte der Haufen und zwei ſtarke Arme umfaßten den zitternden Mann und trugen ihn über den Häuptern der Menge weg einem Seitengange zu, der zu den „Kerkern“ lenkte. Das Geſchrei des Armen war kläglich anzuhören. Da faßte der Abbé ſich Muth, den Bedrängten zu retten, er konnte es ohne ſich ſelbſt der Gefahr auszuſetzen. Das Papier, das ihm die Prinzeſſin eingehändigt, hoch emporhebend, rief er jetzt laut: „Im Namen der Fürſtin Thereſe Czartoriſky — hört!“ Alle Augen wendeten ſich nach dem Sprechenden, die Bewegung in der Menge ſtockte. „Was giebt's?“ fragten

Einige. „Ich habe einen Auftrag der Fürstin an jenen Mann. Laßt ihn frei.“

„Wenn dem so ist,“ sagte ein mächtig großer, breitschultriger Mann, „so mag der Jude gehen. Die Czartoriskys beschützen keine Verräther.“

Stephan Glinka gelangte von seiner Höhe wieder auf den Boden herab, und fast ohnmächtig in die Arme seines Retters, der ihn umschlang und rasch dem Ausgange zudrängte.

Als Beide auf der Straße sich befanden, außerhalb des Bereiches der Gefahr, athmete der Jude wieder auf, dankte seinem Retter und trat an einen der Feuerbecken, die hier den Platz beleuchteten, um den Brief zu öffnen. Unterdessen spähte sein Gefährte umher, ob von keiner Seite Gefahr drohe. Ein Straßenkampf schien in nicht weiter Ferne statt zu finden, man hörte den Hufschlag der Pferde und verworrene Stimmen.

„Es wird gut sein, mein Freund,“ sagte Latelle, indem er den Arm des Lesenden berührte, „Du machst Dich mit dem Inhalte des Schreibens an einem ruhigeren Platze bekannt, als der ist, auf dem wir hier uns befinden.“

Der Juwelier hörte diese Worte nicht: „Gott steh' mir bei; da soll ich armer Mann den Schmuck auslösen, den die Dame versetzt hat! Und schon zu morgen Abend soll er in ihren Händen sein.“

„Da iſt die große Fête bei dem Krongroßfeldherrn," bemerkte der Abbé.

„Ich armer, armer Mann!" klagte der Jude, indem er ſich an einen Brückenpfeiler anklammerte und in's finſtre Waſſer des Kanals ſchaute. „Was thun? Wo das Geld hernehmen? Hätten ſie mich doch da drinnen todt geſchlagen, ſo wäre ich jetzt meiner Noth ledig. Sechstauſend Dukaten! Gott Abraham's und Iſaak's, und die ſoll der arme Jud haben! Und bring' ich nicht den Schmuck, ſo iſt's aus mit mir; ich bekomme im Leben keinen Verdienſt mehr. Die Dame iſt gar gewaltig in ihrem Zorne! Gar grauſamlich gewaltig."

Der Abbé ſchaute ſich bei den lauten Klagen ſeines Gefährten beſorgt um.

„Nun, Herr! Sagen Sie mir, was ich thun ſoll?"

„Den Befehlen der Prinzeſſin gehorchen!" erwiderte ruhig der Abbé. „Du haſt ja gute Freunde, nimm das Geld von dieſen."

„Gute Freunde? He! Wer hat heutzutage, wo ſie ſich einander auf offner Straße todtſchlagen, gute Freunde?" ſeufzte Stephan Glinka. „Der Abraham Rutowitſch hätte bei ſich wohl liegen die Dukaten, aber er iſt verreiſet, und kommt erſt in einem Monat wieder. Aber zu was," fuhr er plötzlich heftig auf, „will die Dame den Schmuck gerade zu morgen?"

„Du haſt es ja gehört, Jude; das große Feſt iſt morgen. Doch wenn Du das Geld nicht herbeiſchaffen kannſt, ſo will ich's der Fürſtin melden, damit ſie einen Andern beauftrage."

„Bleibt!" ſchrie Stephan Glinka und fuhr ſich dabei mit beiden Fäuſten in's Haar, „ich ſag' Euch, bleibt. Wollt Ihr, daß man mich morgen todt in meinem Bette findet und die Meinigen, Weib und Kind aus der Stadt jagt? Die Dame iſt Alles im Stande zu thun, wenn ihr Wille nicht geſchieht. Sie hat tauſend Arme, die ihr beiſtehen. Ich gehe — ich will ſchauen, was ſich thun läßt. — Sagt, daß Ihr mich krank auf dem Lager gefunden habt, daß ich aber halbſterbend gelaufen bin, ihren Auftrag auszurichten. Gott — ſagt Das!"

Mit dieſen Worten lief der Juwelier jammernd um die Straßenecke und verlor ſich im Dunkel der Nacht. Der Abbé kehrte nicht zu der Prinzeſſin zurück, ſondern lenkte in eine Straße ein, die zu einem ſchönen, mit Bildſäulen gezierten Platze führte. Hier ſtand der Palaſt des Staatsprokurators, Grafen Welikÿ, eines einflußreichen und hochgeſtellten Mannes, der im Rufe ſtand, ein eifriger Patriot und ein Anhänger der Partei der Fürſtin Czartoriſky zu ſein.

Der Abbè öffnete leiſe die Thür des Kabinets, zu dem ein Diener, den er auf dem Gange wartend fand, ihn hingewieſen. Das Kabinet war leer,

die Thüre zum anſtoßenden Gemache nur angelehnt, man konnte hören, was darin geſprochen wurde. Der Graf unterhielt ſich lebhaft mit einem Manne, den der Abbé zwar nicht ſehen konnte, den er jedoch an der Stimme für den kuriſchen Adelsdeputirten, den Baron von Horff, erkannte. Seit einiger Zeit hatte man den Baron häufig im Hauſe des Prokurators geſehen. Das Geſpräch hatte, wie es ſchien, ſchon eine Weile gedauert; der Prokurator ſagte mit einiger Heftigkeit: „Sie können nicht verlangen, Baron, daß wir der Einen zugeſtehen, was wir der Andern verweigert. Die Herzogin befindet ſich gegenwärtig hier und bringt daſſelbe Geſuch vor, das die Prinzeſſin Biron vorgebracht. Der Herzogin haben wir's abgeſchlagen und der Prinzeſſin ſollen wir's bewilligen? Wo wäre da ein gerechter Spruch zu finden? Unſer Reichstag, glauben Sie mir, hat mit ſeinen eigenen Angelegenheiten genug zu thun, und die Ihres Vaterlandes ſind zwar keine fremden für uns, allein ſie ſind im engſten Sinne doch nicht die unſrigen."

„Die Prinzeſſin," hub der Baron an, „wird die Aufmerkſamkeit, die man ihr erzeigt, in ihrem vollen Werthe zu würdigen wiſſen."

„Ich hoffe es. Aber wie kommen Sie, mein geehrteſter Herr, jetzt gerade dazu, ſo eifrig die Sache dieſer Dame zu führen?" fragte der Prokurator.

Der Baron zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann ſagte er raſch: „Offen geſtanden, Excellenz, die Prinzeſſin wird von Rußland begünſtigt.“

„Von Rußland?“ ſagte der Prokurator überraſcht. „Ich denke, Katharina iſt die Beſchützerin des regierenden Hauſes.“

„Sie war es,“ flüſterte der Baron. „Meine Nachrichten ſind ſehr genau und zuverläſſig. Die Kaiſerin geht mit dem Plane um, den Herzog zur Abdankung zu bewegen, um ſeinem Neffen, den ſie am Hofe von Petersburg, unter ihren Augen erziehen läßt, das Herzogthum zu geben.“

„Und wird der Adel einwilligen?“ fragte der Prokurator.

„Er wird,“ ſagte der Baron mit Beſtimmtheit. „Wir wollen meinethalben Jeden Andern, nur nicht Dieſen.“

„Das ſind Neuigkeiten, lieber Baron, die Sie mir da ſagen!“ bemerkte der einflußreiche Mann. „Weiß der König um dieſe Pläne der Kaiſerin?“

„Der König?“ wiederholte der Baron mit Lächeln. „Seit wann ſetzt man den König in Kenntniß von Dem, was in Rußland beſchloſſen wird?“

Der Prokurator ſchwieg.

Die Herren gingen im Zimmer auf und ab und näherten ſich dem Kabinette. Der Abbé zog ſich an die Eingangsthüre zurück und hörte nur noch

die Abſchiedsworte des Prokurators, die da lauteten: „Laſſen Sie mich über dieſe Dinge nachdenken. Wir ſehen uns bald wieder.“ Der Baron ging und der Graf trat in das Kabinet. Er war zerſtreut und erſt nach einigen Augenblicken bemerkte er die Gegenwart des Abbé, den er mit Höflichkeit grüßte.

„Seh' ich Sie endlich einmal wieder, mein theurer Herr von Latelle! Wie geht es? was macht unſere liebenswürdige Freundin und Gönnerin, die Prinzeſſin Thereſe?“

„Ihre Hoheit bedauern,“ entgegnete der Abbé mit einer tiefen Verbeugung, „daß es ihr nicht gelungen iſt, Ew. Excellenz in einer der jetzt ſo zahlreichen Geſellſchaften zu treffen.“

„Geſchäfte, Herr Abbé, Geſchäfte. Berichten Sie Das der ſchönen Dame. Die Nähe des entſcheidenden Reichstags, der für uns Alle ſo große, ſo wichtige Entſchlüſſe bringen wird, muß gerade mich, der ich mitten im Getreibe der Angelegenheiten mich befinde, in beſtändigem Zwange halten. Allein es wird eine Zeit kommen, wo ich meine Tage gänzlich dem Dienſte ſchöner Frauen werde widmen können. Sieht die Prinzeſſin Se. Majeſtät den König noch oft?“

„Nicht mehr und nicht minder wie ſie ihn ſtets geſehen,“ erwiderte der Abbé.

„Man ſagt mir, die Majeſtät wäre gänzlich ge-

feſſelt von dem Gaſte, der an unſerem Hofe weilt," hub der Graf an, indem er einen lächelnden, forſchenden Blick auf den Abbé heftete.

„Excellenz meinen die Frau Herzogin von Kurland?"

„Allerdings meine ich Dieſe. Eine ſo ſchöne, eine ſo liebenswürdige Frau! Eine Frau, die berühmt iſt, oder berüchtigt, wegen ihrer Eroberungen. Der jetzige König von Preußen war als Kronprinz einer ihrer begünſtigten Anbeter."

„Excellenz ſind ſehr gut berichtet," entgegnete Herr von Latelle. „Darf ich noch Einen hinzufügen, den Ew. Excellenz auf der Liſte der Verehrer dieſer Schönen ausgelaſſen?" Dieſe Frage ward von einem eigenthümlichen Blicke begleitet, den der Gefragte ſogleich verſtand.

„Sie meinen mich, Herr Abbé? Ich geſtehe, ich war verwundert, als ich die öffentliche Stimme meinen Namen in dieſer Beziehung ausſprechen hörte. Nichts als Höflichkeit, mein theurer Herr von Latelle, nichts als Sitte der großen Welt. Die Herzogin hat ſich an mich gewendet, ſie hat mich aufgeſucht, um ihr bei ihren Angelegenheiten, die etwas verwickelter Natur ſind, behülflich zu ſein. Das iſt Alles. Hat die Fürſtin Thereſe, meine edle, liebenswürdige Freundin, etwa auch ein Wort nach dieſer Richtung hin fallen laſſen? Sprechen Sie, Herr Abbé, ſprechen Sie!"

„Ich wage nicht, erforſchen zu wollen, was Ihre Hoheit geheim zu halten für gut befindet," entgegnete vorſichtig der Gefragte. „Aber wenn es irgend Jemanden gäbe, von dem es Ihre Hoheit ſchmerzen würde, wenn ſie ſähe, daß er von der guten Sache des Vaterlandes abfiele, ſo wäre es Ew. Excellenz."

„Ich — abfallen? Abbé, hat ſie Etwas der Art geäußert?" fragte der Graf heftig.

„Wenn ſie ſieht, daß Ew. Excellenz ſich ſo offen um die Gunſt der Herzogin bemüht, die unter ruſſiſchem Schutze ſteht —" Herr von Latelle vollendete ſeinen Satz nicht; er lauſchte, welchen Eindruck ſeine Worte machen würden.

„Unter ruſſiſchem Schutze?" wiederholte der Staatsprokurator. „Welche Perfidie! welche Verläumdung! Ich, der ich gegen Rußland ſpreche und wirke — ich? der treueſte und eifrigſte Patriot! Gerade, daß ich mich der Frau Herzogin genähert habe, beweist, daß ich wußte, daß ſie völlig von Rußland getrennt iſt, noch mehr, daß Rußland ihren Untergang wünſcht."

„Wenn Das iſt" — hub der Abbé an und verſteckte ſein Lächeln hinter einer Miene von Ehrfurcht, „alsdann haben die Prinzeſſin und ihre Freunde nichts zu fürchten. Ich eile, ihr dieſe frohe Nachricht zu hinterbringen."

„Gehen Sie, Herr Abbé, machen Sie meine

Feinde und Verläumder ſchweigen. Verſichern Sie der Prinzeſſin und Sr. Majeſtät, dem Könige, meine Ehrfurcht."

Hiermit war der Abbé entlaſſen, der ſich ſofort zu ſeiner ſchönen Gebieterin verfügte. Die Nachrichten, die er diesmal brachte, bewirkten, daß ſein Empfang ein wenig beſſer war, wie gewöhnlich. Die Auftritte in der Verſammlung im alten Schloſſe machten die Prinzeſſin lachen, die Aufſchlüſſe jedoch, die der Spion über den Staatsprokurator, ihren erklärten Feinde und Widerſacher brachte, gewannen ihm die volle Gunſt ſeiner Beſchützerin.

„Hab' ich ihn endlich, den Verräther!" rief die Triumphirende; „o ich wußte längſt, daß er in ruſſiſchem Solde war. Jetzt werde ich mit großer Sicherheit gegen ihn operiren können."

„Doch wohl, Fürſtin, ohne mich bloszuſtellen?" warf mit großer Schüchternheit der Ueberbringer ſo wichtiger Nachrichten ein.

Die Prinzeſſin lachte höhniſch. „Dich? mein Einziger, mein Geliebter? Dich ſollte ich ſchonen?" rief ſie und ſchlug mit dem Fächer Jenem auf die Schulter. „Glaube mir, wenn ich Dich an den Galgen gebracht haben werde, ſo begehe ich einen Feſttag. Vorläufig, da wir doch einmal gute Freunde ſind, ſo nimm dieſen Ring, er iſt ächter, wie Du es biſt." Sie zog einen Diamant vom Finger und gab ihn dem Abbé, der wieder den Willen bezeigte,

ihr die Hand zu küſſen, allein wieder nicht zu ſeinem Zwecke kam. „Jetzt geh' und beſchäftige Dich mit Seiner Majeſtät. Forſche aus, wo er hingeht und was er beabſichtigt. Du haſt einen leichten Poſten, denn Niemand verſtellt ſich weniger als Der, zu dem ich Dich jetzt ſende."

Herr von Latelle verbeugte ſich tief und ging, indem er im Vorſaal den eben erhaltenen Ring betrachtete. „Er wird doch nicht Einer von Denen ſein," murmelte er vor ſich hin, „die ihre Hoheit in dem linken Schubfach des kleinen Eckſchrankes verwahren und die Freund Stephan Glinka zu gewiſſen Zwecken aus Steinen zuſammenſetzt, die, wie er ſagt, vom Monde fallen. Das wäre übel; für einen unächten Diamanten hätte ich Se. Excellenz, den Herrn Staatsprokurator nicht hingegeben."

Die Vertraute.

Das Feſt des Krongroßfeldherrn war vorüber. Es hatte der ſchauluſtigen Menge zwei Frauen gezeigt, die mit einander im Kampfe um die größere Zahl und den Werth ihres Schmuckes waren. Die Perlen der Herzogin hatten jedoch den Sieg bei den Kennern davongetragen. Dies trug nicht gerade dazu bei, die Stimmung der Prinzeſſin gegen die Herzogin zu mildern. Doch äußerlich ſchien es, als wenn zwiſchen Beiden das beſte Einverſtändniß waltete. Einen Tag um den andern ließ die Prinzeſſin ſich nach dem Befinden der Herzogin erkundigen und einen Tag um den andern vergalt ihr dieſes die Herzogin durch dieſelbe Aufmerkſamkeit.

Mittlerweile fand Stanislaus Auguſt ſich ge-

drängt, ein mächtiges Bedürfniß ſeines Herzens zu befriedigen. Eines Tages erſchien er bei Dorotheen ohne den Pomp der königlichen Würde und ſelbſt, ohne ſich angemeldet zu haben, was er ſonſt nie unterließ; er fand daher auch die Herzogin Briefe ſchreibend und im Negligée. Mit der Höflichkeit eines Mannes der großen Welt machte er ſein Verſehen gut, indem er gleich beim Eintritt ſagte: „Gnädige Frau, der König ſchickt mich und bittet, daß Sie dem Grafen Poniatowsky einige Augenblicke Gehör ſchenken.“

Dorothee begrüßte alſo den Grafen. Man ſetzte ſich. Die Hofdame, die gegenwärtig war, zog ſich in das Nebenzimmer zurück; die Thüren desſelben blieben aber offen. Obgleich im Winter, war Dorotheens Zimmer einem Garten im ſchönſten Schmucke des Frühlings ähnlich, eine ſolche Anzahl blühender Stauden und Gewächſe hatte die Aufmerkſamkeit ihres königlichen Wirthes ihr geſpendet. Unter einer Laube von Orangenzweigen, gemiſcht mit Myrthen und Lorbeeren, nahmen Beide Platz. Auguſt's Miene zeigte Kummer und Niedergeſchlagenheit. Nach einigen gleichgültigen Worten und bei Gelegenheit eines tief geſchöpften Seufzers Sr. Majeſtät fragte deſſen liebenswürdiger Gaſt theilnehmend, ob ein verſchwiegenes Leiden die Seele des edlen Mannes bedrücke. Auguſt ergriff die Hand Dorotheens und entgegnete mit einer

äußerſt ſanften Stimme: „und wenn Dem ſo wäre? Dürfte ich denn hoffen, für meine Klagen ein offenes Ohr zu finden?“

„Nicht allein Das, ſondern ein mitfühlendes Herz, Sire,“ erwiderte raſch Dorothee.

„Nennen Sie mich nicht ſo, Herzogin, nennen Sie mich Graf — oder nennen Sie mich — Ihren Freund!“ rief Stanislaus mit jenem Ausdruck von Weichheit und Innigkeit, der in den Tagen ſeiner Blüthe den ſchönen Mann noch ſchöner gemacht, der ihn jetzt, da dieſe Blüthe vorbei war, ein wenig einem Gecken ähnlich machte, doch nicht ſo viel, daß es ihm geradezu geſchadet hätte. Dorothee ſchlug die Blicke nieder und entgegnete: „Sprechen Sie, Graf.“

„Ich ſuche nach Faſſung,“ ſtammelte Auguſt mit einer ſehr gut erkünſtelten Schüchternheit, „und fürwahr ich finde ſie nicht. Man rühmt meine Beredſamkeit, ſie iſt aber nur Sache des Kopfes, — will ein wärmeres, heiligeres Gefühl Worte ſich bilden, ſo legt die Furcht, dem Gegenſtande meiner Anbetung zu mißfallen, der Zunge unzerbrechliche Feſſeln auf. Doch es muß gewagt ſein, meine Tochter — meine Freundin! Wahrlich Sie ſind zu dem rechten Zeitpunkte erſchienen, um einen bekümmerten, tief verwundeten Geiſt aufzurichten und ſein erblindetes Auge wieder dem Glanze der Hoffnung zugänglich zu machen. Reden Sie offen, theure Freundin, wie

finden Sie mich, wie finden Sie die Verhältniſſe, in denen Sie mich ſehen?“

Dieſe Frage ſetzte Dorotheen in Verlegenheit, ſie durfte nicht die Wahrheit ſagen, denn ſonſt hätte ſie offen geſtehen müſſen, daß ihr die ganze Exiſtenz des Königs als eine unwürdige erſchienen, daß ſie um keinen Preis der Welt an ſeiner Stelle hätte ſein mögen. Da dies aber nicht ausgeſprochen werden durfte, das gefühlvolle und weiche Herz Dorotheens übrigens das herzlichſte Mitgefühl mit dem Manne hatte, ſo ſagte ſie, den eigentlichen Kern der Frage umgehend, daß ein Privatmann, zu dem Glanze des Thrones gelangt, ſich unmöglich mit größerer Würde als Fürſt, wie mit ſchönerem Erfolge als Dichter und Gelehrter zeigen könne.

„Sie erinnern mich daran,“ ſagte Auguſt, „daß ich nicht als Fürſt geboren bin und wollte Gott, man hätte mich gelaſſen, wo ich war. Ich hätte dann ein Leben führen können, wie ich es wünſche, anſtatt daß ich jetzt mit einer Exiſtenz mich beladen fühle, die mir nur die Laſt, nicht den Glanz der Krone eingebracht hat.“

Dorothee fühlte, daß ſich hierauf nichts erwidern ließe, und Auguſt fuhr fort: „Ich liebe mein Vaterland, ich vergöttere es, meine edelſte Habe, mein werthvollſtes Gut iſt es, und — o Gott, ich bin gezwungen, ihm nur halb zu dienen, ſein Intereſſe

nur ſchwach und zerſtückelt zu fördern. Ein Scepter iſt in meine Hand gegeben, allein wann ich es gebietend erheben will, knickt es wie ein Blumenſtengel zuſammen. Unter meinen Augen muß ich dulden, was ich verabſcheue und was ich doch nicht hindern kann."

„Herr Graf, Sie ſehen zu ſchwarz," ſagte Dorothee mit heiterer Miene.

„Nein, nein!" erwiderte Auguſt, „ich ſage lange noch nicht Alles. Ein Gefühl der Schaam, der Erbitterung, des Kummers hält mich ab, die ganze Fülle meiner Leiden aufzudecken. Aber fragen Sie, ſchöne Frau, meine einſamen Nächte, fragen Sie die Stunden, in denen man mich allein läßt, allein mit meinem Elend. Aus den Fenſtern meines Palaſtes höre ich, wie in rauſchenden Feſten meine Freunde des Lebens ſich freuen; ich höre den Jubel der Feſte, das Klingen der vollen Becher, ich höre Scherz und Lachen — und ich ſitze, das Haupt gebeugt, einſam an der nächtlichen Lampe, ach — und denke der Tage, die einſt waren. Ich ſehe im Geiſte den jungen kühnen Mann, wie er raſch die Laufbahn des Ruhmes betritt, wie er in eine Welt voll Glanz und Siege jugendſtürmend eintritt. Und dieſer junge Mann bin ich. Darauf erblicke ich den glücklichen, jungen Diplomaten, dem ſpielend ſchwer zu löſende Probleme gelöst in den Schooß fallen, der in der Schule alter, geübter

Weisheit lernend, Triumphe ſich bereitet, die die Welt ſtaunen machen. Ach — und endlich! ich ſehe einen kühnen und glücklichen Geliebten, der ſich im Sturme eine ſchöne Frau, durch deren Locken ſich ein Diadem windet, erbeutet, der gewagt und tollkühn Abenteuer beſteht, die kein Ritter der Tafelrunde romantiſcher und gefahrvoller beſtand — Ach! und Alles dieſes bin ich. Herzogin, faſſen Sie Das? Wenn ein Mann kummervoll und gebeugt in ſtillen Mitternächten daſitzt und ſich ſagen muß: Einſt zu ſo Herrlichem berufen und nun ſo tief in den Staub gezogen!"

Dorothee wollte Etwas erwidern, doch der König hielt ſie zurück, indem er raſch fortfuhr: „Sagen Sie mir nicht, daß ich König bin. Sagen Sie Das nicht! Was iſt dieſe Krone, die ich trage; wie trage ich ſie, und wer gab ſie mir?"

Bei den letzten Worten verzog ſich das Geſicht des Klagenden in eine Miene grenzenloſen Schmerzes. Er hielt inne und lehnte ſich in die Polſter des Sopha's zurück. Unglücklicherweiſe und gleichſam ſpottend wölbte ſich ein Lorbeerzweig über die Stirne dieſes jammernden Königs. Es war der Gegenſtand ſeiner Klagen ein ſo zarter und ſo wenig zu Erörterungen geeigneter Punkt, daß Dorothee völlig in Verzweiflung war, nicht wiſſend, was ſie hierauf erwidern ſollte. Zum Glück hielt Auguſt dieſes Stummſein ſeiner Vertrauten für ein Zeichen

ihres ſo lebhaft angeregten Mitgefühls, daß ihre Sprache dadurch gefeſſelt worden.

„Als ich die Stufen dieſes Thrones beſtieg,“ fuhr der König fort, „glaubte ich feſt, ihn durch Tugenden, denen der größten Fürſten gleich, zieren zu können. Erhabene Muſter hatte ich dicht vor mir: Friedrich's Größe, die Erfolge ſeiner glänzenden Königslaufbahn zogen mich an. Ich wollte mein Vaterland einig und ſtark machen und als der Erſte dieſes ſtarken und einigen Landes wollte ich daſtehen. Denen, die mir dieſe Krone gaben, wollte ich zeigen, daß unter all' den Edlen, die darum warben, ſie den Edelſten gewählt. So dachte der Graf Poniatowsky, ſo wollte der König Stanislaus Auguſt handeln. Aber Argliſt hatte meine Wahl geleitet, Falſchheit und Verrath hatten die Maske der Freundſchaft vorgebunden, ich ſah mich und mein Volk von Der getreten, die ich meine großmächtige Bundesgenoſſin nannte, die — ach! — einſt die Geliebte meiner Jugend war. Ja, Herzogin, dieſe Stunde löst jede Feſſel des Vertrauens, ich ſage es offen, der Freundin vertraue ich's an: Katharina iſt die Quelle meines Elends, meines namenloſen Schmerzes.“

Bei dieſen Worten war der ſchöne, ſtolze Mann zuſammengeſunken und hielt die Hände auf's Kniee gefaltet, den Kopf tief auf die Bruſt geſenkt. Dorothee warf einen flüchtigen Blick in's Nebenzimmer

und bemerkte mit Befriedigung, daß das junge Mädchen ſich entfernt hatte. Es hatte alſo Niemand als ſie allein dieſe für einen König und einen Mann gleich demüthigenden Geſtändniſſe gehört. Beim Beginn des Geſpräches hatte Dorothee gehofft, es würden die gewöhnlichen Klagen vorgebracht werden, die durch die gewöhnlichen Tröſtungen in Form eines unterhaltenden, die Farbe des Vertrauens annehmenden Geplauders beſeitigt zu werden pflegen, jetzt ſah ſie aber, daß ein wirkliches Leid um Mitgefühl und Vertrauen bat. Sogleich war ſie in innigſter Hingebung bereit, ſo herzlich und ſo offen ihre Troſtgründe vorzubringen, als ſie irgend vermochte. Mit einem Blicke ihrer treuen, ſchönen Augen ſah ſie mit ſo gütevoller und herzlicher Theilnahme auf Den, der ſich ihren Freund nannte, daß Auguſt, wenn es ihm auch weniger Ernſt um ſeine Bekümmerniſſe geweſen wäre, als es ihm in der That war, hätte zum größten Dankgefühle hingeriſſen werden müſſen.

„Sie haben mich Ihre Freundin genannt, theurer Graf,“ ſagte ſie, „ſo laſſen Sie mich auch als eine ſolche zu Ihnen ſprechen. Ihr Geiſt iſt getrübt, Ihr Sinn bekümmert, und Sie ſchreiben dieſes den Schickſalen zu, die Sie perſönlich betroffen, während Sie die Zeit anklagen ſollten, die dieſe unſeligen Spaltungen und Verhältniſſe hervorruft und begünſtigt. Der Weiſeſte der Sterblichen,

glauben Sie mir, theurer Graf, würde in so troſtlos zerriſſenen Tagen, wo die Beſten und Edelſten irre werden an menſchlicher Größe und Tugend, wahrlich nicht ſicherer und leichter die Laſt der Krone tragen, als Sie ſie tragen."

„Welche Worte des Troſtes!" ſeufzte Stanislaus Auguſt. „Sie ſind ein Engel, Herzogin! Sie ſind gekommen, um mich vom Untergange zu retten!"

„O Sire, nicht dieſe Sprache der Muthloſigkeit, ſie paßt weder für Polen's tapferſten Krieger wie für deſſen weiſeſten Regenten."

„Rathen Sie mir, theure Freundin, was thun, was beginnen?"

Dorothee fühlte ſich in Stelle des ſo zaghaft Sprechenden erröthen. „Ich erlaube mir nicht," ſagte ſie nach einer Pauſe, „Ew. Majeſtät Winke über ihr künftiges Betragen zu geben, doch, wenn es mir vergönnt iſt, meine ſchwachen Einſichten vor Ihren Blicken darzulegen, ſo möchte ich vor allen Dingen Standhaftigkeit im Beharren des nun einmal feſt ausgeſprochenen Willens Ew. Majeſtät vorſchlagen. Sire, Sie haben jetzt den Kampf mit Ihrem erbittertſten Feinde begonnen, laſſen Sie ihn nicht wieder fallen. Wagen Sie das Aeußerſte. Stellen Sie ſich muthvoll an die Spitze Ihrer Getreuen und zeigen Sie dem Doppeladler, daß Sie ſeine Klauen nicht fürchten. Ein blutiger Kampf wird's

werden, allein ein hoher Preis iſt zu erringen, die Selbſtſtändigkeits Polen's und — ich darf hinzuſetzen — Ew. Majeſtät. Sie werden aufhören, Vaſall eines Reiches zu ſein, dem Sie Nichts verdanken als die Zuſtimmung zu Ihrer Wahl. O Sire, nicht Rußland, die Liebe Ihrer Landsleute, die Achtung, in der das Haus Poniatowsky ſteht, hat Sie auf den Thron berufen. Fühlen Sie die Bedeutung, der Erſte unter ſolch' einem Volke zu ſein, und Sie werden mit den freudigſten Hoffnungen in den Kampf gehen."

Stanislaus hatte mit Aufmerkſamkeit dieſen Worten zugehört und heftete jetzt ſeinen Blick mit Bewunderung und Zärtlichkeit auf die ſchöne Rednerin. „Es ſei!" ſagte er endlich entſchloſſen, „ich überwinde alle Rückſichten, ich zeige der Falſchen, daß jedes Band zwiſchen ihr und mir zerriſſen iſt, ich trete ihr im offenen Kampfe entgegen."

„Und der weiße Adler wird ſiegen!" fügte Dorothee mit Begeiſterung hinzu. „Ich werde die Erſte ſein dürfen, die Ew. Majeſtät meine Glückwünſche zu einem freien König und einem freien Volke bringt."

Der König erhob ſich, er hatte Thränen im Auge, er wankte und endlich ſchloß er mit einer ſtürmiſchen Bewegung die Herzogin in die Arme. Sie wand ſich ſo graziös und ſchonend wie möglich aus dieſen Armen los und Auguſt ſenkte ſeinen

Blick wieder mit kummervollem Ausdrucke zu Boden. „Sie ſind nicht ganz die Meine," ſagte er, „Sie haben mich getröſtet, wie Sie jeden Unglücklichen, der ſich zu Ihnen geflüchtet, getröſtet haben würden. Aber ach, mein Herz, verlangt mehr. Ich will im Beſitz des Ihrigen ſein."

„Sie ſind in dieſem Beſitze, Sire, mehr vielleicht, als Sie es glauben."

„Alsdann laſſen Sie dieſe Stunde nicht die letzte zwiſchen uns ſein," ſagte er wieder im muthvollen Tone. „Ich bin verlaſſen von Allem, Herzogin, was meinem Geiſte Muth, meinem Herzen Wärme ertheilen kann, Sie können mir Beides gewähren."

„Wenn mir Das gelingen ſollte, Sire, ſo werde ich die Stunden ſegnen, wo ich die Grenze Ihres Reiches überſchritt." Jetzt folgten Abſchiedsverbeugungen, die wieder etwas Förmliches an ſich hatten, denn im Nebengemache zeigten ſich die Oberhofmeiſterin und die Hofdame der Herzogin.

„Welche Nachricht ſoll ich dem Könige bringen?" fragte Auguſt leiſe.

„Meinen tiefgefühlteſten Reſpect," entgegnete Dorothee lächelnd, „und ich ließe Se. Majeſtät bitten, den Grafen Poniatowsky nicht zu hindern, im Fall er Luſt bezeigte, mich zu beſuchen."

Als Auguſt fort war ſetzte ſich Dorothee wieder an den Schreibtiſch, allein ſie fand den Faden nicht, um die begonnenen Gedanken fortzuführen. Die

eben beſtandene Scene hatte ſie doch mehr erſchüttert, als ſie ſich ſelbſt geſtehen wollte. Die ganze Liebenswürdigkeit und die ganze Schwäche eines Mannes hatte ſich ihr kundgegeben und ſie wußte nicht, wohin ſie ihre Gefühle lenken ſollte. Sie war bereit zu entſchuldigen und dann wieder berührte ihre ſtarke Natur der Widerwille gegen Unentſchloſſenheit und Feigheit. Sie zog das Medaillon, das ſie nie ablegte, mit dem Bilde ihres Vaters, hervor und unwillkürlich ſprach ſie die Worte: „Du warſt doch ein ganz anderer Mann!“ —

Hellſender ließ ſich melden und brachte eben nicht erfreuliche Nachrichten. „Ich begreife nicht,“ ſagte er unter Andern, „was vorgefallen ſein muß, der Staatsprokurator iſt plötzlich gegen uns. Er empfing mich heute kalt, faſt abweiſend, und ließ deutlich merken, daß von ihm Nichts für unſere Sache zu hoffen ſei.“

„Beruhigen Sie Sich, lieber Hellſender,“ ſagte Dorothee, „dieſe Polen ſind heute ſo, morgen anders.“ —

„Er empfängt Beſuche von dem Baron Horff,“ fuhr der Legationsrath fort, „und ſeit einigen Tagen hat man die Prinzeſſin Biron bei ihm geſehen.“

„Er iſt klug,“ entgegnete Dorothee. „Er ſieht weiter als Tauſend Andere; er erblickt die Perſonen und Ereigniſſe, die noch hinter den Couliſſen ſtehen.“

„Wie verſteh' ich Das, Hoheit?“ fragte der Vertraute.

„Wir ſind unter uns,“ hub Dorothee nach einer Pauſe an, „ich will Ihnen alſo meine Meinung nicht vorenthalten. Alles, was Sie hier ſehen, ſind Seifenblaſen; ſie zerplatzen beim erſten Windhauch. Es iſt unmöglich, daß ein ſolches Reich, wie ich es jetzt erblicke und beobachte, Beſtand hat, es muß ſeinen Feinden zur Beute fallen, und dieſe Feinde operiren ſehr geſchickt und thätig. Betrachten Sie dieſe Menge von Conföderationen, die ſich offen und heimlich bekriegen; welche Conſtitution, und ſie mag die Beſte von der Welt ſein, kann hier Ruhe und Ordnung ſtiften; es kann dies nur das Schwerdt, und zwar das Schwerdt in der Hand des Mächtigen, und wer dieſer hier iſt, Das, glaube ich, wiſſen wir Beide recht gut, und der edle Herr Graf Staatsprokurator ſcheint es auch ſehr gut zu wiſſen.“

„Alsdann wäre unſer Aufenthalt hier vergeblich!“ ſagte Hellſender kleinlaut.

„Er iſt nicht vergeblich!“ entgegnete Dorothee. „Ich habe mir ein Ziel vorgeſetzt, das ich erreichen will. Wenn es aber erreicht iſt, ob dann mein Triumph und die Vortheile, die damit verbunden ſind, von Dauer ſein werden, das iſt eine andere Frage.“

„Ich habe Ew. Hoheit den Bericht über die Summen vorzulegen, die ich in den letzten Tagen

verausgabt," hub der Rath wieder an und brachte ein Papier aus der Taſche. Dorothee nahm es und überblickte die einzelnen Poſten. „Wir haben viel ausgegeben," hub ſie an, „lieber Hellſender, wir müſſen ſparſamer ſein, der Herzog wird uns Vorwürfe machen."

„Es ſind die allernothwendigſten Beſtechungen," bemerkte der Rath.

„Ich glaub' es. Haben Sie mit unſern Pferden etwas ausgerichtet? Ich hoffe, Ihr Commiſſionair hat die gute kuriſche Race ganz beſonders herausgeſtrichen."

„Wir ſind ſie alle losgeworden," tönte die Antwort, „und ich habe um einen neuen Transport gebeten."

„Ich finde hier einen ſonderbaren Poſten," fragte Dorothee, lächelnd das Papier überſehend, „an die Frau Fürſtin, Bettlerin am Palaſt der Prinzeſſin Czartoriſky. Was iſt Das? Eine Fürſtin Bettlerin im Hauſe einer Prinzeſſin."

„Dieſe Alte," erklärte Hellſender, „iſt eine wichtige Perſon in ihrer Art.. Wie es hier in Polen Sitte iſt, daß man nie weiß, ob man, wenn man einem Bettler in Lumpen, der Einen nachgehinkt kommt, ein Almoſen giebt, nicht dieſes einem Abkömmling der älteſten Familien hinwirft, ſo behauptet auch dieſe Bettlerin von dem alten Königsgeſchlechte der Jagellonen abzuſtammen und trägt ihr Elend mit einem ſolchen

Stolze, daß ihre Blicke und Manieren einer Kaiſerin abgeborgt zu ſein ſcheinen. Sie müſſen ſie ſelbſt ſehen, gnädigſte Frau, es iſt dies ein Beitrag zur Menſchenkenntniß. Ich habe ſie beſtochen und ſeit dem meldet ſie mir, wer im Palaſt ein- und ausgeht."

„Eine Fürſtin in Lumpen!" bemerkte Dorothee. „Das werden wir ſtolzen Kronenträger vielleicht einmal Alle ſein. Was bedeutet dieſes Zeichen bei dem Namen dos Senators, Fürſten Lumirsky?"

Hellſender ſtockte und wollte nicht mit der Sprache heraus; auf wiederholte Fragen ſagte er endlich: „Dieſer Mann iſt ſehr wichtig. Er bringt das Programm des Reichstages in Ordnung und ſetzt auf's Papier, welche Angelegenheiten zur Sprache kommen ſollen Wenn wir es nur erreichen, daß wir auf dem Programm ſtehen, ſo haben wir ſchon viel gewonnen."

„Nun," rief Dorothee lebhaft, „ſo wollen wir denn machen, daß wir darauf ſtehen. Was zucken Sie die Achſel?"

„Der Herr Fürſt ſind etwas habgierig; unter tauſend Dukaten können wir ihn nicht beſtechen."

„Das iſt viel."

„Aber," hub Hellſender wieder an, und ſendete einen zweifelhaften Blick auf die Herzogin, „der alte Fürſt iſt zugleich ſehr galant und prahlt mit ſeinen Eroberungen. Wenn ſich daher Ihro Durch-

laucht entſchließen könnten, ihm einen Beſuch abzuſtatten —“

„Wir wollen es überlegen, lieber Hellſender. Tauſend Dukaten meinem armen Vaterlande erſpart, und dafür ein paar Minuten bei einem alten Gecken zugebracht, dem man durch dieſen Beſuch ſchmeichelt! Es wäre faſt Unrecht, wenn wir hier ſchwankten. Ich will ihm ſchreiben und meinen Beſuch anmelden. Er wird ohne Zweifel dann kommen, um mir ſeine Aufwartung zu machen. Ich werde dann Sorge tragen, daß man dieſe intereſſanten Beſuche im Publikum erfährt.“

„Dafür wird er ſchon ſelbſt Sorge tragen, Hoheit!“ ſagte der Rath auf's freudigſte bewegt. „Aber, Herzogin, ich muß bemerken, es iſt der häßlichſte Mann, der exiſtirt, ſchief, verwachſen, einäugig.“

„Thut Alles nichts. Ich ſuche auch keinen Adonis. Wie, Hellſender, Thränen im Auge? Was iſt Ihnen?“

„Bewunderung, Herzogin, innige Bewunderung für Frauengröße, wie ich ſie bisher noch nie gekannt, nie hoffte, ſie je zu finden!“ rief Hellſender.

„Sie ſind ein Thor!“

Mit der heiterſten Miene reichte ſie ihm die Hand, die er küßte während ſie freundſchaftlich die ſeine drückte.

„Was haben Sie aus mir gemacht!“ fuhr er

begeistert fort. „Ich diente dem Mammon; nur auf Erwerb war mein Sinn gerichtet. Das Bessere und Höhere im Menschenleben und im Menschenverkehr — durch eine edle, großdenkende und großhandelnde Frau hab' ich es kennen gelernt."

„Die Schule des Lebens hat uns Beide gebildet," sagte Dorothee, „der Eine hat mehr, der Andere weniger den Zufälligkeiten zu danken, die fördernd auf uns eingewirkt. Beruhigung ist es für einen Geist, der redlich strebt, nicht daß seine Thaten Erfolg haben, sondern daß es *seine* Thaten sind, hervorgegangen aus einem treuen, dem Guten, Schönen und Wahren zugewendeten Sinne. So lassen Sie uns denn weiter fortfahren zu wirken; ich fürchte, es werden noch dunkle Tage kommen."

Dorothee sagte diese Worte aus voller Ueberzeugung. So heiter und so sicher, wie sie sich der Welt zeigte, war sie in den Stunden der Einsamkeit nicht. In diesen Stunden überwältigte sie das Gefühl, in einer perfiden, alle Grundsätze der Wahrheit und das Recht verleugnenden Gesellschaft zu leben. Sie sah käuflich, was nie käuflich sein sollte, sie sah schwach und feig, was stark und fest sein sollte, und endlich erblickte sie das Vertrauen, die sichere Basis des Glückes aller Völker, untergraben durch den Hohn und das freche Spiel, das Eigennutz und Selbstsucht der Herrschenden übten. „Sollte es also wirklich wahr sein," sagte

ſie zu ſich ſelbſt, „was mir jener junge begeiſterte Apoſtel einer neuen Zeit verkündete, daß das alte Europa ſeinem Sturze, ſeinem Untergange entgegengehe?“ Nach langer Zeit ſtand Arnaud's Bild wieder lebendig vor ihrer Seele. Sie hatte in ihrer Nähe einen Jüngling, der dieſem geheimnißvollen Fremdlinge in den Tyroler Gebirgen in mehr als einer Beziehung ähnlich war, dies war der junge Graf Ignaz. Sie hatte ihn lange nicht geſehen und nur gehört, daß er ſich aus Warſchau entfernt habe, um an einer kriegeriſchen Unternehmung Theil zu haben, die ſich an der Grenze gegen eine Abtheilung des ruſſiſchen Heeres, das daſelbſt aufgeſtellt war, entwickelte. Ruſtan hatte dieſen Schritt ſehr gemißbilligt, den kecken jungen Mann jedoch nicht zurückhalten können.

Nach Verlauf weniger Tage erhielt Dorothee ein Handbillet des Königs, folgenden Inhalts: „Meine Couſine. Morgen iſt der Vorabend meines Namenstages; ich pflege ihn nach alter Gewohnheit mit der Prinzeſſin Czartoriſky zu feiern, doch das Band des Vertrauens, das ſich zwiſchen uns geknüpft hat, macht es mir unmöglich, die mir wichtigen Stunden dieſes Abends Jemand Anderem als Ihnen anzubieten. Wollen Sie demnach die Stelle der Prinzeſſin einnehmen, ſo machen Sie mich unausſprechlich glücklich. Sie werden Niemand als die alte Fürſtin Sapieha und mich finden. Der

Prinzeſſin habe ich ſagen laſſen, daß ein Unwohlſein mich an das Zimmer feſſelt, und daß ich für dieſes Mal dem Vergnügen des Beſuches bei ihr entſagen muß. Ihr Vetter Graf Poniatowsky."

Dieſen Triumph über ihre Feindin hatte Dorothee nicht erwartet. Einen Augenblick zögerte ſie, ob ſie die Einladung annehmen ſolle, dann redete ihr lebhaft die Klugheit zu, das Feld zu behaupten, das ſie ſich gewonnen. In der achten Abendſtunde war ſie beim König, begleitet von ihrer Hofdame, die jedoch im Wagen wieder zurückfuhr. Der König kam der Herzogin entgegen und küßte ihr mit dem Ausdruck des innigſten Dankes die Hand. Er empfing ſie in ſeinem kleinen Salon, der mit Büſten und Gemälden geziert war und in welchem ſein Schreibtiſch ſtand. Die eine Wand des Zimmers nahm ein Klavier ein, das geöffet war und auf dem Notenblätter lagen. Ueber demſelben hing ein weibliches Portrait, das durch einen ſchwarzen Schleier verdeckt war; es war das Bild Katharinens. Alles in dieſem Zimmer athmete Stille, Ruhe, Eleganz ohne Pracht. Die ſchweren ſeidenen Vorhänge waren niedergelaſſen, ebenſo die an der Thüre. An einem Tiſchchen in der Ecke des Zimmers ſaß die alte Fürſtin und legte Karten. Wer es nicht wußte, daß hier ein König wohnte, hätte den ſchönen, kleinen Salon für das Arbeitszimmer eines reichen Privatmannes oder Gelehrten gehal-

ten. Nirgends erblickte das Auge die Insignien der fürstlichen Würde. August selbst war einfach in einen braunen Rock mit Stickerei gekleidet und sein volles Haar fiel, wenig mit Puder gemischt, in einzelnen Locken auf die Schultern, während es auf den Nacken, in eine schwarzseidene Schleife zusammengeknüpft, ebenfalls ungekünstelt niederhing. Wenn man den König im Strahle des Tageslichtes und im vollen Gala-Anzuge sah, so konnte man bemerken, daß er nicht mehr jung war, hier in der weichen und gedämpften Beleuchtung einiger durch Schirme verdeckter Candelaber, in so ungezwungener und doch gewählter Kleidung, mit dem sanften Feuer der Augen, die ihm die Natur, und der Röthe der Wangen, die ihm die Kunst gegeben, sah dieser verführerische Mann wie ein Jüngling aus, den Nachtwachen und poetische Träumereien um seine volle Frische gebracht hatten. Man konnte in Ton und Miene unmöglich sanftere Reize gelegt finden, als sie hier sich zeigten. Jede Bewegung war Anmuth und Grazie.

Die ersten Augenblicke waren der Betrachtung und Besprechung von Kunstgegenständen gewidmet, die in großer Menge vorlagen. Die Fürstin entfernte sich und nun lenkte der König auf den Gegenstand ein, der ihm am Herzen lag, und erbat sich von neuem Trost und Rath von Dorotheen. Diese nahm die Gelegenheit wahr und nannte ihm

einige Perſonen ſeiner Umgebung, die ſie hatte als ihm treu ergeben rühmen hören. Doch unwillig erwiderte Auguſt: „Sie irren, theure Freundin, wenn Sie mich von guten Einflüſſen umgeben wähnen. Argliſt und Kabale drängen ſich in meine Nähe. Wie glücklich bin ich, daß ich dieſe Stunden des Alleinſeins mit Ihnen mir erobert habe, ich will Ihnen meine geheimſten Gedanken ſagen, wie mir meine Umgebung erſcheint. Vor allen die Prinzeſſin Thereſe —“

Der König ſtockte hier, er wandte ſich halb zur Seite und ſchien nach dem Vorſaale hin zu lauſchen. Von dort her tönte ein leiſes Geräuſch. —

„Sollte Jemand es wagen,“ ſagte Auguſt, „gegen meinen gemeſſenen Befehl hier einzudringen!“

Das Geräuſch wurde lebhafter und beſtand in zwei Stimmen, von denen die eine leiſe und umſtändlich Vorſtellungen machte, die andre kurz und entſchieden antwortete.

„Sie iſt es!“ rief der König, und eine finſtre Wolke von Zorn flog über dieſe ſo glatte Stirn. Ein Ausdruck von Schmerz und Wuth zuckte raſch vorübergleitend um den Mund. „Sie kommt! Sie ertrotzt den Eingang.“

Die Vorhänge der Thüre öffneten ſich und graziös lächelnd ſtand, wie eine junge Nimphe, die einen Faun belauſcht, die Prinzeſſin auf der Schwelle. Sie ſagte nichts, ſie ſpielte mit dem Fächer und

ſah abwechſelnd den König und dann die Herzogin mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke von Glück und Heiterkeit an.

Der König trat ihr entgegen und rief: „Welch' ein glücklicher Einfall, Prinzeſſin? So eben ſollte mein Diener zu Ihnen eilen, um Sie zu bitten mit der Frau Herzogin zuſammen, einem armen Kranken Ihre Zeit zu ſchenken."

„Die Ungeduld, von Eurer Majeſtät Befinden Nachricht zu erhalten, hat mich her getrieben," entgegnete die Prinzeſſin. „Nun ſeh' ich aber, daß mein Platz ſchon auf's Beſte ausgefüllt iſt. Erlauben Eure Majeſtät, daß ich mich dann wieder entferne."

„Das werde ich nie zugeben," nahm Dorothee das Wort. „Ich bin es, deren Gegenwart jetzt als überflüſſig erſcheint." Hiermit erhob ſie ſich, um Abſchied zu nehmen.

„Meine Damen bringen Sie mich nicht von Sinnen!" rief Auguſt in einem Anfalle komiſcher Verzweiflung. „Jetzt wollen Sie Beide gehen."

Man lachte und man blieb.

Da die Prinzeſſin behauptete, von Bildern, Büchern und Kunſtwerken nichts zu verſtehen, ſetzte man ſich mit Zuziehung der alten Fürſtin an den Spieltiſch. Das Geſpräch war anfangs nicht ſehr belebt, denn Auguſt konnte oder wollte den Aerger, über ſeine fehlgeſchlagenen Hoffnungen nicht ver-

ſtecken, die Heiterkeit der Prinzeſſin, die in ihrer beſten Laune zu ſein ſchien, machte aber bald, daß unter Scherzen und Lachen weiter geſpielt wurde. Als man die Karten hingelegt, wählte man die Muſik zur Abendunterhaltung. Die Prinzeſſin trug einige italieniſche Arien mit einer Meiſterſchaft vor, die Dorotheens vollen Beifall errangen. Jetzt ſollte auch ſie ſingen und mit der Miene wahrer Beſcheidenheit, ohne Zwang, geſtand ſie, daß es ihr unmöglich ſei, nach einem ſolchen Vortrage, ähnliche Pieceen vorzubringen. „Doch wenn Ew. Majeſtät befehlen," ſetzte ſie hinzu, „ſo will ich ein paar kurländiſche Volkslieder ſingen; dieſe hoffe ich mit Ehren zu Stande bringen zu können." Es geſchah und obgleich Niemand unter den Zuhörern, denn das ganze Geſpräch wurde natürlich franzöſiſch geführt, die Worte des Liedchens verſtand, ſo ärntete es dennoch durch die Naivetät und Lieblichkeit, mit der die Melodie ſich bewegte, großen Beifall ein. Der König ließ ſich die Worte erklären. „Wenn Ew. Majeſtät wiſſen," ſagte Dorothee, „was eine Heuerndte iſt, ſo werden Sie auch erklärlich finden, daß dies eine paſſende Gelegenheit bietet, einen jungen Mann mit ſeiner Geliebten zuſammenzuführen. Es iſt Abend, die Arbeit iſt bereits gethan und, wie unſer Lied erzählt, finden ſich Hans und Grete hinter einer mächtigen Heupyramide zuſammen, um ſich unbelauſcht ihre kleinen Geheimniſſe anzuver-

trauen, und ein künftiges Stelldichein zu verabreden."

„Ach" — rief der König — „die Glücklichen! Sie ſind nicht in Gefahr, in ihren ſchönſten Stunden durch die Dazwiſchenkunft eines Dritten geſtört zu werden."

„Dennoch, Sire, ſie werden geſtört. Grete hat eine Nebenbuhlerin, und dieſe ſchleicht ſich heran und wirft den Heuthurm um, ſo daß unter Scherz und Lachen das ganze Dorf die halbverſchütteten Liebenden ſich aus dem Heu hervorarbeiten ſieht."

„Das iſt ſehr artig," ſagte die Prinzeſſin mit einem Blick auf den König. „Man muß die Treuloſigkeit beſtrafen, ſie mag ſtatt finden wo ſie will."

„Wer ſagt Ihnen, Prinzeſſin," bemerkte der König in demſelben Tone, „daß Hans treulos war; er konnte ſich noch nicht in ſeiner Wahl entſchieden haben, und dieſer Abend gerade war es, der ihn für immer an Grete feſſelte."

Dorothee, um dieſe Wendung des Geſprächs abzuſchneiden, trug ſchnell noch ein Liedchen vor, das diesmal keiner allegoriſchen Deutung fähig war, das ganz einfach die Freuden des Landlebens ſchilderte, und in dem kein umgeſtürzter Heuhaufen vorkam.

Der König wühlte in den Notenblättern und zog ein kleines, zierlich beſchriebenes Blatt vor, das er Dorotheen auf's Pult legte und ſie bat, es zu

ſpielen. Es enthielt ein Duett zwiſchen einem Krieger, der in die Schlacht zog, und ſeiner Geliebten, von der er Abſchied nahm. Die Prinzeſſin ſang die Stimme des Mädchens, der König die des Soldaten. Als er an eine gewiſſe Stelle kam, vermochte er nicht weiter zu ſingen; er zog ſein Tuch hervor und hielt es vor die Augen. Die Prinzeſſin bat Dorotheen leiſe, das Blatt bei Seite zu legen. „Nein, nein!“ rief Stanislaus Auguſt, „iſt es denn ſo unmännlich, Gefühl zu zeigen, und darf ein Soldat nicht an die ſchönſten Momente ſeines Lebens ſich erinnern? Sie waren es, Thereſe, an die ich dieſes Abſchiedswort richtete.“

„Ich werde das nie vergeſſen, Sire,“ entgegnete die Prinzeſſin, aber mit einer ſo kalten und tonloſen Stimme, daß Dorothee in dieſem Augenblicke, ohne im geringſten an ihre eigene Betheiligung in dieſem Streite zu denken, dem König Recht geben mußte, daß er ſich von einem Weſen ſo ſelbſtiſcher und herriſcher Natur abwandte. Der König ſchien ganz Daſſelbe zu empfinden, denn er nahm mit einer Art Unwillen das Blatt und warf es unter die andern. „Es iſt vorbei,“ ſagte er, „auch Das iſt hin! Wie oft habe ich dieſe grauſamen, entſetzlichen Worte in den letztvergangnen Jahren meines Lebens ausrufen müſſen.“

Es wurden Erfriſchungen hereingetragen, und bei einem Glaſe perlenden Champagners, nahm die

Prinzeſſin ihre unwiderſtehliche, frohe Laune wieder an. Nie war ein kleines Souper muntrer hingebracht worden. Nimmer hätte man errathen können, wenn man dieſe lachenden Mienen, dieſe witzigen Worte hörte, daß hier zwei Frauen waren, die in heftiger Fehde mit einander begriffen, und von denen die Eine das Bewußtſein hatte, daß der heutige Abend ihren eignen Fall und den Triumph der Gegnerin entſchieden habe; und daß der Mann, um deſſen Beſitz es ſich hier handelte, unter den hundertfach ſich wiederholt habenden Fällen, wo er ſein Herz verſchenkte, an dieſem Abende zuerſt ſich geſtand, eine unauslöſchliche und feſte Leidenſchaft zu empfinden. Aber ſo verſchleiert und umhüllt der Schein ſtets die Wahrheit in dem Verkehr der großen Welt.

Die Maske, die die Prinzeſſin vorgenommen hatte, wurde ihr zuletzt doch ſo läſtig, daß ſie, als ſie im Begriff ſtand in den Wagen zu ſteigen, einer Ohnmacht nahe war. Der Schmerz, ſich überwunden und verdrängt zu ſehen, die Ueberzeugung, daß es Einen gab, der es wagen durfte; ihr Widerſtand zu leiſten, und endlich das Gefühl ohnmächtiger und nutzloſer Rache brachten dieſe, an Siege und Triumphe gewohnte Frau an den Rand des Verderbens. Zu Hauſe angelangt befiel ſie ein heftiges Fieber.

Auch der König war nicht ruhig. Schwach wie er war, machte er ſich Vorwürfe, ſeine alte Geliebte

beleidigt zu haben; er war nahe daran, ihr nachzufahren und ſie um Verzeihung zu bitten. Doch ſiegte diesmal die männliche Würde, oder wenn dieſe nicht, die neue Leidenſchaft über den Wankelmuth und die Schwäche. Er begleitete Dorotheen zum Wagen und kündigte ſeinen Beſuch für den morgenden Tag an.

Nochmals eine Vertraute.

Auf dem Festballe trug der König, wie ein galanter Ritter der Tafelrunde, die Wappenfarben der Herzogin. Somit wußte nun die ganze Stadt, daß er ihr erklärter Verehrer war. Nie hatte August eine glücklichere Zeit; er gab seinem Volke, wie er wähnte, eine Verfassung, er trat an die Spitze seiner Armeen, er war im Begriff wirklich König zu sein. Von sich abgestreift hatte er Alles, was an Abhängigkeit, Schwäche und Zwiespalt erinnerte, er forderte seine Zeit heraus; sie sollte kommen und — bewundern. — Ein Held, ein Dichter, ein König! und Alles dieses in dem glänzendsten, in dem vollsten Maaße.

Die Dauer dieser Täuschungen sollte nur kurz sein.

Dorothee hatte dem Könige versprechen müssen,

in Form eines Briefes nochmals ihre Anſichten von der politiſchen Lage, in der er ſich befand, aufzuſetzen. Dieſe Aufgabe war nicht ſo ganz leicht. Was ſich im Geſpräch leicht und ſicher entwickelt hatte, geſtaltete ſich jetzt, da es auf's Papier kommen ſollte, oft ganz anders und machte ſo manche Erklärung und Abweichung nöthig; dennoch arbeitete Dorothee gerne an dieſem Memoire, weil ſie ſich bewußt war, daß durch eine ſolche ſyſtematiſche und faſt wiſſenſchaftliche Behandlung dieſes Stoffes ihre Anſichten über Politik ſicherer und beſtimmter wurden. Auguſt hatte die Abſicht, dieſe Gelegenheit ſich zu ſchaffen, um ſo oft als möglich mit der Herzogin zuſammen zu ſein. Die heitere, graziöſe Form, in die ſeine Freundin Alles einkleidete, was ſie ihm zu ſagen für gut fand, beleidigte ſeine Eigenliebe nicht, und oft verwandelte ſich ein ernſtes Geſpräch wider Willen beider Theilnehmer in eine anmuthige Plauderei, die die Stunden zu Minuten machte.

Eines Tages war Dorothee mit ihrem Memoire beſchäftigt, als ſie laute Stimmen auf der Treppe und im Vorſaale hörte. Sie erhob ſich von ihrem Schreibtiſch und ergriff die Klingel, doch ehe ſie dieſe noch in Bewegung geſetzt, ſtürzte einer der dienſthabenden polniſchen Lakaien herein, warf ſich der Herzogin zu Füßen und rief: „Fliehe, Herrin! Verbirg Dich, Gebieterin! Ein wüthender Haufe

Volkes dringt in dieſe Straße und auf Deinen Palaſt zu!“ Als er dieſe Worte geſagt hatte, warf er ſich platt auf die Erde und ſtieß ein widerliches Geheul aus. Dorothee ſchritt an ihm vorbei, öffnete die Thüre zum Vorſaal und ſah, wie Frauen und Männer ihrer Dienerſchaft wild durcheinander liefen. Auf ihre Frage antwortete eine Kammerfrau: „Aufruhr, gnädige Frau Herzogin. Man ſchlägt ſich unten mit Ihrer Wache.“ In dieſem Augenblicke trat ein Adjutant des Königs herein und bat die Herzogin, ſie möchte ſich in ihrem Zimmer ruhig verhalten, man würde durch Zuziehung der militairiſchen Macht des Straßenaufruhrs, den der Pöbel veranlaßt habe, bald Meiſter werden. Er reichte Dorotheen den Arm und führte ſie in das Zimmer zurück, vor deſſen Thür zwei Wachen geſtellt wurden. Der Tumult dauerte fort: man hörte Schüſſe fallen und zwiſchendurch ein wildes Geſchrei, das in kurzen Pauſen ſich wiederholte. Die Oberhofmeiſterin, die Hofdamen hatten ſich um die Herzogin eingefunden und der Adjutant erſchien von Zeit zu Zeit, um Rapport abzuſtatten. Eben hatte er das Zimmer verlaſſen, als Dorothee, in ihr Kabinet tretend, eines Anblickes theilhaftig ward, der ſie auf's Heftigſte erſchreckte, ihr aber doch die Beſonnenheit des Geiſtes ließ, nicht durch einen Schrei ihre Umgebung herbeizurufen. Zu ihren Füßen lag, blutend aus einer breiten Wunde über

der Stirn der junge Ignaz Lubicki in der Kleidung eines Arbeiters, die am Kanalbau beſchäftigt waren.

„Retten Sie mich, Herzogin!“ rief der junge Mann, „ich beſchwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig iſt, verbergen Sie mich nur auf eine Stunde. Man ſucht mich.“

„Graf Lubicki!“ rief Dorothee.

„Rettung!“ flehte Jener. „Ich bin durch den Hof, über den Flur des Hinterhauſes hierher gelangt. Verzeihung! Rettung!“

„Es wird Sie hier Niemand ſuchen,“ tröſtete Dorothee, indem ſie mit ihrem Tuche in Eile die Wunde des Hauptes verband. „Begeben Sie ſich hinter jene Tapetenwand und verhalten Sie ſich ruhig. Ich muß Sie verlaſſen, um nicht Aufſehen zu erregen.“

Sie trat in das Zimmer zu den Damen zurück, wo ſie den Adjutanten und den Polizeipräſidenten fand, der im Auftrage des Königs kam, um ſie um Entſchuldigung dieſer Auftritte zu bitten. Er erklärte, daß ſeit einiger Zeit das Volk von Warſchau in ſtete Aufregung gebracht werde durch Aufrührer und revolutionäre Redner, die Verſammlungen hielten, welche man auf das Strengſte verboten habe; daß durch dieſe königlichen Verbote die Parteien heftig an einander gerathen ſeien und ſich nun in den Straßen ſchlügen. Einem der gefähr-

lichſten dieſer Unruhſtifter ſei die Behörde auf die Spur gekommen, habe ihn mit Militairmacht verfolgt und trotz des Geſchreies des Volkes, das ſich des Flüchtigen angenommen, beinahe eingefangen, als es ihm gelungen ſei, der Himmel weiß wie, in der Nähe dieſes Palaſtes zu verſchwinden. Ihrer eigenen Sicherheit wegen und im Vertrauen, daß die Frau Herzogin ihren Beiſtand der guten Sache nicht verſagen werde, bäte nunmehr die Behörde, die Gemächer des Schloſſes durchſuchen zu dürfen."

„Meine Herren," ſagte Dorothee, „dieſe Zimmer, in denen wir uns befinden, bewohne ich und ſomit können Sie ſich wohl der Pflicht, ſie zu durchforſchen, überheben; was den übrigen Theil des Palaſtes betrifft, ſo laſſen Sie ſich von dem Caſtellan und meinem Haushofmeiſter herumführen."

Mit dieſen Worten wurden die Herren verabſchiedet. Der Tumult unten auf der Straße hatte aufgehört, die Unruhe im Hauſe legte ſich. Alles kehrte nach und nach zum gewohnten Gange der Beſchäftigungen zurück. Der dienſthabende Offizier kam und ſtattete den Rapport ab, daß die Wache wieder in dem gehörigen Zuſtande ſich befinde.

Somit hatte Dorothee eine der kleinen blutigen Scenen erlebt, von denen ſie bereits oft erzählen gehört und denen man ſo wenig Wichtigkeit beilegte, daß man ſie vielmehr als nothwendige Bei-

gabe des großen politiſchen Kampfes der Nation, der ununterbrochen wüthete, ihren Lauf gehen ließ. Indeſſen das Geſchick des Flüchtlings, der ſich unter Dorotheens unmittelbaren Schutz begeben, forderte ſchleunige Maßregeln, damit jeder möglichen ſchlimmen Wendung vorgebeugt werde. Zum Unglück war Ruſtan nicht in der Stadt und Hellſender auf ein paar Tage verreiſet, es blieb alſo Nichts übrig, als einem treuen, alten Kammerdiener den Kranken zu übergeben und in deſſen Zimmer ihm die erſte, nothwendige Pflege angedeihen zu laſſen. Die Umgebung der Herzogin erfuhr Nichts Anderes, als daß ein verwundeter Soldat aus Mitleiden von der Gebieterin beſchützt werde.

Der König erſchien an demſelben Vormittage, um ſich nach dem Befinden der Herzogin zu erkundigen. Mehre Senatoren, Miniſter und Geſandte folgten dieſem Beiſpiele.

Als der Kranke, deſſen Verwundung übrigens nicht ſchwer war, ſich mittheilen durfte, waren natürlich ſeine erſten Bekenntniſſe ſeiner Retterin und und Beſchützerin gewidmet. Durch Vermittelung des treuen Kammerdieners ſah und ſprach die Herzogin den jungen Mann ohne Zeugen, der ſich allerdings in Warſchau, wenigſtens vor den Truppen des Königs, die er verlaſſen hatte, nicht ſehen laſſen durfte.

„Wie wollen Sie, daß ich in einem Dienſte

bleibe," erwiderte er auf die Vorwürfe Dorotheens, „der mich und meine Landsleute mit einer ſchimpflichen Sklaverei bedroht, ebenſo ſchimpflich und vielleicht noch mehr als die der Fremdherrſchaft. Das Haus Poniatowsky iſt nicht geboren, um uns Könige zu geben; ich bin zur Conföderation des Fürſten Radziwil übergetreten und wenn Polen einen Herrſcher haben ſoll, ſo mag er aus dieſem edlen Hauſe und aus keinem Andern hervorgehen."

„Dieſe unſeligen Parteiungen!" rief Dorothee, „ſie ſind es, die Ihr Vaterland ſchwächen und zuletzt es ganz zu Grunde richten werden."

„Wie?" ſagte der junge Graf heftig; „auch Sie urtheilen ſo? Auch in Ihren Augen iſt die Nation zu tadeln, die um ihre höchſten Güter ſelbſt mit Brüdern ſtreitet? O es muß noch ganz anders kommen. Der beſte Mann ſoll Der ſein, der mit dem Degen in der Fauſt auf dem Schlachtfelde allein und unbeſiegt zurückbleibt."

„Welche Thorheit!" ſeufzte Dorothee. „Glaubt Ihr, daß Ihr nur unter einander fechtet? Der Nachbar dort, der Nachbar hier miſcht ſich in Eure Reihen und was Ihr erreicht mit ſo viel übel verwendeter Tapferkeit, iſt ein Grab in fremder Erde."

„Sie ſind keine Polin, Herzogin!" rief Ignaz.

„Freilich nicht; doch glaube ich auch männlichen Muth nnd Tapferkeit würdigen zu können.“

„Aendern wir dieſes Thema,“ ſagte er heftig, „meine Wunde fängt mich an zu ſchmerzen.“

Sein Auge glühte und mit Intereſſe weilten Dorotheens Blicke auf den Zügen des ſchönen Jünglings, der ſie in dieſem Augenblicke lebhaft an Arnaud erinnerte.

„Sie ſind alſo nicht im Kampfe an der Grenze geweſen?“ fragte ſie.

„Ich habe Warſchau nicht verlaſſen,“ entgegnete er. „Einen Freund aus dem Volke habe ich und in deſſen Hütte habe ich gewohnt.“

„Sie, der Graf?“ fragte Dorothee, verwundert, „der in den Hofzirkeln verwöhnte Frauenliebling —?“

„An einem Tiſche eſſend und in einem Bette ſchlafend mit einem jungen Waffenſchmied,“ ergänzte Ignaz und warf einen düſtern Blick auf die Fragende. „Wollen Sie mir glauben, daß eine Nacht mich zum Republikaner gemacht hat.“

„Eine Nacht?“

„Ja. Ich hatte die Wache im Schloſſe. Wir jungen Offiziere haben die Sitte eingeführt, daß der jedesmal im Dienſt Stehende ein kleines Gaſtmahl ſeinen Freunden giebt und dazu jene Sorte von Mädchen einladet, die in den Straßen Warſchau's heute in Lumpen umherirrt und morgen

in den erſten Ranglogen des Theaters, in Diamanten blitzend, als die Bevorzugten irgend eines reichen Magnaten, der mit Millionen um ſich wirft, glänzt. Das kleine Feſt war gehörig lärmend; man zerſchlug Gläſer, man ſprach von Schlägereien, man mißhandelte die Mädchen. Ich war in den Hof hinuntergeeilt, um einem Poſten eine Weiſung zu geben, als ich in die Zimmer zurückeilen will, bemerke ich einen dunkeln Gegenſtand, der im Zwielicht der Laterne ſich halb hinter dem Schatten einer vorſpringenden Säule birgt. Ich blieb ſtehen und lauſche. Das Gitter, das gewöhnlich die Stiege zum Kanal hinab, verſchloß, ſtand offen. Ein junger Mann trug ein Weib in ſeinen Armen, das er auf eine der Stufen niederſetzte; es war eine alte kranke Frau. Das Geſpräch der Beiden zeigte an, daß es Mutter und Sohn waren. Sie richtete ſich halb an ihren Krücken auf und ſprach in ſchmeichelnden zärtlichen Worten zu dem Jünglinge, der die Arme auf die Bruſt gekreuzt, ſie düſter und ſchweigend anhörte. Es lag Etwas unbeſchreiblich Rührendes in dieſem Abſchiede, den die Alte von ihrem Lieblinge nahm, aber ich errieth nicht, weßhalb dies gerade hier geſchah. Ich ſollte es bald erfahren. Als die Alte ihre Worte geendet hatte, ſtreichelte ſie mit der dürren Hand nochmals die Wangen des Sohnes und fuhr ihm über das Haar, die wilden Locken ordnend, und zuletzt ſchlug ſie

ihre Arme um ſeinen Nacken und küßte ihn, wobei ſie leiſe ſchluchzte. „Mutter," ſagte er, „mach' mich nicht weich: was ſein ſoll, geſchehe!" „Gut," entgegnete ſie, „ſo nimm mich denn und trage mich in's kalte Bette." — „Vorher Deinen Segen, Mutter!" rief er mit finſterer Stimme und kniete nieder. Sie legte ihre Hand auf ſein Haupt und ſprach ein Gebet und dann fügte ſie hinzu: „Lebe und ſtirb als ein Pole! Gott ſei Dir gnädig!" — Jetzt nahm er das alte Weib auf ſeine Arme und trug ſie raſch die Stufen hinab, dem Kanale zu, in dem die dunkle ſtille Flut im blitzenden Scheine der Laterne leiſe dahintrieb. Ich war in ein paar Sätzen ihm nach und erfaßte ihn, als er eben das Weib in das Waſſer ſtürzen wollte. Die grauſe That unterblieb. Mit Entſetzen betrachtete ich den Muttermörder, der ſich meinen kräftigen Armen zu entwinden ſtrebte, während die Alte auf dem Boden lag und winſelte.

„Meine Mutter hat es ſelbſt gewollt," erwiderte er auf meine wiederholten Fragen trotzig. „Sie iſt elend und arm, dazu mit einer unheilbaren Krankheit behaftet. Ich will auswandern; meine Geſchwiſter ſind im Elend verkommen; uns verfolgt Unglück. Damit ſie nicht hier allein bleibe und verlaſſen, hat ſie beſchloſſen, zu ſterben, und zwar von meiner Hand. Was habt Ihr dagegen? Macht Lärm, wenn Ihr könnt und wollt, und laßt uns

Beide in's Gefängniß ſchleppen. Unſer Elend wird dann auch zu Ende ſein: wir werde Beide zu ſterben wiſſen."

„Dieſe einfache Erzählung, Herzogin, deren Wahrheit die Mutter beſtätigte, hatte mich tief gerührt. Das Elend meines armen Volkes, noch nie war es mir mit ſo düſtern und grellen Zügen entgegengetreten. Du ſchwärmſt und lebſt im üppigen Genuſſe, rief ich mir zu, und dicht an Deiner Seite geſchieht das Entſetzliche. Der eigene Sohn trägt die Mutter in's Grab, weil er und ſie die Bürde einer elenden, mit allen Qualen belaſteten Exiſtenz nicht länger zu tragen vermögen. Sohn Deines Vaterlandes! Wie kläglich haſt Du bis jetzt Deine Tage verlebt! ermanne Dich, und jede Stunde ſei hinfort dem Wohle Deines Volkes geweiht!

„Es war ein geringes Verdienſt, das ich mir erwarb, indem ich für die Alte ſorgte, ein höheres war das, daß ich fähig war, ich — der adelſtolze Weltling, mit dem jungen Mann aus dem Volke einen Freundſchaftsbund zu ſchließen, der bis auf dieſe Stunde beſtanden hat und bis an unſeren Tod beſtehen wird. Er iſt's, bei dem ich wohne."

„Welche Geſchicke!" rief Dorothee voll Mitgefühl.

„Paul Soginsky," fuhr der Sprecher fort, „gab, von mir überredet, ſeinen Plan, in die Fremde auszuwandern, auf; wir berathſchlagten, wohin wir

uns wenden ſollten. Ich unterſtützte ihn mit meinen Geldmitteln, er mich mit ſeiner Kenntniß von den Bedürfniſſen und der Lage der unterſten Klaſſen dieſer Stadt. Himmel, in welch' eine Tiefe von Elend ſchaute ich! Leichen Verhungerter lagen in den Souterrains von Paläſten, in denen allabendlich das Gold zu ganzen Maſſen im Spiele vergeudet wurde! Väter brachten ſelbſt ihre Töchter in die Arme der Proſtitution. In zügelloſer Grauſamkeit überboten ſich die Aufſeher und niedern Beamten der Reichen, den Armen um das letzte elende Beſitzthum zu bringen. Die Irrenhäuſer füllten ſich mit Opfern, die eine entſetzliche Entſittlichung im Verein mit bodenloſem Elend und anſteckenden Krankheiten in dieſe Mauern führte. — Und all' dieſe Gräuel ſchreiben wir der Herrſchaft dieſer ſtolzen Czartoriſky's zu, die, nur an ihre eigenen hochmüthigen Pläne denkend, mit kaltem Blute das Volk ſeinem wahnſinnigen Geſchicke unterliegen ſehen. Wir ſchworen dieſen Volksmördern einen ebenſo tiefen, gräßlichen Haß, als wir ihn den Ruſſen, unſern Nachbarn, geſchworen hatten. Unſere Hoffnungen und Wünſche trugen wir dagegen auf das fürſtliche Haus der edlen Radziwils über. In ihnen erkannten wir Volksfreunde. Nach dieſen Ueberzeugungen handelten wir nun. Paul beſaß die Gabe der Rede. Es ſammelten ſich Freunde um ihn; bald in dieſem, bald in jenem alten Gemäuer verſam-

melten ſich die Patrioten, und lange iſt es uns geglückt, unſer Weſen in dieſer Art zu treiben, bis neuerdings die Polizei ihr Augenmerk auf uns gerichtet und einer ihrer Spürhunde jenen unglücklichen Auftritt veranlaßt hat, an deſſen Folgen ich gegenwärtig leide, und der mich zwingt, meiner ſchönen Gönnerin beſchwerlich zu fallen, die als bewunderte Dame des Salons wohl nie geträumt hat, einen ihrer Verehrer im Kittel des Handwerkers und verfolgt wie ein gemeiner Miſſethäter vor ſich zu ſehen. Doch ich will Ihnen nicht länger beſchwerlich fallen. Meine Wunde iſt geheilt und geſtatten Sie, Frau Herzogin, daß ich in der Stille der Nacht dieſe gaſtlichen Mauern noch heute verlaſſe."

„Und wohin, Graf, wollen Sie Ihre Schritte wenden?"

„Nennen Sie mich nicht mit jenem Titel, der mich an die Zeiten erinnert, wo ich werthlos, eitel und ein Thor war." Nach einer Pauſe ſetzte er hinzu: „Wohin ich mich wenden will? Ja, Das weiß ich ſelbſt nicht. Die Stadt verlaſſen, ſcheint mir das Gerathenſte; doch kann ich dies nicht, ohne zu wiſſen, welch' ein Schickſal meinen Freund betroffen. Wenn man ihn gefangen, oder wohl gar verwundet hätte, muß ich bleiben, um ſein Geſchick zu theilen."

„Das wäre unklug," rief Dorothee, „Sie wür-

den ihm nicht helfen können und nutzlos ſich um Ihre Freiheit bringen. Nennen Sie mir nochmals ſeinen Namen. Ich habe treue Diener und will durch ſie im Geheimen nach ihm forſchen laſſen. Auf demſelben Wege werden Sie mich von Ihrem jedesmaligen Aufenthalte in Kenntniß ſetzen können, wenn Sie dies wollen. Der Mann, der ſie gepflegt, iſt zuverläſſig, verſchwiegen und treu."

„Schöne Frau!" rief der Verbannte mit Jugendfeuer! „In Ihrem Buſen ſchlägt ein Herz für die Menſchheit. Sie ſind die Schweſter des Armen! Fahren Sie fort, ſich mit Diamanten und Rubinen zu ſchmücken; bei Ihnen bedeuten dieſe kalten Steine nicht Thränen und Blut, das von den Ahnen vergießen gemacht, von Ihnen einſt wieder gefordert werden wird. Denken Sie, wenn Sie einſt fern von uns ſind, an Polen und ſeien Sie einer ſeiner Schutzgeiſter."

Er wollte ſich entfernen, doch hielt ihn Dorothee zurück. „Sie dürfen ſo nicht ſcheiden," ſagte ſie ſanft, indem eine Thräne in ihrem Auge glänzte. „Ihre Entſchlüſſe ſind Eingebung brauſender Jugendkraft, durch unſelige Umſtände faſt bis zum Wahnſinn emporgeſtachelt. Laſſen Sie uns in Ueberlegung ziehen, in welchen Wirkungskreis Sie gehören, ohne daß Sie dabei der Geſellſchaft, zu der Sie Ihr Rang und Ihre Bildung beſtimmen, verloren gehen. Ich beſitze einigen Einfluß, laſſen Sie

mich ihn anwenden, um zu Ihrem Beſten und nach Ihrem Sinne für Sie zu wirken. Soll ich mit dem Könige ſprechen? Er iſt mild und gut, er wird Ihnen nicht allein Verzeihung angedeihen laſſen, er wird ſich mit mir verbinden, um für Sie zu handeln."

„Ich ſagte Ihnen bereits," erwiderte der junge Pole düſter, „daß ich von den Poniatowskys Nichts erwarte. Wenn ich das Leben dieſes Mannes überſehe, finde ich nur Schande und Demüthigung; ich mag Nichts mit ihm zu ſchaffen haben. Ein Mann, der nicht lieber ſtirbt als daß er duldet, was ihm aufgebürdet worden, iſt der Achtung freier Männer nicht werth. Geben Sie ſich keine Mühe, mich mit meinem frühern Stande auszuſöhnen; ich habe auf immer mit ihm gebrochen."

„So kann ich Nichts thun, als Ihnen Glück auf Ihrer neuen Laufbahn wünſchen!" ſagte Dorothee mit Rührung.

„Sie boten mir Hülfe," hub der Jüngling von neuem und mit einem eigenthümlichen Tone der Stimme an; „vielleicht bin ich im Stande, Ihnen auch die meinige anzubieten. Hier iſt ein wohlverſiegeltes Schreiben, ich muß Sie bitten, es nicht zu öffnen, denn es verſchließt nicht mein Geheimniß. Doch — auf Ehre eines polniſchen Edelmannes — es ſteht in dieſem Briefe Nichts, was Sie, ſchöne Frau, beleidigen oder verletzen könnte. Laſſen Sie es

auf einem Wege, den Sie ſelbſt wählen mögen, dem Fürſten Czartoriſky zukommen. Er iſt Ihr erbittertſter Gegner, es könnte ſein, daß er durch dieſes Schreiben umgeſtimmt wird. Und nun nach alter polniſcher Sitte mein Lebewohl.“ Er umarmte Dorotheen, küßte ſie auf die Stirn und dann auf die Schulter, indem er dabei auf Polniſch ſagte: „Lebewohl, Schweſter, denke an mich!“ — Er entſchlüpfte durch die Thüre, die Dorothee ihm öffnete und nach ihm wieder ſchloß.

Die wohlthuende Ueberzeugung, mit Jugend Muth und Kühnheit zuſammengetroffen zu ſein, beſeligte Dorotheen, als ſie, in träumeriſches Nachdenken verſenkt, in ihre einſamen Gemächer zurückkehrte. Die plötzliche Wandelung ihres jungen Freundes kam ihr bei längeren Nachſinnen nicht mehr überraſchend vor, ſie erinnerte ſich, in dem frühern Zuſammenleben mit ihm ſchon Aeußerungen gehört zu haben, die ebenſo excentriſch und, wenn man will, abenteuerlich klangen, — nur waren ſie damals im Sinne und Geſchmack des hochadlichen Syſtems gethan. Der raſche Uebergang in das Gegentheil erſchien der Menſchenkennerin nicht unbegreiflich; doch hätte ſie den Tauſch weniger leichtfertig vor ſich gehen laſſen. Die Ueberzeugung des jungen Mannes ſchien ihr auf nicht ganz haltbarem Boden ſtehend, doch gab ſie ſich gern der Hoffnung hin, daß Das, was jetzt als Frucht kühner Jugendlichkeit und eines

aufbrauſenden Enthuſiasmus' für die Sache der ewigen Menſchenrechte gegen Unterdrückung und Mißbräuche ſich zeigte, ſpäter als das beſonnene Reſultat ernſten Mannesſtrebens ſich befeſtigen werde. „Glücklich jedenfalls," rief ſie bei ſich ſelbſt, „iſt ein Volk, deſſen Jugend noch eines ſo ſchönen Rauſches fähig iſt; überall anderswo hab' ich eine ſolche Jugend nicht gefunden."

Sie beſchloß jetzt, eine der Verſammlungen, von denen Ignaz geſprochen, zu beſuchen, und zwar wollte ſie dieſen Gang bis dahin verſchieben, wo ſie, um das Volksleben in der Stadt kennen zu lernen, in unkenntlich machender Verhüllung nur von ihrem Diener begleitet, mehre Gänge durch die Straßen zu machen beabſichtigte. Nichts konnte ihr mehr Freude gewähren, als ſolche kleine Entdeckungsreiſen. Die Säle der Vornehmen kannte ſie, ſie wollte auch den Tanzſaal des Volkes, ſeine Vergnügungsorte, die Hallen, in denen es arbeitete, die Hütten in dem es litt, kennen lernen.

Den Wunſch Ignaz's war ſie jedoch nicht Willens zu erfüllen. Ein feſtſtehender Grundſatz war es bei ihr, ſich nie mit verbundenen Augen führen zu laſſen, und es hätte in der That nichts anderes geheißen, durch ein verſiegeltes Schreiben, deſſen Inhalt ſie nicht von ferne errathen konnte, auf einen Andern zu wirken. Sie öffnete alſo das Billet und fand Nichts als die Zeilen: „Bei dem

Worte des Bundes! Gedenken Sie der Genoſſen der großen Arbeiten. Nehmen Sie ſich der Angelegenheiten der Herzogin von Kurland an; ſie verdient es.“ Die Unterſchrift war in Chiffren, deshalb unlesbar. Dorothee wußte zwar nicht, wer dieſer unbekannte Beſchützer und Freund war, ſie beſchloß jedoch ohne Bedenken ſeine geheimnißvolle Fürſprache in Wirkung zu ſetzen. Auf dieſem Boden, der ſich durcheinander kreuzenden Intereſſen und Verbindungen, erſchien ihr jeder fördernde Wink beachtenswerth. Durch die dritte Hand und auf Umwegen, gelangte das ſorgſam wieder verſiegelte Schreiben in die Hände Deſſen, für den es beſtimmt war.

Dorothee hatte der Prinzeſſin Czartoriſky einen Beſuch abgeſtattet, um ſich nach ihrem Befinden erkündigen zu laſſen. Der Kammerherr kam an den Wagen, um zu berichten, daß ſeine Gebieterin auf ihre Güter gereiſ't ſei und einige Wochen dort bleiben werde.

Der Beſuch bei dem Fürſten Lumirsky war noch zu machen. Der Legationsrath hatte einen kleinen Band Gedichte aufgetrieben, die den Fürſten zum Verfaſſer hatten und nur in ſeltenen Exemplaren zu haben waren. Dorothee ſteckte das zierlich geſchmückte Büchelchen in die Taſche. Gefaßt auf eine ſeltſame Erſcheinung, wurde ihre Phantaſie dennoch von der Wirklichkeit überflügelt.

In einem prachtvollen Palaſte bewohnte der Fürſt nur wenige Gemächer, und dieſe hatte er nach ſeinem Geſchmacke ausſtatten laſſen. Ein runder Salon war als Tempel dekorirt, mit roſenfarbenem Atlas bekleidet und künſtliche Roſengebüſche an den Wänden und den ſechs Säulen, die die Kuppel des Tempels trugen. Ein runder Tiſch in Form eines antiken Altars ſtand in der Mitte, und roſenbekränzte Sitze um ihn her. Eine Statue des Amors vom ſchönſten Marmor thronte in einer Niſche und ſchien die Richtung ſeines auf dem Bogen liegenden Pfeils den Eintretenden zuzuwenden. Wohlgerüche ſchwammen in der Atmoſphäre dieſes Götterſitzes, und zwiſchen den Säulen waren in Medaillons Bilder halbenthüllter Schönen angebracht, die mit entzückendem Lächeln niederſchauten. Am Eingange dieſes Tempels ſtand der Fürſt, eine kleine bucklige Geſtalt mit einem unverhältnißmäßig dicken Haupte, in welchem zwei vorquellende Augen nach verſchiedenen Richtungen hin ihre Blitze verſendeten. Der höckrige Oberleib war in einen Rock von pfirſichblüthfarbenem Sammet gehüllt, mit einer koſtbaren Garnitur Diamanten beſetzt, der untere Theil prangte in weißem Atlas. Er reichte der Herzogin die Fingerſpitzen hin, in die ſie die ihrigen legte, und ſo ſchwebte das Paar in den Tempel ein, deſſen Thüren wie von unſichtbaren Händen regiert, ſich hinter ihnen ſchloſſen. Zu gleicher Zeit

ertönte ein Concert von ſechs Spieluhren, die künſtlich zu einander geſtimmt waren und deren Akkorde in einandergriffen. Das Geräuſch dieſer Flötentöne mußte erſt abgewartet werden, ehe man dazu ſchreiten konnte, ein Geſpräch zu führen; endlich ſchwieg dies unſichtbare Orcheſter, und nun begann Dorothee ihre ſchmeichelhaften Verſicherungen, wie ſehr ſie bereits ſeit lange gewünſcht, Polen's berühmteſten Dichter, weiſeſten Staatsmann und einflußreichſten Politiker kennen zu lernen. Dieſes Lob war ſehr ſtark aufgetragen und Dorothee hätte ſich's anderswo nimmer erlaubt, eine ſo hart an Perſifflage ſtreifende Huldigung darzubringen, doch ein Blick auf den Mann, den ſie vor ſich hatte, belehrte ſie, daß dieſer Ton der Unterhaltung der rechte ſei. Der Fürſt antwortete mit niedergeſchlagenen Augen einige leiſe Worte, dann verſicherte er, daß dieſer Beſuch ihn glücklich mache, und daß er ſeinen geringen Einfluß aufbieten werde, einer ſo ſchönen und ſo klugen Frau dienſtbar zu ſein. Jetzt fingen die Spieluhren wieder ihr Sextett an und zugleich verſank der Altar ſanft in den Boden, und ſtatt ſeiner ſtieg ein zierliches Tiſchchen auf, beſetzt mit einer feinen Collation ausgeſuchter Leckereien und und Liqueurflaſchen. Während die Uhren die Jubelhymne der Prieſter aus der Oper Athalia ſpielten, legte der Fürſt ſeiner Nachbarin ein Stück Rebhuhn vor und füllte ihr Glas mit dem feinen

Nektar der Traube von Burgund. Amor ſchien ſich dieſes tête-à-tête's zu ſeinen Füßen anzunehmen, ſo geſprächig ward der kleine Mann, ſo freundlich und gewinnend die ſchöne Frau. Eine halbe Stunde blieb man beiſammen, dann erhob ſich der Fürſt und machte eine tiefe Verbeugung gegen ſeine Dame, reichte ihr dann wieder die Fingerſpitzen, in die ſie die ihrigen legte, und wieder öffneten ſich die Thüren von ſelbſt, und Beide ſchritten wie im Triumph in den anſtoßenden Saal. Dieſer Beſuch machte Doretheen den größten Spaß; eine ſolche ſeltſame Figur, einen ſo ſonderbaren Palaſt hatte ſie noch nicht geſehen.

„Ich bin Ihnen ſehr dankbar, lieber Hellſender," ſagte ſie im Hinaustreten zu ihrem Gefährten, „daß Sie mich dieſen Mann haben kennen gelehrt. Iſt es möglich, daß eine ſolche Carrikatur Einfluß und Bedeutung hat?"

„Und doch iſt dem ſo," entgegnete der Rath. „Hier in Polen herrſcht das Herkommen, und manche Größe verdankt ihren Nimbus lediglich dem Hörenſagen. Einer ſpricht es dem Andern nach. Uebrigens iſt der Fürſt Lumirsky zu ſeiner Zeit wichtig und thätig geweſen, und noch heutzutage weiß er den Gang der Geſchäfte auf eine bewundernswürdige Art zu leiten. Seine Thorheit beſteht in ſeiner grenzenloſen Eitelkeit, und daß er

glaubt, auf dieſe etwas veraltete Art von Galanterieen Werth legen zu müſſen."

Dorothee legte das Bändchen Gedichte mit den darin eingeſchriebenen Worten des Dichters unter ihre Sammlung Alterthümer und nahm ſich vor, wenn ſie einmal ſehr übler Laune ſei, in den Poeſieen des „Lieblings der Grazien" wie er ſich in dem Vorwort ſelbſt nannte, zu blättern.

Den andern Tag verkündete die Zeitung den Beſuch der Herzogin von Kurland bei ſeiner Erlaucht, dem Fürſten Senator Lunirsky.

Der Reichstag.

Endlich nach so vielen Vorbereitungen, nach so unzähligen Schritten, die gethan worden, um Protektion auf dieser Seite, Unterdrückung und Herabsetzung auf der andern Seite zu erlangen, erschien der festliche Tag, der die Sonne Polen's mit erneutem Glanze am Horizonte heraufführen sollte. Die ganze Bevölkerung athmete Spannung und Erwartung. Der Schall der Glocken aller Kirchen rief die Gläubigen zusammen, um den Himmel mit Bitten zu bestürmen für das Wohl des Landes, für die glücklichen Erfolge des Reichstages und für die Ewigkeit der Dauer der Gesetze, die er beschließen und einführen würde. Die ganze Nation war von einem begeisterten Ernste erfüllt. Man grüßte sich auf der Straße mit der Miene der Wichtigkeit und der ernstesten Bedeutung. Auf allen Gesichtern stand

mit leserlichen Zügen geschrieben: der Reichstag! Männer, die nach Abenteuern liefen, und Frauen, die welche bestanden, nahmen ihre parfümirten Tücher und Fächer, um sich und die Schminke ihrer Gesichter dem Volke zu verbergen, das an diesen feierlichen Tagen an Beiden hätte gerechten Anstoß nehmen können. Mit andächtigem, zu Boden geschlagenem Blicke sah man den Fürsten Primas die Stufen seines Palastes verlassen, um sich an die Spitze einer Prozession zu stellen, die zu der Kirche des Wunderthätigen Apostels wallfahrtete. Der Steinboden des Tempels Gottes bedeckte sich mit schönen Frauen, die, in ihre Schleier gehüllt, zum ersten Mal ohne Liebesblicke und ohne Liebesbriefchen in dem Hause des Herrn erschienen waren. Man las an den Straßenecken, daß die Herren Landboten sich bereits versammelten und daß unmittelbar darauf der Senatspalast sich mit den hundertundachtzig Senatoren der Republik Polen füllen werde. Der Donner der Kanonen verkündete allmorgentlich der Residenz die Nähe der majestätischen Berathung, die das Reich mit einer neuen Verfassung beschenken werde. Die stolzen Namen Lubomirsky, Sapieha, Poniatowsky, Czartorisky, Raziwil glänzten vereint, zum Zeichen, daß jetzt eine feste Einigung zwischen den Parteien eintreten werde, als Gewähr für eine glückliche Zukunft des Vaterlandes.

Dorothee war begeistert, als sie Alles Dieses hörte und sah. Sie vergaß alle ihre Berechnungen, ihre trüben Zweifel und gab sich für den Augenblick der glücklichen Hoffnung hin, daß Alles wirklich so gehen werde, wie es ihr tausend Stimmen versicherten und wie sie es so gern glaubte.

Den König sah sie alle Tage, wenn auch nur auf wenige Augenblicke, denn seine Zeit war sehr in Anspruch genommen. Seine Stimmung war die eines siegenden Imperatoren.

Dorothee sprach mit Rustan und Hellsender. „Jetzt müssen wir Alles unserm guten Glücke überlassen," sagte der Erstere. „Vorgearbeitet ist genug. Uebrigens jetzt noch Etwas von unsern Richtern erfahren zu wollen, ist völlig unmöglich. Ein undurchdringliches Dunkel umhüllt die letzten Verordnungen und Berathungen, wenige Tage vor der Eröffnung der Sitzungen. Jeder Senator schließt sich wie ein Mönch in seine Klause ein, oder besser, die gesammte Zahl der Bestimmenden und Entscheidenden sitzt wie in einem Conclave vor der Papstwahl: der Laie draußen erfährt Nichts."

„So wollen wir uns denn in Geduld fassen," erwiderte Dorothee lächelnd. „Haben wir doch das Unsrige gethan."

„Das gute Recht ist auf unsrer Seite, und demnach ist die Hoffnung da, daß wir siegen werden," bemerkte Hellsender.

„Sie kennen einen polnischen Reichstag schlecht, lieber Freund, wenn Sie glauben, daß auf diese Gründe hin der Sieg in unsern Händen sein werde," entgegnete Rustan. „Doch ein Umstand ist es, der mir eine freudige Aussicht eröffnet. Ich habe gute Gründe, zu glauben, daß unser schlimmster Feind, der ältere Czartorisky, für uns gestimmt ist."

„Wie wäre es möglich?" fragte Hellsender überrascht. „Durch welche Mittel wäre dieser felsenfeste und unbeugsame Patriot für uns gewonnen?"

„Durch welche Mittel? da fragen Sie mich zu viel," sagte Rustan. „Ich berichte nur das Faktum." —

Dorothee schwieg, sie fand sich nicht berechtigt, das Geheimniß des Briefes kund zu thun. „Wissen Sie uns nichts von unsern Gegnern zu sagen," fragte sie Hellsender.

„Die Prinzessin Biron macht sich die gegründetsten Hoffnungen, daß sie siegen werde. Bereits hat sie sich auf ihrem Wappen die herzogliche Krone und Helmdecke anbringen lassen, und beides ihrem Sohne nach Petersburg geschickt," entgegnete der Gefragte, „und was den Baron Horff betrifft, so glaubt er, mit dem Ansehen des Senats-Prokurators und der Prinzessin Czartorisky unfehlbar durchzudringen."

Unter den alten Festen, die jetzt nicht mehr existiren und von deren Glanze noch die Augenzeu-

gen, so wenige es deren auch geben mag, erzählen, stehen die Kaiserkrönung in Frankfurt und die Eröffnung eines polnischen Reichstages oben an. Es sind ganze Bände geschrieben worden, um diese Feste mit all' der Umständlichkeit den Nachkommen zu erzählen, die eines Deutschen würdig, und die der Eitelkeit eines Polen angemessen ist. Diese Erzählung begnügt sich, dem Leser die vergoldete Staatskarosse vorzuführen, die mit acht Pferden bespannt, den König zu dem Stände-Palaste trug, und beizufügen, daß Dorothee in einer ähnlichen Kutsche saß und mit sechs Pferden, die von zwölf Trabanten geführt wurden und zwei Läufer, gekleidet in den kurischen Wappenfarben, vor sich hatte, dem königlichen Wagen folgte, wie es einem Lehnsfürsten des Reiches gebührte. Sie saß allein im Rücksitz, geschmückt mit dem Hermelinmantel und auf dem Haupte die Herzogkrone. Ihr gegenüber hatten zwei Kammerherren Platz genommen, von denen der Eine zum Hofstaate des Königs gehörte, der Andre zum kurischen Adel. Der Zug ging so langsam, daß das dicht umher sich drängende Volk genugsam Zeit hatte, die „kurische Frau" sich zu betrachten. Einige Stimmen im Volke fragten, wo denn der Mann sei, und lachend erwiderten andere Stimmen, daß er zu Hause geblieben sei, um Haasen zu jagen. Dieser Witz war nicht der einzige, der von Zuschauern gemacht wurde. Als der Wagen der

Prinzeſſin Czartoriſky kam, fragte eine Stimme, ob der Jude ſchon ſein Geld erhalten habe, oder ob die Diamanten noch hebräiſch lernen müßten.

Eine Trompetenfanfare und der Donner der Kanonen empfingen den König, als er die Treppe des Palaſtes des Senats hinanſtieg. Er war in dem prachtvollen Koſtüm des Großmeiſters des weißen Adlerordens gekleidet, zwölf Kammerherren trugen die Schleppe ſeines Mantels, und Stanislaus Auguſt verſtand es ſo vortrefflich, zu repräſentiren, daß ein Ausruf der Bewunderung allen Lippen entſchlüpfte, als der ſchöne Mann feſten Schrittes die Purpurdecken betrat, die zur Stiege hinanführten. Aber nicht minder deutlich und beifällig ſprach ſich die öffentliche Stimme aus, als die ſchlanke Geſtalt der Herzogin ſich auf der Höhe der Treppe noch einmal zeigte, ehe ſie in das Innere des Palaſtes verſchwand. Der nicht endende Zug der Senatoren, die Miniſter und Geſandten, die Landboten und die Landesbevollmächtigten, die fremden kleinen Lehnsherren, die Magnaten und Staroſten, die vornehme und die geringere Geiſtlichkeit in ihrem ſchimmernden Ornate an der Spitze — Dieſe Alle, ehe ſie zum Ziele ihrer prächtigen Wanderſchaft gelangten, brauchten Stunden, während welcher der Lärm der Glocken und der Donner der Kanonen ununterbrochen die Luft erſchütterten. Die königliche Garde in ihren reichen Uniformen, die zwölf berittenen

Regimenter, die die Garniſon der Hauptſtadt ausmachten und noch eine Menge Bürgergarden zu Fuß und zu Pferde, bildete die Straße, durch welche der Zug ging.

Im Innern des Landboten-Saales, einer Halle von impoſanter Höhe und Ausdehnung, waren die Logen und Plätze eingerichtet, und Herolde, in den Farben der verſchiedenen Provinzen führten die Ankommenden zu ihren Plätzen.

Erklärlich iſt, daß es an dieſem Tage zu keiner Geſchäftsverhandlung kam, die feierlichen An- und Eröffnungsreden nahmen die wenige Zeit hin, die die Feierlichkeiten des Einzugs frei gelaſſen. Auch in den darauf folgenden Tagen war der Reichstag mit ſich ſelbſt beſchäftigt und einer ſchönen Frau vergleichbar, die vor dem Spiegel ſitzt und nicht müde werden kann, ſich und ihren Putz zu bewundern, — zum großen Verdruſſe Derjenigen, die der Meinung geweſen waren, die Republik habe ſich verſammelt, um über des Landes Wohl zu debattiren, nicht um die Farbe und die Form einer Schuhſchnalle zu prüfen, die dieſer oder jener Landbote angelegt. Die Feſte in der Stadt nahmen ihren Anfang, denn man ſagte ſich laut: dieſer Landtag wird eine Ewigkeit dauern. Indeſſen die Männer der Geſchäfte drangen darauf, daß Etwas geſchehe, und die erſte große Thatſache der Verſammlung war die Vorleſung der in unzählige Paragraphen

und Punkte getheilten Akte der neuen Constitution. Aller Augen waren während der Veröffentlichung dieses interessanten Dokumentes auf die Loge des Russischen Gesandten gerichtet, doch sie begegneten in derselben einem Gesichte, das so glatt und anscheinend so befriedigt in den Saal blickte, als hätte eine russische Feder diese Akte, die von Freiheitsausbrüchen und Selbständigkeitsversicherungen strotzte, aufgezeichnet. Ein eben so anmuthiges Lächeln schwebte auf den Wangen des Preußischen Gesandten und wenn man den Oesterreichischen dazu nahm, der nicht weniger befriedigt aussah, so hätte man glauben können, die erste Theilung Polen's sei ein Traum gewesen. Aber man war entschlossen seinen Gang zu gehen, wenn auch in den drei Logen nicht so entzückend gütige Gesichter gesessen hätten.

Bei einem Feste des englischen Gesandten hörte Dorothee, als sie eben zu einer Menuet antrat, hinter sich zwei Herren sprechen, die ein grämliches Ansehen hatten und von denen der Eine sehr viel Taback verbrauchte und der Andere sehr viel Punsch trank. „Was wird morgen an die Reihe kommen?" fragte Einer der Grämlichen. „Was?" entgegnete der Andere, „lumpige Kleinigkeiten, Dinge ohne Gewicht, mit einem Worte die kurischen Angelegenheiten." Man kann sich denken, mit welcher Zerstreutheit Dorothee tanzte; es fehlte nur noch, um ihr ihre Ruhe zu nehmen, daß sie die kleinen gif-

tigen Augen der Prinzessin Biron auf sich gerichtet sah, die in ihrer Umhüllung von schwarzen Spitzen und Federn wie eine Ratte aussah, die aus dem finstern Geröll einer Kelleröffnung hervorblickte.

Am frühen Morgen des nächsten Tages saß Dorothee schon in ihrer Loge. Die arme Frau, da saß sie! Hinweg war das Lächeln aus ihrem Gesicht, hinweg war der Glanz und der Schimmer der Weltdame, es saß eine Bekümmerte nachdenklich und sorgenvoll in dem rothsammetnen Polsterstuhle und ihre Blicke schauten mit einem trüben Schimmer vor sich hin. Soll nun Alles umsonst gewesen sein! Soll sie heimkehren ohne tröstlichen Bescheid? Wenige Stunden und sie mußte wissen, ob sie vergeblich in diesem Strudel sich bewegt, oder ob ein willkommener Erfolg den Kummer von so vielen schlaflosen Nächte zudecken werde. Geheimnißvoll erschien ihr an diesem Tage der Schritt der Reichsboten, die kamen, um sich an ihre bestimmten Plätze zu vertheilen, mit Schrecken sah sie auf der Senatorbank das finstere und gebietende Antlitz des Fürsten Joseph Czartoriskv, der präsidirte, und folglich gleich zuerst den Antrag zu stellen hatte. Dieser Antrag lautete: „Die Klagen des Herzogs von Kurland gegen seine Stände: die Klagen der Stände gegen den Herzog von Kurland, vorgelegt dem Entscheidungsurtel des Königs und der Republik. Aus den Händen des Fürsten empfing der vortragende Reichs-

bote die Schrift. Sie enthielt den Urtheilsſpruch der zur Entſcheidung dieſer Händel feſtgeſetzten Commiſſion, und dieſer Urtheilſpruch lautete zu Gunſten des Herzogs von Kurland. Die Vorleſung der Akte dauerte nicht lange; es kam darauf: die Stimmen der Reichsboten zu ſammeln, um zu entſcheiden, ob dieſes Urtheil jetzt zur Entſcheidung gelangen ſolle oder ob dieſe einem künftigen Reichstage zuzuſchieben ſei. Dorothee ſah ein, daß wenn die Aufſchiebung der Sache durch Stimmenmehrheit ausgeſprochen wäre, ſie auch ſo gut wie verloren zu geben ſei, denn welches Auge ſah in die Zukunft und mochte beſtimmen, wie und wann ein neuer Reichstag zu Stande kommen werde. Die Beauftragten der Gegner und die Anhänger der Prinzeſſin Biron bewegten ſich im Saale umher, um für die Suspendirung der Sache zu werben. Dorothee bemerkte dieſes Manöver; es erfüllte ſie mit Unwillen. Zu gleicher Zeit aber ſah ſie auch ihre Freunde thätig. Ruſtan und Hellſender eilten von einer Gruppe zur andern; ſie ſah ſie am längſten bei einer Anzahl günſtig geſtimmter Senatoren verweilen, und zuletzt mit dem Fürſten Czartoriſky ſprechen. Das Gemurmel der Stimmen ging in ein lautes Durcheinander ſtreitender Ausrufe über. Die Reichsboten wurden an ihren Mänteln gefaßt und bald hierhin, bald dorthin gezogen. Die kleine Geſtalt des Fürſten Lumirsky wurde ſichtbar, der

im Gefolge mehrer Magnaten den Saal durchschritt, diesmal ohne Rosenguirlanden und ohne Demantschmuck. Ein Strom streitender Männer bewegte sich von einem Ende des Saales zum andern. Jetzt versammelte man sich, um schwarze und weiße Kugeln in die Urne zu werfen, dieses Verfahren wurde à voix secrètes genannt.

Jetzt kam eine entsetzenvolle Pause. Fünfhundert Kugeln mußten abgezählt werden. Die arme Dorothee war einer Ohnmacht nahe. Der König ließ ihr ein Billet überreichen, sie vermochte es nicht zu öffnen und legte es ungeduldig bei Seite. Dreihundert Kugeln waren gezählt! Krampfhaft hatte sich ihre Hand in die Spitzen ihres Mantels verwickelt. Vierhundert Kugeln waren gezählt. Sie vermochte nicht, auf ihrem Platze zu bleiben: der Saal fing an, sich vor ihren Blicken zu drehen, sie sah hoch oben an der Decke eine Million Reichsboten schweben, die, wie sie nahe hinsah, sich in ungeheure Perrücken verwandelten, die einen Regen von Puder auf den Saal niederströmen ließen. Sie erhob sich und wankte in das kleine Nebengemach der Loge. Das Zählen der Kugeln ging seinen Gang fort, endlich mit einer Stimme, wie aus der Tiefe der Erde tönend, wurde das Fallen der letzten Kugel verkündet. Dorothee trat wieder in die Loge. Der Secretair, der die Tendenz zu verkünden hatte, hatte seine Brille verlegt. Welch' ein schrecklicher Auf-

enthalt! Er ſuchte in ſeinen Taſchen — o daß ihn die Hölle verſchlänge mit ſammt ſeiner Brille! Endlich findet er ſie. Er ſetzt ſie langſam und gravitätiſch auf die Naſe und hilft noch etwas nach, damit ſie feſter ſitzen möge und nun — lieſt er noch nicht. Er wartet erſt auf das Zeugniß der Vereidigten, die die Kugeln unterſucht haben. Jetzt lieſt er: „Das von der Deputation in Sachen des Herzogs von Kurland gegen die Stände daſelbſt und gegen die Prinzeſſin Biron abgefaßte und zu Gunſten des Herzogs ſprechende Rechtsurtheil iſt in ſeinem ganzen Umfange durch eine Mehrheit von zwei Stimmen von der Reichstagsverſammlung genehmigt worden und demgemäß nunmehr rechtskräftig zu beſtätigen und zu vollziehen.“

Kaum waren dieſe Worte verleſen, als ein Tumult im Saale entſtand. Einige eilten, den Ausgang zu erreichen, Andere drängten ſich um die Bank der Reichsboten, um ſich in Kenntniß zu ſetzen von dem nun folgenden Gegenſtande. Die Gegenpartei der Herzogin, nachdem ſie vergeblich verſucht hatte, ein erneuertes Stimmenſammeln zu Stande zu bringen, verließ den Saal. Unter dieſen ſah man die hohe Geſtalt des Baron Horſſ dem Ausgange zuſchreiten, indem er verdrießlich vor ſich her murmelte: „Polniſche Wirthſchaft!“

Die Freunde Dorotheens kamen, ſie zu beglückwünſchen. Als ſie ihren Platz im Wagen einnahm,

erblickte ſie die Prinzeſſin Biron, die ſich eben in den ihrigen ſetzte, begleitet von ihrem Sachwalter, und ſie vernahm deutlich, wie Jemand rief: „Die Junge und Hübſche hat gewonnen, und die Alte und Häßliche muß leer abziehen! Das iſt gut! So iſt's in der Ordnung.“

So war denn der entſcheidende Tag vorüber; der Sieg errungen.

Dorothee dachte jetzt an ihre Abreiſe; es verlangte ſie zu den Ihrigen nach ſo langer Abweſenheit zurückzukehren. Sie brachte eine Summe erſparten Geldes mit und das rechtskräftige Urtheil — Beides Dinge, mit denen ſie hoffen konnte, den Herzog auf das Angenehmſte zu überraſchen.

Ihr erſter Gang am folgenden Tage war in die Kirche, wo ſie Gott dankte für die glücklichen Erfolge, die er ihr hatte zukommen laſſen; dann fing ſie an, ihre vielen Abſchiedsbeſuche zu machen. Der König ſtand ernſt und gerührt, als er ſie, ihre Hand erfaſſend, ſtumm eine Weile anblickte, mit dem unverkennbaren Zeichen eines verwundeten Herzens. „Sie gehen, Herzogin,“ begann er endlich, „und es kümmert Sie nicht, wie Sie Ihre Freunde traurig zurücklaſſen.“ Dorothee wollte Etwas erwidern, doch der König machte ein Zeichen, fuhr mit dem Tuche über die Augen und heftig die Hand der Herzogin drückend, wandte er ſich ab, um ſeine Rührung zu verbergen. Als er mehr Herr ſeiner ſelbſt gewor-

den war, richtete er nochmals das Wort an die Scheidende. „Beten Sie für mich! Verlaſſen Sie mich nicht!“ ſagte er im Tone tiefen Gefühls. „Wo Sie auch ſein mögen, das Auge des Freundes wird ſie verfolgen, das Herz des Bruders für Sie ſchlagen.“

Dieſe Worte, und daß Stanislaus Auguſt die zarte Rückſicht nahm, ſeiner Leidenſchaft in dieſem Augenblicke nicht zu erwähnen, erwarben ihm Dorotheens ganze Zuneigung. Er erſchien ihr unbeſchreiblich liebenswerth und unglücklich. Er bat die Herzogin, einen Ring von ihm anzunehmen, der ſein Miniaturbildniß enthielt; Dorothee dagegen ſchenkte ihm eine koſtbare Camée.

Der Abſchied von der Fürſtin Czartoriſky war kalt und förmlich. Der ſiegende Feldherr und der beſiegte zählten in dieſem Augenblicke ihre gewonnenen und verlorenen Lorbeeren. Die Senatoren, Miniſter und Geſandten kamen, um ihr Beileid über die Abreiſe der Herzogin zu bezeigen. Die Mitglieder der königlichen Familie empfingen die Herzogin in dem Palaſte des Königs. Somit war Alles in beſter Ordnung abgemacht. Von ihren treuen Räthen nahm Dorothee mit Rührung Abſchied. Reiche Geſchenke wurden dem Perſonale ausgetheilt, das ſich in den Dienſt um ihre Perſon getheilt hatte. Sie ſchickte ihren treuen Kammerdiener umher, um Ignaz irgendwo aufzufinden,

allein es gelang nicht. So mußte der Abſchied, den er von ihr genommen, als der letzte gelten.

Als ſie Warſchau verließ, entleerte ſich eben über deſſen Thürme ein furchtbares Wetter. Blitze auf Blitze fuhren herab und die Donnerſchläge rollten erſchütternd. „Das unglückliche Land!“ rief ſie zu Hellſender, der mit ihr im Wagen Platz genommen hatte, „wenn dies nur nicht ein böſes Omen iſt!“

Vier Wochen ſpäter ließ Katharina II. die polniſche Conſtitution für ungültig erklären und hunderttauſend Ruſſen rückten in Polen ein.

Das Vaterhaus

Der Herbſtwind trieb in einem Wirbel die dürren Blätter zuſammen vor dem Portale einer kleinen Grabkapelle, deren zwei geſchwärzte Säulen nebſt dem Wappenſchilde im Giebel die Abendſonne mit einem bleichen Roth überzog. Ein einfacher Reiſewagen kam den engen Feldweg heran; eine Frau, gehüllt in einen grauen Mantel, ſtieg aus und grüßte den Küſter, der mit den Schlüſſeln wartete, um das Gewölbe aufzuſchließen. Dieſer kannte die Frau nicht, er hielt ſie für eine der vielen Reiſenden, die, ſeitdem die Medem'ſche Familie mit der herzoglichen verbunden war, kamen, um ſich das Herrenhaus, die Kirche und das Grabgewölbe anzuſehen und die dann gewöhnlich von der Einwohnerſchaft des Schloſſes gaſtfreundlich einige Tage bewirthet wurden.

Die Frau im grauen Mantel ſtieg die Treppe hinab und kniete nieder vor dem mit prachtvollen Silberbeſchlägen verzierten Sarge des alten Grafen Johann. Es mochte Etwas Auffälliges in der Weiſe liegen, wie die einſame Frau ihr Gebet verrichtete; vielleicht auch, daß ſie länger im Gewölbe blieb, als ſonſt wohl andächtige Beſucher an dieſem Orte zu verweilen pflegten, genug, der Küſter erkundigte ſich bei dem Kutſcher, wer die Dame ſei, und dieſer theilte ihm mit, zugleich mit dem ſcharfen Gebot zu ſchweigen, daß es Niemand anders als die Herzogin ſei. Das Erſte, was der erſchreckte Mann nun that, war, in die nahe Pfarrwohnung zu eilen und dem alten Prediger dieſe Neuigkeit brühwarm, wie er ſie ſoeben erhalten, mitzutheilen. Die Folge von dieſer Unbeſonnenheit war, daß, als Dorothee aus dem Gewölbe wieder hervorkam, der Pfarrer, der Amtmann, der Verwalter und ein Dutzend Bauern mit ihren Weibern und Kindern den Eingang umſtanden und mit einem halb freudigen, halb ſchmerzlichen Gebeul den Rock und die Arme ihrer Gebieterin ergriffen, um ſie mit Küſſen zu bedecken.

Durchaus nicht willkommen war der trauernden Tochter dieſer Ueberfall einer enthuſiaſtiſchen Gemeinde mit ihrem Hirten; da ſich die Sache jedoch nicht mehr ändern ließ, erwiderte die Bewillkomm-

nete auf's Freundlichſte die ihr geſpendeten devoten Grüße. Es war eine hübſche Gruppe. Die ſchlanke hohe Frau mit der lieblichen Würde in Miene und Haltung, umgeben von den ländlichen Geſtalten, auf deren Kittel die Abendlichter fielen, zugleich den weißen, entblößten Scheitel des alten Pfarrers und im Hintergrunde die geöffnete Grabkapelle beleuchtend. Wäre das Auge eines Künſtlers gegenwärtig geweſen, er hätte hier das Motiv zu irgend einem tröſtlichen Bilde, einer Allegorie des Glaubens oder der himmliſchen Liebe genommen.

Der Pfarrer reichte der Herrin des Hauſes den Arm und durch das Kornfeld hindurch bewegte ſich der kleine Zug dem Herrenhauſe zu. Der Wagen wurde vorausgeſchickt.

In den alterthümlichen Räumen des Schloſſes Alt-Anz war es im Weſentlichen ſo geblieben, als der Leſer in einer früheren Beſchreibung es gefunden hat, nur war mit zweien ſeiner Bewohner eine Wandelung vor ſich gegangen. Seitdem der neue Beſitzer, der junge Graf, der jedoch ſelten hier weilte, die Herrſchaft angetreten, fand ſich Doktor Kloppmann veranlaßt, mit ſeiner Apotheke und ſeiner Sammlung heilkünſtleriſcher Maſchinen, unter welche auch einige Tiegel und Retorten zum Goldmachen gehörten, auszuziehen, — denn er behauptete, er fände die gehörige Muße nicht mehr, um über die Geheimniſſe zu brüten, aus denen er die ſtau-

nenswerthen Wunder, welche er der Welt zu geben sich entschlossen hatte, fördern wollte. Er hatte eine kleine Provinzialstadt gewählt, wo er nun residirte und quacksalberte. Zuweilen kam er nach dem Gute, um das Grab des alten Iwan zu besuchen, von dem er behauptete, daß er das hohe Alter, das er erreicht, lediglich seinen Medikamenten zu verdanken gehabt. Eine viel betrübendere Verwandlung hatte sich jedoch mit Mademoiselle Pipelet zugetragen. Sie hatte sich eines Morgens aus dem Bette erhoben, hatte ihr bestes Kleid, einen Reifrock mit Guirlanden von Spitzen angelegt, Federn in's Haar gesteckt und nun der Aufwärterin verkündet, sie werde nach Versailles an den Hof gehen. Wirklich war sie die Hintertiege hinabgegangen und hatte sich in ihrer ganzen imponirenden Erscheinung dem Hühnerhofe gezeigt, dessen Insaßen, eine Anzahl welscher und anderer Hühner, mit Entsetzen die höchsten Spitzen des umschließenden Gitterzaunes erflattert hatten. Mademoiselle Pipelet war jedoch unbehindert auf einen prächtigen Hahn zugeschritten, hatte ihm eine tiefe und lang anhaltende Verbeugung gemacht und dazu die unverständlichen Worte gesprochen: „Majestät, ich beklage Sie unendlich, und wenn es irgendwie zur Beförderung Ihrer Sicherheit beitragen kann, so gebieten Sie über mein Blut, das ich Ihnen freudig opfere."

Bei Anschauung dieses sonderbaren und geheim-

nißvollen Treibens des alten Fräuleins im Hühnerhofe hatte ſich ſogleich ein Bote aus dem Schloſſe auf den Weg gemacht, um den Pfarrer zu holen, der, als er zu Mittag kam, das erkrankte Fräulein in einem tiefen, todtenähnlichen Schlafe fand, aus dem ſie nur mit Mühe zu erwecken war. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, die Arme war in Wahnſinn verfallen und zwar hatten dies die entſetzlichen Nachrichten bewirkt, die aus ihrem Heimathlande Frankreich bis hierher gedrungen. Sie, eine treue Anhängerin des königlichen Hauſes, eine leidenſchaftliche Bewundererin ihres Landes und ihrer Landsleute, ſie hörte Das, was alle Welt erſchreckte, mit einem ſo tief gehenden Entſetzen an, daß ihr alter Kopf darüber zu ſchwindeln anfing und ſie wachend und träumend behauptete, mitten in Paris zu ſein und alle die gräßlichen Dinge, die die Zeitungen von dort meldeten, mit eigenen Augen zu ſchauen. Es war dies ein ergreifender und für den Beſchauer kaum zu ertragender Paroxismus. Wäre das alte Schloß belebt geweſen nach gewohnter Weiſe, ſo hätte ſich Jemand gefunden, der eine ſanfte und barmherzige Kur mit Mademoiſelle Pipelet unternommen und ſie damit wahrſcheinlich wieder zum Gebrauche ihres Verſtandes zurückgebracht hätte; allein in der Einſamkeit, in der ſich das Herrenhaus befand, hinderte Niemand die arme Kranke, die leeren Gemächer Nachts zu durchſchreiten und

lante Reden an die Nationalverſammlung zu halten. Der Pfarrer hütete ſich ſeit einiger Zeit wohl, ihr ein Zeitungsblatt vor die Augen zu bringen; allein es war, als ſähe die Arme in einer Art Inſpiration Alles in der Geſtalt vor ſich, faſt wie es ſich ſpäter in der Wirklichkeit zutrug. Dorothee jedoch wurde von ihr wiedererkannt und ſie ſchloß ihre ehemalige Schülerin lautweinend in die Arme. Dadurch, daß ſie jetzt eine vernünftige Ableitung ihrer, ſie bis zum Tode peinigenden Phantaſien und Gebilde fand, legte ſich ihr Schwärmen und es kam ſogar zu einem ziemlich zuſammenhängenden Geſpräche zwiſchen ihr und ihrer jugendlichen Freundin.

Dorothee fand es bedeutungsvoll, daß eine arme Wahnſinnige zuerſt als Verkündigerin der großen Erſchütterungen, die die Welt jetzt erfahren ſollte, ihr entgegentreten mußte.

Alle die lieben Orte ihres Vaterhauſes beſuchte die Heimgekehrte mit innigem Gefühle. Sie ließ ſich das Schreibzimmer ihres Vaters aufſchließen, das auf ihren Wunſch unberührt geblieben war, und hier ſah ſie ſich mit Schauern der Erinnerung um, auf jedes einzelne Möbel ihren trauenvollen Blick richtend. Wie klein erſchien ihr der Raum, der ihr als Kind ſo groß gedünkt. Noch rauſchte der Baum vor dem Fenſter, noch ſtand das weltbekannte Kanapee mit ſchwarzem Roßhaar überzogen, noch der Tiſch an der alten Stelle und ſelbſt das Pult war

geöffnet und einige Papiere und Schriften lagen darauf. Darüber hing das Bild des Herzogs. Was war ſeitdem nicht Alles geſchehen! Es kam ihr wie ein Traum vor, daß eine geſchmückte, glänzende Welt im Pomp und dem Strudel ihrer Freuden und Genüſſe ſeitdem an ihr vorübergezogen und daß ſie das kleine Mädchen war, das hier einſt ſtand und dem Vater zuhörte, als er ihr von den Geſchichten des Landes erzählte. O, Alles ſchlummerte und war fort, was damals um ſie gelebt. Das Haus ſtand öde, eine arme Wahnſinnige allein bewohnte es. Die Stimme des geliebten Vaters ſchien ihr zuzurufen: „Hinweg von hier! Hinaus in die Welt, wohin Du gehörſt. Hier iſt Ruhe, Tod, Vergangenheit!“

Als ſie das Gitterfenſter zum Garten öffnete, überſah ſie den Raum, eingeſchloſſen von hohen Linden, auf dem ſie mit den Gefährtinnen ihrer Jugend Spiele geſpielt. Dort ſtand noch die Bildſäule der Flora, der ſie zum Scherz ihren Strohhut aufgeſetzt und ſie mit ihrem Mantel umhüllt hatte, damit in der Dämmerung der furchtſame Bruder ſich erſchrecken möge. In jenem Baumgange hatte der Freiherr von der Recke in rother Galauniform mit Federhut und Degen um ihre Schweſter angehalten. Ach — und weit, weit zurück, da wo die dunkeln Fichten zum Himmel ſtreben, eingeſchloſſen von einem Gitter, befand ſich ein

Grab; es war das Grab eines Jünglings, der inmitten seiner Blüthentage hinweg gemußt. Sie kannte dieses Grab, sie wußte, wer darin schlummerte, — und still auf den Rasen niederschauend, stand sie an dem Gitter; tiefe, athemlose Stille um sie her. Noch vor wenigen Wochen hatte sie, strahlend von Diamanten, umrauscht von Musik, im blendenden Glanze der Kerzen gestanden und — nun hier! —

In der Kirche hielt der greise Pfarrer eine Rede, die sich auf die Heimgekehrte bezog. Er wählte dazu den Text, in dem von dem Knechte die Rede ist, der das ihm anvertraute Gut vergrub, und von Dem, der damit wucherte und mit reichen Zinsen es dem Herrn heimgab. Zuletzt fügte er die Worte hinzu: „O sehet, wie lieblich ist eine Magd, die in des Morgens Frühe ausgeht, die Geschäfte des Hauses zu besorgen. Sie geht den Feldweg dahin, ihr Gewand flattert im Winde, ihre Locken wallen und ehe des Mittags Hitze sich auf das Land legt ist sie wieder zu Hause und jeglichen Bedarf zum Leben führt sie mit sich. Also ist auch unsere Herzogin ausgezogen in des Morgens Frühe und lieblich war ihr Gang den Thalweg hinab, — und sehet, jetzt ist sie wieder da und des Hauses Bedarf hat sie mitgebracht."

Dorothee saß in ihrer vergitterten Loge; als diese Worte erklangen und der Segen gesprochen

wurde, trat ſie hervor und verheigte ſich gegen die Gemeinde.

In der Frühe des nächſten Tages verließ ſie das Vaterhaus und eilte wieder der Reſidenz zu, indem ſie Mademoiſelle Pipelet mit ſich nahm. Der Herzog, um zu zeigen, wie ſehr ihn die Nachrichten befriedigten, die ihm ſeine Gemahlin gebracht, ordnete ein Feſt des Willkommens an. Die drei heranwachſenden Prinzeſſinnen bekränzten die Mutter mit Blumen, und Frau von der Recke beſang in melodiſchen Verſen die Königin des Feſtes.

Die ſanfte Eliſe hatte unterdeſſen ihr berühmtes Buch gegen Cagliostro herausgegeben, nachdem ſie vorher lange Conferenzen in Berlin mit Herrn Nicolai gehalten. Dieſer leidenſchaftliche Mann, der überall Feinde der Aufklärung und verſteckte Jeſuiten ſah, behauptete, es ſei nothwendig, daß ein ſolches Buch erſcheine, wie Frau von der Recke es beabſichtigte; er unterließ jedoch nicht, der Dame bemerkbar zu machen, daß ſie wohlthun werde, ihren Namen als Autorin zu verſchweigen, indem ſie ſonſt die Zielſcheibe der Verfolgungen der rachſüchtigen Schüler Loyola's werde und ſelbſt ſogar das tragiſche Ende des Papſtes Ganganelli theilen könne, der den Orden aufgehoben und deßhalb von deſſen Mitgliedern vergiftet wurde. Allein Frau von der Recke beſaß den Muth, ihre Sache mit ihrem Namen zu vertreten, und als das Buch er-

ſchienen war, erhielt ſie von Katharina II. ein höchſt ſchmeichelhaftes Belobungsſchreiben, worin ihr für die Bekanntmachung der Thatſachen gedankt wurde. Jetzt ſtand Frau von der Recke in der Glorie der Philoſophie und Aufklärung da, indem ſie früher in der des Propheten Elias geſtanden hatte, mit dem ſie die Hoffnung hegte, nach Verlauf mehrer tauſend Jahre einſt lebendig gen Himmel zu fahren. Aber das Lob der Kaiſerin und des Herrn Nicolai konnten doch nicht verhindern, daß die ſanfte und ſchwärmende Seele der Frau von der Recke manchesmal mit einer geheimen Sehnſucht an die ſchönen Traumbilder der Loge d'Adoption zurückdachte und an die entzückenden Ausſichten, eine Beherrſcherin und Bildnerin künftiger Welten zu werden. Sie ſchrieb in ſtillen Mitternächten Elegieen nieder, die dem Herrn Nicolai zu deſſen großer Bekümmerniß zeigten, daß ihre Bekehrung dennoch nicht ſo ganz aufrichtig ſei, und der berühmte Buchhändler empfahl ihr daher, einige Bände der allgemeinen deutſchen Bibliothek durchzuleſen, welche Lectüre einer kühlenden und beruhigenden Medizin gleichkäme. Mit zwanzig Bänden der allgemeinen deutſchen Bibliothek und mit dem Bilde Herrn Nicolai's reiste Eliſe nach Kurland zurück, nachdem ſie in Karlsbad gebadet hatte.

Die kleinen Feſte bei Hofe nahmen ein eintöniges Anſehen an. Der Herzog fühlte, daß er alt

wurde, ſprach von nichts weiter, als wie es angenehm ſei, irgendwo in der Welt einen Winkel zu finden, wo er das Wort Kurland nicht ausſprechen hörte. Vergeblich ſprach Dorothee ihm Muth ein; ſie hatte ſelbſt manches Mal keinen. Die Angelegenheiten in Polen nahmen eine ſehr traurige Wendung. Die Briefe, die der König ſchrieb, zeugten Dorotheen deutlich, daß er keine Hoffnung habe, ſeine Krone zu behalten. Dieſe Mittheilungen erſchreckten den Herzog gewaltig. „Um's Himmelswillen," rief er, „was wird dann aus mir? Wenn ſie mit Polen fertig werden, wird dann die Reihe nicht an mich kommen?"

Es konnte als tröſtlich gelten, daß in dieſen Tagen der Aufregung und Bekümmerniſſe der treugeprüfte Freund Ruſtan-Batowsky als königlich polniſcher Commiſſarius nach Mitau kam. Durch ihn ſchickte Stanislaus Auguſt der Herzogin ein Bild, das ihn ſelbſt darſtellte, wie er mit wehmüthigem Blicke eine Krone betrachtete, die vor ihm auf dem Tiſch ſich befand.

„Wie kann man ſo ſchwach ſein!" rief der Herzog. „Er ſieht, daß eine Parthei in ſeinem Lande ſich vor ſeiner Naſe zu ſeinem und zum Untergang des Landes verbindet und er legt ruhig die Hände in den Schooß? Wir werden ſehen, er wird auch auf Befehl ſeine Krone niederlegen. Da hab' ich's anders gemacht. Mir befiehlt man nichts, mich

verdrängt man nicht. Ich habe beim Reichstage, wo Alles gegen mich war, meine Sache geführt und siegreich durchgebracht! So muß ein Fürst handeln, der seine Krone mit Ehren tragen will."

Rustan hörte mit Verwunderung, mit welcher Leichtigkeit der Herzog sich die Verdienste des Kampfes in Warschau gegen seine Stände beilegte. Ein Blick auf Dorotheen überzeugte den ehrlichen Freund, daß sie, weit entfernt, wie ehrgeizige Frauen gethan haben würden, ihn aus seinem Irrthume zu reißen, vielmehr Alles that, ihn darin zu bestärken. Rustan fand diese Bescheidenheit und Selbstverleugnung eben so rührend, wie sie selten war.

„Was wird denn nun geschehen?" fragte der Herzog weiter.

„Die heftigsten Bürgerkriege sind vor der Thür," entgegnete der Gefragte; „zum Theil sind sie schon ausgebrochen. Gegen die Uebermacht des Feindes wird nichts auszurichten sein. Auch Preußen, anfangs scheinbar unser Freund und Bundesgenosse, hat sich gegen uns erklärt, da wir in die Abtretung von Thorn und Danzig nicht willigten. Es fürchtet, Rußland allein wird die Beute des Sieges hinnehmen, und da will es rasch hinzueilen, um auch seinen Antheil zu fordern."

„O unglückseliges Land!" rief Dorothee jammernd.

„Ja wohl!" seufzte Rustan. „Was ist aus der schönen Verfassung geworden, die wir mit so vielem

Glanze in's Leben treten ſahen! Ein junger Held, Koszciusko, thut ſich hervor, und unter ſeinen Fahnen kämpft, wenn Sie ſich noch auf ihn beſinnen, Herzogin, jener junge Mann, der anfangs als Offizier des Königs, im Bataillon Ilinsky, unſere kleinen Abendgeſellſchaften theilte, der Graf Ignaz Lubicky —"

„Dieſe Nachricht freut mich!" rief Dorothee, „bei meinem Abſchied aus Warſchau ſuchte ich ihn vergebens. Es war eine edle, feurige Natur."

„Ein ächter Pole," entgegnete Ruſtan. „Möge es ihm gut gehen."

„Wird der König der Conföderation von Tarnowitz beitreten?" fragte der Herzog.

„Bis jetzt weigert er ſich ſtandhaft zu den Verräthern überzugehen," antwortete der Gefragte. „Der Name Ignaz Potocki iſt ein Fluch in ſeinem Munde. Er will mit ſeinen Truppen ſiegen oder fallen. Doch wir haben ſchon ähnliche Aeußerungen aus dem Munde des Grafen Poniatowsky gehört, ohne daß ſie leider zu einem erfreulichen Reſultate geführt hätten."

Während des Geſpräches hatte Dorothee den Brief des Königs geöffnet, und las ihn mit kummervoller und nachdenklicher Miene. Er enthielt die wiederholten Verſicherungen unverbrüchlicher Freundſchaft. „Der Himmel gebietet über mein Geſchick," ſchrieb der König, „er will, daß ich mich

vor ganz Europa demüthige, um zu zeigen, daß mir das Wohl meines Volkes höher geht als mein eigenes. Indem ich mich Bedingungen füge, die meinem Stolze eben ſehr, wie meinem perſönlichen Vortheil widerſtreben, mache ich's möglich, daß fernerem Blutvergießen Einhalt gethan und das unglückliche Land von ſeinem uſurpirten Herrn weniger grauſam behandelt wird, als es ſonſt geſchähe. Ach, meine theure Herzogin; es iſt ein Glück, daß wir Beide Religion beſitzen, wo nähmen wir ſonſt Muth her, Das zu tragen, was uns auferlegt wird. Noch beſitze ich phyſiſche und moraliſche Kraft, thätig zu ſein, — vielleicht kommt der Tag, wo man mir auch dieſes nicht mehr erlauben wird. Das Bild, das ich Ihnen überſchicke, iſt mit Abſicht innerhalb des Käſtchens angebracht, ſo daß man es nur ſehen kann, wenn Sie es zeigen. Ihrem Scharfſinne, meine geliebte Dorothee, wird's nicht entgehen, daß in dieſem Bilde eine Deutung verborgen liegt, die mein und meines Volkes Schickſal betrifft. Betrachten Sie den dunkeln Himmel, der dem Bilde zum Hintergrunde dient, und es wird Ihnen der Sinn des Ganzen nicht entgehen. Zugleich ſchicke ich Ihnen Ihr Bild zurück, das Baciarelli gemalt hat, und das Sie ſo gütig waren, bis jetzt in meinem Beſitze zu laſſen. Derjenige, der der glückliche Beſitzer des Originals iſt, wird nun auch die Copie aufbewahren."

Hellſender kam von einer Reiſe zurück, die er in Geſchäften für den Herzog nach Straßburg gemacht, eigentlich mit der Abſicht, weiter zu gehen und Paris zu beſuchen. Es war dies aber unmöglich geweſen. Gefährlich im höchſten Grade war es für den Fremden, die Grenzen Frankreich's zu überſchreiten; und in Paris einzudringen, wo die Schreckensregierung wüthete, konnte nur Dem gelingen, der mit irgend einem Chef der dort Gebietenden eine Verbindung hatte, die ihn vor Gefangenſchaft und Hinrichtung ſchützte. Ohne eine ſolche Bürgſchaft für ſeine Sicherheit wagte es kein Fremder dem Krater der furchtbaren Eruption zu nahen, deſſen Schlund über ganz Frankreich, noch mehr — über ganz Europa Furcht und Entſetzen verbreitete.

Es iſt in dieſer Erzählung von einigen Handwerkern berichtet worden, die der Herzog in Paris ihre Ausbildung hatte erſt geben laſſen; es traf ſich, daß nun Einer der Männer, aus der Hauptſtadt flüchtend, mit dem Legationsrath in Metz zuſammentraf und von dieſem in's Vaterland mitgenommen wurde. Herr Bellmann war ein gebildeter Mann, ein Uhrmacher, dem man es nicht anſah, daß ſein Vater hinter dem Pfluge gegangen. Er hatte die Treue und Ehrlichkeit ſeines urſprünglichen Standes beibehalten, ohne doch dabei den Großſtädter zu verleugnen und den Mann, dem die moderne Zeitrichtung nicht fremd geblieben. Er

war Zeuge der letzten Gräuelscenen gewesen und aufgefordert von seinem Gebieter, erzählte Bellmann in einfacher aber das Gepränge der Wahrheit zeigenden Weise, was er geschaut.

Ueber alle Beschreibung entsetzenvoll war die Schilderung der letzten Lebensmomente der unglücklichen Königin. Die Herzogin und der Herzog, so wie der kleine Kreis von Zuhörern, der diesen Berichten mit athemloser Spannung folgte, empfanden die ungeheure Weltbegebenheit wie ein schreckbares Wetter, das sich über ihren Häuptern entladete. Wie wenig hatten die Zeitungsblätter gesagt im Vergleiche mit dem, was der Augenzeuge berichtete.

Die Herzogin hatte eine schonende Aufmerksamkeit für den Zustand der armen Gouvernante, daß Bellmann nur erzählen durfte, wenn Jene nicht zugegen. Durch ärztliche Behandlung, mehr aber noch durch die gütevolle Pflege, die der Kranken hier entgegenkam, war es mit ihr so weit fortgeschritten, daß die Anfälle von Irrsinn unterblieben und nur eine tiefe, unheilbare Schwermuth zurückließen, welche, wie es schien, nur mit dem Lebensende der Armen weichen sollte.

„Wir hatten schon lange gehört," erzählte Bellmann, „daß das Urtheil der Königin gefällt und daß der Tag schon bestimmt sei, wo es ihr sollte vorgetragen werden. Aber wir hofften Alle, das ich und die wenigen Deutschen, die wir zusammen-

hielten, mit noch einigen Fremden, daß es auf Verbannung lauten würde, nicht auf Tod. Neun Monate waren bereits vergangen, als das Haupt des Königs unter dem Henkerbeile gefallen war. Es schien glaublich, daß man die Königin verschonen werde. Aber wir hatten uns getäuscht. Diese Blutmenschen kannten kein Mitleid, und es rührte sie nicht, was die ganze Menschheit rührte. Schon als sie im Temple eingekerkert sich befand, hatte man sie auf das schrecklichste gepeinigt, indem man sie gezwungen, das an einem Pfahle aufgesteckte blutige Haupt der Prinzessin Lamballe, ihrer Vertrauten, zu sehen. Am Tage der Gerichtssitzung las man an den Straßenecken die Bekanntmachung, die da lautete: „Das Gericht, nach einstimmiger Erklärung der Geschwornen, auf Antrag des öffentlichen Anklägers, erkennt für Recht, daß Maria Antoinette von Oesterreich-Lothringen, Wittwe Ludwig Capet's, die Todesstrafe verwirkt hat, daß ihre Güter, wenn sie deren im Bereiche von Frankreich besitzt, der Republik anheimfallen, und endlich, daß nach dem Antrage des öffentlichen Anklägers, gegenwärtiges Urtheil auf dem Revolutionsplatze vollzogen, durch den Druck bekannt gemacht und im ganzen Umfange der Republik angeschlagen werde."

„Wir wußten also, was wir zu erwarten hatten, und innig betrübt und erschreckt hielten wir uns in unsern Häusern, indem wir uns nicht auf der Straße

zeigen mochten, aus Furcht, die teufliſche Menge möchte an dem Ausdruck unſrer Mienen ſehen, daß wir das Schreckliche, das nun folgen ſollte, mißbilligten. Man verſichert, daß während das Urtheil ihr vorgeleſen wurde, habe die Königin eine ruhige Haltung behauptet. Es geſchah dieſes um vier ein halb Uhr am Morgen des 16. October. Die Königin verließ den Gerichtsſaal ſchweigend, ohne auch nur ein Wort den Richtern und der Umgebung zuzuwenden. So brachte man ſie in die Conciergerie, in das für die Verurtheilten beſtimmte Gefängniß. Um fünf Uhr hörten wir in allen Stadtvierteln den Generalmarſch ſchlagen. Wir kamen nun hervor, und bemerkten, wie Alles unter Waffen ſtand, und das geladene Geſchütz mit brennenden Lunten an den Hauptplätzen vertheilt. Meine Frau betete für die Seele der Königin; ich bat ſie, dies leiſe zu thun, denn ſchon glaubte ich zu gewahren, wie ſich zwei Männer aufmerkſam und forſchend nach uns umſahen. Ich drückte meine Mütze mit der Cokarte auf das eine Ohr. Wir hörten, daß die Königin inſtändigſt gebeten habe, man möchte ihr erlauben, vor dem Tode ihre Kinder zu ſehen, um ihnen den mütterlichen Segen zu ertheilen. Die Wüthriche hatten ihr auch die Gewährung dieſer Bitte abgeſchlagen. Sie ſchrieb an die Prinzeſſin Eliſabeth, ihre Schwägerin, und dieſer ſoll ſie die Pflege für ihre Kinder überantwor-

tet haben. Wir drängten leiſe vorwärts und durch eine kleine Seitengaſſe gelang es uns, in die Nähe des Gefängniſſes zu gelangen. Um elf Uhr öffneten ſich deſſen Pforte und die Königin trat hervor. Sie war in einfach weißem Kleide, ſo unkenntlich durch Gram und Elend, daß wir uns fragten, iſt dies auch die Königin? Durch die Kerkerluft und das viele Weinen, ſagt man, ſei ihr das eine Auge erblindet! Sie ſah vor ſich hin, ſtill, ernſt, ohne eine Miene zu verziehen. Ach, gnädige Herrſchaften, als ich ſie ſo ſah, die ſtolze, mächtige Königin, die einſt mit einem unnennbaren Jubel in Paris einzog, ſie die Tochter einer Kaiſerin, die Gemahlin eines Königs und jetzt — wie eine niedere Verbrecherin, im weißen Sterbekittel, zum Tode geführt! Da wollte mein Herz faſt brechen über die Wandelbarkeit menſchlicher Schickſale."

„Konnten Sie ſie auch recht ſehen, Bellmann," fragte der Herzog.

„Sie ſtand, gnädiger Herr, nur wenige Schritte von mir entfernt, und das Licht über die Dächer der gegenüberliegende Häuſerreihe kommend, fiel gerade auf ſie, wie ſie in ihrem weißen, langen Kleide daſtand. Als ſie den Karren ſah, in dem ſie ſitzen ſollte, bebte ſie zurück; man konnte es deutlich bemerken; aber dann ging ſie feſten Schrittes die Treppe herab und nahm mit dem Henker zuſammen Platz im Karren, ihr

gegenüber ſaß ein Prieſter. Als es eben fortgehen ſollte, kam Einer und band ihr die Hände auf den Rücken. Dies konnten Viele unter uns nicht ohne Weinen ſehen. Das Haar hatte ſie ſich ſelbſt abgeſchnitten. Nun ging's durch viele, viele Straßen und über volkreiche Plätze fort, und wo der Zug hinkam, ſchrie und jubelte die Menge und warf der Jammervollen noch Verwünſchungen nach. In die Straßen Roule und St. Honoré kam ich noch, dann verlor ich den Zug aus den Augen. Auf dem Richtplatze traf ich jedoch wieder mit ihm zuſammen. Als die Königin den Karren verließ, ſoll ſie noch einmal wehmüthig nach den Tuilerien zurückgeblickt haben, dann beſtieg ſie ohne Zureden und muthig das Gerüſte. Eine unabſehbare Menge ſchaute zu. Ein Viertel nach zwölf Uhr fiel das Beil der Guillotine. Ich hatte nicht Beſinnung genug, ſelbſt nach der Uhr zu ſehen, doch mein Nachbar rief es der Menge zu. Nur einen Blick noch that ich nach dem Orte des Entſetzens und da ſah ich — das blutige Haupt, das der Scharfrichter dem Volke zeigte. Wahrhaftig, ich kann hundert Jahr alt werden, dieſe furchtbare Viertelſtunde, als ſich dieſes letzte Bild vor meinen Augen zeigte, werde ich nie vergeſſen. Verzeihen Sie nur, meine gnädigſten Herrſchaften, daß ich das ſo umſtändlich erzählt habe."

„Sie ſind dazu aufgefordert worden," ſagte der Herzog.

Eine tiefe Stille herrſchte. Alles ſchwieg und jedes Herz war wie erſtarrt im Buſen.

Da hörte man einen langen Schrei im Nebenzimmer. Es war das arme alte Fräulein, das an der Thür horchend, alles mit angehört hatte. Sie trat jetzt hervor. „Haltet mich nicht," bat ſie die Hinzueilenden, „ich bin nicht irrſinnig, ich bin bei meinem vollkommenen Bewußtſein, aber ich weiß, daß auch mir die Todesſtunde nahe iſt. Kann ein Herz dann noch ſchlagen, das untergehen ſieht, was es ſo grenzenlos verehrt und geliebt?"

Sie wollte ſich ihrer geliebten Schülerin, der Herzogin, nahen, doch ihre Kräfte verließen ſie. Ein Schlagfluß machte ihrem Leben raſch ein Ende. Sie ſank entſeelt in die Arme der ſie Haltenden zurück.

„O hätte ich doch nichts geſprochen," murrte Bellmann und ſchaute tief bekümmert auf die Erbleichende.

„Ihre Erzählung hat ſie nicht getödtet," nahm die Herzogin das Wort; „beruhigen Sie ſich. Sie trug den Tod bereits in ſich, als ich ſie hierherführte. Wohl ihr, ihre Zeit und ſie haben zugleich geendet. Sie hätte die Sonne des neuen Tages auch nicht ertragen können. Jedem von uns ſei eine ſolche Sterbeſtunde gegönnt. Wenn wir nicht mehr verſtehen und begreifen können, was ſich um uns neu und wunderſam geſtaltet,

wenn wir ſtarr und feſt an dem Alten hängen, und es nicht laſſen, weil mir mit ihm aufgewachſen, dann möge der Tod, ſo wie hier, raſch unſer Auge ſchließen."

Feinde.

Es ist bis jetzt nur von den Feinden des Herzogs die Rede gewesen, auch die Herzogin hatte welche — und zwar sehr erbitterte. Die Prinzessin Czartoriſky war, und blieb ihre Feindin, obgleich keine Gelegenheit war, diese Feindschaft zu bethätigen; aber auch ein junger Mann haßte Dorotheen und suchte ihr auf alle Weise zu schaden. Zum Glück ging seine Macht nicht weit.

Der Leser wird sich des kleinen Spions der alten Herzogin-Mutter entsinnen, dieser war jetzt ein sehr hübscher, großgewachsener Offizier und des Herzogs Liebling. Es mochte sein, daß diese Favoritschaft daher kam, daß Herr von Trotte die Kunst zu schmeicheln in einem hohen Grade besaß, wie er dies schon an der Mutter seines jetzigen Beschützers und Gebieters bewiesen hatte, es war aber auch möglich,

daß der junge Lieutenant Manches zu erzählen wußte, was dem alten Herrn über gewiſſe Dinge aus der Vergangenheit eine anziehende Auskunft gewährte. So fand Herr von Trotte eine Kaſette auf, die der Herzog eifrig ſuchte und die er lange nicht finden konnte, in welcher wichtige Papiere und einige Kleinodien lagen, die die Herzogin-Mutter Gründe gehabt hatte, ihrem Sohne vorzuenthalten, bis der Tod es ihr unmöglich gemacht, ihm dieſes Stück ihrer Erbſchaft zu übergeben. Der Haß des jungen Mannes gegen die Herzogin rührte daher, daß er ſehen mußte, wie alle ſeine Bemühungen umſonſt blieben, ſich auch bei Dorotheen einzuſchmeicheln. Er ſtieß auf den heftigſten Widerwillen von Seiten der Gebieterin. Sie mochte nichts weniger leiden als das Spionirhandwerk, und ſie wußte, daß es von dieſem ehemaligen Günſtling ihrer Schwiegermutter auf die umfaſſendſte und erfolgreichſte Weiſe war betrieben worden; ſie wußte, daß dieſe Talente auch jetzt nicht ruheten, und daß ſie zum Theil angewendet wurden, ihr zu ſchaden. Seitdem Helliſender aufgehört hatte, der Vertraute und Liebling des Herzogs zu ſein, nahm der heranwachſende Erwin ſeine Stelle ein. Ganze Abende brachte er zu, um mit ihm Schach zu ſpielen, und während des Spieles, ſowie vor und nach demſelben fand ſich immer Zeit, über dieſe oder jene Perſon, über dieſes oder jenes Ereigniß eine argliſtige Bemerkung

zu machen. Während die Herzogin in Warschau war, hatte der Günstling Zeit gehabt, sich recht fest in den Sattel der Gunst zu setzen. Ein Zeichen hiervon war, daß er es wagte, in Dorotheens Gegenwart Scherze über Personen zu machen, die in ihrer Gunst standen. Einige Male verwies sie dies dem jungen Verläumder, dann jedoch ließ ihre natürliche Gutmüthigkeit sie bedenken, daß dieses Bürschchen doch gar zu unbedeutend sei, um ernstlich Verdruß oder Besorgniß zu erregen. Sie ließ ihn also seinen Weg gehen. Als jedoch Herr von Trotte den kühnen Plan faßte, sich um die Hand des jungen Hoffräuleins zu bewerben, die eine natürliche Tochter ihres Gemahls, von ihr besonders in Schutz genommen worden, trat sie ihm so entschieden entgegen, daß er es sehr wohl empfand, wie seine Gebieterin über ihn dachte. Von dem Augenblicke an schwur er ihr Rache. Glatt und heuchlerisch, wie er war, versteckte er vortrefflich seine Absichten und erreichte sie auf einem Wege, auf dem die Verleumdung immer ihr Ziel erreicht, nämlich auf dem Wege von böswilligen Klatschereien. Er war unverschämt genug, dem Herzoge bemerkbar zu machen, daß die glücklichen Erfolge, die seine Gemahlin in Warschau erstrebt, unmöglich gewonnen sein könnten, ohne daß die Herzogin etwas mehr von der Macht ihrer persönlichen Einwirkungen geltend gemacht, als es geziemend und erlaubt sei.

Der Herzog legte ihm zwar, wenn er dieſen Punkt berührte, Stillſchweigen auf, etwas blieb jedoch von dieſen Reden und Andeutungen haften. Zum Glücke für Dorotheen war der Mann einer ſo ſchönen Frau ſehr wenig eiferſüchtig; er hatte dies bei öftern Gelegenheiten gezeigt, nichts deſtoweniger behauptete ſein Stolz, daß auch hierin ſeine Rechte nicht im Entfernteſten gekränkt werden dürften. Erwin merkte, daß dieſe Verleumdung nicht recht zog, er fügte alſo gleich eine zweite hinzu und dieſe wirkte entſchieden; er zeigte ſeinem Herrn, daß die Herzogin mit Abſicht dahin ſtrebe, allen Einfluß für ſich zu gewinnen und der Welt glauben zu machen, ſie regiere und ſie herrſche. Deshalb ſei ihr auch jedes Lob und jede Schmeichelei, die ihr dargebracht werde, recht und ein zufälliges Gelingen ihrer Pläne ſtelle ſie ſtets als einen Triumph ihrer Geſchicklichkeit und ihrer Talente dar; während man doch wiſſe, daß Alles, was bis jetzt in des Herzogs Sache Förderndes geſchehen ſei, lediglich der Klugheit und den geſchickten Wegen möglich geworden, die der Herr ſelbſt angewendet und eingeſchlagen habe. Keine Sprache klang dem Herzoge ſüßer als dieſe hier. Je mehr er anerkennen mußte, daß der ruhelos thätigen Frau Großes gelungen war, deſto mehr befeſtigte ſich bei ihm die Ueberzeugung, daß ſie nichts hätte hervorbringen können, wenn er ihr nicht die Wege gezeigt und die Mittel angegeben hätte.

Er zürnte heimlich mit ihr, daß ſie ihm nicht dankbar genug dafür ſei, und tadelte ſie heftig, daß ſie Männer, die er hatte fallen laſſen, wie zum Beiſpiel Hellſender, von Rolde und Anderen vertraute und ſich ihres Rathes bediente. „Sie geht ihren eigenen Weg," ſagte er bei ſich, „und ich — ſoll ihr folgen! Ich will ihr aber zeigen, daß hier, wie in allen Dingen ich vorangehe und ſie folgt."

Dieſe Betrachtungen führten herbei, daß der Herzog, nachdem die erſten Tage der frohen Bewillkommnungsfeier vorüber waren, gegen Dorothee wieder in die kalte und gleichgültige Laune verfiel, die geherrſcht hatte, bevor ſie ihre mühevolle Reiſe nach Warſchau antrat. Die edle Seele der gekränkten Frau erlitt ohne ein Wort des Vorwurfs dieſe Kälte. Selbſt der Tadel, der ſo ungerecht wie möglich war, daß nunmehr das ſo mühſam errungene Dokument nichts als ein nutzloſes Stück Papier ſei, da, wie es den Anſchein habe, der König und die Republik bald würden aufgehört haben, Geſetze zu geben und Urtheile zu ſprechen. Dorothee erwiderte ſanft, daß dieſer unglückliche Fall ſich nicht hätte vorausſehen laſſen und daß ſie genau nach den von ihm mitgegebenen Inſtruktionen gehandelt. Ein neuer Grund zur Mißhelligkeit war die Belohnung für die redlichen Dienſte Hellſender's. Hier wich Dorothee nicht von ihrer Forderung. Sie behauptete, es ſei unedel, einem Manne nachzu-

tragen, was er ſich in früheren Tagen habe zu Schulden kommen laſſen, was er durch ein ſpäteres Betragen völlig wieder gut gemacht. Zudem ſei ihm nichts bewieſen worden. Anfangs habe er geſchwankt, ob er zur Partei der Unzufriedenen übergehen ſolle, ja, das eigentliche Unrecht, das er begangen, beſtehe nur darin, daß er ſeine Stellung beim Herzog mißbraucht, um Jenen allerlei Mittheilungen zu machen, die ihn zu ſich herüberzulocken beabſichtigten. Eine Verrätherei, die des Herzogs Perſon oder Stellung bedrohte, ſei ihm nie Schuld gegeben worden, und ſpätere treffliche Dienſte und ehrenhafte Geſinnung habe jenen Flecken längſt getilgt. Genug Dorothee ließ nicht eher ab, als bis ſie ihrem Freunde eine ſo anſehnliche Dotation ausgewirkt, als er nur irgend hätte erwarten können, wenn er in den Dienſt der Feinde des Herzogs getreten. Hellſender ſah auch wohl ein, wer ihm dieſe Gunſtbezeigungen verſchaffte; er erſchien, um ſich bei Dorotheen zu bedanken, dieſe lehnte jedoch alles Ernſtes jedes Zeichen der Erkenntlichkeit ab, indem ſie auf den Herzog als die ſelbſtändige Quelle dieſer Gaben hinwies. Ebenſo wirkte ſie eine Penſion aus für zwei der Enkel des alten Geheimeraths von Nolde, der unterdeſſen, ohne ein hinlängliches Vermögen zu hinterlaſſen, geſtorben war. Dem Herzoge und nicht ihr wurde nun der Dank zu Theil und das lobende Urtheil der Menge, die ſeinen

Edelmuth pries, indem er an den Nachkommen eines früheren Widerſachers, der offen gegen ihn geſprochen, Güte bewies.

Das Leben des fürſtlichen Paares war und blieb, während der Jahre, die es noch in dem Herzogthume verweilte, kein glückliches. Selbſt die Geburt einer Tochter machte die Stellung Dorotheens zu ihrem Gemahle nicht erfreulicher. Der Herzog hatte, da der erſte Sohn ihm ſo raſch war entriſſen worden, auf einen zweiten gehofft. Wäre dieſe Hoffnung erfüllt worden, ſo hätte er vielleicht ſeine Pläne für die Zukunft geändert und neu verſucht, Bande feſter zu knüpfen, die er mit Willen gelockert hatte. Grenzenlos verhaßt wurden ihm Perſonen und Dinge. Die Bewegung, die in der Welt zu herrſchen begann, mißfiel ihm auf's Aeußerſte. Unbequem war es ihm, daß die Geiſter ſich regten und daß Dinge zur Sprache kamen, von denen er nichts wußte. Nach Weiſe alter Männer, die ihre Zeit unnütz verbracht haben, polterte er gegen Welt und Menſchen und pries die Tage ſeiner Jugend, nicht bedenkend, daß, wie dieſe Jugend da war, ſie eben ſo wenig ihrem geiſtigen Inhalte nach von ihm gewürdigt und genoſſen worden, als es jetzt mit den Tagen des Alters geſchah. Dorothee dagegen fing jetzt an, gleichſam erſt zu leben. Der Sturm der politiſchen Brandung, den ſie herantoben hörte, füllte ihren Geiſt mit erhabenem Schrecken

und ihr Auge ſuchte kühn und ſcharf die gewaltigen Felſenhäupter, die aus der Flut, als dieſe etwas zu weichen begann, ſich emporhoben. Das kleine Kurland, die engen Grenzen ihrer bisherigen Thätigkeit, erſchienen ihr werthlos, wenn ſie mit feuriger Seele träumte, es könne ihr vielleicht auf dem großen Welttheater eine Stelle angewieſen ſein. Sie flog, wie eine Wolke vor dem Morgenrothe, die unermeßliche Bahn der großen Entwickelungen der Menſchheit, mit ſchönem Enthuſiasmus voran und forderte ihre Lieben auf, ihr zu folgen. Aber Keiner folgte. Die Schrecken der Revolution, die Gräuel, die Frankreich der geſitteten Welt aus tauſend Feuerſchlünden entgegengeworfen, hatten zu ſehr alle Gemüther mit ſtummem Entſetzen erfüllt, als daß ein Herz hätte gefunden werden können, das Muth ſchöpfte und Glauben faßte, aus einer ſolchen Zerſtörung könne das Große und Erhabene, das Rettende und Siegreiche für die Menſchheit hervorgehen. Dorothee ſah in dem jungen Bonaparte einen Engel mit dem Schwerte, der aus Wetterwolken niederſtieg, eine zertrümmerte Welt neu aus dem Schutte aufzubauen. Sie wurde über dieſe Träume und Illuſionen geſcholten. Der alternde Herzog nannte ſie eine Schwärmerin und verbat ſich alle Diskurſe über Politik. In dieſem Augenblicke war es ihr ſehr erwünſcht, einen Brief von Arnaud zu erhalten, der ihr die Ankunft eines von ihm

beſchützten Flüchtlings meldete. Der Brief lautete: „Herzogin, Einer unſerer Braven iſt verwundet und auf der Flucht. Im Namen des großen Bundes der Menſchheit laſſen Sie ihn bei ſich eine Stätte finden, wo er ſeine Wunde heilen und ſich wieder tüchtig zum Kampfe machen kann. Es iſt der General Irenäus Pochalsky, Vater von zwei edlen Söhnen, die, ſo wie er im Kampfe ſtehen und gegen die Unterdrücker fechten. Auf ſein Haupt iſt ein Preis geſetzt. Dies ſage ich Ihnen, um Sie anzufeuern, die Pflichten Ihres Herzens in der ganzen Fülle, deren ſie fähig ſind, auszuüben. Denn der von Tyrannen Verfolgte iſt unſer Bruder. Ich komme ſelbſt, denn meine Thätigkeit wird gewünſcht in der Nähe der Grenzen Ihrer Heimath. Wenn Sie Umſtände, oder Ihr eigener Wille bewegen ſollte, uns Beide nicht empfangen zu wollen, ſo brauchen Sie nur dem Boten dieſes Schreiben erbrochen wieder zurückzugeben.

Dorothee ließ eilig den Pavillon im Park, der dem Leſer bekannt ſein wird durch die Zuſammenkünfte, die daſelbſt die alte Herzogin mit ihren Vertrauten hielt, in Stand ſetzen und mit dem Nöthigſten für den Aufenthalt eines Kranken verſehen. Sie ſelbſt leitete die Anſtalten, um ſo wenig wie möglich die Aufmerkſamkeit ihrer Umgebung auf dieſen Punkt zu leiten. Der Herzog erfuhr nur, daß ein Kranker dort verpflegt werde, und da er

die Mildthätigkeit Dorotheens kannte, forschte er nicht weiter, wer dieser Kranke sei.

Am frühen Morgen hielt ein Bauerwagen vor dem Thore des Parkes; aus dem Stroh wurde ein Mann in einem Mantel herausgehoben und in den Pavillon gebracht. Ein Reitknecht folgte ihm, der einen kleinen Koffer trug. Daniel, der vertraute Diener Dorotheens, der sie auch nach Warschau begleitet hatte, empfing verabredeter Weise den Kranken und schaffte den Wagen und den Knecht in's nächste Dorf. Gegen Mittag ließ Dorothee ihren Besuch ansagen und es empfing sie ein Mann von feinen Sitten, mit einem ausdrucksvollem Kopfe, den eine Fülle schneeweißen Haares schmückte. „Herr General," beantwortete die Herzogin seinen ehrerbietigen Gruß, „Sie sind auf's Beste empfohlen, betrachten Sie darum mein Haus wie das Ihrige. Nach dem Arzte ist bereits geschickt worden; es ist ein Mann, von dessen Tüchtigkeit ich Beweise habe; zugleich ein verschwiegener Mann, zu dem sie wie zu mir, volles Vertrauen fassen können."

„Ihro Durchlaucht," sagte der Verwundete, „hab' ich nur um Eins zu bitten, daß Sie mich, wenn Sie meiner Erwähnung thun, an einem deutschen Namen nennen. Lassen Sie dies den Namen Hermann sein. Ich habe in der That einen Verwandten, der so heißt."

„Ihrem Wunſche ſoll Folge geleiſtet werden,“ erwiderte Dorothee. „Jetzt laſſen Sie Ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet ſein, wie Sie ſich Ruhe und Heiterkeit des Geiſtes erhalten und welchen Bericht ſie dem Arzte abſtatten wollen, den ich ſo eben dort kommen ſehe.“

Sie begab ſich nach dem Schloſſe zurück, ſehr befriedigt von dem Aeußern ihres neuen Gaſtes und nicht wenig freudig geſpannt auf das bevorſtehende Zuſammentreffen mit ihrem myſteriöſen Tyroler Jäger. Dieſer ließ nicht lange auf ſich warten. In der Abendſtunde von ſechs bis ſieben, wo gewöhnlich Dorothee einen Beſuch im Pavillon abſtattete, fand ſie Arnaud, der ſie an der Thüre empfing und mit herzlichen Worten ſeinen Dank abſtattete.

Es begann nun ein eigenthümliches Leben zwiſchen dieſen drei, durch gemeinſchaftliche höhere Intereſſen verbundenen Menſchen. Dorothee fand hier in Fülle, was ſie oben auf dem Schloſſe, im Kreiſe der Ihrigen vergeblich geſucht. Beide Männer waren auf das genaueſte mit den neueſten Zeitbegebenheiten und mit der Richtung, die die Geiſter genommen, vertraut. Der General berichtete über ſein Vaterland, Arnaud über Frankreich, Italien, Holland, mit welchen Ländern er in fortgeſetztem Verkehre ſtand. Er empfing Briefe durch Boten, die wie Geiſter kamen und verſchwanden, und nur ſo viel erfuhr Dorothee, daß man ihn den Oberſt

Arnaud nannte. Mit einigen der Emigrirten in Mainz und Frankfurt ſchien er in Briefwechſel zu ſtehen, die meiſten Zuſchriften erhielt er jedoch aus Italien.

Dorothee fand, daß der blühende junge Mann, wie er ihr damals entgegengetreten, ſich ihr jetzt als einen ernſten, von der Zeit und ihren Begebenheiten in ſeinen Zügen gefurchten Vierziger darſtellte. Doch konnte er immer noch als ein Bild männlicher Schönheit gelten, beſonders wenn man dieſe Schönheit nicht ſo wohl in der Fülle und Friſche der Jugend, als in der Würde und der Großartigkeit des Ausdrucks ſuchte.

„Nicht wahr," ſagte er eines Abends, als es zu dunkeln begann und er Dorotheens Hand in der ſeinigen hielt, „ich bin alt geworden? Sie finden in mir nicht wieder, was Sie einmal, vielleicht zu gütig, an mir mit Ihrem Beifall beehrten. Aber meine theure Schweſter," dieſen Namen hatte Dorothee ihm erlaubt, ihr zu geben, „es liegen Jahre gewaltiger Aufregung, heißen und erbitterten Kampfes zwiſchen heute und den glücklichen Stunden, wo wir am Ufer eines Waldbaches zum erſten Male unſere jugendlichen Seelen mit dem Nektar berauſchten, den eigentlich nur Götter koſten ſollten. Ueber Ihr ſchönes Haupt ſind die Jahre machtlos dahin gegangen, Sie haben gelernt, wie man lächelnd ſeine großen Todten begräbt, ich aber habe unendlich

gelitten, als ich meine Heldengeiſter von mir Abſchied nehmen ſah, unter dem Toben der Mordbrennerrotte, die durch die Straßen von Paris zog. Ach, meine Schweſter, waren das die Menſchen, von denen wir träumten? waren das die rettenden Engel, die uns das Paradies wieder bringen ſollten? Sagen Sie mir nichts dagegen. Sie haben Robespiere's ſcheußliches Haupt nicht geſehen, Sie haben nicht in dieſer Höhle der Furien geſeſſen, die man die Nationalverſammlung nannte, wo immer ein blutſchnaubendes Henkergeſicht gräßlicher hohnlachte als das andere."

„Mein Freund," entgegnete Dorothee, „ſo bin ich es jetzt, die Sie aufmerkſam machen muß, daß keiner unſerer Zuſtände bleibend iſt, daß wir — ſo wie vor wenig Jahren noch in troſtloſer Verdumpfung und Verſteinerung, ſo jetzt in wilder Zerfahrenheit und in ruheloſen Uebergriffen eben ſo wenig unſere bleibende Exiſtenz finden werden, als es überhaupt dem menſchlichen Geiſte gegeben iſt, ſich eine ſichere Stätte hier auf der Erde zu gründen. Geben Sie nichts auf. So entſetzenvoll die letzten Tage waren, die wir haben durchleben müſſen, entſetzenvoller als der Gedanke, daß wir hätten bleiben müſſen, was wir waren, ſind ſie nicht. Mitten durch die Zerſtörung flammt ein Morgenroth. Ein Geſchlecht, das ſo hat büßen müſſen, was mußte es nicht verbrochen haben! Und in

der That, wir hatten viel verbrochen. Wir hatten den Glauben an jede Tugend, an jede Größe verloren; und was iſt ein Geſchlecht werth, das ſeines Ahnherrn Wappen beſudeln läßt! Dieſe Worte gelten beſonders für mein Vaterland, für Deutſchland. Einſt ſo mächtig und groß, ſo ganz würdig, in den Annalen der Geſchichte der Völker als ein prächtig Gebilde zu glänzen, es hat ſich feig vor dem Auslande gedemüthigt, und ſeine Fürſten waren Knechte der Fremden. Das wird nun anders werden. Frankreich giebt uns eine Lehre, es iſt eine ſcharfe, ſchreckliche, aber doch eine Lehre. Die Nationen werden erwachen und die Fürſten werden nicht mehr Despoten, nicht mehr Sklaven des Auslandes ſein dürfen."

„Theure Schweſter!" rief Arnaud, und ſein Auge füllte ſich mit Thränen, „wo haben Sie dieſe Begeiſterung, dieſen Glauben her? Ach, wie beneide ich Sie darum! Ich — ich habe dieſen Glauben nicht mehr. Ein finſtrer Unmuth hat mich ergriffen und zeigt mir, daß Alles, was die Menſchheit zu Zeiten Großes gewollt und gewirkt, immer im nachwachſenden Geſchlechte vom Geiſte der Lüge wieder in den Staub gezogen worden. Haben die großen Männer der Vorwelt vermocht, die Welt auf einen andern Standpunkt zu rücken? Sie haben nichts gekonnt, als nur die ewige, verzehrende Sehnſucht nach dem Gute der Götter in

unſerer Bruſt wach zu erhalten, ohne daß ſie oder wir die Kraft hatten und haben, dieſes Gut auf die Erde zu verſetzen. Es iſt bitter auszuſprechen, allein es muß geſagt ſein: ein ewiges Spielen und Hin- und Herſchwanken iſt Das, was wir Fortſchritt der Menſchheit nennen. Hier hebt ſich die Welle und wir rufen laut: Aufklärung! Glaube! Liebe! Tod der Knechtſchaft! Hier ſinkt die Welle und wir jammern: Aberglaube, Fanatismus, Knechtſchaft, Tyrannei! — Der, der dieſes Meer überſieht, muß wiſſen, ob und wo es ſeine Ufer hat. Wir, die wir auf den Wellen tanzen, wir wiſſen es nicht."

Dorothee war erſchüttert von dieſen Worten und mehr als der furchtbare Sinn derſelben kränkte es ſie, daß ein Mann ſie ausſprach, an deſſen ſchöner Glaubensfülle ſie einſt mit ihren Hoffnungen und Träumen ſich emporgerankt. „Nein, nein!" rief ſie heftig, „ich will dieſe Lehre nicht hören, ſie iſt das Reſultat jener blind in die Welt ſtürmenden, ſich überſtürzenden und nun — da ſie auf Widerſtand ſtößt, eben ſo jählings ſich in die Tiefe ſtürzenden Weltverbeſſerungstheorie. Ich gebe Nichts auf; es ſoll mir auch Niemand entreißen, was ich erfaßt habe. Der Glaube iſt ein Gut, über das ſich nicht ſtreiten läßt. Ich glaube an die Unſterblichkeit, ich glaube alſo auch an die ewig fortſchreitende Vervollkommnung unſres Weſens. Aber

freilich mein Maaßſtab iſt der größte, den ich habe finden können. Nicht an die eine beſtimmte Chriſtusreligion iſt die Menſchheit gebunden; durch Myriaden Generationen, durch eine unendliche Reihenfolge von Entwickelungen, von denen das Leben unſrer bekannten Weltgeſchichte nur ein winzig kleiner Raum iſt, geht die unermeßliche Straße, auf der die Geſchlechter dem Lichte zugeführt werden. Erhabene Führer löſen ſich hier ab. Chriſtus iſt einer von dieſen. Seine Miſſion und die wenigen Jahrhunderte, an deren Spitze er geſtanden, gehen dahin wie Augenblicke und ein neuer Führer löst ihn ab; ſtets aber geſchieht dieſe Führung in dem Plane des großen Allgeiſtes, der eine koloſſe Vergöttlichung ſeines Selbſt in einem aus der Tiefe und der Nacht zu ſich emporgezogenen, geliebten und großgepflegten Geſchlechte ſucht und findet. Wollen wir da nun ſagen, das Stückchen Weltgeſchichte, das wie der Lichtfunke im Widerſcheine des Waſſers vor unſern Augen zittert, wollen wir nun ſagen, daß dieſes kleine Fragment ſchon Alles ſei, was das menſchliche Geſchlecht erleben könne? Welche Kurzſichtigkeit! Welche Vermeſſenheit! Allnächtlich ſehen wir den Himmel vor uns, unſre Aſtronomen ſagen, daß er eine Unermeßlichkeit von Welten in ſich faſſe, und wir fragen nicht nach ſeinen Grenzen; und die Welten, die Gott als Ideen ausſäete, ſie ſollten weniger unermeßlich und unfaßbar ſein?

Ihnen wollten wir uns erlauben, Grenzen zu ſetzen? — —“

Mit dieſen und ähnlichen Geſprächen wurden die traulichen Stunden ausgefüllt, die Dorothee bei ihren Gäſten im Pavillon zubrachte. Ein Unwohlſein des Herzogs hatte ſie gegen den Herbſt abgehalten, öfter bei den ihr ſo theuren Männern zu erſcheinen, ſie kam nur auf flüchtige Augenblicke, und dieſe waren dem Krankheitszuſtande des alten Generals geweiht. Arnaud hatte ſich auf einige Zeit entfernt und es fehlte gänzlich an Nachrichten, wohin er ſich gewendet. Der General war ſehr beſorgt um ihn. „Wenn Sie wüßten, Durchlaucht,“ ſagte er zu Dorotheen, „wie thätig er iſt, wie er überall bei der Hand iſt, wo es gilt zu helfen, ſelbſt bei Perſonen, die weder ſeine politiſchen Anſichten, noch ſonſt ſeine Grundſätze und Lebensmaximen theilen, die aber durch das traurige Elend, in das ſie gerathen, ſeine Hülfe als Menſch beanſpruchen. Möchten ihn die Ereigniſſe der Zukunft auf die Stelle ſetzen, wohin er gehört.“

Dorothee hatte ſeit einer Woche das Gartenhaus nicht beſucht, da kam ihr eines Morgens, als ſie in den Park trat, Arnaud mit bekümmertem Geſichte entgegen. „Schlechte Nachrichten, Herzogin,“ rief er ihr entgegen, „kommen Sie, tröſten Sie unſern armen Freund, der jetzt jede Hoffnung ſcheiden ſieht.“ — „Was iſt geſchehen?“ fragte

Dorothee. — „So wissen Sie es also noch nicht," fuhr der Gast fort. „Die Polen haben eine Schlacht verloren, Kosczinsko und mit ihm mehre Generale sind gefangen genommen. Bei Macieowice, von Oesterreichern, Preußen und Russen umzingelt, haben die edeln Patrioten das Unglaubliche geleistet, jedoch der Uebermacht weichen müssen. Der schöne Sieg bei Raclawice und der Entsatz von Warschau, diese Lichtpunkte in der Nation, sind jetzt vergeblich. Warschau steht den Russen offen, Krakau ist genommen. Ach, man kann nichts als sich gestehen, der Tag des Unterganges dieses edlen Volkes ist gekommen!"

Mit Schrecken vernahm Dorothee diese Worte. Sie trat, Thränen im Auge, an das Lager des ehrwürdigen Generals, der ihre Hand faßte, ohne im Stande zu sein, ein Wort zu sprechen. Endlich rief er unter Stöhnen die Worte: „Haben Sie es gehört? Der tapfre Sohn des Vaterlandes, unser Kosczinsko, als er von zahllosen Säbelhieben verwundet vom Pferde fiel, rief er: Finis Poloniae! Ja wohl — Finis Poloniae! — Was soll nun weiter kommen? Ein hochherziges Volk, das so lange die Grenzscheide gegen die Barbarei im Osten für die Länder Europa's gebildet, es ist nicht mehr. Wie werden sie jetzt über das arme hingeschlachtete Opfer herfallen, wie werden sie aus dem Herzen des Vaterlandes auch die letzten kostbaren

Blutstropfen ſchlürfen. Oh — oh! und ich lebe noch!"

„Es hat ſo kommen müſſen," rief Arnaud. „Als der König feig und abtrünnig, auf Befehl Rußland's, zu der Conföderation von Tarnowitz, dieſer Genoſſenſchaft von Verräthern und Schurken übertrat, war das Signal gegeben. Die übermächtigen Feinde wollten den Untergang der Nation und die wenigen Edlen, mochten ſie auch wie die Löwen ſich wehren, ſie mußten der koloſſalen Macht unterliegen, die ſich auf ſie ſtürzte."

„Was machen Ihre Söhne?" fragte Dorothee.

„Ich weiß es nicht," antwortete der Vater. „Mögen ſie einen ehrenvollen Tod gefunden haben; es iſt das Beſte was ich ihnen wünſchen kann. Und jetzt, theure Frau," ſetzte er hinzu, „laſſen Sie mich daran denken, Ihrer edlen Gaſtfreundſchaft ein Ziel zu ſetzen. Ich darf nicht länger weilen, wenn ich nicht Ihre Güte mißbrauchen und Sie, meinen rettenden Engel, in Gefahr bringen will. Es iſt Ihnen bekannt, wie eifrig man mich ſucht; der Verſteck, den ich hier gefunden, kann mich, nach Lage der Dinge, wie ſie jetzt ſtehen, unmöglich lange ſchützen. Polen bietet Ihrem Gemahl jetzt keinen Rückhalt mehr; er wird auf ſeine eigne Sicherheit bedacht ſein müſſen. Zum Glück giebt mir der Arzt die Hoffnung, daß ich werde reiſen können, und hier, unſer junger Freund, will für mein gefahrloſes

Fortkommen ſorgen. Somit nehme ich vorläufig von Ihnen Abſchied.“

Dieſe Nachrichten und Entſchlüſſe waren ſo überraſchend und erſchütternd, daß Dorothee in der That nicht wußte, nach welcher Seite hin ſie ihren Rath ertheilen ſollte. Sie ſaß ſchweigend da und Arnaud ſtand am Fenſter einen Brief überblickend, den er eben erhalten.

In dieſem Augenblicke trat der Herzog ein.

Dieſe Erſcheinung brachte auf die Drei eine nicht ganz angenehme Ueberraſchung hervor. Dorothee eilte beide Männer ihrem Gemahl vorzuſtellen, und zwar den ältern unter dem, von ihm gewählten deutſchen Namen.

Der Herzog ſprach einige Worte, war kalt, höflich und ſchweigſam, und entfernte ſich wieder. Auf dem Schloſſe angelangt, ſagte er zu Dorotheen: „Sie unterſtützen da zwei Männer, die mir als arme Flüchtlinge aus den niedern Ständen angegeben worden; es ſind jedoch Männer aus den höhern Kreiſen. Ich hätte wohl gewünſcht, Sie hätten mir dieſen Umſtand nicht verſchwiegen.“

„Ich habe Ihnen mitgetheilt, was mir erlaubt war mitzutheilen,“ entgegnete Dorothee. „Das Geheimniß dieſer Männer iſt nicht das meine, ich darf alſo nicht darüber ſchalten.“

„Alſo doch ein Geheimniß? Ein Herzensgeheimniß oder ein politiſches? wenn man fragen darf!“

Dorothee antwortete nicht. Zum erſten Male traf ihren Gemahl ein Blick ſo kalt, ſo ſtolz, ſo gebietend, daß er Urſache fand, zu bedauern, dieſe Frage gethan zu haben, die er jetzt als einen Scherz behandeln wollte, und in dieſem Tone noch ein paar Worte hinzuſetzte, die ebenſo wie die erſten ohne Antwort blieben. Das Geſpräch war hiermit abgebrochen und der Herzog mochte fühlen, wie er Die, die ihm nichts als Beweiſe von Aufopferung und zarter Rückſicht gegeben hatte, gekränkt. Er ſtand auf, nahm aus einem Schubfache ſeines Sekretairs ein koſtbares Armband und auf Dorotheen zutretend, ſagte er in einem verbindlichen Tone: „Hier, Madame, iſt ein kleines Geſchenk, das ich zu Ihrem nahen Geburtstage beſtimmt hatte, das aber paſſender jetzt Ihnen überreicht wird.“

Dorothee erwiderte: „Ich danke Ew. Durchlaucht für die Güte, doch nehme ich es nur unter der Bedingung an, daß ich's zu Gelde machen darf, um jenen unglücklichen edlen Polen, die Sie heute geſehen, Reiſegeld zu geben.“

„Wie Sie wollen,“ ſagte der Herzog etwas pikirt. „So werde ich eine Rolle Gold in Ihre Hand legen, die Sie zu dieſem Zwecke verwenden mögen, das Armband will ich jedoch, wenn Sie erlauben, unſrer älteſten Tochter geben und ihr dabei die gute Ermahnung zuſprechen, ſo tugendhaft und ſo liebenswürdig wie ihre Mutter zu werden.“

So ſehr dies wie Verſöhnung klang, ſo blieb von dieſem unglücklichen Tage, wo zum erſten Male der Herzog ihr ein Mißtrauen gezeigt, das ſie beleidigen mußte, eine nicht zu tilgende Spur zurück. Zudem verfiel der Herzog, der jetzt Anfälle von heftigem Podogra erlitt, in ſeine alte Launenhaftigkeit zurück, die zu einem ſolchen Grade ſtieg, daß es den Hausgenoſſen, Dorothee nicht ausgenommen, kaum möglich war, irgend Etwas aufzufinden, das ihn erheiterte oder zerſtreute. Unausgeſetzt ſprach er den Wunſch aus, das Land zu verlaſſen. Er war durch die Vorgänge in Polen ſo ängſtlich geworden, daß er alle Augenblicke glaubte, ruſſiſche Truppen an den Fenſtern ſeines Landhauſes vorübermarſchiren zu ſehen. Dieſe Stimmung benutzten Diejenigen in ſeiner Umgebung, die mit ſeinen Feinden, den Unzufriedenen, zuſammenhingen, um zu ſchüren und zu treiben. Dorothee redete ihm unabläſſig Muth ein; ſie rief ſeinen Stolz wach, ſie merkte bald, daß ihr Einfluß auf ihn nicht der alte war, daß ſich niedrige Creaturen aller Art zwiſchen ſie und ihn gedrängt hatten, und daß der jetzt bereits alte Mann zu keinem hochherzigen Entſchluſſe, nur zu kleinlichem Grollen und Zanken zu bringen war. Sie ſchloß ſich alſo, nach Abreiſe Arnaud's und des Polen, faſt den ganzen Tag in ihre Gemächer ein, und kam nur hervor, wenn irgend eine Beſprechung von Wichtigkeit oder

ein kleines Familienfeſt ihre Gegenwart durchaus erforderlich machte.

So ſchlich denn wiederum ein trauriger Winter dahin.

Das Jahr 1795 brachte nun die Kataſtrophe heran, welche die beſorglichen Patrioten und wahren Freunde des Landes wie des Herzogs hatten kommen ſehen, mit der feſten Ueberzeugung, nicht abwehren und helfen zu können.

In den letzten Tagen ihres Aufenthaltes in Warſchau hatte Dorothee den ruſſiſchen Miniſter, Grafen Alopäus kennen gelernt, der ſich nicht in amtlicher Stellung, ſondern als Privatmann kurze Zeit daſelbſt aufhielt und als willkommener Gaſt in die kleinen Abendgeſellſchaften kam, welche die Herzogin gab und die der König öfters mit ſeiner Gegenwart beehrte. Dieſer Graf, ein geiſtvoller Mann, nach den modernen Prinzipien der Bildung erzogen, erſchien jetzt ſehr zur rechten Zeit in Mitau, um dem Fürſtenpaare ſeinen Rath zu geben, eigentlich nur Dorotheen, denn der Herzog war jedem Einfluſſe unzugänglich, der nicht von ſeinen Günſtlingen ausging, die ſich befliſſen, Dem entgegenzuarbeiten, was die Herzogin und ihre Freunde beabſichtigten. Namentlich war der Herr von Trotte thätig, der auch die Zuſammenkünfte Dorotheens im Pavillon mit den Flüchtlingen dem Herzog unter den gehäſſigſten Bemerkungen und Winken verrathen hatte.

Der Graf gab Dorotheen den Rath, vor allen Dingen darauf hinzuarbeiten, daß die Gunſt der Kaiſerin errungen werde, die jetzt als halb verſcherzt anzuſehen ſei. Er vertraute der Herzogin im Geheimen, daß der Widerwille Katherinens gegen den Herzog ſo hoch geſtiegen ſei, daß er faſt ſchon in Haß ſich geſtalte, und daß dieſer verderblichen Stimmung, wenn man ihr ihren Lauf laſſe, ein entſchiedenes Mißgeſchick für den Herzog erwachſen werde. Dorothee ſei jedoch von der Monarchin begünſtigt, ſie habe ſich oft freundlich und anerkennend über ſie ausgeſprochen, und Frau von der Recke, durch ihr Buch über Caglioſtro, hätte der Kaiſerin Wohlgefallen in nicht geringem Grade auf ſich gezogen. Es käme nun darauf an, daß der Herzog mit Gemahlin und Schwägerin nach Petersburg ginge, um dort das Mögliche zu verſuchen, günſtige Bedingungen und Schutz für ſeine Krone zu erhalten, damit das Zuſammentreten der mißvergnügten Stände, die ganz ähnlich wie in Polen eine Conföderation gebildet, um ihre Klagen an den Thron der Kaiſerin zu bringen — mit andern Worten, um das Herzogthum ihr anzubieten, machtlos zuſammenfalle. Bereits habe Katharine ſchon den Plan aufgegeben, den jungen Prinzen Calixt, Sohn der Wittwe Biron, auf den kuriſchen Thron zu befördern, — es ſei alſo jetzt der rechte Zeitpunkt, die Kaiſerin für den Herzog zu gewinnen. Wenn Alles

dieſes unterbleibe, ſei es ganz ohne Zweifel, daß der Herzog auf Befehl der Kaiſerin werde abdanken müſſen, ſo wie dieſes auch dem Stanislaus Auguſt in nächſter Zeit bevorſtehe.

Ueberzeugt von der Richtigkeit dieſer Argumente eilte Dorothee bekümmert zum Herzog und wandte nochmals ihre Beredtſamkeit an, ihn zu einem Entſchluſſe nach dieſer Richtung hin zu bringen, allein vergebens. „Wie?“ rief er, „Sie rathen mir, vor einer Feindin, vor einer Frau, die ich haſſe, mich zu demüthigen, um mir eine Krone zu erhalten? Iſt's ſo weit gekommen, daß ich weichen muß, bin ich wie der König Stanislaus von Verräthern umgeben, die bereit ſind, mich zu verkaufen, wie ſie bereits ihre Ehre verkauft haben, ſo möge geſchehen, was ich nicht hindern kann, allein nie werde ich bei dieſer Frau zu einer Fürbitte mich bequemen. Wollen Sie allein reiſen, ſo reiſen Sie; allein ich gebe Ihnen keine Vollmacht mit, und mißglücken Ihre Pläne, ſo iſt es Ihre Privatſache geweſen.“

Dorothee ſchwankte einen Augenblick, ob ſie auf dieſen Vorſchlag eingehen ſolle, doch erſchien ihr eine Reiſe allein unter dieſen Verhältniſſen nicht räthlich. Mit ihrem feinen Sinne für das Schickliche hatte ſie ſogleich heraus empfunden, daß ihre Miſſion in Warſchau nur darum gefallen, weil ſie darin eine Demüthigung des Mannes ſah, den ſie haßte, der ihr feig, unthätig und unmännlich er-

ſchien. Kam Dorothee jetzt alſo nochmals allein, und erlangte ſie, günſtigen Falls, was ſie wünſchte, ſo konnte dies nur auf Koſten des Herzogs geſchehen, der dann nicht allein bei Katharina, ſondern in den Augen der Welt völlig als Null erſchien. Auf dieſe Weiſe beabſichtigte Dorothee keinen Triumph; ihr Stolz beſtand darin, den Herzog, ihren Gemahl, auf keine Weiſe fallen zu laſſen und am wenigſten in Fällen, wo es den Anſchein hatte, als wenn ſie ſich dadurch erhob und glänzte. Sie nahm alſo dieſe Erlaubniß des Herzogs nicht an, ſagte ihm natürlich nicht den wahren Grund, ſondern ſchützte ihre Zaghaftigkeit und ihre Unkenntniß mit dem Petersburger Verhältniſſe vor.

„Alsdann laſſen Sie Frau von der Recke reiſen,“ begann der Herzog; „ſie iſt ja, wie man in allen Zeitungen leſen kann, jetzt der erklärte Liebling der Kaiſerin.

„Unmöglich kann dies Ihr Ernſt ſein,“ ſagte Dorothee mit Gereiztheit. „Wie, Sie als Mann und Fürſt wollten ſich durch eine Frau, durch eine Verwandte Ihres Hauſes vertreten laſſen?“

„Schickt man doch zuweilen ſehr unbedeutende Perſonen als geheime Bevollmächtigte,“ erwiderte der Herzog. „Erinnern Sie ſich nur des Ritters D'Eon, von dem man noch dazu nicht wußte, ob er Mann oder Frau war, und den Ludwig XV. nach England ſandte. Uebrigens ich ſage es noch-

mals, thuen Sie und Ihre Schweſter, was ſie wollen. Mich bringt man aber nicht nach Petersburg. Bedenken Sie nur, welche Kränkungen ich von Katharinen erfahren. Ich will mir die Mühe nehmen, ſie Ihnen nochmals in der Kürze aufzuzählen. Zum Erſten hat ſie mich bei meinem Vater ſchon verleumdet, mich bei ihm für einen mittelmäßigen Kopf ausgegeben. Als dies weiter keine Früchte trug, hetzte ſie meinen Bruder gegen mich. Zum Glücke war dieſer von einer ſolchen Art, daß ſie ſchnell, um ſich nicht vor der Welt zu compromittiren, ihre Gunſt ihm entziehen, ja ihn ſogar zwingen mußte, auf alle Succeſſionsrechte zu abdiciren. Später fand der ärgerliche Handel mit meiner Gemahlin Eudoxia ſtatt, deren lächerlichen Mährchen in Betreff meiner ſie Glauben ſchenkte, und darauf hin machte, daß ich hier und dort, wohin ich mich mit meiner Bewerbung wandte, abſchlägige Antworten erhielt. Sie war es, die jenes unwürdige Weib gegen mich in Schutz nahm. Das vergeß' ich ihr nie! Alsdann fing ſie an, von mir zu reden, wie von Einem, der es unmöglich lange machen könne und dem man den Nachfolger beſtellen müſſe. Meine Neffen, die ich aus guten Gründen nie zu mir herangezogen habe, eben ſo wenig wie meine Schwägerin und Schweſter, ließ ſie zu ſich nach Petersburg kommen, gab mir den Befehl, daß ich vierzigtauſend Thaler jährlich für die Ausbildung dieſer

Knaben zahlen ſolle, und nahm ſich des ältern mit der deutlich ausgeſprochenen Abſicht an, aus ihm einen Herzog von Kurland zu machen. Alles dieſes habe ich vor meinen Augen geſchehen laſſen müſſen. Ich habe geſchwiegen, weil Reden nichts würde genutzt haben. Jetzt, da ich ſehe, wie ſie mit einem gekrönten Haupte verfährt, das zu Zeiten doch ein ihr ſehr theures war, jetzt ſoll ich kommen, für den ſie gar keine Rückſichten zu nehmen hat, und ſoll nutzlos um eine Krone bitten, die ſie mir faſt vom Haupte weg bereits, der Himmel weiß, an wen, vergeben hat."

Die Worte des Herzogs waren nicht ohne Grund, dies fühlte Dorothee wohl und ſie konnte ihm leider nicht erklären, warum dies ſo ſei, wie es war. Sie verſuchte es, ſeine Eitelkeit rege zu machen. „Sie werden mir geſtehen," hub ſie an, „daß Sie auch ſehr wenig bemüht geweſen ſind, ſich der Monarchin zu nähern. Nie haben Sie es verſucht, Katharinen jene Huldigungen zu beweiſen, die ſie nicht als Kaiſerin, ſondern als ſchöne Frau verlangt."

„Es iſt wahr," ſagte der Herzog in ſehr guter Stimmung, „ich habe mich nicht gedrängt, ihr Liebhaber zu werden; oder meinen Sie in der That, daß es jetzt noch für mich Zeit ſei, ſich um einen ſolchen Poſten zu bewerben? und wollen Sie aus dieſem Grunde meiner Reiſe nach Petersburg das

Wort reden?“ Der Herzog ſagte dies, indem er eines jener Geſichter ſchnitt, die ihm früher ſo eigenthümlich geweſen waren und die halb in einem Muskelkrampfe, halb in einer willentlichen Verzerrung der Lachmuskeln beſtand.

Dorothee ſchwieg; ſie wollte dieſe ernſte und wichtige Angelegenheit nicht in einen Spaß verdreht ſehen. „Und dann,“ hub ſie wieder an, „vergeſſen Sie nicht, daß Katharina Ihnen auch Das nachträgt, daß Sie damals, wie ich Sie bat, verſäumten, mich ihr vorzuſtellen.“

„Kurz und gut,“ erwiderte er, „es iſt geſündigt worden auf beiden Seiten, und ich, der Schwächere, werde es ausbaden müſſen.“

„So laſſen Sie es uns mit Berlin verſuchen,“ nahm Dorothee nach einer kurzen Pauſe das Wort. „Dorthin kann ich allenfalls allein hingehen. Wir können dann nicht direct, ſondern indirect verſuchen, auf die Kaiſerin zu wirken.“

„Durch wen?“

„Durch den König.“

„Es iſt wahr, Friedrich Wilhelm iſt Ihr Freund, Herzogin, aber ob er auch der der Kaiſerin iſt, bezweifle ich. Sie hat damals, als er noch Kronprinz und ein ſchöner, junger Mann war, ſich nie viel aus ihm gemacht.“

„Das iſt auch nicht meine Meinung,“ entgegnete Dorothee mit einiger Heftigkeit. „Sie belieben die

Dinge alle aus einem frivolen Geſichtspunkte zu betrachten. Die Politik hat bei Gelegenheit des unglücklichen Polenkampfes Rußland und Preußen ſehr nahe zuſammengeführt und das Fürwort des Königs kann nicht allein, ſondern muß hier von Bedeutung ſein."

„Wohlan, ſo reiſen Sie. Ich werde Sie darum beneiden, mein geliebtes Preußen wiederſehen zu dürfen, während ich hier in dieſer Sandgrube ſitzen bleiben muß. Ja — ja, reiſen Sie! Nebenbei können Sie dann unſere Beſitzungen in Schleſien und Böhmen in Augenſchein nehmen. Wenn ich erſt in Sagan ſein werde, werde ich glücklich ſein."

„Sie dürfen nirgends anders als in Kurland ſein," ſagte Dorothee halb ſcherzend, halb ernſt. „Hierhin gehören Sie und hier müſſen Sie leben und ſterben. Wie der Soldat nicht von ſeinem Poſten, ſo ſoll der Fürſt ſich nicht aus ſeinem Lande verdrängen laſſen."

„Nicht wahr, ich ſoll mich wohl an die Spitze meiner Armee von fünfhundert Mann ſtellen und gegen Rußland zu Felde ziehen? Ich ſehe ſchon, Sie wollen aus mir einen Don Quixote machen."

„Ich möchte aus Ihnen einen Mann machen!" erwiderte Dorothee und um das Beleidigende dieſer Worte zu verdecken, lachte ſie und machte in anmuthiger Weiſe eine tiefe Verbeugung vor dem Herzoge, der froh überraſcht ausrief: „Ach — nun

ſind Sie wie ich Sie immer haben möchte! Ganz ſo, wie Sie zu Zeiten waren, wo ich jedem Hypochondriſten gerathen hätte, in Ihre Nähe zu kommen, um von ſeinem Uebel geheilt zu werden. Das iſt gut; das iſt amüſant! Zum Teufel mit der Politik! Laſſen Sie uns die wenigen Tage genießen, liebe Dorothee, die uns noch bleiben. Kommen Sie; wir wollen einen Ball geben. Unſere Töchter werden tanzen. Der ruſſiſche Graf liebt ſchöne jugendliche Geſtalten; auch ich liebe ſie. Ich will von meinen Unterthanen Diejenigen ausſuchen, die noch etwas tangen, und die will ich vor mir tanzen laſſen. Und zwar ſollen ſie diesmal nicht auf meiner Naſe, ſondern auf einem gewöhnlichen Tanzboden tanzen. Wir wollen hübſch zu Tafel ſitzen und wir wollen ein gutes Glas Wein trinken. Die Sorgen der Welt wollen wir in eine Rebhuhnpaſtete backen laſſen und dieſe mit einem Glaſe Champagner hinunterſpülen. Was ſagen Sie dazu, meine ſchöne Dame, kann ich nicht noch recht heiter ſein?“

Mit dieſen Scherzen erhob ſich der Herzog mühſam aus dem Lehnſeſſel und humpelte in ſein Kabinet, um ſich zur Ruhe zu legen. Dorothee blieb allein, den Blick ernſt und trübe durch die hohen Fenſter des Saals in die Ferne gerichtet. „So wäre es denn wahr!“ rief ſie träumeriſch, „wir müßten ziehen — aus dem Heimathlande! Die Fremde ſoll

uns aufnehmen! — ach, die Fremde! Ein Wort ſchrecklicher Bedeutung für Den, der ſein Herz gehängt hat an das liebe Seine, der in dem Lande ſeiner Väter einſt auch für ſich die Stätte der Ruhe bereitet hielt! Was auch Schönes da draußen lebt, es iſt doch nicht das Vaterhaus. Ein liebes Plätzchen, wo wir als Kind geſpielt, wo eine ſegnende Vaterhand, ein liebendes Mutterauge auf uns gerichtet war, es wird durch die Siegesbögen und Tempel Rom's nicht aufgewogen. Locke nur, Du ſchöne Ferne, Deine Reize ſind trügeriſch! Singe nur Syrenenſtimme, Deine Töne beſtricken das Ohr, aber ſie feſſeln das Herz nicht. O armer Mann, o arme Frau, die auswandern müſſen aus der Heimath; möge die Menge ſie immerhin auch mit dem ſtolzen Fürſtentitel grüßen; es iſt doch ein armer Mann, es iſt doch eine arme Frau, die ihr des Weges ziehen ſehet! Der Landmann darf auf ſeiner Scholle bleiben, der Handwerker an ſeinem Arbeitstiſche, es treibt ſie Niemand auszuwandern; aber den Fürſten treibt man! Was dem Niedrigſten und Aermſten ſicher bleibt, ſein Vaterhaus — dem Fürſten nimmt man es. Die fromme Kindestreue, die ihre Thräne auf dem Grabe der Eltern weinen darf, ſie bleibt, denn der Kittel der Armuth deckt ihre Bruſt; aber das Fürſtenherz, das unter Purpur ſchlägt, dem legt man höhnend Unleidliches auf, die Trennung von der Erde, in der ſein Ge-

ſchlecht ruht, die glorreiche Folge ſeiner Ahnen! Es darf nicht klagen, es muß ſein herbes Elend ſtolz und verſchwiegen tragen. Wo der arme Auswanderer ſeine Habe auf die Schultern ladet und kummervollen Blickes noch einmal die Hütte beſchaut, aus der er auszieht, da muß der ſtolze Purpurträger, von ſeinem Feinde heuchleriſch begleitet, aus den Pforten ſeines Palaſtes treten, ohne einen Blick rückwärts werfen zu dürfen auf die Stätte, die er verläßt."

Ende des zweiten Bandes.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.

Bei **Chr. E. Kollmann** in Leipzig ſind ferner erſchienen:

Die Ritter der Induſtrie.

Anonymer Roman

in

34 Kapiteln.

6 Bde. 8°. 1858. broſch. 6 Thlr.

Die Leute der Amtsſtube.

Socialer Roman

vom Verfaſſer der

Ritter der Induſtrie.

3 Bde. 8°. geh. 1859. 4 Thlr.

Tryſtany.

Biographiſches Lebensbild

vom

Verfaſſer

von

„Vier Lebenswege.“

2 Thle. 8. geh. 1859. 1 Thlr.

Der alte Hauptmann.

Roman vom Verfaſſer

der

„neuen Deutſchen Zeitbilder.“

3 Bde. 8. geh. 1859. ord. 2 Thlr.

Dorothee von Kurland.

Dritter Band.

Dorothea von Kurland.

Ein biographiſcher Roman

von

A. von Sternberg.

Dritter Band.

Leipzig,
Verlag von Chriſtian Ernſt Kollmann.
1859.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FR. EX.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Das verlaſſene Haus.

Im Sommer des Jahres 1795 legte Herzog Peter von Kurland ſeine Krone nieder. —

Die Kaiſerin Katharina empfing ſie aus ſeinen Händen.

Eine Deputation, die ſich vom Lande beauftragt nannte, hatte ſich in Petersburg eingefunden und der Kaiſerin das Herzogthum angetragen. Katharina nahm es an, indem ſie in einer feierlichen Audienz im Palaſte des Sommergartens die Deputation empfing, ihre Klagen gegen den Herzog gerecht fand und nunmehr verhieß, dem Lande unter ihrem Scepter die lang gewünſchte Ruhe und Ordnung zu verleihen. Dieſer Akt war ein Akt der Willkür; das Land hatte ſich nicht an dieſem Verrathe am Herzoge betheiligt, es war lediglich die bekannte ruſſiſche Parthei, die im Verlaufe dieſer

Erzählung der Leſer öfters Gelegenheit gehabt hat, wirken zu ſehen, die die polniſche Unterwerfung unter Rußland's Scepter -- denn Stanislaus Auguſt legte in demſelben Jahre ſeine Krone nieder — raſch benutzte, um eine Entſcheidung, wie ſie ihr Privatintereſſe erforderte, herbeizuführen. Der Herzog erfuhr erſt, was geſchehen, als die Sache nicht mehr zu ändern war. Die Abdankung ſelbſt war mit gehäſſigen Umſtänden verknüpft. Katharina erließ dem Manne, den ſie haßte, keine auch noch ſo leicht zu entfernende Demüthigung: er mußte ſelbſt nach Petersburg kommen, die Kaiſerin empfing ihn nicht als regierenden Fürſten, ſie ſtellte ihn in einen Rang mit den kleinen Durchlauchten und Erlauchten, von denen es an ihrem Hofe wimmelte. Noch mehr, ſie trug der Deputation auf, ihrem entſetzten Herzoge noch einen feierlichen Abſchiedsbeſuch zu machen, und Peter mußte ſie empfangen, mußte den Verrätbern an ſeiner Perſon und ſeinem Lande, wenn auch nicht gütige, doch höfliche Worte geben. Nie iſt ein unglücklicher Fürſt in dem Grade der Verhöhnung preisgegeben worden, nie hat ein Sieger einen unedleren Triumph gefeiert! Grauſam rächte ſich hier am Sohne jede Gewaltthat, jeder Akt des Uebermuths des Vaters. Die lange Kerkerhaft in Sibirien des Vaters, ſie hatte nicht das Niederdrückende und Entmuthigende, die die wenigen Tage in ſich faßten, die der Sohn in Petersburg verlebte. End-

lich, als man den letzten Geißelhieb gegeben, entließ man das Opfer, und raſch entfloh Peter, durcheilte Kurland, ohne auch nur ſeiner ehemaligen Reſidenz einen Blick zu gönnen, und langte in Deutſchland an.

Dorothee weinte Thränen der tiefſten Schmach und Erbitterung, als ſie Dies Alles hörte, von ihrem treuen Hellſender hörte, der in Petersburg gegenwärtig geweſen war. Unter den Mitgliedern der Deputation waren Männer geweſen, die ſie mit Wohlwollen und Güte überſchüttet hatte, und die ihr oft verſichert, daß ſie gänzlich dem Intereſſe des herzoglichen Hauſes ergeben ſeien. Verrath über Verrath! Daß Niemand auftrat, gegen dieſe kecke Gewaltthat zu ſprechen, daß die Gutgeſinnten ſchwiegen und, wenn auch nicht billigten, doch auch nichts hinderten, das gab dem Herzen der redlich ſtrebenden Frau einen empfindlichen Stoß.

So war denn Alles dahin. Unwiederbringlich dahin!

Dorothee lebte in tiefer Einſamkeit in Leipzig, als ſie dieſe Kunde vernahm. Der Herzog hatte beabſichtigt, ihr bald zu folgen, er hatte jedoch von Monat zu Monat gezögert und jetzt kam er — ein Heimathloſer, ein Entthronter!

Doch war ihr Entſchluß raſch gefaßt. So heftig es in ihrem Innern tobte, ſo empört und überwältigt ſie dieſe letzten Akte der Tragödie in ſich

aufnahm, gerade jetzt mußte die liebevollſte Miene, das gütigſte Wort bereit gehalten werden, um Den, der da kam, beſiegt, ohne die Ehre des Kampfes gehabt zu haben, nicht den leiſeſten Vorwurf fühlen zu laſſen. Es war Alles Werk ſeiner Feinde, ſo ſtellte es Dorothée dar und ſo machte ſie es auch ihrer ganzen Umgebung glauben. Sie machte dem Herzoge bemerkbar, daß es noch ein Glück gäbe außer der Krone, daß das Leben eines reichen Privatmannes ſeine Reize habe, und daß das Bewußtſein, von böſen und verrätheriſchen Geiſtern auf immer ſich getrennt zu ſehen, die Trauer aufwiege, die wenigen Guten und Redlichen nicht mehr in ſeiner Nähe zu zählen.

Mochte nun der Herzog dieſe Gründe für wahr annehmen, oder hielt er ſie in ſeinem zum Mißtrauen völlig übergegangenen Gemüthe auch für eine Art Spott und Hohn, genug er erwiderte nichts, begrub ſich in das tiefſte Schweigen und ſprach ſeinen Wunſch aus, allein mit ſeiner Lieblingstochter einige Zeit in Zurückgezogenheit zu leben. Er ging nach Sagan. Dorothee blieb in Berlin zurück. Es kamen nun die weitläufigen Verhandlungen, die nöthig waren, um die Verhältniſſe im Vaterlande zu ordnen, die mit der Abdikation verbundenen Geſchäfte zu führen, und kleine Privatintereſſen, da die großen vaterländiſchen nicht mehr mitſprachen, zu einem befriedigenden Abſchluſſe zu

führen. Auch mit dieſen wollte der Herzog nichts zu thun haben, und ſie fielen lediglich Dorotheen zu. Dieſe Thätigkeit war wahrlich keine erfreuliche, allein die unglückliche Frau war auch feſt überzeugt, daß nichts wahrhaft Erfreuliches ſie mehr treffen werde; ſie machte ſich gefaßt, mit der größten Strenge an Dem feſtzuhalten, was ihr die Pflicht für die Zukunft ihres Mannes und ihrer Kinder gebot.

Es möge erlaubt ſein, einen Blick nach der verlaſſenen fürſtlichen Reſidenz zu werfen. Es iſt der Moment, wo die Gepäckwagen bereit ſtehen, um die Möbeln und das Geräthe aus dem Palaſte zu ſchaffen. Sechs hohe Frachtfuhrwerke ſind ſchon bis oben zu mit dem koſtbaren Inhalte der Prunkgemächer belaſtet, jetzt iſt man beſchäftigt, aus dem Empfangsſaale die Gemälde abzunehmen, die die Mitglieder des herzoglichen Hauſes darſtellen. Das Geſpräch der dabei Beſchäftigten und der wenigen Zuſchauer, die ſich gegen das Verbot der Wachen hinaufgeſchlichen haben, um die verlaſſenen Räume noch einmal zu beſchauen, ehe ſie einer anderen Beſtimmung übergeben wurden, kann dem Leſer zeigen, welche Gefühle und Anſichten unter den niederen Klaſſen der Bevölkerung herrſchen bei dem Abzuge der fürſtlichen Familie.

Ein alter, ehrwürdiger Schreinermeiſter mit ſeinen ſechs Gehülfen iſt eben beſchäftigt, das Bildniß der Kaiſerin Anna von der Wand zu löſen. Es iſt

dies eine sehr schwierige Arbeit und die Gesellen, die die Leiter halten, vernehmen, wie der Meister an den eisernen Spangen und Heften große Mühe hat und auch Niemand anderen will an seine Stelle treten lassen, denn — als junger Bursche, eben von der Wanderschaft aus der Fremde gekommen, hat er dieses Bild vor langen, langen Jahren hier an dieser Wand befestigt; und da er, wie Alle im Schlosse und in der Stadt, fest glaubte, es werde nie von seinem Platze weichen, hat er sehr tüchtiges Material genommen und ganz besonders fest Nägel und Schrauben in die Wand hineingearbeitet. Und nun muß es doch fort! Die Kaiserin in ihrem prächtigen Diamantenschmucke, mit dem breiten Ordensbande, dem kleinen Köpfchen mit der schneeweißen Perrücke ohne Locken, nur mit einer seltsam spitzig hinausstarrenden Feder aus Diamanten, sieht so strenge aus ihrem Rahmen heraus, als wollte sie die Frevler, die sie hier aus ihrem Hause fortschafften, strenge züchtigen. Als sie von der Wand herab ist und nun unten auf dem Boden steht, wagen es die Gesellen ganz dreist, an sie heranzutreten und Jeder macht eine Bemerkung, der Jüngste getraut sich sogar, über die entblößten Schultern der hohen Dame etwas zu sagen. Da zieht der alte Meister seine Schlafmütze vom Kopfe und schlägt recht tüchtig dem unberufenen Kritiker an's Ohr, indem er dazu ruft: „Will Er schweigen, Er Esel! Wie un-

tersteht Er sich, in Gegenwart Ihrer allerhochgnädigsten Majestät also unrespektirlich zu reden! Bilder soll man auch achten, denn es sind halb und halb wirkliche Personen, und man kann nicht wissen, ob sie nicht doch Alles sehen und hören, was um sie her geschieht." Nach dieser Strafpredigt hat die Kaiserin Anna Ruhe, allein die übrigen Bilder werden nunmehr nicht laut und offen, sondern leise und heimlich kritisirt.

Die Kaiserin hatte sich, wie sich's gebührte, allein an einer Wand befunden, eigentlich hätte sie als das einzige Bild im Saale glänzen sollen, allein auf ihren ausdrücklichen Befehl war das Bild des Herzog's Johann ihr gegenüber angebracht und später waren die Bilder des Herzog's Peter, seiner Mutter und seiner ersten Gemahlin, der Prinzessin von Waldeck hinzugekommen. Dorothee hatte nie zugeben wollen, daß ihr Bild an die Stelle dieses Portraits gesetzt werde, und so befand sich in diesem Saale nur ein kleines in Oval-Rahmen gebrachtes Gemälde von ihr, das sie als Braut im fürstlichen Schmucke darstellte. Meister und Gesellen betrachteten dieses kleine Bild mit Rührung. Der Erstere nahm es von der Wand. „Schaut!" rief er dabei, „es löst sich am leichtesten von der Tapete und doch ist sie es, die sich am schwersten von diesem Hause trennt! Die gute, gute Frau! Sie wäre gar so gern geblieben. Ich stand an der Straßenecke,

wie ſie hier unten am Portale in den Wagen ſtieg: Kinder, ich ſage Euch, ſie hatte Thränen im Auge. Es war ein ſo liebenswürdiges Geſicht, mit dem ſie ſich umſchaute, als wollte ſie ſagen, ſoll ich alſo wirklich allein fort und Keiner kommt mit mir? — O, Du lieber Gott, wie gerne wären wir ihr Alle gefolgt. Ich hätte wahrlich Haus und Hof verlaſſen, wenn ſie mich nur hätte mitnehmen mögen. Einer ihrer Diener war krank; es fuhr ein kalter, böſer Wind durch die Straßen, ſie ließ nochmals anhalten, als ſie ſchon aus dem Thore hinaus war und befahl, man ſolle das Verdeckleder des Wagens ſorgſam ſchließen, wo der Kranke darin ſaß. Das ſoll Einer nur von den großen Herren jetzt thun! Es fällt Keinem ein. Das macht's aber, ſie war von klein auf gewohnt, ſich um Land und Leute zu kümmern und ſich nicht für Etwas Apartes zu halten. Ihr Vater hatte ſie ſo erzogen. Kurz nachher, als ſie fürſtliche Frau geworden, ging ſie einmal ganz allein, nur von einem Lakaien gefolgt, der weit zurückbleiben mußte, durch die Gaſſe, in der ich wohne. Da ſah ſie des Schreibers Horſt Wittwe an der Thüre ſtehen, die bitterlich weinte. Sogleich ging ſie zu der Frau heran und fragte nach dem Grunde ihrer Traurigkeit. Dieſe klagte nun, daß ihr Mann ſeit einem Monate erkrankt ſei und daß es ihr und ihren Kindern gar ſchlimm gehe. — „Warum haſt Du Dich nicht, Mutter," ſagte da die Gnädigſte,

„an die Frau Herzogin dort oben im Schiosse gewandt, man sagt, die soll den Armen helfen, wo sie kann.“ — „Ach,“ hat die Frau gesagt, „das ist ein so junges Weibchen, und so vornehm erzogen, wo wird sie mich vor sich lassen. Der Gang zu ihr wäre ein vergeblicher.“ — Da das Weib so redete, nahm unsere Herzogin aus ihrem gestickten Arbeitsbeutelchen eine Geldrolle hervor und sagte dabei: „Geht nur zum Schlosse; für's Erste nehmt Das, und wenn Ihr zur Herzogin kommt, so wird sie Euch mehr geben.“ — Die Schreibers Frau wußte nicht, wo ein wo aus, und konnte sich wohl denken, wer vor ihr stand. Allein ohne ihre Worte abzuwarten war die gnädige Frau fort und schnell wie eine junge Dirne die Straße hinab. Seht, solch' eine Frau war dies.“

„Wir hätten sie nicht fortlassen sollen, Meister!“ riefen die Gesellen und der Eine setzte hinzu: „Wie kam es, daß sie überhaupt fort mußte?“

Der Alte zuckte die Achseln. „Ja seht, da fragt Ihr mich zu viel. Es hat nun eben so sein müssen und hängt zusammen mit all' den vornehmen Geschichten und verwickelten Dingen da oben. Die großen Herren treiben es manchesmal gar zu kraus; unser Einer wird nicht klug daraus. Man darf nichts sagen, aber es wäre wohl etwas zu sagen.“ Er nahm das Bild, drückte heimlich einen Kuß darauf und sagte leise: „Du liebe, gute Frau! Möchte

es Dir wohlgehen auf Erden, ſo lange der Herr über Leben und Tod Dich darauf wandeln läßt."

„Das war aber auch eine gute Frau, Meiſter," ſagte der eine Geſelle, auf das Bild der Herzogin-Mutter zeigend.

„Man ſagt's," erwiderte der Gefragte kurz. „Stelle ſie doch nicht auf den Kopf, Du Tölpel! Hübſch dorthin an die Wand neben dem Peter, ihrem Sohne."

„Der Herzog ſieht ihr aber auch gar nicht ähnlich!" bemerkte der Sprecher, indem er einen langen prüfenden Blick auf beide Bilder warf.

„Willſt Du ſchweigen, Du Dummkopf!" fuhr der Meiſter auf und riß ſich wieder die Schlafmütze vom Kopfe; doch der Kritiker entlief diesmal ſo eilig und wußte ſich ſo geſchickt hinter einem Ofenſchirme zu verſtecken, der das Urtheil des Paris darſtellte, daß die auf ihn geſchleuderte Mütze ihn nicht traf.

Die Bilder wurden nun vorſichtig eingepackt.

In dem Augenblicke öffnete ſich die Thüre und zwei Männer ſchritten herein; von denen war der Eine der ruſſiſche Beamte, der gekommen war, um von dem Schloſſe, im Namen der Kaiſerin, Beſitz zu nehmen, der Andere war einer von den Herren, der zu den Commiſſarien gehört hatte, die nach Petersburg ſich begeben. Sie ſchienen Beide ſehr vertraut mit einander zu ſein und indem ſie die Säle durchwan-

derten, plauderten ſie miteinander über Dieſes und Jenes, unbekümmert um die Arbeiter, die mit Aufräumen der Säle und Gemächer beſchäftigt waren.

Vor den Bildern ſtehen bleibend, bemerkte der Beamte, indem er, die Arme über die Bruſt verſchränkt, einen ſpottenden Blick hinab zu den gekrönten Häuptern zu ſeinen Füßen richtete: „Das will Alles Fürſt ſein, will Krone tragen! Lächerlich! — Was ſind ſie, was waren ſie — dieſe kleine Herzöge? Wahrlich die Kaiſerin muß bei ſehr guter Laune geweſen ſein, als ſie das Herzogthum von Neuem beſetzte. Schon damals hätte man die Race ausſterben laſſen ſollen. Wäre viel geſcheuter geweſen. Und wer iſt denn dieſe Dame — die trägt ja auch eine Krone?“

„Die Herzogin Dorothee,“ erwiderte der kuriſche Edelmann.

„Herzogin?“ dehnte der Fragende lang. „Wer hat ſie zur Herzogin gemacht? So viel ich weiß, ſtarb die Herzogin von Kurland in Petersburg. Sie war griechiſcher Religion und bei uns werden die Ehen nicht getrennt. Der Herzog konnte demnach nicht wieder heirathen, und hat er ſich dennoch mit einem Weibe verbunden, ſo konnte dieſes keinen andern Titel führen als den einer Geliebten.“

„Wir wollen dieſe Dinge ruhen laſſen,“ bemerkte der Baron etwas verſtimmt.

„Du biſt wohl gar gereizt, mein theurer Bru-

der?“ lachte der Beamte. „Gehörſt Du etwa auch zu den Liebhabern dieſer Frau? Man ſagt, ſie ſoll deren ſo viel als Sand am Meere haben.“

Nochmals rief der Andere: „wir können von etwas Anderem ſprechen. Die Frau, mußt Du wiſſen, iſt meine Landsmännin, und kein Kurländer Edelmann läßt ſchlecht von ſeinen Genoſſen ſprechen.“

„So!“ ſagte der Ruſſe, und ſah ſeinen Gefährten lange und mit einem beſonderen Blicke an. „Dieſe Rückſichten hab' ich allerdings nicht bei Euch geſucht.“

„Wie meinſt Du Das.“

„Nun ſieh — ich kann mir wohl ſchon erlauben, offen mit Dir zu ſprechen. Wenn ich einmal ein guter Patriot bin, und wenn ich einmal — geſetzt den Fall — Die liebe, die zu mir gehören — Bruder, dann geh' ich nicht hin und verkaufe ſie für ein Stück Geld. Das thut ein Ruſſe nicht, und Ihr Deutſchen haltet uns Alle für Schelme.“

„Wer hat ſie verkauft?“ fuhr der Baron auf.

„Du.“

„Haſt Du dieſe Ausſicht aus dem Fenſter hier betrachtet?“ fragte der Baron und zog ſeinen Gefährten mit hinan. Dieſer folgte lachend und ſagte: „Die Ausſicht iſt ſehr ſchön; die aus den Fenſtern des prächtigen Domänenguts, das Du mit Deiner hübſchen jungen Frau in dieſem Sommer beziehſt, iſt gewiß nicht ſchlechter. Mach' nur nicht, Gold-

junge, daß Du auch aus Deinem Hauſe ſo hinaus mußt, wie Du Den haſt ſpazieren laſſen, der hier wohnte."

„Ich bitte Dich, Alexei, nur nicht witzig und ſarkaſtiſch!" rief der Baron, den Fenſterflügel aufſchraubend. „Du weißt, ich kann zu Zeiten keinen Humor leiden. Ihr Ruſſen wißt nun einmal nicht, was Patriotismus iſt. Gewohnt, wie eine Heerde, immer blind dem Führer zu folgen, iſt in Eurem Kopfe und Herzen nie eine von den großen Römertugenden aufgezogen, die einen Brutus zwang, ſeinen eigenen Sohn zu opfern, einen Mutius Scävola bewog, ſeine Hand in's Feuer zu ſtecken."

„Ich verſtehe Das Alles nicht," ſagte der Ruſſe plötzlich phlegmatiſch und träge. „Ich will auch nicht ſtreiten, denn ich habe noch nicht gefrühſtückt. Kannſt Du nicht einige dieſer Bilder mir ſchenken? Ich habe ein kleines Haus an der Fontanka für die Marja gebaut, und ſie will Bilder. In dem ganzen Noſtinoi Dwor hab' ich keine anderen Bilder finden können, als eine Kuh und den heiligen Athanaſius. Beide ſind ſo ſchwarz, daß Marja verſichert, wenn ſie nicht ein Zeichen am Rahmen gemacht, ſo wüßte ſie nicht, was die Kuh und was der heilige Athanaſius ſei. — Es iſt ihr nicht zu verargen, wenn ſie demnach noch andere Bilder haben will."

„Dieſe kann ſie nicht bekommen," entgegnete der

Baron ſehr ernſt. „Sie ſind das Eigenthum der Familie Biron.“

„Das weiß ich,“ entgegnete der Ruſſe. „Aber was thut das? Glaubſt Du, daß dieſe Bilder, die Du die Güte haben wirſt, mir zu ſchenken, das Einzige ſein werden, was der gute Herzog von ſeinen Sachen hier vermiſſen wird?“

Der Baron ſah mit einem noch ernſteren Blicke zu Jenem auf. „Du kennſt uns ſchlecht,“ erwiderte er, „wenn Du meinſt, wir erlaubten, daß auch nur das Geringſte, was dem Herzog gehörte, ihm vorenthalten werde. Doch ändern wir den Gegenſtand des Geſprächs. Es ſcheint, es ruht eine Art Fluch auf dieſen Räumen; die beſten Freunde zanken ſich in ihnen. Was werdet Ihr aus dieſen Zimmern machen?“

Der Beamte ſah mit einem ſtarren Blicke flüchtig in die Reihe der Zimmer hinein. „Für's Erſte,“ hob er an, „richten wir hier eine Kanzlei ein; dazu haben wir wenigſtens drei Säle und noch einmal ſo viel geräumige Zimmer nöthig, das Uebrige wird zu Beamtenwohnungen eingerichtet.“

„Eine Kanzlei?“ wiederholte der Baron. „O ſchade um dieſe ſchönen Räume. Sieh nur dieſen Saal. Im Plafond iſt Selene abgebildet, wie ſie den Mondwagen regiert.“

„War dies eine Kaiſerin?“ fragte der Ruſſe.

„Vielleicht eine Gemahlin Iwan des Schrecklichen?“ —

„Nein,“ entgegnete der Befragte kurz. „Was ſie war, kommt hier auch gar nicht in Betracht. Ich meine nur — der ſchöne Saal! Wie manches ſchöne Mal hab' ich hier getanzt.“

„Der Menſch tanzt überall, wo es ihm gut geht, ſagt das Sprichwort,“ bemerkte der Beamte. „Uebrigens werden wir dieſem kleinen Herzogthume einen Statthalter oder ſo Etwas Derartiges geben, und da wird Seine Excellenz der Herr Gouverneur ſich wahrſcheinlich hier auf dem Schloſſe einen Platz nehmen. In dem Falle könnte die Eintheilung anders werden. Sieh da, es haftet an meinem Stiefel etwas von dem Herzoglichen Hochgebornen, ächt deutſchen Staube. Alter Narr da! komm und putz' mir die Stiefel ab.“

Dieſe Worte waren an den Meiſter gerichtet, der ſich von ſeiner gebückten Stellung erhob und den Sprechenden verwundert und fragend anſah.

„Willſt Du kommen, Du Schurke!“ lärmte dieſer. „Ich glaube das Schwein hat mich nicht gehört.“

Der Alte ſagte: „Herr, ich weiß nicht, ob Ihr mich meint. In dem Falle bin ich kein Schwein und kein Schurke; bin auch nicht Euer Diener und putze nicht Eure Stiefel ab. Ich bin ein deutſcher Handwerker und Meiſter, wenn Ihr's wiſſen wollt.“

„Was biſt Du Hund?“ ſchrie der Beamte und hob den Fuß auf, um Jenem ein Tritt zu geben. In dem Augenblicke ſchloſſen ſämmtliche Geſellen einen Kreis um ihren Meiſter und hoben drohend die Fäuſte. Der Baron legte ſich in's Mittel und ſagte einige Worte leiſe zu dem Erzürnten. Dieſer wandte ſich ab und rief, indem er vor ſich hin ſpie: „Wartet nur, Ihr ſollt ſchon merken, was Ihr waret und was Ihr jetzt ſeid! Man wird Euch zeigen, was ein tüchtiger Prügel iſt!“

Dieſe Worte wurden von dem Alten mit vorgebeugtem Kopfe begierig aufgefaßt. Noch bleich vor Zorn und zitternd vor Entrüſtung ging er zu dem Baron und flüſterte dieſem zu: „Seht Herr! Iſt's Euch nun recht, daß Ihr uns an dieſe verkauft habt? Gott über Euch und uns!“ —

Der Baron that, als hätte er dies nicht gehört. Er faßte den Arm des Beamten und Beide verließen lachend den Saal.

Löbichau.

Nicht weit von Altenburg, da wo die Straße nach Nonneburg führt, lag ein Häusercomplex von sehr dürftigem Ansehen, die Residenz der ehemaligen Gutsherren von Löbichau. Die Gegend war wüste, die Dörfer verarmt, die Wege unfahrbar. Hier kaufte sich die Herzogin an. Eine eigenthümliche Vorliebe bestimmte sie gerade für dieses Stück Erde; sie entdeckte in der Lage einiger Waldplätze und eines See's einige Aehnlichkeit mit dem väterlichen Gute Alt-Autz in Kurland. So sehr man ihr abrieth, sie bestand darauf, gerade hier sich niederzulassen. Es wurde ein Baumeister verschrieben, die alten baufälligen Häusergruppen niederzureißen und an deren Stelle im heitern Style ein Landhaus mit Säulen und Balkons zu errichten. Die Umgegend am Hause, die ein trostloser Morast bildete, erhielt durch

eine glücklich geleitete Cultur des Bodens ein Wieſenplateau, an das ſich Parkanlagen ſchloſſen, und die mit Blumenparthieen anfingen. Der Wald wurde umgrenzt, mit Durchſichten verſehen, und in ſeinen tiefſten Schatten ein kleiner See mit beſonderer Vorliebe umbegt und eine Inſel daſelbſt mit einem Tempel geziert, der der Einſamkeit und dem Nachdenken gewidmet wurde. Eine Kunſtſtraße wurde angelegt, die von Altenburg abführte und bequem zum fürſtlichen Landhauſe hinleitete. Das Haus ſelbſt hatte im Corps de logis einen prachtvollen Saal, von dem aus rechts und links Reihen von Gemächern ausliefen, die ſich mit einem runden Eckſalon ſchloſſen, deſſen helle Fenſter und Balkone mit Blumenpyramiden geſchmückt waren, die bis an die Decke reichten und dieſen zierlichen Boudoirs das Anſehen von geräumigen Lauben gaben. Der Saal zeigte einen weiten Altanartigen Vorſprung, auf dem man das Panorama der Gegend überſchauen konnte, und wo der Blick links ſich in das dunkle Grün des Waldes, rechts in die lachende Ebene voll ſchöner Anpflanzungen verlor. Der Hof bildete ein geräumiges Viereck, dem zwei hohe Thore auf den zwei gegenüberliegenden Seiten Ein- und Ausgang gewährten. Nach dem Garten und dem Parke zu führte eine breite Treppe, welche Statuen zierten und ein Geländer von Bronze einfaßte. Auch hier waren terraſſenförmig blühende Sträucher

aufgestellt und Gewinde gezogen, die an die auf dem Altan befindlichen Blumenbouquets anrankten. Wenn die drei großen, bis an den Boden hinabgehenden Fensterthüren des Altans offen standen, wehten in den Saal mit der Abendkühle die herrlichsten Blumengerüche hinein und von unten, von einer gegenüberliegenden Anhöhe, konnte das Auge den schönen Raum übersehen mit seinen glänzend weißen Statuen, dem hellen Violet der Tapete und der reichen Vergoldung der Bilderrahmen. Die Zimmer nach rechts hin waren Dorotheens Aufenthalt; hier hatte sie sich nach der ihr zusagenden Weise eingerichtet. Ein Flügel, ein Stickrahmen, und in dem Eckſalon ein Schreibtisch waren Möbel, die ausschließlich hierher gehörten. Dann einige Bilder, historischen und landschaftlichen Inhalts, waren mit ein paar Büsten, die eine besondere Bedeutung für die Bewohnerin dieser Räume hatten, den Wänden beigegeben. Hohe Wandspiegel und Vorhänge, die von schwerem Stoffe bis auf den Boden niederhingen, einige Lüstres mit Glasbehängen und ein prachtvoller Teppich, der durch die drei vordern Gemächer ging und selbst im Sommer nicht fortgenommen wurde, machten den einfachen aber geschmackvollen äußerlichen Putz der Zimmer der Hausherrin aus. Die Räume nach links hin waren Gastgemächer oder Empfangzimmer. Auch sie standen offen, denn es durfte den Blick,

der die ganze Reihe überſehen wollte, nichts hemmen. In dieſen Gaſtgemächern häuften ſich die ſchmückenden Gegenſtände in hohem Grade. Es ſtanden hier koſtbare Copieen in Marmor von den ſchönſten Werken des Alterthums, es glänzten ebenſo Gemälde an den Wänden, die das Auge des Kenners befriedigten, es fanden ſich Möbel und Geräthe von zierlicher Form und mit leuchtenden Stoffen bekleidet, mit einem Worte, hier war die Pracht zu finden, die in den eigentlichen Wohngemächern vermieden war, als zum gewöhnlichen Gebrauche läſtig, und für das Auge durch das Spiel der Farben und den Glanz der Draperien ſtörend. Der Eckſalon war ſeinem Gegenüber wenig ähnlich. Stand dort ein einfacher Schreibtiſch, ein Lehnſeſſel von rothem Sammet, ein Kanapee und ein Tiſch davor, Beides überwölbt von einem Epheugitter, ſo erhob ſich hier auf einem Ueberſatz von grauem Marmor die reizende Geſtalt der Muſe im Schleier, eine der ſchönſten und wohlerhaltenſten Antiken, in vollendeter Copie, und rund umher zog ſich ein niedriger Divan, deſſen Polſter in ſo breiter Lage ſich ergoſſen, daß ſie liegende Geſtalten aufnehmen konnten. Eine Anzahl ſchöner junger Frauen, die in lieblichen Gruppen zuſammengefügt, auf dieſen Polſtern ruhten, in der Mitte die Statue, konnte einen Anblick gewähren, ähnlich dem, wie wir ihn auf den antiken Wandgemälden finden. Die Wände dieſes kleinen

Rundſaals waren von weißem Flor auf rothem Grunde, und in Draperien und zu durchſichtigen Säulen gefaltelt, oben an der Decke zeltartig emporgezogen und mit einem Roſenkranz, aus deſſen Mitte eine milchweiße Ampel niederhing, geſchloſſen. Die Herzogin liebte dieſes Gemach nicht, es war ihr in einem zu ſüßlichen Geſchmack ausgeſtattet, ſie zog ihren einfachen Schreibſalon vor, allein für die Gäſte, die nach Löbichau kamen, beſonders für die empfindſamen jungen Damen, die mit den in rothem Maroquin gebundenen Büchelchen ihrer Lieblingspoeten hier einzogen, war dieſer Tempel der Muſe ein ſo entzückender Aufenthalt, daß ſtets zwei oder drei dieſer einſam Schwärmenden auf den Polſtern des Divans hingegoſſen lagen und, den Blick mit heißer Andacht auf die ſchöne Muſe gerichtet, von der übrigen Welt nichts zu wiſſen begehrten. Die untern Räume waren zu Schlaf- und Wohnzimmern für die Töchter des Hauſes und deren weibliche Umgebung eingerichtet. Der Saal und die zunächſt anſtoßenden zwei Gemächer bildeten jedoch hiervon eine Ausnahme. Im Saale befand ſich ein Billard, und in dem Zimmer zur Seite war die Bibliothek aufgeſtellt. In den Seitenflügeln waren Badezimmer, Gaſtſtuben, Schlaf- und Ankleidekabinette und — eine ſo helle freundliche Küche, daß es als ein Vergnügen gelten konnte, darin zu kochen, beſonders wenn man von Zeit zu Zeit den Blick in

den Hühnerhof werfen durfte, ſo voll des wunderſamſten und ſtolzeſten und ſeltenſten Federvolks, wie es ſich die Phantaſie eines holländiſchen Hühnerhändlers nur träumen konnte. Dort ſchlug der prächtige Pfau ſein Rad neben dem fetten und gedrängten Anputz der Ente aus Canada, der indiſche Hahn warf ſeine rothe Halsbinde mit dem ſtolzen Schwung eines Stutzers über den Schnabel hin und betrachtete von oben herab die kugelrunde Geſtalt einer Perlhuhnhenne, die fortwährend glucksend und ſchreiend an dem Boden hinſuchte und ihr Brod, wie es ſchien, mit Kummer und Sorge aß. Der gewöhnliche Haushahn, wie er im nächſten Dorfe mit ſeiner Familie lebte, hatte hier zum vornehmen Verwandten ein eitles und mit ritterlichen Sporen verſehenes kleines Ungeheuer, deſſen Schweif faſt zweimal ſo hoch wie er ſelbſt in die Luft hinaufſtarrte, und der einigen corpulenten und in ihrer Eitelkeit und Geſprächigkeit ſich nicht zu laſſen wiſſenden Hühnern als Eheherr und Serailvater beigegeben war. Dem Hühnerhofe gegenüber lagen auf der andern Seite des Hofvierecks die Ställe und in dieſen prunkte manch' ſchöner Gaul von trefflicher Race, doch war dieſe Parthie der ländlichen Einrichtung, weil eine Dame hier herrſchte, nicht ganz wohl ausgeſtattet, wenigſtens pflegten die Elegants und guten Reiter, die nach Löbichau kamen, im Geheim und halb zu den Reitknechten gewendet, Etwas

von „ſchlechter Schule“, vernachläſſigter Zucht und dergleichen zu murmeln; und dann wurde unter leiſem Fluchen der Name von ein paar Juden in Altenburg genannt, die ihre Geſchicklichkeit im Betrügen beim Pferdehandel auch bei dem Beauftragten der Frau Herzogin glücklich angebracht.

Genug, es war ein ſchönes Haus, dieſes Löbichau. Aber freilich mußte es auch ſo bewohnt werden, wie es bewohnt wurde. Die ſchöne, neuangelegte Straße zu dem Landſitze wurde ſelten leer von Wagen, die alle beſetzt waren von frohen Gäſten, die dem Sitze der heitern Behaglichkeit zueilten. Sehr viele dieſer Ankömmlinge waren geladen, ſehr viele kamen aber auch ungeladen, denn wo der Reichthum und die Güte wohnen, glaubt der harmloſe Müßiggänger ein Recht zu haben, ſich mit unter die Genießenden einzufinden. Keiner wurde abgewieſen, ſelbſt der Läſtige nicht; allein er wies ſich ſelbſt bald fort, denn geiſtreiche Lebensfreuden, wie ſie auf Schloß Löbichau weilten, Genüſſe in Muſik und Literatur waren nicht gemacht, der Einfachheit und dem platten Auffaſſungsvermögen kleiner Landjunker oder klatſchender Kleinſtädter zu genügen. Ein einziger Abend, wo der Contract social von Rouſſeau vorgeleſen wurde, trieb ſie fort und ſie eilten ſchreiend, in die Nachbarſchaft laut verkündend, auf Schloß Löbichau werde

Nichts vorgenommen, was den Geiſt zerſtreue und das Herz belebe.

Vor allen Dingen ging Dorothee daran, die ihr geliebtes Kurland nicht vergeſſen konnte, ſich hier ein kleines Kurland zu gründen, das heißt: einen kleinen Staat zu bilden, ganz nach den Geſetzen geſchaffen, die ſie für geeignet hielt, menſchliche Glückſeligkeit zu begründen. Der kleine, ärgerliche Winkel der Erde, der Löbichau früher geweſen war, ehe die Schönheit und Güte in der Geſtalt einer jungen Frau ſeine Schwelle betreten, mußte von Grund aus eine Aenderung erfahren. Die Bewohner der Dörfer lebten in einem veralteten Hader mit einander, der durch Proceſſe genährt wurde, die die Dummheit anfing und die die Spitzbüberei fortſetzte. Dorothee gebot, daß Friede ſein ſollte. Sie übernahm es, einige ſtreitige Punkte mit ihren Unterthanen und ihren Nachbarn dadurch zu Ende zu bringen, daß ſie freiwillig erklärte, den Schaden zu tragen. Sie theilte Almoſen aus, nicht ſolche Almoſen wie vornehme, müſſige Damen in großen Städten auszutheilen pflegen, von denen das wirkliche Elend Nichts, das äußerlich angeſchminkte jedoch Alles erhält, nein, Hülfe für Hülfebedürftige, und zwar nicht immer Geld, ſondern zum öftern Arbeit, die reichlich belohnt wurde und phyſiſch und moraliſch dem Verwilderten und Verarmten wohl that. Um ſolche Begehrende zu finden, ging ſie

ſelbſt in die Dörfer, und wie ſie es auf dem Landſitze des Herzogs gethan, erſchien ſie bei Abendſpaziergängen unerwartet und unangemeldet im Kreiſe einer Dorffamilie. Es kannte ſie auch bald jedes Kind. Wer eine hohe Frau zwiſchen den Kornfeldern dahingehen ſah, mit einem Körbchen am Arme, beglänzt von der Abendſonne, der ſprach leiſe: „Das iſt die neue junge Frau," und er wich ihr entweder aus, je nachdem ihn begangenes Unrecht drückte, oder er kam ihr ehrerbietig entgegen, wenn er ſich keines Fehls bewußt war. In die Kirche ging ſie feierlich als „Gutsherrin," dann gingen der Verwalter und der Amtmann hinterdrein, und die Flügel der Kirchenthüre wurden beide aufgethan, um ſie einſchreiten zu laſſen. Eben ſo an hohen Feſttagen, wo ſie auf dem Balkon zu ſehen war und die ſingende Schuljugend ſie umſtand unten in einem Halbkreiſe.

Mit zu dem Haushalte ihres neuen, kleinen Herzogthums, den ſie zu ordnen hatte, gehörte die Beſetzung der Pfarrſtelle, da der alte Inhaber derſelben bei Dorotheens Ankunft erkrankte und während des Ausbaus des Hauſes und der Reparatur der Kirche, welches Alles zuſammen über drei Jahre hinnahm, ſtarb. Zwei Kandidaten waren in Vorſchlag gebracht worden und von dieſen erſchien derjenige vor der Herzogin, der das meiſte Anrecht auf die erledigte Stelle zu haben glaubte, da er die

glänzendſten Zeugniſſe mitbrachte. An dem Tage, wo ſich dieſer neue Apoſtel ihr zeigen ſollte, ſaß Dorothee erwartungvoll in ihrem Schreibekabinet, als von dem Diener geführt ein junger Mann ſich ihr nahte, zwar in Schwarz gekleidet, allein in ſo modiſcher Weiſe, mit einer ſo berechneten Toilette, daß die Ueberraſchte eher einen Tanzmeiſter, als einen Geiſtlichen vor Augen zu haben glaubte. Das Geſpräch wurde in folgender, für beide Theile bezeichnender Weiſe geführt: „Sie ſind alſo, — Herr, der auf meine Pfarrſtelle Anſpruch macht?“

„Wenn Ihro Durchlaucht erlauben, ja.“

„Ihr Name?“

„Emil Gotthold Hiller.“

„Doch wohl verwandt mit dem Componiſten?“

„Wenn Ihro Durchlaucht erlauben, nein.“

„Setzen Sie ſich. Wie wollen Sie meiner kleinen Gemeinde, die, ich will es Ihnen vorher ſagen, etwas verwildert iſt, das Chriſtenthum beibringen?“

„Auf drei verſchiedene Arten.“

„Sie ſcherzen; es kann ja wohl nur eine geben, die richtige.“

„Ihro Durchlaucht können wählen. Darf ich offen ſprechen?“

„Gewiß.“

„Wenn Ihro Durchlaucht befehlen, ſo kann ich das Chriſtenthum lehren nach der neueſten Berliner

Aufklärung, da kommt nichts von Chriſtus vor, ich umgebe ihn, und wenn ich von ihm ſpreche, ſo geſchieht das in unverſtändlichen Bildern, die man ſo oder auch ſo deuten kann. Von Gott ſpreche ich nur als von dem geheimen Obern einer großen Freimaurerloge. Im Uebrigen halte ich die Jugend dazu an, nicht zu ſtehlen, nicht zu morden, nicht dem Nächſten Unrecht zu thun, dabei die Abgaben zu bezahlen und dem Könige und der Obrigkeit zu gehorchen. Nach dieſer Lehre giebt es keine Unſterblichkeit, alſo auch keine Geſpenſter: vom Aberglauben kann nicht mehr die Rede ſein."

„Die zweite Art?" fragte Dorothee verwundert und geſpannt.

„Dieſe iſt die Vernunft-Religion, die jetzt wieder Anhänger gewinnt, da jene obige doch am Ende etwas zu wenig für's Herz bietet. Nach der Vernunft-Religion nehme ich das Daſein Chriſti an, allein nur als eines vortrefflichen Menſchen, gleich wie Sokrates, Plato und mehre Andre waren. Ich zeige, daß man dieſen vortrefflichen Mann lieben müſſe, weil er ſo beherzigende Lehren gegeben und einen ſo wenig anzutaſtenden Lebenswandel geführt. Gott iſt kein perſönlicher Gott, ſondern er ſchwimmt und befindet ſich wie ein feines Fluidum über und in allem Erſchaffenen. Von dem myſtiſchen Apparate iſt auch hier nicht die Rede. Die moraliſchen Erziehunglehren ſind wie die obigen, nur wird hier

ſchon auf das Bekenntniß Rückſicht genommen und Luther über das Papſtthum geſetzt."

„Die dritte?" fragte Dorothee.

„Die dritte," wiederholte der Kandidat und veränderte plötzlich ſein ganzes Weſen, beugte ſich, ſenkte den Kopf, ſchlug die Augen gen Himmel und faltete andächtig die Hände. „Die dritte — o Du Jeſulein — laß mich ruhen in den Wunden Dein! — iſt reiner Pietismus; Religion der Gnade, Religion der Liebe. Chriſtus iſt Alles; Gott Vater perſönlich und im Himmel weilend. Der Teufel geht herum und ſucht, wen er verſchlinge. Die Gräber ſind offen und Geſpenſter an allen Ecken. Jung Stilling und Lavater ſind die neueſten Apoſtel."

„Genug, Herr Kandidat," nahm Dorothee das Wort, die wider Willen den Mund ein wenig zum Lächeln verzog, „wir dürfen über einen ſo ernſten Gegenſtand nicht ſo ſprechen, daß es faſt klingt, als ſcherzten wir. Sie haben da allerdings in groben Zügen die verſchiedenen Glaubensanſichten unſerer Zeit angegeben; ich bewundere Ihre Geſchicklichkeit, dieſe Syſteme ſo am Schnürchen zu haben; allein wenn von einer Lehre die Rede iſt, die wirken und beſſern ſoll, ſo muß es doch immer eine ſein, die das Nachdenken und die Ueberzeugung uns eingegeben hat."

„Wozu das? Durchlaucht. Ich bin überzeugt,

daß jede der obigen Lehren richtig angewendet und in geſchickten Händen, ihren Zweck erfüllt, das heißt: die Menſchen beſſert und zufrieden macht."

„Es giebt doch aber eine beſtimmte Norm; Sie dürfen zum Beiſpiel über das Augsburgiſche Bekenntniß nicht hinaus. Es ſind Ihnen ſymboliſche Bücher gegeben, an denen ſtreng dem Buchſtaben nach gehalten werden muß."

„Allerdings. Das ſind Ceremonial-Geſetze, die ein höflicher Mann reſpektirt; doch kann ich von Luther ſprechen und Sokrates dabei meinen, und den kleinen Katechismus herſagen laſſen und dabei an die Sonette des Petrarca denken. Da wir die Form noch nicht entbehren können, müſſen wir ſie freilich in ihrer ganzen Ausdehnung nehmen; allein Jeder wird wiſſen, daß es eben nur Form iſt."

Dorothee faßte das lebendige, geiſtreiche Geſicht des jungen Mannes näher in's Auge und fragte dann: „Welche iſt nun Ihre Ueberzeugung?"

„Die meine, Durchlaucht? Iſt es nöthig, daß ich eine habe?"

„Um ſie lehren zu können; ich denke doch."

„Ihro Durchlaucht geruhen zu bemerken, daß ich gleich anfangs fragte, in welcher Art Sie befehlen, daß ich lehren ſoll. Darin iſt ausgeſprochen, daß ich keine andere Ueberzeugung habe, als erforderlich iſt, um die Pflichten des Amtes auszufüllen, das ich übernehme, und dieſe Pflichten hängen jedes-

mal von den Anſichten und dem Willen Desjenigen ab, der dieſes Amt zu vergeben hat. Durchlaucht ſind bekannt für eine geiſtvolle Weltdame, daher finde ich keinen Grund, mit meiner Meinung zurückzuhalten. Würde ich einen verſtockten, alten, orthodoxen Kirchenpatron vor mir haben, hätte ich anders geſprochen."

„Sie können ſich doch in mir geirrt haben," nahm Dorothee das Wort, „ich bin nicht geiſtvoll oder nicht Weltdame genug, um über gewiſſe Dinge erhaben zu ſein. Anſtatt Sie ſo gefällig zu ſehen, hätte ich es lieber gehabt, in Ihnen einen Mann zu finden, der ſeine beſtimmte Ueberzeugung hat, und nach dieſer handelt und lehrt."

Der junge Mann machte eine tiefe Verbeugung und erwiderte: „Alsdann bedauere ich aufrichtig —"

„Was?"

„Daß ich mit einer Ueberzeugung nicht dienen kann."

„Unglücklicher junger Mann!"

„Weshalb? Ihro Durchlaucht beſtehen darauf, gerade bei mir finden zu wollen, was Sie, wie Sie ſelbſt ſehr wohl wiſſen, bei Tauſenden nicht ſuchen würden."

„Weil Sie ein Lehrer der Religion ſein wollen."

„Hör' ich deshalb auf, Kind meiner Zeit zu ſein? Fragen Sie alle die großen Geiſter unſrer Zeit, die Lehrer der Menſchheit ſind, wenn auch

nicht nach dem hergebrachten Begriffe, fragen Sie ſie, welches religiöſe Bekenntniß ſie haben. Sie werden Ihnen antworten: keines. Oder ſie werden Ihrer Forſchbegier die gewöhnlichen Floskeln hinwerfen, mit welchen man ſolche Fragenden zum Schweigen bringt."

„Sie ſind aus Berlin?"

„Ja."

„Ich würde an Ihrer Stelle nach dieſem Amte nicht ſtreben."

„Ich habe Eltern zu ernähren und muß Brod ſchaffen."

„Irgend eine andere Thätigkeit —

„Würde mir nicht die Ruhe gewähren, die ich hier zu haben hoffe. Trete ich am Sonntage von der Kanzel ab, ſo hab' ich die ganze Woche vor mir, um meine Studien zu treiben."

„Worin beſtehen die?"

„In einer neuen Ueberſetzung oder vielmehr Bearbeitung des Plato."

„Schön! Und meine armen Dorfkinder würden dann nach irgend einer alten Poſtille zurecht geſtutzt! Sie würden nie Zeit haben, an die Ausarbeitung einer Predigt zu geben."

„Es kommt auf die Probe an. Ihro Durchlaucht mögen mir beſtimmen, in welcher Art ich künftigen Sonntag predigen ſoll, und Sie werden ſehen, wenn Ihre Gemeinde nur irgend fähig iſt,

einen Gedanken zu faſſen oder ein Gefühl in ſich aufkeimen zu laſſen, ſo will ich ſie enthuſiasmiren."

„In der That, ich wäre neugierig — beſtimmen wir dann den nächſten Sonntag zur Probepredigt."

„Und die Art?"

„Soll zwiſchen der erſten und zweiten die Mitte halten. Aber ich ſage Ihnen nochmals, die Gemeinde iſt ziemlich roh und entſittlicht."

Der junge Mann ging und die Predigt wurde zur beſtimmten Zeit gehalten. Der alte Pfarrer war ein hinfälliger Mann mit ſchwachem Redeorgan geweſen, man hatte ihn nicht verſtanden, hier tönte nun ein volles, kräftiges Wort in faßlicher Rede, und der Inhalt dieſer Rede war eine ſo deutliche und den gegebenen Verhältniſſen und Perſonen angepaßte Moral, mit Wärme und mit Einfachheit vorgetragen, daß, als die Andachtſtunde zu Ende war, die Zuhörer ſichtlich erregt waren und Viele kamen, dem jungen Geiſtlichen die Hände zu küſſen. Dorothee mußte ſich geſtehen, man könne nicht beſſer und gerade für dieſe Zuhörerſchaft verſtändlicher ſprechen. Von dem gebildeten Theile ihrer Dienerſchaft, von den Aufſehern und Beamten wurde ihr die Bitte vorgetragen, dieſem jungen Manne ihre Stimme zu geben. Dorothee that es nicht; ſie wählte den zweiten Kandidaten, einen etwas beſchränkten Kopf mit der gewöhnlichen Paſtoral-Erziehung und mit einem felſenfeſten, ſtark zum Pietis-

mus neigenden Glauben. Dieſer junge Mann gefiel den Bauern nicht, Dorothee hoffte jedoch, ſie würden ſich ſchon nach und nach an ihn gewöhnen und es wäre jedenfalls beſſer, ihrer Gemeinde ſtatt des geiſtreichen Atheiſten für's Erſte einen ſtrenggläubigen nach gewöhnlichem Zuſchnitte geformten Kanzelredner zu geben. Dem jungen Hiller jedoch gab ſie auf drei Jahre eine reichliche Penſion, die ihm erlaubte, ſich ſorgenfrei ſeinen Studien zu ergeben und zugleich für ſeine Eltern Sorge zu tragen. Ein geheimer Artikel der Penſion lautete dahin, daß der Empfänger Schloß Löbichau in denjenigen Sommermonaten bewohnen ſolle, wo ſich gerade die Beſitzerin daſelbſt befände. „Wir wollen zuſammen den Plato ſtudiren," ſagte ſie mit dem anmuthigſten Lächeln zu ihrem Schützlinge, „das wird für's Erſte für uns Beide beſſer ſein, als für Sie Predigten zu ſchreiben und für mich, ſie anzuhören." —

Nie wurde für's Erſte wieder ein Wort über Religion zwiſchen dieſen Beiden geſprochen.

Deſto mehr ließ ſich über dieſen Gegenſtand Dorothee gegen einen alten Geiſtlichen der Brüdergemeinde aus, den ſie bei ihrem längern Aufenthalte vor Zeiten in der Brüdergemeinde kennen gelernt und der nun kam, ſie zu beſuchen. Er wurde Vater Trautmann genannt. In ſeiner Jugend hatte er Reiſen als Miſſionär gemacht und zwar in engſter

Verbindung und in Aufträgen des Stifters der Gemeinde, des Grafen Zinzendorf. Weit entfernt das Verſchloſſene und Kopfhängeriſche zu haben, das mit Recht oder Unrecht man den Brüdern dieſer Sekte öfters vorwirft, war er ein munterer Mann, der in ſeinem weißen Haar und mit ſeinen [illegible]undlichen Augen den Eindruck machte, als ſ[illegible] man einen heitern, alten Gelehrten vor ſich, der mit irgend einer fröhlichen, die Geiſteskraft belebenden Kunſt oder Wiſſenſchaft ſich beſchäftige und nun ſeine Mußeſtunden der Geſellſchaft widme. Vater Trautmann galt ſogar öfters als Zielſcheibe des gutmüthigen Witzes der übrigen Genoſſen der „Abende auf Schloß Löbichau," denn ſolche Abende waren bald eingerichtet, da Dorotheen das Glück ſo günſtig war, zwei ihrer beſten Freunde und Vertrauten hierher zu führen, den Rath und Ritter Ruſtan-Batowsky und Arnaud. Den Erſteren hatte ſie eingeladen und zwar ſollte er ihr als Erziehungsrath dienen. So ſeltſam dies klingt, es war ihre völlig ernſte Meinung. Ruſtan war ein Mann von Welt und zugleich von Kenntniſſen, die unſchätzbar genannt werden konnten, weil ſie gerade für die Verhältniſſe, in denen Dorothee ſich befand und vorausſichtlich auch ihre Töchter ſich einſt befinden ſollten, einen Schatz von Lebensregeln gaben, die man auf keinem andern Wege der Lehre oder des Unterrichts erreichen konnte. Gewohnt mit Fürſten zu

verkehren, ihnen in ſchwierigen Lagen Rath zu ertheilen, hatte Ruſtan, neben der Ehrlichkeit ſeines herrlichen Charakters, diejenige weltmänniſche Feinheit, Klugheit und Biegſamkeit ſich zu eigen gemacht, die allein nur ihres Sieges über Schwierigkeiten gewiß ſein kann. Der Umſturz der Monarchie, das Abtreten Stanislaus Auguſt's vom Schauplatze hatte auch ihn gezwungen, in Prag eine iſolirte und von manchen Seiten ſogar bedrohte Exiſtenz zu ſuchen. Aus dieſem unſicheren Aſyle hatte ihn nun Dorothee befreit, ſie hatte ihn zu ſich berufen und, wie bemerkt, damit der treffliche Mann nicht Scrupel hege über die Nothwendigkeit ſeiner Gegenwart in Löbichau, ihm jene Stelle als Edukationsrath förmlich übertragen. Die jungen Prinzeſſinnen, bereits herangewachſene Mädchen, lernten ihren neuen väterlichen Freund und Führer achten und lieben, und Dorothee genoß auf das Ungezwungenſte ſeines Umgangs, der ihr ſchon in Warſchau ſo unentbehrlich geweſen war.

Herbſtabende.

Somit waren, wenn Frau von der Recke hinzugerechnet wird, die auf einen längeren Beſuch zu der Schweſter kam, ſechs bis ſieben einander befreundete und zu einander auf's Beſte ſtimmende Menſchen zuſammen. In dem Sommer, von dem hier die Rede iſt und der in eines der letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts fällt, kamen dieſe Geſellſchaften zuſammen und blieben bis tief in den Herbſt, wo ſie ſich denn bei der Abreiſe der Herrin, nach allen vier Weltgegenden wieder zerſtreuten.

Wenn der Abendhimmel ſich über Hain und Fluren legte, wenn aus dem Saum des fernen Waldes herbſtliche Nebel aufſtiegen, wenn die Sterne ſichtbar wurden an der immer tiefer dunkelnden Himmelskuppel und das Geläute der heimkehrenden

Heerden den Beginn der ländlichen Ruhe ankündigten, dann wurden zwei helle Lampen auf den runden Tisch gesetzt, der vor das Sopha gerückt wurde in Dorotheens Arbeitskabinette, und nun erschien Einer nach dem Andern, oft auch Alle zugleich, die lieben Abendgenossen, um der Herrin auf Schloß Löbichau ihre Tafelrunde bilden zu helfen. In den Gemächern, die Frau von der Recke bewohnt, hörte man zuerst eine Thür sich öffnen und diesen willkommenen Ton vernahm zuerst Vater Trautmann, der bereits im dunklen Saale auf und abschritt und auf dieses Zeichen zu warten schien. Sogleich eilte er hin, reichte seiner „Freundin" den Arm und führte sie gleichsam im Triumphe an den runden Tisch. Hier ließ er sie frei, indem er ihr eine tiefe Verbeugung machte, die mit Lächeln und Kopfneigen, zuweilen auch mit einem kleinen muthwilligen Schlage mit dem Taschentuche erwiedert wurde. Dorothee saß noch am Flügel und sang, hörte aber auf, als sie die Gäste kommen hörte. Hiller erschien mit mehren Büchern und Kupferstichrollen unterm Arm, Rustan brachte Zeitungsblätter mit. Ganz zuletzt trat gewöhnlich zerstreut und etwas verwildert, denn er kam gewöhnlich von der Jagd oder von spätem Herumschwärmen in der Gegend, Arnaud in das Zimmer. War die kleine Genossenschaft unter sich, so fand sie vollkommen. Platz in dem Boudoir, befanden sich aber Gäste da-

bei, ſo war der anſtoßende Salon zu ihrer Aufnahme geöffnet.

An dem Abende, der hier beſchrieben werden ſoll, befanden ſich Dorothee mit Arnaud anfangs längere Zeit allein. Die niederdrückende Schwermuth, die in Mienen und Weſen des jungen Franzoſen lag, brachte Unruhe und Bekümmerniß über Dorothee. Sie hatte lange gewünſcht, ihn auf eine Stunde allein zu ſprechen, um ihm Vertrauen und womöglich ein erklärendes Geſtändniß ſeines Kummers zu entlocken. Heute fügte dies der Zufall ſehr gelegen. Arnaud hatte ſeiner gewohnten Jagdparthie entſagt und trat in das Kabinet gerade als Dorothee beſchäftigt war, einige Briefe, die ſie von ihm hatte, zu ordnen.

„Ich komme, Ihnen noch einen Gaſt anzukündigen," hub er ſeine Rede an, indem er auf dem Stuhle am Flügel Platz genommen und einige Akkorde angeſchlagen hatte. „Der General will ſich Ihnen zu Füßen legen. Er gehört, wie Sie wiſſen, zu den Verbannten, und da ſie ihm einmal bereits eine Zufluchtſtätte [illegible], hofft er, es werde auch diesmal geſchehen."

„Mit Vergnügen," entgegnete Dorothee; „wo weilt er jetzt?"

„In Berlin; doch ein Brief und er iſt hier. Seine Söhne hat er bei der polniſchen Legion untergebracht und wie ich höre, vollbringen dieſe treff-

lichen Jünglinge mit ihren Kameraden Wunder der Tapferkeit. Auch Ignaz Lubicki ist dort."

„In der That?" rief Dorothee heftig bewegt. „Haben Sie Nachrichten?"

„Durch den Generalen," entgegnete der Gefragte, indem er einen finstern Blick auf die Herzogin richtete. „Wie beneide ich diese Jugend," setzte er nach einer Pause hinzu, „sie lebt in ihren Illusionen. Sie träumt und sie ist glücklich. Auch für mich gab es solche Tage."

„Die wiederkommen werden, lieber Arnaud. Lassen Sie uns nur getrost auf die nächste Zukunft unsere Hoffnung setzen. Ich sehe den Helden schon vor mir."

„Sie meinen den jungen Bonaparte."

„Keinen andern. Hören Sie doch alle Stimmen über ihn: er fliegt von einem Siege zum andern. Bereits staunt das alte Europa diesen göttlichen Jüngling an. Der Convent wird ihn nicht zu bändigen wissen; er wird ihn seinen Weg gehen lassen müssen, und welch' ein Weg wird dies sein!"

„Das ist's eben, was mich beängstigt; dieser Weg wird über das Grab der Freiheit gehen!"

„Nicht doch, Arnaud, nicht doch. Er wird Held genug sein, um sich im Siege zu mäßigen, um sich selbst zuzurufen: bis hierher und nicht weiter. Nur Ordnung, Ruhe, neue kräftige und bessere Gestaltung will er der Welt geben, und wenn diese

Miſſion vollendet iſt, wird er ſich als der Fügſamſte unter den Fügſamen dem Geſetze beugen.“

„Das wird ein Bonaparte nicht. Leſen Sie die Berichte und Antworten, die er dem Convente giebt! Unter aller geſchmeidiger Form welche ſtolze Sicherheit! So ſpricht ein Mann der an der Spitze eines Heeres ſteht, das ihn vergöttert. Und mit einem ſolchen Heere wirft man ein Paris, wirft man eine Republik, wie wir ſie vor uns ſehen, in Trümmer.“

„Nun denn, ſo laſſen ſie ihn König, Kaiſer — was ſie wollen, werden.“

„Um Gotteswillen, ſprechen Sie nicht ſo,“ rief Arnaud und ſein Antlitz glühte in Zornes- und Schreckensflammen. „Sollte Das geſchehen — ich griffe noch heute nach der Waffe, die meinem Leben ein Ende macht. Einem Leben, das, da zwei Sterne ihm nicht mehr leuchten, keinen Werth mehr für mich hätte.“

„Arnaud — ſie ſind krank.“

Er warf ſich ihr zu Füßen, drückte ihre Hand an ſeine fiebernde Stirn und rief: „Dorothee, verlaſſen Sie mich nun auch! Die Freiheit entſchwebt der Erde, Sie waren ihre Schweſter — folgen Sie ihr. Dann heißt es, es wird Nacht und wir dürfen zur Ruhe gehen.“

Dorothee hatte, da er am Flügel ſaß, ſich leiſe über ihn gebeugt, und kaum merkbar hatte ihr

Haupt das ſeine berührt, jetzt, da er vor ihr auf dem Boden lag, wandte ſie ſich ab und verhüllte mit beiden Händen das Antlitz. Dann hob ſie ſanft mit der Rechten ihn auf, hielt ihn jedoch abwehrend mit der Linken fern. „Wir wollen nicht gegen die Abmachung handeln," ſagte ſie leiſe. „Wir dürfen nicht zwei unruhigen Kindern gleichen, die muthwillig das Spielzeug zerbrechen, das beſtimmt iſt, ihnen in ihrer Einſamkeit Freude zu machen. Laſſen Sie, Arnaud, die edle Vertraulichkeit zwiſchen uns walten, die über der Flamme der Leidenſchaft wacht, daß ſie erwärme aber nicht zerſtöre."

„Es iſt genug;" ſagte Arnaud. „Sie lieben mich nicht."

Dorothee ſah ihn mit einem ſeelenvollen Blicke an und ſchwieg.

„Und ich," fuhr er fort, und ſah wie ſcheu zu ihr empor, „und ich bin der Wahnſinnige, der eine ſchöne Statue verfolgt. Der ſich aufreibt, hier einen Stein und dort eine Wolke an's Herz zu drücken. Aber das hätten Sie mir ſagen ſollen, als wir unter den hohen Felſengipfeln Tirol's zum erſtenmale Blicke in die Seele Einer des Andern thaten. Wie klang damals der Name Dorothee in mein Herz. Ich wußte damals nicht, daß eine Herzogin dieſen Namen führte, ich ſah nur das ſchöne Weib, das mit mir denſelben Himmel theilte, daſſelbe Ideal anbetete. Jetzt ſind Sie Herzogin."

„Ihre Freundin, Arnaud, damals wie jetzt.“

„Sagen Sie das nicht. Ich wäre Thor genug, Ihnen zu glauben, und Sie würden mich auch hierin täuschen. Gesetzt, es gelänge mir, mein Herz zu bezwingen, dürfte ich hoffen, daß Sie mir — und mir allein — Freundin wären? O Sie haben stets einen ganzen Kreis von Männern um sich, die für Sie brennen. Sagen Sie nicht, daß Sie mich auszeichnen; Sie zeichnen mich nicht aus. Ich soll mit den Andern gehn. Aber meine Dorothee, ich will Sie allein besitzen, wenn auch nicht als Geliebte, so als meine bessere, zweite, meine flammende, meine verletzende aber auch wieder heilende Seele. Sie sollen mir ihre Schwester, die Freiheit, ersetzen, und Das, Dorothee, Das will viel sagen. Wenn Sie mir versprechen, so mein zu sein, so will ich wieder leben.“

„Soll ich Ihnen sagen, daß Sie mir der theuerste unter meinen Freunden sind?“

„Gut — gut! Sagen Sie Das. Aber nicht allein unter ihren Freunden, unter allen Menschen!“ —

„Sie sind ein Kind. Wenn ich einmal meine Freunde nenne, was soll es denn bedeuten, daß ich die übrigen Menschen noch dazu rechne.“

„Ach, Sie haben Recht!“ rief Arnaud und versteckte sein glühendes Gesicht hinter ihren Händen. „Ich werde zurecht gewiesen, ich werde als albern

hingeſtellt, und ich will ſorgſam ſein. Kommen Sie, daß ich Ihnen die Hände küſſe, wie es einem Zurechtgewieſenen geziemt.“

„Aber nicht wieder ein ſolcher Sturm!“ bat Dorothee mit ihrem anmuthigſten Lächeln. „Ich muß recht ernſtlich bitten, nicht wieder! — Sie werden machen, daß unſer kleiner Kreis entſetzt aus einander fliegt, wenn er merkt, er habe zwei Wahnſinnige in ſich eingeſchloſſen. Kommen Sie, wir wollen einige Schweizerlieder ſingen.“

Sie ſetzte ſich an den Flügel; Arnaud ergriff das Notenblatt, aber nach den erſten Takten warf er es zu Boden und ſetzte ſich an den Tiſch. Dorothee ſang allein.

Nach einer Viertelſtunde kamen die übrigen Abendgenoſſen. Arnaud entfernte ſich und Dorothee ließ ihn gehen, indem ſie ihm einen leichten Gruß zunickte.

Ohne es zu wiſſen an das vorige Geſpräch anknüpfend, las Auſtan aus den Zeitungen die Berichte über die neueſten Ereigniſſe und Schlachten in Egypten vor; nun war wieder Bonaparte der Gegenſtand der lebhaften Debatte. Jeder der Tiſchgenoſſen ſprach aus, was er von dieſem jungen Helden erwarte. Frau von der Recke begnügte ſich, ihm ganz einfach die Guillotine zu prophezeihen, die ihm gewiß ſei, wenn er nach Frankreich heimkehre, Hiller ließ ihn in Egypten im Sande umkommen,

Ruſtan machte ihn zum Bundesgenoſſen der Türken und knüpfte daran neue Hoffnungen für Polen. Der gute Vater Trautmann ſah in ihm alles Ernſtes den Antichriſt, von dem in den Büchern der Apocalipſe Bericht abgeſtattet ſei. Dorothee rief lachend: „Nichts von Alle Dem — er wird Diktator von Frankreich werden, und eine neue Zeit herbeiführen.“

„Du vergiſſeſt,“ bemerkte Frau von der Recke, „daß die Bourbons noch leben, daß die Mächte Europa's unmöglich zugeben werden, daß ein Eroberer, ein ſimpler Soldat, ein Kind des Lagers, ſich eindränge in ihre uraltehrwürdigen Reihen.“

„Zugeben?“ höhnte Dorothee; „es giebt ſich auch da Etwas zu. Mit dem Schwerte wird er ſie zwingen! Mit dem Schwerte dem alten morſchen Europa Geſetze vorſchreiben.“

„Ha! die Republikanerin, die Jakobinerin!“ riefen Alle und hoben die Hände in die Höhe, und Eliſe, von ihrem Stuhle aufſpringend, ſetzte hinzu: „Schweſter, iſt Das Dein Ernſt?“

„Sehen Sie denn Das nicht, gnädige Frau?“ bemerkte Ruſtan. „Wie leuchtet der Blick unſerer edlen Hausfrau, wie röthen ſich die Wangen. Ja — es iſt ihr Ernſt und für uns Alle ſind ſchon Jakobinermützen bereit.“

„Seid ruhig,“ ſagte Dorothee, „bis jetzt gehöre ich noch zu den Girondiſten und Ihr habt Nichts zu fürchten.“

„Gott ſei gedankt," rief Trautmann, „ich athme wieder auf; aber das war ein wahrhaft grauſamer Anfang unſerer Abendgeſpräche."

„Doch im Ernſte, meine Freunde," hub Dorothee wieder an; „glaubt denn nicht Jeder von uns, daß eine Erneuerung und ein Beſſerwerden unſerer Zuſtände, der politiſchen wie religiöſen, Noth thut, und daß ein Mann kommen müſſe, der dies Alles, was wir nöthig haben, uns bringt? Ohne ein Zerſtören des Alten geht es alsdann freilich nicht. Aber meiner Meinung nach kann das Alte, wenn es einmal fallen will, nicht raſch genug zu Boden geworfen werden. Nehmt nun an, daß Bonaparte der Mann iſt, den ich hier meine."

„Unſer politiſcher Zuſtand," nahm Auſtan das Wort und Hiller trat ihm bei, „iſt allerdings morſch und zerfallen genug. Schon der ſiebenjährige Krieg hat uns gezeigt, daß das alte deutſche Reich nicht mehr zu halten iſt. Aber können wir nicht ſelbſt mit einer Reform unſerer Zuſtände fertig werden, muß denn da der Nachbar kommen und uns Rath und That geben?"

„Wenn es die ewige Vorſicht ſo wollte," ſagte Eliſe mit frommer Rührung, „daß uns von Frankreich her, aus dieſem Lande der Sünde und der Thorheit, das Heil käme, ſo müßten wir es freilich dankbar hinnehmen; allein ich glaube das nicht."

„Ihro Durchlaucht wollen gütigſt Ihr Wort zurücknehmen," begann die alte Ehrendame, die Gräfin Hohenkreutz, „wie kämen die Staaten Europa's, unter denen ſo ſehr viele alte ehrwürdige Herrſcherkronen ſich befinden, dazu, von einem ſimpeln Soldaten, denn Etwas Anderes iſt und bleibt der Herr Artilleriefähnrich aus Ajaccio nicht, Geſetze anzunehmen? Nein, nein, Das darf und ſoll nimmermehr geſchehen!"

„Auch ich proteſtire dagegen," nahm Vater Trautmann das Wort. „Wenn ich auch zugebe, daß unſere Kirchenzuſtände loſe und zerfallen ſind, wenn mir auch dringend nöthig ſcheint, daß in den Körper unſerer ſchwachen Glaubensthätigkeit neues Blut komme, ſo wird doch nimmermehr von dort und gar noch von dieſem Todtſchläger und Antichriſten uns das Heil kommen."

„So treffe ich denn überall auf Widerſpruch," ſagte Dorothee, „und ſtehe mit meiner Meinung und mit meinem Enthuſiasmus für den Mann allein. Nun, die nächſte Zukunft wird ja zeigen, wer von uns Recht hat. Wollen wir auf einen anderes Thema übergehen, denn ich ſehe, meine Freunde behandeln dieſen Gegenſtand ſehr ernſt."

„Sehr ernſt, liebe Dorothee," ſagte Eliſe. „Und es kann auch nicht anders ſein. Es handelt ſich hier nicht um unſre irdiſche Exiſtenz, denn der Chriſt opfert dieſe freudig auf, wenn es ihm geheißen wird,

ſondern um die Erſchütterung und Anfechtung jener himmliſchen Güter des Glaubens, der Liebe, der Treue an den alten Satzungen der Väter, und hierüber darf Niemand gleichgültig denken."

„O, meine theure Frau," rief Trautmann, „mir aus der Seele geſprochen! — Laſſen Sie ſich einen chriſtlichen Handkuß auf Ihre noch ſo ſchöne Hand gefallen."

„Sind alſo die Küſſe auch von verſchiedenem Glaubensbekenntniſſe?" warf der junge Berliner Theologe ein. „Das hab' ich nicht gewußt; ich dachte, Sie wären Kosmopoliten und gehörten der ganzen Welt und die ganze Welt ihnen an."

„Herr Hiller erlaubt ſich über Alles und Jedes zu ſpotten," ſagte Frau von der Recke in einer gereizten Stimmung.

„So iſt's!" bekräftigte Trautmann. „Und ich will offen bekennen, Das mißfällt mir."

Ruſtan und Dorothee lächelten.

„Hier iſt nichts zu lächeln, liebe Schweſter," ſagte Eliſe noch gereizter. „Ich finde, Du verziehſt den jungen Mann. Die Weiſe, die Herr Hiller hat, keck über Alles zu ſprechen, hat für Dich einen Reiz; Du nennſt das Genialität, es iſt aber, wenn wir's unterſuchen, Nichts als die völlige Glaubensloſigkeit und der entſchiedenſte Indifferentismus. Wenn für uns jedes Ding nur in dem Maaße einen Werth hat, als wir es zum Spielzeug unſrer Eitelkeit machen und

um unſre Redekünſte daran zu üben, ſo kann nicht die Rede von einer eigentlichen Meinung ſein, denn dieſe iſt ſtets auf einer ſittlichen Grundlage, auf Ueberzeugung befeſtigt. Du wirſt es alſo auch nie bemerken, daß ich mit Herrn Hiller ſtreite."

„Mir zum Glücke," entgegnete der junge Mann höflich, „denn dann würden meine Niederlagen unzählige ſein."

Trautmann ſchüttelte das Haupt und ſagte halb vor ſich hin: „Das iſt die neue Bildung der Geiſter, die von Berlin ausgegangen iſt und die wir mit allen Kräften zu bekämpfen entſchloſſen ſind. Man ſagt, der große König habe dieſen böſen Saamen geſtreut; aber dem iſt nur halb ſo, die Frivolität und Genußſucht der Hauptſtadt hat ſtets nach dieſer Richtung hin geſteuert."

„Das iſt wahr," rief Hiller, „wir Berliner ſind von Anfang an Beute des Teufels und werden in der Hölle braten; Leſſing, Mendelſohn an der Spitze." —

„Genug! genug!" rief Dorothee. „Was haben Sie uns da mitgebracht, lieber Hiller?"

„Darſtellungen von den neueſten Ausgrabungen in Herkulanum," erwiderte der Gefragte und legte mehre Blätter vor. Dieſer Gegenſtand intereſſirte Alle und darüber wurde Bonaparte, die Politik und die Berliner Bildung bei Seite geſchoben.

„Bemerken Ihro Durchlaucht wohl," nahm der

Erklärer das Wort, „hier iſt eine Straße aufgedeckt und man unterſcheidet noch die Räderſpuren der vor tauſend und mehr Jahren hier hingerollten Wagen.“

„Ha, wie merkwürdig!“ rief Trautmann. „Hier über dieſe Spuren hinweg können alſo wohl die erſten chriſtlichen Bekenner gewandelt ſein.“

„Ich glaube hier noch die Spur eines Fußes zu ſehen,“ rief Hiller, „und es könnte ſein, daß es die des Apoſtels Jacobus war, der bekanntlich ſehr große Füße gehabt haben ſoll.“

Trautmann lächelte gutmüthig; die Andern ſahen die Blätter an, ohne auf dieſe Bemerkung zu achten. Jetzt gab der junge Gelehrte eine genaue und erſchöpfende Erklärung des Ganges der Arbeiten beim Ausgraben. Auch die Einrichtung der Provinzialſtädte der Römer, ihre Verbindung mit der Hauptſtadt und den Hafenplätzen kam zur Sprache und führte eine Menge intereſſanter geſchichtlicher und culturhiſtoriſcher Aufſchlüſſe mit ſich. Die alte Ehrendame machte die Bemerkung, daß, wenn ſie das Schickſal betroffen hätte, an einem ſo verderbten Hofe zu leben, wie der des Kaiſers Nero unleugbar geweſen, ſie es vorgezogen hätte, eine kleine Villa in Herkulanum zu beziehen und ihre Wohnung in Rom leer ſtehen zu laſſen.

Dorothee erzählte von ihrer Reiſe nach Italien und Sicilien, und einige Landſchaften von Hackert wurden bei der Gelegenheit prüfend beſehen. Da-

bei rückte die Stunde der Abendmahlzeit heran und die kleine Geſellſchaft begab ſich in den Speiſeſaal.

Als die Andern fort waren und die beiden Schweſtern ſich allein befanden, hub Eliſe mit einer feierlichen Miene an: „Ich habe Dir, meine theure Dorothee, noch eine beſondere und eigenthümliche Mittheilung zu machen. Seit einiger Zeit bin ich ſo glücklich geweſen, einen jungen Mann gefunden zu haben, der mir als Geſellſchafter und Begleiter auf meinen Reiſen dienen ſoll."

„Um Gotteswillen!" rief Dorothee. „Theure Eliſe, dies iſt doch nicht der Eingang zu einer Erklärung, daß Du Dich wieder zu vermählen gedenkſt?"

„Nun, und wenn Das auch wäre!" bemerkte Frau von der Recke mit leiſer Stimme.

„Eliſe!"

„Er hat an eine meiner Freundinnen geſchrieben und läßt unter der Hand nachfragen, ob ich wohl geneigt ſein würde, ſeinen Bewerbungen Gehör zu ſchenken; er würde in dem Falle offen mit ſeinen Abſichten hervortreten."

Dorothee ſah halb traurig, halb lächelnd vor ſich hin.

„Nun, Du antworteſt nicht —"

„Was ſoll ich antworten? Ich fühlte mich an Deiner Stelle durch dergleichen Anträge recht im

Innerſten gekränkt und beleidigt. Denke an die traurigen Erfahrungen, die Du in der Ehe gemacht."

„Es iſt wahr! Wie geſagt, für's Erſte iſt nur die Rede von einer Begleitung auf meinen Reiſen. Ich habe durchaus Jemand der Art nöthig. Aber der fromme, junge Mann, das Bild eines wahren Jüngers unſers Herrn, wird vielleicht mit Entrüſtung zurücktreten, wenn ich ihm anbiete, mit mir in Gemeinſchaft zu leben, ohne mein Gatte zu ſein. Der Fall iſt äußerſt hart, wie Du ſiehſt. Du kennſt mich wohl, daß es mir nicht um eine neue Ehe zu thun iſt, es kommt hier nur darauf an, ob eine reine Engelſeele nicht durch ein zweideutiges weltliches Verhältniß, wenn wir es auch ſo rein als möglich zu halten ſuchen, und Gott iſt mein Zeuge, daß ich dieſen Vorſatz habe, beleidigt wird."

„Wo haſt Du ihn kennen gelernt?"

„In Halberſtadt, als ich meinen guten, alten Vater Gleim beſuchte. Er lebte dort auf einem Landgute als Erzieher in ſehr wenig ihm zuſagenden Verhältniſſen. Ich ſage Dir, theure Dorothee, es iſt ein Seraph von einem Manne."

„Gleicht er Deinem alten Seraph etwa? Du erinnerſt Dich des Profeſſors auf unſerer Wanderung damals."

„Nun, er iſt viel jünger und ſchöner; aber er hat allerdings auch dieſen edlen leidenden Zug,

dieſes Merkmal ſeiner unbeſchreiblichen Güte und Reinheit. Lange blonde Locken wallen auf ſeine Schultern herab; er verachtet allen weltlichen Putz. Ganz wie ihn Gott geſchaffen geht er daher.“ —

„Wie, Eliſe, ganz wie ihn Gott geſchaffen?“ —

„Nun ja,“ erwiderte Frau von der Recke leicht erröthend, „ich meine, in urſprünglicher Einfachheit, wie es ihm ſeine kindliche Seele gebietet. Weltliche Verhältniſſe, weltlicher Kleiderputz ſind ihm fremd. Er iſt ganz Kind der Natur. Und dabei welch' ein Dichter! Ich habe Bruchſtücke von Pſalmen von ihm geleſen, die denen David's nahe kommen.“

„Das will mir nicht recht gefallen,“ ſagte Dorothee. „Ein junger Mann muß mit Etwas Anderem zu dichten anfangen, als mit Pſalmen. Und dann, nimm mir's nicht übel, finde ich es ſtark anmaßend, daß er ſogleich daran denkt, Dir mit einer Heirath kommen zu dürfen.“

„Unſchuld, nichts als Unſchuld!“ — rief Frau von der Recke begeiſtert. „Er kennt ja die Welt und ihre Verhältniſſe durchaus nicht. Wie ein liebes Kind tappt er in die Sache hinein. Was weiß er, daß eine Reichsgräfin von Medem und ein armer Kandidat nicht zuſammen paſſen. Ich bin überzeugt, er weiß auch nicht, was es eigentlich mit der Ehe für eine Bewandtniß hat.“

„O, dieſe himmliſche Unſchuld!“ rief Dorothee.

„Lache nicht, meine Gute,“ ſagte Frau von der Recke verweiſend. „So wie Dein Kandidat iſt er freilich nicht. Aber Gott ſoll mich bewahren vor einem ſolchen jugendlichen Ungeheuer. Ich begreife nur nicht, wie Du ihn um Dich duldeſt, ihm ſogar Mittel giebſt, ſeine ſogenannten Studien zu treiben, die in Nichts Anderem beſtehen, als Wege aufzufinden, wie alle bürgerlichen und religiöſen Bande zu lockern und zu zerſtören ſind.“

„Du ſiehſt zu ſchwarz,“ rief Dorothee begütigend. „Mir gefällt Kühnheit und Offenheit am Manne, und beſonders am jungen Manne. Laß ihn ſich ſeinen Weg ſuchen, er mag ſehen, wie weit er kommt. Was aber gleich zahm und gefällig anfängt, daraus, glaube mir, wird entweder eine Schlafmütze oder ein Heuchler. Dies ſei jedoch ohne Beziehung geſagt auf Deinen Kandidaten, deſſen Name Du mir noch nicht geſagt haſt.“

„Er heißt Tiedge. Aber ich bitte Dich, Das bleibt Alles unter uns. Es iſt ja auch nur die Rede davon, daß er mein Begleiter und Reiſegeſellſchafter wird. Wenn ſich die Gelegenheit bietet, werde ich ihn Dir zuführen, obgleich ich fürchte, die Geſellſchaft hier —“

„Könnte ihn verderben,“ fiel Dorothee raſch ein; „alsdann laß ihn nur, wo er iſt. Du ſiehſt

ein, Liebſte, daß ich Deines andid's wegen nicht meinen ganzen Haushalt und meine Lebensweiſe verändern kann."

Hiermit war das Geſpräch zwiſchen den Schweſtern abgebrochen, die ſich umarmten und einander gute Nacht wünſchten.

Fortſetzung.

Arnaud war mehrere Tage abweſend geweſen, dann trat er des Abends mit dem Generale ein, den er mit den Worten vorſtellte: „Hier iſt Ihr Patient, ſchöner Arzt, es geht ihm wohl, aber er will, daß es ihm noch beſſer gehe.“

Der General küßte ſeiner Freundin auf das zärtlichſte die Hand. An demſelben Abend erſchien auch Hellſender, der aus Petersburg und zwar über Warſchau kam. Man ſetzte ſich vergnügt an den runden Tiſch. Kurz vorher hatten die neuen Gäſte, ſo viel es noch die raſch eintretende Dunkelheit erlaubte, vom Altan aus die Fernſicht betrachtet und der General fand, daß hier eine auffallende Aehnlichkeit mit den kuriſchen Gegenden ſtattfinde, über welche Entdeckung Dorothee ſich nicht wenig freute.

Der General hatte einen längeren Aufenthalt

in Paris gemacht, kam jedoch jetzt aus Rom, wo er ſeine Landsleute, die in der polniſchen Legion dienten, beſucht hatte. Der Mann, der mit Leib und Seele ſeinem Vaterlande anhing, glühte in ſchönem Enthuſiasmus, als er den Ruhm verkündete, den die Polen ſich in Italien erworben, und zugleich die Liebe ſchilderte, in welcher die Herzen der Italiener dieſen Fremdlingen aus dem Norden entgegenſchlugen. Sie ſpielten die Vermittler zwiſchen den hochmüthigen Franzoſen und den feurigen leidenſchaftlichen Italienern. Als die franzöſiſche Armee ſich in Civita-Vechia einſchiffte, um Bonaparten nach Aegypten zu folgen, blieb eine Abtheilung unter dem Befehle des General Macdonald zurück, und dieſer hatte den Auftrag, ſich der polniſchen Legion zu bedienen, um den Aufruhr, der in den Appenninen wüthete, zu dämpfen. Als commandirender Stabsoffizier ging der General Chlopicki mit dreihundert polniſchen Jägern von Rom nach Anghiari ab, und dieſen tapfern Polen hatte als Freund und Landsmann der General begleitet, hatte ſeine Söhne ſeiner Obhut empfohlen, und war dann nach Rom zurückgekehrt, um daſelbſt die Feier eines eigenthümlichen Feſtes zu begehen. Voll Dankbarkeit für das edelmüthige und tapfere Betragen der heldenmüthigen Schaar hatte der Senat von Rom beſchloſſen, ein Zeichen beſonderer Verehrung den Polen zu geben. Auf dem Capitol überreichte der Conſul

Angelucci einem jungen Krieger den Säbel Sobiesky's, der 1683 Wien von den Türken befreit hatte, zugleich auch die Fahne des Propheten, die Sobiesky in Wien erbeutet und damals dem heiligen Hause zu Loretto geschenkt hatte. Diese zwei kostbaren Gaben empfing ein Jüngling, den seine Landsleute selbst auserwählt hatten, als vollkommen würdig, im Namen Aller das Geschenk entgegenzunehmen. Er war unter den Tapfern einer der Tapfersten, dabei in den Künsten und Wissenschaften nicht unerfahren, die ihn befähigte in einer wohlgesetzten Rede den Römern den Dank Polen's darzubringen. „Ich sah ihn," setzte der General hinzu, „wie er mit der Oriflamme des Propheten in der Hand auf den Höhen des Capitols stand und nie ist mir eine poetischere, ja fast traumhaftere Erscheinung geworden. Es dünkte mir, der heilige Georg selbst, dieser jugendliche, in ewig blühender Schönheit prangende Jüngling stände vor mir."

„Und wer war dieser junge Mann?" fragte Dorothee; „Haben Sie seinen Namen nicht erfahren können."

„Gewiß habe ich den erfahren," entgegnete der General mit Stolz, „ich hörte ihn nennen, um ihn nie wieder zu vergessen. Leider wird er in diesem Kreise ein völlig Fremder sein. Er heißt Ignaz Lubicki."

„Ist's möglich!" rief Dorothee und eine helle

Röthe färbte ihr Antlitz. — „Graf Ignaz Lubicki!“

Arnaud warf einen düsteren Blick auf die Herzogin und der General fragte freudig überrascht: „Sie kennen ihn also, Fürstin?“

„In Warschau haben wir ihn öfters gesehen,“ erwiderte Rustan, da Dorothee schwieg und wie verwirrt und in Gedanken verloren zu Boden schaute.

„Ganz recht,“ rief der Erzähler; „er war einer jener nichtsnutzigen jungen Lieutenants, die ihre Tage und Nächte damit zubringen, Frauen den Hof zu machen, die nicht besser sind wie sie, und die sich dabei mit Schulden belasten, die ihre armen herabgekommenen Väter nicht bezahlen können. Wie schön hat aber dieser sich aus der Schlaraffenexistenz hinausgerettet. Sein Name wird jetzt genannt werden, wo von den hoffnungsvollen Söhnen des Vaterlandes die Rede sein wird.“

„Mein Ignaz!“ sagte Dorothee leise vor sich hin. „So ist doch Alles besser geworden, als ich gefürchtet.“ Als sie aufblickte, traf sie auf Arnaud's Auge, das sie finster anschaute. Er saß bleich und regungslos ihr gegenüber. Zum Glück fuhr der General unbekümmert in seiner Erzählung fort, und die Aufmerksamkeit der Andern wurde nicht rege gemacht. „Es ist auffallend,“ fuhr der Sprechende fort, „wie gelehrt in kurzer Zeit meine Landsleute geworden sind; sie wenden ihre müßigen Stunden

dazu an, Alterthumskunde zu ſtudieren, und Einer der fähigſten Köpfe giebt ſogar ein wiſſenſchaftliches Tageblatt heraus, das den Titel: „la decade légionnaire“ führt. Vierzig überzählige Offiziere ſind bei der Legion, und dieſe verſehen den Dienſt von Corporälen, theilen ihr Brod und ihr Lager mit dem Soldaten. Der Unterſchied der Stände ſcheint aufgehoben; die Söhne der edelſten Geſchlechter verkehren mit dem Bauer, der denſelben Waffenrock trägt wie ſie. Dafür wird aber auch von den Italienern auf allen Theatern die polniſche Nation angeſungen, und ich habe Hymnen abſingen hören, die, wenn ich nicht ohnedies ſtolz auf mein edles Vaterland wäre, mich dazu machen könnten.“

„Und von Paris ſagen Sie Nichts,“ warf Arnaud ein. „Wie fanden Sie die Stadt?“

„Es läßt ſich nichts über die dortigen Zuſtände mit Gewißheit ſagen,“ erwiderte der Gefragte. „Alles ſieht einer Criſe entgegen. Man glaubt, daß Bonaparte ſich zum erſten Conſul auf Lebenszeit werde ausrufen laſſen.“

„Das wird, das darf nie geſchehen!“ rief Arnaud mit großer Heftigkeit.

Eine Pauſe trat ein; die Andern ſchwiegen.

Dorothee war ſichtlich befangen und verſtimmt. Sie ſandte zu Hellſender hinüber einen auffordernden Blick, den dieſer verſtand und ſagte: „Ich habe nicht ſo ſchöne Dinge zu berichten; jedoch komme

auch ich von einer freudig bewegten Stadt. Ich habe Petersburg verlaſſen in einem Taumel von Glück über die erſten ſegensvollen, milden und gerechten Regierungsſchritte, die der Sohn Katharinens, ſeitdem er die Stufen des Thrones beſtiegen, ſeinem Volke ſehen läßt.“

„Ach — der Kaiſer Paul!“ rief Ruſtan. „Ich habe ihn als Kronprinzen geſehen, als er ſeine Reiſe unter dem Namen eines Grafen von Norden antrat, und alle Höfe Europa's beſuchte. Man fand ihn liebenswürdig, aber ſein Geſicht hat mir nie gefallen wollen.“

„Giebt es denn irgend ein ruſſiſches Geſicht, das einem Polen gefällt?“ fragte Hiller mit einem komiſchen Pathos.

„Erzählen Sie, Hellſender, wo ſahen Sie den Kaiſer?“ fragte Dorothee.

„Zuerſt auf dem Marsfelde bei der Fahnenweihe eines neu erſchaffenen Regiments. Seine Geſtalt, obgleich nicht unedel, verſchwindet, wenn dicht neben ihm man die jugendlichen Körper der jungen Großfürſten erblickt, namentlich Alexander's, der halb wie ein junger Mars, halb wie ein Antinous erſcheint. Unter den kaiſerlichen Töchtern zeigen ſich ebenfalls reizende Geſtalten, voll Grazie, Friſche und Jugend. Rußland hat ſicherlich lange keinen ſolchen Hof geſehen. Die einſame Größe Katharina's, der Glanz, den ihr über ganz Europa hinſtrahlendes

Diadem verbreitete, ſcheint beinahe vergeſſen bei dem Anblick dieſer in Purpur geborenen glücklichen Familie, deren Mitglieder ſich einander zu lieben ſcheinen, wie nur in Privatlebenskreiſen man ſich liebt."

„Er ſoll uns nur den Raub der Mutter wieder herausgeben," ſagte Ruſtan düſter.

„Ich fand viele Polen im Gefolge des Kaiſers," hub Hellſender an, doch er ſprach nicht weiter, ein Wink Dorotheens, der auf Ruſtan zeigte, hieß ihn ſchweigen. Ruſtan hatte dieſes Zeichen bemerkt und mit einer Stimme voll Trauer und Sanftmuth ſagte er: „Wozu theure Frau, verheimlichen wollen, was die Welt weiß? Es mußte eben ſo kommen: wir durften nicht übermüthig werden! Die eigenen Söhne mußten der Mutter das Grab graben."

„Haben Sie Nichts über das Lebensende der Kaiſerin gehört?" fragte Dorothee, um die Aufmerkſamkeit auf einen andern Gegenſtand zu lenken.

„Es iſt gerade ſo geweſen, wie es vertraute Briefe ſchildern," entgegnete der Gefragte. „Wunderbar raſch und unerwartet iſt die gewaltige Frau zu den Schatten niedergeſtiegen. Den Abend zuvor hatte ſie noch im kleinen heitern Kreiſe der Vertrauten geſcherzt und ſich mit ihrem alten Liebling, dem Oberkammerherrn Grafen Nariſchkin geneckt, deſſen Furcht vor dem Tode ſie dadurch ver-

ſpottete, daß ſie ihm feierlichſt das Ableben des Königs von Sardinien mittheilte. Sie verließ die kleine Geſellſchaft, indem ſie lachend verſicherte, ſeit lange nicht ſo froh gelaunt geweſen zu ſein. Am frühen Morgen ruft nicht der bekannte Klingelzug den Kammerdiener; er öffnet zuletzt leiſe die Thüre zu dem Arbeitsgemach und da erblickt er Katharinen auf dem Boden liegend, beſinnungslos und ohne ein Zeichen des Lebens von ſich zu geben. Der Palaſt wird aus dem Schlummer geweckt, die Aerzte erſcheinen, doch ihre Kunſt müht ſich vergeblich. Noch einen Tag liegt die Kaiſerin in tiefe Bewußtloſigkeit und Regungsloſigkeit verſenkt, dann hört man ſie am Morgen des zweiten Tags einen lauten, durchdringenden Schrei ausſtoßen, und mit dieſem Schmerzenslaute war ihr Geiſt entflohen. Der Großfürſt und die kaiſerliche Familie, die an ihrem Bette erſchienen, fanden ſie bereits ohne Lebenszeichen.“ —

„Der Schatten eines durch ſie gemordeten Volks ging an ihr vorüber, darum dieſer Schrei,“ ſagte Ruſtan.

Eine tiefe Stille herrſchte nach dieſer Bemerkung und nach der obigen Beſchreibung. Dorothee bedauerte, dieſe berühmteſte Frau ihres Jahrhunderts nie geſehen, und nur in brieflichem Verkehr eine kurze Zeit mit ihr geſtanden zu haben. Frau von der Recke war hierin glücklicher geweſen; ſie

hatte ihre Schrift gegen Cagliostro der Kaiserin überreicht und über diesen Gegenstand einige anziehende und inhaltsreiche Gespräche mit ihr geführt; zugleich hatte ihr Katharina die zwei Comödien mitgetheilt, die sie gegen den Aberglauben und zur Bekämpfung der damals herrschenden mystischen Ideen geschrieben.

Die Gesellschaft theilte sich nach dem Abendessen. Da es eine schöne Mondnacht war, ging ein Theil in den Anlagen des Gartens vor dem Parke spazieren, der andere Theil blieb in den Zimmern und hierzu gehörte Frau von der Recke und Trautmann, zu denen sich auch die Gräfin gesellte. Arnaud, Rustan und der General verloren sich weit hinaus in's Feld, Hiller ging mit zweien der jungen Prinzessinnen auf der Terrasse auf und ab, und hielt freie Vorträge über Astronomie, zu denen der gestirnte Himmel die beste Anleitung gab. Die Herzogin hörte eine Weile diesen Erklärungen zu, dann bog sie mit Hellsender in einen Gang, der von der Terrasse zum Parke hinlenkte.

„Sie haben ihn also gesprochen?“ fragte Dorothee, indem sie einen Blick zurück auf ihre gewohnte Begleitung warf und bemerkte, daß diese ihr nicht folgte. „Wie fanden Sie ihn?“

„Gnädigste Frau,“ entgegnete der Vertraute, „nie glaube ich, kann dem Beobachter gefallene Größe in einem tragischeren Lichte erscheinen, als

es hier bei dem ehemaligen Polenkönige der Fall ist. Stanislaus August lebt in Petersburg als Privatmann, scheinbar geehrt und von dem Hofe ausgezeichnet, allein nichts weniger als glücklich. Seit dem er in Grodno auf Befehl der Kaiserin die Krone niedergelegt, ist auch das Mark seines Lebens zerstört. Nie wird er vergessen, was er war, und wie er verloren, was er besessen. Vor allen Dingen ist die Verachtung, die ihm die Polen zeigen, welche nicht mit ihm eine Straße gewandelt sind, ein Fluch, der an ihm haftet und der den Frieden seiner Tage aufzehrt. Die Verräther wagen es, ihn zu den Ihrigen zu zählen, allein Stanislaus August thut sein Möglichstes, ihre Annäherung von sich zu weisen wo er nur kann. Wahrlich, Verrath am Vaterlande kam nie in seine Seele; Alles, was man diesem Fürsten vorwerfen kann, ist Schwäche und Wankelmuth in seinen Entschlüssen. Als Privatmann wäre er einer der besten, gebildetsten und liebenswürdigsten Männer seiner Zeit gewesen."

„Sie beurtheilen ihn richtig," nahm Dorothee das Wort; „zum Glück fängt nunmehr die allgemeine Stimme an, nach seinem Sturze, in ähnlicher Weise über ihn zu sprechen. Hat er Ihnen keinen Auftrag an mich gegeben?"

„Den allerdringendsten. Er war untröstlich bei dem Gedanken, daß es ihm nicht mehr vergönnt sein könnte, vor dem Schlusse seiner Tage Ihre

Durchlaucht wieder zu ſehen. Er gab mir ein Päckchen Briefe mit, von denen er mir bemerkte, daß Ihre Durchlaucht ſie ihm abgefordert hätten. Thränen ſtanden in ſeinen Augen, als er mir dieſe Zeugen einer glücklichen Zeit einhändigte. Sagen Sie Ihrer Gebieterin, fügte er ſeinen Worten hinzu, daß ſie mir mit dieſem harten Gebot den erſten Schmerz verurſacht, der von ihr kommt, von ihr, die mir nur Glück und Freude gebracht. Meine Lage hier, verſichern Sie ihr das, iſt von der Art, daß durchaus kein mißliches Geſchick dieſe Papiere getroffen hätte. Dieſen Schriften fügte er ein kleines, blauemaillirtes Kreuz hinzu, deſſen Bedeutung er mir nicht näher erklärte."

„Ein kleines Erinnerungszeichen," ſagte Dorothee wehmüthig lächelnd, „zugleich ein Beweis von dem edlen hochherzigen Sinne des Mannes. In einer Stunde innigen Vertrauens ſtifteten wir Beide einen Orden, deſſen Mitglieder nur Fürſten ſein ſollten und zwar nur Fürſten, die ſich durch ein heilig gegebenes Wort verbänden, nie feig und verrätheriſch den Platz zu verlaſſen, den ihnen der Himmel angewieſen. Nur wir Beide — die einzigen Mitglieder des Ordens — haben unſer Gelübde gehalten: Beide haben wir unſere Kronen verloren, aber wir haben uns redlich gewehrt, ehe wir gewichen ſind, und nur die Gewalt hat uns vertreiben können. Das kleine, blau-

emaillirte Kreuz wird dereinſt nicht unſer Ankläger ſein.“

„Bei Ihro Durchlaucht wenigſtens nicht,“ ſagte Hellſender mit Innigkeit.

„Auch bei ihm nicht, dem armen Manne,“ fügte Dorothee mit Rührung hinzu. „Was konnte er anders als thun wie er gethan.“

„Er konnte ſterben — mit dem Degen in der Fauſt, ſterben,“ ſagte leiſe und gleichſam vor ſich hin der Vertraute.

Die Erinnerung an den Mann, der ihr einſt in bewegten Tagen ſo nahe geſtanden, an den Vertrauen und zarte Neigung ſie gefeſſelt, ſtimmte Dorothee ſo wehmuthsvoll, daß es ihr unmöglich war, nach dieſem Geſpräche die Geſellſchaft wieder aufzuſuchen. Sie ließ ſich durch Hellſender entſchuldigen und zog ſich in ihre Gemächer zurück. Noch lange in der Stille der Nacht wichen die Bilder nicht von ihrer erſchütterten Seele: der Tod Katharinens, der Sturz und die Verbannung des Freundes. Ihr eigenes Geſchick trat hierbei mit einer erſchütternden Macht vor ihr Auge und nöthigte es, heiße Thränen zu vergießen, die in der Einſamkeit der Nacht floſſen, von Niemandem geſehen als von dem Lenker menſchlicher Geſchicke über den Sternen.

Der Tod des Herzog's.

Aus den ſtillen Genüſſen des ländlichen Aufenthalts, aus dem Kreiſe der Freunde riß Dorotheen die Nachricht von dem ſtets ſchlimmer werdenden Befinden des Herzog's, der ſich in Sagan befand. Sie eilte zu ihm.

Der Herzog ſah ſie mit einem gleichgültigen Blicke an. Er war in Unmuth verſenkt. Sein Leben ſchien ihm verfehlt, er beklagte ſich bitter, daß er von Allem, was er ſich gewünſcht, Nichts erſtrebt habe. Sein Wohlwollen war ihm, ſeiner Anſicht nach, mit böſem Sinne gelohnt, ſeine Huld durch Untreue ihm vergolten, wo er Gehorſam zu erwarten berechtigt ſich dünkte, war ihm Verrath und heimliche Abneigung begegnet. Er unterſuchte dabei nicht, wie weit er ſelbſt die Schuld trage an allem Widerwärtigen und Verfehltem ſeines Lebens.

Ohne große Gaben des Geiſtes wie des Herzens war er vom Geſchicke auf eine Stelle geſetzt worden, die einen außergewöhnlichen Menſchen, nicht einen gewöhnlichen forderte, und Herzog Peter war in Allem ein gewöhnlicher Menſch. Da er keine großen Tugenden hatte, ſo hafteten ihm auch nicht große Fehler an; es wäre dies ein Glück geweſen, wenn es ein Glück heißen kann, auf einem Throne zu ſitzen, und dennoch durch Nichts über die Menge emporzuragen. Die wenigen Menſchen, die er ſeine Vertrauten nannte, waren ſeine Schmeichler, und dieſe machten Miene, zu entwiſchen, als ſie das Ende Deſſen herannahen ſahen, den ſie als Mittel brauchten, ſich zu bereichern. Vor der Herzogin konnte keiner dieſer Männer hoffen, Beachtung zu finden. Die Schätze, die dieſe Unwürdigen ſich geſammelt hatten, waren Denen entzogen, die um die Perſon des Herrn, wie um das Wohl des Landes ſich wahrhaft verdient gemacht hatten.

Das Jahr 1800 brachte Dorotheen den Wittwenſchleier.

Der letzte Herzog von Kurland und Semgallen wurde in fremder Erde zur Ruhe beſtattet. Als man ihn zur Gruft trug, erſchienen acht kuriſche Bauern und begehrten, den Sarg auf ihre Schultern zu nehmen; man geſtattete es ihnen nicht und ohne ein Wort des Vorwurfs, aber auch ohne ein Merkmal des Beileids kehrten dieſe Männer heim.

Ein unglückliches Zeichen; selbst der Todte mußte den Widerwillen zeigen, den der Lebende stets gegen das Land kund gethan, das ihm eine Heimath und eine Krone gegeben.

Jetzt fielen beschwerliche Pflichten Dorotheen zu; sie mußte die vormundschaftlichen Geschäfte führen und bald auf den Besitzungen in Böhmen, bald in jenen in Preußen sich aufhalten. Sie zog hierhin und dorthin, gefolgt von einem Schwarme von Advokaten, der sich an ihre Ferſen heftete. In Prag setzte sie sich ein wenig zur Ruhe und hier war es auch, wo sie zweien Bewerbern um ihre Töchter günstige Aussichten eröffnete. Katharine Friederike, die den Titel Herzogin von Sagan führte, wurde dem Prinzen Rohan, Marie Pauline dem Erbprinzen von Hohenzollern-Hechingen gegeben. Die Hymenäen zu feiern wurden Feste veranstaltet, an denen jedoch Dorothee nicht mit ihrer gewohnten Heiterkeit Antheil nahm, denn der leere Glanz und Schimmer der Welt fing an, ihr immer weniger zuzusagen. Das Gespräch der Freunde, ein gutes Buch, und vor Allem das Betheiligen an dem großen Entwickelungsprozesse des Völker- und Staatenlebens waren es, die ihre nur im Strome der Forschung und der Fortbildung sich wohl fühlende Seele beschäftigten. Sie war nicht mehr die Herzogin, sie war die geistvolle Frau, das Kind ihrer Zeit und ihres Jahrhunderts. Nichts hemmte sie jetzt mehr,

dem Ziele entgegenzufliegen, und dieſes Ziel war: Freiheit, Humanität, Bildung.

Es ſei verſtattet, Dorotheen auf einem ihrer Züge zu begleiten, die ſie durch die Hauptſtädte Deutſchland's machte, um dann wieder in ihrem kleinen Löbichau im Hafen einzulaufen. Zuerſt eilte ſie nach Halberſtadt, um ihre Schweſter abzuholen, die ſie auf ihren Reiſen begleiten ſollte. Sie fand Frau von der Recke in dem träumeriſchen und glücklichen Zuſtande anmuthigen Schwankens, wie weit ſie mit ihrer Anhänglichkeit für Herrn Tiedge gehen ſollte. In einem der düſtern Baumgänge des alten Stiftsgartens zu Halberſtadt überraſchte die Herzogin ihre empfindungsvolle Schweſter, wie ſie gleich zwei dünnen, ſchwarzen Schatten, die dem Elyſium zuwandeln, mit ihrem Kandidaten ſpazieren ging. Das Geſpräch, das Beide führten, betraf die Unſterblichkeitslehre und hier war es, wo Herr Tiedge Anſichten entwickelte und Gefühle zur Geltung brachte, die ihm das Herz der Frau von der Recke in einem Grade gewannen, wie er kaum höher zu denken war. Sie nahm ihren Schützling an der Hand und ihn der Schweſter entgegenführend ſagte ſie mit einem verklärten Lächeln: „Hier haſt Du ihn — hier iſt mein Seraph!“ —

Der Seraph machte eine ungeſchickte Verbeugung und erröthete, bei welcher Gelegenheit Frau von der Recke ihren Schleier ablöste und ihn dem jungen

Manne über den Kopf warf, indem ſie rief: „Nur ſtille, liebe Seele! kämpfe unbehindert mit dem Geiſte der Welt und wenn Du geſiegt haſt, dann öffne ich Dir wieder das Thor, durch das Du in die Außenwelt einſchreiteſt!“ Und zu der Schweſter gewendet, ſagte Frau von der Recke: „Keine Schmeichelei, Liebe, keine weltliche Phraſe! — hier darf Nichts anrühren, als Urſprüngliches und Reines.“ Sie nahm jetzt den Schleier wieder ab und Dorothee, die einen flüchtigen Blick auf den jungen Mann warf, entdeckte, daß er eine etwas große Naſe, aber zugleich ein paar hellblaue, mit ſanftem Feuer glänzende Augen hatte. Das Geſpräch über die Unſterblichkeit wurde fortgeſetzt, bis man an einen kleinen See kam, wo man ſich hinſetzte, die beiden Frauen auf eine Bank, Herr Tiedge auf dem Graſe, zu den Füßen der Frau von der Recke, die ihm ihr Körbchen mit den Filetnadeln und dem Knäuel zum Aufbewahren gab.

Nachdem einige Familienangelegenheiten durchgeſprochen waren, kam es auf den Reiſeplan, und hier zeigte Eliſe den Wunſch, Herrn Tiedge mitzunehmen, doch Dorothee ſagte ihr leiſe auf Franzöſiſch, daß ſie das nicht wolle, daß ſie mit der Schweſter allein zu reiſen beabſichtige. Herr Tiedge ſpielte unterdeſſen mit den Filetnadeln und ſah von unten auf die Herzogin mit einem forſchenden Blicke, der Etwas von Mißtrauen und Unwillen an

ſich hatte, als fürchtete er, dieſe ſchöne und weltliche Dame, die in den Garten geranſcht gekommen war, wie eine Fee im Mährchen, könne auf das Einverſtändniß und das Zuſammenleben zwiſchen ihm und ſeiner göttlichen Eliſe nachtheilig wirken. Er war keineswegs der ſchwärmeriſche, unerfahrene Jüngling, für den er ſich auszugeben für gut fand; er hatte bereits berechnet, welche Vortheile es ihm bringen mußte, mit einer reichen, vornehmen Dame in einer myſtiſchen, zarten Verbindung zu ſtehen, und er hatte mit ſchnellem Scharfblicke in Frau von der Recke jene Frau erkannt, die ihm förderlich ſein konnte, wenn er wußte, ſich ihren Abſonderlichkeiten und empfindſamen Launen zu fügen. Dabei hatte Herr Tiedge in Wahrheit das ehrenhafte Streben, ſich zu vervollkommnen, und es war ihm ein angenehmer Gedanke, dieſes durch Reiſen thun zu können, welche er koſtenfrei unternahm. Sein Talent zur Dichtkunſt ward dabei in den Vordergrund geſtellt und da auch ſeine hohe Patronin dichtete, ſo war dieſes ein Grund mehr, eine innige Verbindung zwiſchen dem Reiſegefährten und der Reiſenden zu knüpfen. Wenn daher Frau von der Recke auf Wunſch ihrer Schweſter darauf verzichtete, den Seraph jetzt ſchon mitzunehmen, ſo nahm ſie ſich dagegen vor, eine Reiſe nach Italien baldmöglichſt zu unternehmen, wo er dann unzertrennlich von ihr ſein ſollte.

Die Reiſe der Schweſtern wurde beim Beginne des Jahres 1806 angetreten. Sie verweilten zuerſt längere Zeit in Berlin, wo der Herzog ein eigenes Palais unter den Linden angekauft hatte.

Angeſichts der großen Kriegsbegebenheiten verhielt ſich Berlin ziemlich ruhig. Napoleon's Siege machten der preußiſchen Monarchie keine Sorge. Der alte Ruhm Friedrich's des Großen ſchwebte über dem Heere und ließ jeden beſorglichen Gedanken in weiter Ferne. Man ſprach nur von den Siegen, die erfochten würden, wenn Napoleon ſich erkühnen würde, mit Preußen anzubinden. Es war nicht anders möglich, als daß ein Heer mit ſo vielen glorreichen Erinnerungen ſich über jedes Mißgeſchick erhaben dünkte.

Der Hof blühte in ſeinem ſchönſten Glanze und Alles huldigte der ſchönen Königin. Zum erſten Male empfand Dorothee, daß ſie nicht mehr die gefeierte Schönheit des Tages war; daß die Huldigungen einer Anderen zuſtrömten. Doch ihr Charakter, ohne Neid und Mißgunſt, nahm dieſer Wahrnehmung jedes Gehäſſige und ſie war die Erſte, die von den Frauen, welche auf den Vorzug glänzender äußerer Erſcheinung Anſpruch machten, der jungen Königin huldigte und ihren Liebreiz pries. Die Königin wählte ſich dafür zum Danke öfters die Herzogin zu ihrer Gefährtin und in den kleinen Cirkeln, die der Hof gab oder beſuchte, erſchien nicht

ſelten Dorothee am Arme Louiſens. Nicht ſo willig überließ die Herzogin den Sieg der Schweſter der Königin, jener durch ihre berühmten und berüchtigten Schickſale bekannten, ſchönen Frau. Von den alten Verbindungen in Berlin fand Dorothee nur noch wenige vor und dieſe hatten ſich ſcheu vor dem Glanze des jungen Hofes in die Einſamkeit zurückgezogen. Unter den jungen Prinzen glänzten der Bruder des König's, der Prinz Friedrich Wilhelm und der Prinz Louis Ferdinand beſonders hervor, der Letztere durch chevalereske Liebenswürdigkeit und durch das Talent der Muſik, die er mit Virtuoſität ausübte, nebenbei aber auch durch das Talent, Verwirrung in die Familien zu bringen, in denen ſchöne Töchter oder Frauen ſich befanden.

Dorothee befand ſich in einer neuen Welt. Die Formen der alten Courtoiſie waren gänzlich umgeſtoßen; die Höflichkeit des Königs und der Prinzen war eine völlig verſchiedene von der, die Friedrich Wilhelm II. und König Stanislaus Auguſt ausgeübt hatten. Eine geniale Unbeſonnenheit, wie ſie ſich der Prinz Louis Ferdinand erlaubte, wäre an jenen Höfen und zu jener Zeit eine Sache der Unmöglichkeit geweſen, ebenſo die kalte Blödigkeit und das wenige Zuvorkommende, welches der König in ſeinem öffentlichen Auftreten, namentlich gegen Frauen beobachtete. Doch wurde dies der neueſte und beſte Hofton genannt. Dorothee vermochte ſich nur ſchwer

darein zu ſchicken. Sie fand die Artigkeiten, die der Prinz ihr ſagte, ungeziemend, ſie entdeckte in ſeiner Weiſe, ſich an's Klavier hinzuwerfen und, unbekümmert um die Geſellſchaft, ſtundenlang ſeinen Phantaſieen nachzugeben, weder Feinheit noch Grazie, und die blöden Anſprachen des jungen König's, der am liebſten irgendwo bei den großen Aſſemblées in einen Winkel ſich verkroch und keine auch nur entfernte Kenntniß von der den Fürſten unentbehrlichen Kunſt der Repräſentation zu haben ſchien, machten ſie manchesmal lächeln. Uebrigens mißfiel das Thema höchlich, das ſie zum öftern aufbrachte und das in dem Lobe ihres Helden Napoleon beſtand. Man zuckte die Achſeln, wenn dieſer Name genannt wurde, man geſtand dem Manne etwas ſtrategiſches Talent zu, im Uebrigen aber gab man dem Glücke alles Verdienſt der bis jetzt vollführten Thaten zu, über die die Welt ſehr ungerechtermaaßen ſtaune, denn die preußiſche Armee im ſiebenjährigen Kriege habe in einem ihrer unbedeutenderen Feldzüge mehr geleiſtet, als der ganze Krieg in Italien, Aegypten und am Rheine zuſammengenommen, und die Lorbeeren Friedrich's ſeien aus keinem blutgedüngten Felde emporgewachſen, wie dies der Fall ſei bei dem Korſen, der ſich ſeinen Ruhm auf den Trümmern der bürgerlichen Ordnung und des Glückes der Staaten gegründet. Es war vergeblich, daß die Herzogin darzuthun ſuchte,

wie bis jetzt Alles, was Bonaparte zerstört habe, würdig gewesen, zerstört zu werden, daß tausend und aber tausend Mißbräuche und durch Jahrhunderte lang eingewurzelte Schäden durch ihn in kurzer Frist beseitigt worden. Sie erreichte Nichts, als daß man sie zuletzt sprechen ließ, ohne ihr zu antworten und der Witzbold des Hofes und der Gesellschaft, der Herzog von Mecklenburg, die hämische Bemerkung machte: „Die Herzogin strebe nach dem Ruhme, sich im Königreiche der liberalen Ideen eine Krone zu erobern, da ihr die abhanden gekommen, die die Legitimität ihr gegeben.“ Es ging so weit, daß die Offiziere des tonangebenden Regiments Gensd'armes, das die Roués und die Elegants der Hauptstadt unter seinen Fahnen zählte, sich weigerten, auf den Hofbällen mit den Töchtern der Herzogin zu tanzen. Frau von der Recke bat ihre Schwester auf's inständigste, die Lobreden auf den Corsen fortzulassen, sonst geschähe das Wunderbare, daß sie einen Krieg mit Preußen bekäme, ehe noch ihr großer Held zu den Waffen gegriffen.

„Wovon soll man denn in Gesellschaften sprechen?“ fragte Dorothee.

„Von Allem Anderen,“ entgegnete Elise, „nur nicht von Diesem. Sprich vom siebenjährigen Kriege.“

„Auch davon wollen sie nichts hören;“ rief Dorothee verdrießlich. „Sie dünken sich ja auch

über jene Zeit und ihre großen Feldherren erhaben. Es herrscht ein Hochmuth, ein Dünkel, der unerträglich ist."

„So sprich von Literatur, von der romantischen und klassischen Schule."

„Diese Gespräche hebe ich mir bis zu Weimar auf," antwortete Dorothee lächelnd.

„So sprich von Theater."

„Das interessirt mich nicht. Ich halte Iffland für ein mittelmäßiges Talent und die ewigen Familien-Dramen langweilen mich unaussprechlich. Es ist so ganz der Charakter unserer Zeit darin ausgeprägt, die vor lauter kleinen Sorgen und Mühseligkeiten, vor lauter albernen Hof- und Stadtklatschereien zu Nichts kommt."

„So bewundere die Königin."

„Das thue ich; allein ich finde daß die Frau unter ihrer Umgebung leidet. Man huldigt ihr auf eine Weise, wie eine Frau, die Geist und Selbstgefühl hat, unmöglich lange Huldigungen verträgt. Dieses ewige Plaudern über ihre Schönheit, über ihre weißen und runden Schultern, über ihre Taille, und über die Weise, wie hoch und niedrig das Kleid ausgeschnitten ist, kann lähmend wirken und wenn sie eine nur hübsche aber einfältige Person wäre, müßte sie dabei verkommen, wie viel mehr jetzt, da sie doch Geist, Charakter und Energie hat. Wenn ich mit ihr über Politik spreche, natür-

lich kann das nur ſehr vorübergehend und aphoriſtiſch geſchehen, denn alle Augenblicke iſt der König hinter ihr und horcht, was man mit ihr verhandelt, ſo merke ich aus ihren kurzen Antworten deutlich heraus, daß ſie viel beſſer unterrichtet iſt von der wahren Lage der Dinge, als ihre Umgebung. Sie iſt aber klug und giebt ſich nicht aus. Daſſelbe würde ich in ihrer Stelle thun, allein ich müßte doch etwas freies Feld vor mir ſehen, um gelegentlich zu handeln. Zu Zeiten hab' ich auch nichts ſprechen dürfen, aber ich habe nie die Hände in den Schooß gelegt."

„Mit mir," nahm Frau von der Recke das Wort, „hat ſie nur über den Ruhm geſprochen, den mein bekanntes Buch über den Magier ſich erworben, und über die günſtige Meinung, die die Kaiſerin Katharina darüber geäußert. Ich dächte, man könne endlich einmal auch etwas Anderes mit mir ſprechen. Ich habe ihr geantwortet: Ihro Majeſtät werden die Güte haben zu bemerken, daß ein großer Theil des günſtigen Erfolgs jenes Werkchens Berlin zuzuſchreiben iſt, denn hier ſchöpfte ich den Muth und die Kenntniſſe, um mit Wirkung jenem Betrugsſyſteme entgegentreten zu können."

„Ich weiß," entgegnete ſie, „aber das damalige Berlin iſt nicht das meinige. Unter dem Vorwande aufgeklärt zu ſein, war man gottlos und ſittenlos. Ich gab ihr darin Recht, obgleich ich überzeugt bin,

daß es keine ſittenloſere Stadt giebt als gerade das Berlin dieſer ſchönen Königin. Mein Himmel, welche Skandale in den Familien! Welch ein raſtloſes Verwüſten aller Heiligthümer der Geſellſchaft und des Hauſes durch eine Anzahl frecher junger Taugenichtſe, die ihren alten Namen und die Ehren ihrer Ahnen in den Staub treten, durch die muthwilligſten Angriffe auf die Unſchuld und die Tugend dieſer armen Frauen und Mädchen. O theure Dorothee, man ſagt, in unſerer Jugend ſei in der großen Welt Allerlei vorgefallen, was nicht zu billigen ſei, es mag wahr ſein, allein dieſes Sodom, wie es hier wüthet, kann von keiner libertinen Zeit, als nur von der unter den alten römiſchen Kaiſern und unter dem fünfzehnten Ludwig übertroffen werden. Und dabei iſt die Religion zu einer reinen Sache der Converſation der gelehrten und galanten Salons geworden. Mit einem Worte, in dieſer Stadt, und dieſem Volke herrſcht auch nicht die kleinſte Spur von einem ſittlichen Ernſte."

„Siehſt Du wohl, mein Corſe iſt auch hier nöthig!" rief Dorothee triumphirend. „Er muß auch hier Alles über den Haufen werfen, damit es neu umgeſtaltet werde. Nur keine Schonung mit dem Moder! Fort — hinaus mit ihm! das Meſſer des Chirurgen thut weh, aber es ſchneidet das Faule, Todte hinweg."

„Du bist unverbesserlich!“ sagte Frau von der Recke und brach das Gespräch ab.

Der berühmte Historiograph Preußens, Johannes von Müller, suchte Dorotheen auf und mit ihm verständigte sie sich am besten. Sie wurde seine Bewundrerin. Der ehrliche, freiheitliebende Schweizer war hier so glücklich verbunden mit dem Lobredner der Legitimität, daß der Mann mit gutem Fug und Recht zu gleicher Zeit Geschichtsschreiber der Eidgenossenschaft und des preußischen Königshauses sein konnte. Mit ihm durfte Dorothee von ihrem Helden sprechen, Johannes von Müller theilte ihren Enthusiasmus für ihn, doch, die allgemeine Stimmung kennend, war er vorsichtig genug, nur in sehr vertrautem Kreise, am liebsten mit der Herzogin allein, über diesen Gegenstand zu sprechen. Hier theilte er offen seine Befürchtung mit, daß der preußische Staat, besonders die Armee, dem „Andrange der Geschichte“, wie er das Vorschreiten Napoleon's nannte, nicht gewachsen sein dürfte und daß ein Zusammenstoß nothwendig gefährlich! wo nicht gar vernichtend für die Monarchie Friedrich's des Großen ausfallen müßte. Von diesem Punkte ausgehend, verbreitete sich das Gespräch Beider über allgemeinere Gegenstände und Dorothee hatte Gelegenheit, ihre Ansichten über, Geschichte und Geschichtschreibung auszulassen. „Wenn ich die wenige Erfahrung,“ sagte sie, „in Anspruch nehme,

die ich ſelbſt während einer bewegten Zeit, und wo es mir vergönnt war, in der Nähe der raſtlos arbeitenden Maſchinen zu ſtehen, und in das Getriebe ihrer Räder zu ſehen, geſammelt, ſo bewundere ich, wie es noch Männer giebt, die es wagen, pragmatiſche Geſchichte zu ſchreiben. Ich geſtehe, wenn ich das Feld menſchlicher Thätigkeit nach dieſer Richtung hin überſchaue, ſo erſcheint mir Nichts ſchwieriger, als Geſchichte ſchreiben. Wir haben eine Anzahl Geſchichtſchreiber aber keine Geſchichte, und von dieſen Geſchichtſchreibern widerſprechen ſich die Meiſten in Aufſtellung der Thatſachen wie der Anſichten über dieſelben."

„Es wird dies auch immer ſo bleiben," entgegnete Herr von Müller. „Bei der völligen Unmöglichkeit, in das Herz der Menſchen zu ſehen, die geheimen Triebfedern und Kämpfe zu durchſchauen, die als Reſultat ihrer Thätigkeit einen Erfolg kund geben, den die Welt als Thatſache annimmt, iſt es dem Geſchichtſchreiber zu verzeihen, wenn er dieſe, ſo ſchwankendem Boden entwachſenen Thatſachen nach ſeinem individuellen Rechts- und Wahrheitsgefühle in Gruppen zuſammenſtellt, die dem Auge auffällig erſcheinen, und in ihrer Zuſammenſtellung der Menſchheit irgend eine große Lehre vergegenwärtigen. In dieſem Falle hätten wir allerdings weniger Geſchichte, als Geſchichte der Geſchichtſchreiber zu ſchreiben."

„Ich erwarte in dieser Beziehung von der Zukunft sehr viel," sagte Dorothee. „Ich glaube, daß für alle übrigen Künste und Wissenschaften eine Pause eintreten wird, und daß nur allein der Geschichtschreiber, aber dieser mit neugeschaffener Kraft und mit, von allen Seiten ihm zuströmenden Hülfsmitteln arbeiten wird. Aber freilich ist dies nur zu erwarten bei der uns zunächst nachfolgenden Generation, denn wir selbst werden genug zu thun haben, uns vor dem Gedränge der Thatsachen zu retten, die auf uns zuströmen, und roh, wie sie aus der Hand des Schicksals kommen, durchaus keinen sittlichen oder wissenschaftlichen Ueberblick gestatten, keine ästhetische oder philosophische Form der Darstellung dulden."

Als die Herzogin von ihrer nahen Abreise sprach, sagte der berühmte Gelehrte: „Wo wollen Sie hin? Sie werden nicht weit kommen. Wir werden nächstens die siegreiche Armee vor unseren Thoren haben. Bleiben Sie hier und warten Sie das Geschick der nächsten Tage ab."

Dorothee gab an, daß sie nach Weimar zu gehen beabsichtige.

„Sie werden den Herzog nicht finden; auch ihn berührt der nahe heranziehende Krieg. Er wird unfehlbar sich an uns anschließen, wenn es zum Ausbruche kommt. Jetzt ist keine Zeit mit Musen und Musenlieblingen zu verkehren."

„Gerade jetzt ist diese Zeit," nahm Dorothee

lebhaft das Wort. „Der Sturm von Außen macht uns die Behaglichkeit des geſchützten Hauſes doppelt genußreich. Man weiß, man hat dieſe Schätze nicht lange mehr, man eilt ſie auszubeuten. Ich erinnere Sie an die geiſtvolle Einkleidung des Decamerone. Die Peſt herrſcht in Florenz, und ein Häuflein gebildeter Menſchen vertreibt ſich die Zeit, dicht zu den Füßen des koloſſalen Gebildes des Todes, mit anmuthig ſcherzenden Erzählungen.“

„Sie haben einen ſeltenen Sinn für Leben und Lebensgeſtaltung, Herzogin,“ bemerkte Müller. „Mit Ihnen möchte ich ſtets verkehren. Wiſſen Sie wohl, an wen Sie mich mahnen?“

„Ich bin neugierig.“ —

„An jene berühmte, vornehme und ſchöne Italienerin, an Victoria Colonna, Marquiſe von Pescara, die Freundin des Arioſt, des Bembo, Caſa, des Varchi und aller der berühmten Männer des Zeitalters Leo's X.“

„Sehr gütig; doch ſollte in dieſer Zuſammenſtellung nicht auch eine irrige Thatſache obwalten?“

„Alsdann ſtrafen Sie den Geſchichtſchreiber, der ſeine Ueberzeugung ausgeſprochen,“ entgegnete Herr von Müller in einem höflichen und anmuthigen Tone.

Die Reiſe nach Weimar wurde unternommen als der Sommer ſich bereits ſtark dem Herbſte zuneigte. Die Kriegserklärung Preußen's hatte Statt

gefunden. Alle Straßen befanden ſich mit Kriegszügen beſetzt. Doch in Weimar ſelbſt war Alles ruhig; man erwartete kein Zuſammentreffen nach dieſer Seite hin. Der Herzog war nach Berlin gezogen, die Herzogin Louiſe empfing die Gäſte mit der größten Freundlichkeit. Frau von der Recke, die in einem intimen Freundſchaftsbündniſſe mit der Herzogin von Deſſau geſtanden, war durch dieſe Fürſtin dem regierenden Hauſe in Weimar auf das vortheilhafteſte bekannt. Dorothee hatte ihrerſeits aus früheren Aufenthalten in dieſer Reſidenz der Poeten die berühmten Geiſter kennen gelernt, es fiel ihr daher nicht ſchwer, alte Bande zu erneuern und feſter zu knüpfen.

Sie trat in das Arbeitszimmer Wieland's mit heiterem Willkommensgruße. Der Verfaſſer des Oberon ſprang auf, lief ſeinem hohen Gaſte entgegen und rief: „Um Gotteswillen, liebe Frau, es ſtürmt vor unſeren Thoren, und Sie — ſind da!“

„Und warum ſollte ich nicht da ſein, mein edler Freund!“ ſagte Dorothee lächelnd. „Kann man ſich bei drohenden Gefahren beſſer ſchützen, als in den Armen ſeiner Freunde?“

„Die Ihnen offen ſtehen!“ rief der Dichter begeiſtert, und breitete weit ſeine Arme aus. Dorothee umarmte den Greis. „Ja,“ ſagte dieſer, „es iſt eine Zeit, wo die Guten und Beſten eng zuſammenſtehen müſſen. O meine theure Freundin, ver-

dammen Sie mich; aber ich will Ihnen nur gleich bekennen, daß Sie einen argen Ketzer und Sünder vor ſich haben. Ich liebe meinen Feind! ich bewundere den großen Unmenſchen — ach — ach! ich kann nicht anders."

„Sie haben an mir eine Genoſſin ihrer Schwäche und Verirrungen," rief Dorothee, „ich muß mich derſelben Sünde und Ketzerei anklagen. Aber wir wollen, wie ſchlimme Kinder, die die Ruthe hinterm Spiegel fürchten, nichts von unſeren kleinen Unarten unter die Leute bringen."

„Gut! Vortrefflich!" rief Wieland. „Eine allerliebſte Heimlichkeit! Und wenn wir die Ruthe bekommen, ſo wollen wir gemeinſchaftlich dulden. Während die grauſamen Hiebe fallen, wollen wir uns umarmt halten und küſſen. O nicht wahr, Sancta Dorothea, wir können auch die Märtyrer ſpielen? Nicht wahr? Die Frommen können noch von uns lernen."

Auf dieſe Weiſe ſcherzte Vater Wieland. Er begleitete die Herzogin nach Jena und hier wurde ihr von den kuriſchen Studierenden ein Ständchen gebracht. Sie ſtand neben Wieland am Fenſter, als die munteren Töne erklangen. „Das iſt rührend," ſagte ſie; „ich kann dieſen jungen Leuten Nichts mehr ſein, ich habe bei ihnen meine Rolle ausgeſpielt, und doch feiern ſie meine Ankunft, als beſtänden noch die früheren Verhältniſſe. Ich bin

nicht so eitel, dies mir allein zuzuschreiben, vielleicht sind hier Hoffnungen und Erwartungen im Spiele, die man zu verwirklichen strebt."

„Das ist nicht der Fall," entgegnete Wieland; „die Huldigung ist uneigennützig, und ist nur Ihrer Person gebracht, meine edle Freundin; wollen wir nicht ungerecht sein gegen den Geist der Jugend, der immer vor dem Alter und der Besonnenheit einen Schritt voraus hat."

In diesem Augenblicke ließ sich eine Deputation der Jünglinge melden, und mit den kurischen Farben geschmückt, traten drei Abgesandte ins Zimmer. Es war ein Enkel des würdigen von Nolde darunter, und dieser begrüßte die Herzogin mit Worten der Ehrfurcht und der Zuneigung. Dorothee war gerührt: alte Zeiten und Erinnerungen stiegen in ihr auf; mit Herzlichkeit reichte sie dem jungen Manne die Hand, der sie an die Lippen führte, während unten das laute „Viva Dorothea!" erscholl. Die Fackeln, die der Zug mitgebracht, erhellten den Marktplatz und warfen rothe Lichter hinauf zum Balkon des Hauses, auf dem die Herren und Damen des Gefolges der Herzogin standen. Frau von der Recke, auf Wieland's Arm gestützt, trat nun hervor, und auch sie wurde mit einem lauten Rufe bewillkommnet. Wieland ließ sich ein hohes Deckelglas mit Wein füllen und erschien zwischen den beiden Schwestern, indem er in ihrem Namen dankende

Worte ſprach: von unten aus wurde ihm mit der bekannten Strophe aus dem Oberon geantwortet:

„Du kleines Land, wo ich das erſte Licht geſogen,
Die erſte Luſt, den erſten Schmerz empfand,
Sei immerhin unſcheinbar, unbekannt,
Doch fühlt mein Herz ſich nur zu Dir gezogen;
Fühlt aus dem Paradies ſich nur aus Dir verbannt!“

Dorothee lächelte gerührt zu dieſen Verſen; ſie ſprachen ihr innigſtes Gefühl aus. Das kleine Land — ach es war und blieb ihr unendlich theuer! Die Fackeln brannten düſter, der Zug verlor ſich und die milde Herbſtnacht trat wieder in ihre Rechte und ſandte das ſanfteſte Mondlicht über die Dächer der Stadt hin. Wieland war in Begeiſterung; er umſchloß die Herzogin und rief: „Meine Tochter — wird man auf den Wolken dort oben auch ſo glücklich ſein?“ — „Gewiß mein lieber Vater,“ entgegnete ſie; „man wird es ſein, wenn man es verdient.“

„Und man verdient's nie!“ rief Wieland. „Ich kenne Das. Sie fallen in den Ton der Frommen. Ich weiß Nichts Unglücklicheres als ein „Wenn“ und „Aber“, wenn es ſich um die ewige Seligkeit handelt. Ich will ſie haben, trotz meiner Schwäche, trotz dem, daß ich Wieland bin und bleibe.“

„Und Sie werden ſie bekommen,“ fügte Frau von der Recke begütigend hinzu.

Da Vater Wieland in Folge dieſer frommen

Andeutungen, mehr aber noch nach Genuß einer Taſſe ſchlechten Kaffee's etwas übler Laune geworden, erheiterte ihn Dorothee auf der Heimfahrt durch eine Anekdote, die ſie noch aus Warſchau mitgebracht. Dort hatte eine vornehme Polin, die etwas Deutſch verſtand, und ſich damit brüſtete, von Göthe's „Werther" geſprochen und dieſen über die Maßen gelobt. Nur eine Stelle war ihr unverſtändlich geblieben, die, wo es heißt: O Klopſtock, wenn Du dieſe Thränen ſehen könnteſt, die die Bewunderung für Dich dieſem Auge erpreßt! Sie wußte nicht, was das Wort „Klopſtock" heißen ſollte, und da ſie es in ihrem deutſchen Wörterbuche nicht fand, zog ſie ihren deutſchen Koch zu Rathe. Dieſer, vom Geſichtspunkt ſeiner Kunſt, betrachtete das fremdartige Wort als Etwas, was in die Küche gehörte, und belehrte ſeine Gebieterin, daß Klopſtock ſo viel heiße, als geklopftes Fleiſch, alſo Beefſteaks. Die Dame war zwar ein wenig verwundert, allein ſie rezitirte nun die Stelle: O Beefſteaks, wenn Du dieſe Thränen ſehen könnteſt, die die Bewunderung für Dich dieſem Auge erpreßt! —

Wieland lachte, daß er ſich im Wagen krümmte, und drückte einmal über's andere ſeiner Freundin dankbar die Hand. „Sie haben das große Beefſteaks geſehen?" fragte er, noch immer lachend, nach einer Weile.

„In Hamburg," erwiderte Dorothee; „allein es

iſt mir wenig von ihm im Gedächtniß geblieben. Die Meſſiade habe ich zwar angefangen, aber nicht zu Ende gebracht, trotz des Scheltens meines guten alten Lehrers, der ſie mir als ein Wunder der Dichtkunſt pries."

„Welche ſeltſame Idee!" rief Wieland, „ein Heldengedicht ſchaffen zu wollen, in welchem der Held nicht handelt, ſondern nur leidet. Homer würde einen ſolchen Gedanken ſogleich als unausführbar verworfen haben. Auch für die Frommen iſt's nichts, denn für die iſt es zu geſchmückt; das ganze Gedicht iſt alſo nur ein Beweis, wie man einen ungeſchickt aufgefaßten Gegenſtand, ungeſchickt behandeln und mit großer Beharrlichkeit ungeſchickt zu Ende bringen kann."

„Ich beſinne mich nur einer Epiſode darin," hub Dorothee an, „die mir als neu und wirkſam erſchien; dies iſt die Gruppe Adam und Eva's unter dem Kreuze. Dieſe Situation iſt mit genialer Phantaſie verbunden."

„Auf dieſe Idee hat ihn Milton gebracht," entgegnete Wieland, „ſo wie er auch die Figur des Satans von dem engliſchen Dichter hat, wo ſie, meiner Anſicht nach, eine Menge Züge von Erhabenheit mehr bietet; ſchon die Narbe auf der Stirne, die nie völlig zuheilt, und die er erhielt, als er vom Himmel ſtürzte, iſt ein Zug düſterer Größe, der mir immer einen Schauer des Entſetzens

eingeflößt hat, wenn ich mir dieſen mächtigſten der Engel denke, der für eine unzeitige Kritik, die er ſich über die Einrichtung des Himmels erlaubte, ſo ſehr viel zu leiden hat."

„Sie ſehen," ſagte Dorothee lächelnd, „wie gefährlich es iſt, Kritiken zu ſchreiben."

„Aber zugleich," fiel Wieland raſch ein, „ſehe ich, wie angenehm es ſein muß, ſeine Kritiker ſiebzig Millionen-Klafter tief hinabzuſtürzen. Ich wollte, ich hätte es gekonnt bei manchen Gelegenheiten meines Lebens."

„O nicht doch! Vergeben iſt die beſte und zugleich die beißendſte Kritik."

„Wenn ich an Die denke, die ſich auf meine Koſten einen guten Tag gemacht," hub Wieland wieder an, „ſo fällt mir unſer Herr Staatsminiſter ein. Wollen Sie nicht Göthen einen Beſuch abſtatten?"

„Man hat mir geſagt, er nähme Niemanden an."

„So, iſt's alſo wahr! Ich höre die abenteuerlichſten Dinge; man erzählt von plötzlichen Entſchlüſſen, die er gefaßt hat, und die ſich auf ſeine häuslichen Verhältniſſe beziehen ſollen. Ausgemacht iſt, daß er aus Rand und Band iſt, und daß das „Hannibal ante portas" auf ihn eine dämoniſche Wirkung ausübt. Eine Zeit hieß es, er wolle flüchten; es ſcheint aber, daß er dieſen Entſchluß, wenn er ihn jemals gefaßt, aufgegeben hat. Da iſt es

gut, ſchöne Freudin, wenn man etwas weniger groſſer Dichter und etwas mehr Philoſoph iſt und eine ſo liebenswürdige Muſarion zur Seite hat, als gegenwärtig Ihr gehorſamer Diener; alsdann bleibt man unangefochten von Allem, was da kommen mag."

„Daß ich Schiller nicht wiederfinde, bekümmert mich tief," nahm Dorothee wieder das Wort. „Es hatte, wie ich ihn zuletzt ſah, nicht den Anſchein, als wenn er uns ſo bald ſollte entriſſen werden."

„Er war mit ſeinem Körper fertig," ſagte Wieland. „Er hatte ihm immer mehr zugemuthet, als er hinzunehmen die Kraft hatte. Er war ein äſthetiſcher Praſſer; er betrank ſich im Ideal; dabei verdaute er ſchlecht und ſeine Bruſt ſtürzte ein. Er war neidiſch auf anderer Leute Geſundheit, er beneidete Goethe, ſein Genie und ſeinen guten Magen. Von mir ſoll er geſagt haben, ich ſei deshalb ſo alt geworden, weil ich eigentlich Nichts als Kinderſchriften geſchrieben. O, Sie glauben nicht, Herzogin, wie dieſe zwei groſſen Herren hochmüthig auf mich niedergeſchaut haben."

„Sollen wir nicht Schiller's Grab beſuchen?"

„Das wird ſchwer zu finden ſein. Man hat ihn auf einen obſcuren Kirchhof in irgend ein Gewölbe gebracht, wo gerade Raum übrig war. Auch folgten ihm nur ein paar Männer zur Gruft, ſein Arzt und noch Jemand. Ich befand mich gerade

in Osmanstädt und wäre herübergekommen, wenn das Wetter beſſer geweſen wäre; ſo dachte ich aber, der alte Kinderſchriftſteller kann zu Hauſe hinter'm Ofen bleiben."

Dorothee hörte dieſe Worte mit Lächeln. — „Deutſchland's große Geiſter," ſagte ſie, „ſind, wie es ſcheint, nicht ganz einig unter einander."

„Was mich betrifft," rief Wieland heftig, „ich habe ſtets gelobt und bewundert, und lobe und bewundere noch, was ich zu loben und zu bewundern finde; aber wie iſt man mit mir umgegangen? He! wie iſt man mit mir umgegangen? Ich war ihnen nicht genial; ſie nannten mich die unzüchtige Nachtmütze, das franzöſiſche Wickelkind, die alte Couſine Voltaire's, die antike Kinderklapper, der Schweizerbub' und dergleichen. Ich hab' Alles wiedererfahren, aber ich thu', als wüßte ich's nicht. Ich lüfte nach wie vor mein ſchwarzes Käppchen, wenn der Herr Staatsminiſter in mein Zimmer tritt, und ich gedenke nicht der Tage, wo ſeine Excellenz hier auf dem Markte ſtanden und in Geſellſchaft Seiner Durchlaucht, unſeres gnädigſten Herrn, mit der Hetzpeitſche nach den nackten Beinen der zum Markte kommenden Bäuerinnen ſchlugen. Es iſt dies freilich ſchon lange her!"

„Wollen Sie mich nicht zu dem Herzoge von Gotha begleiten?"

„Erlaſſen Sie mir Das, sancta Dorothea. Der

Herzog iſt für mich ein unleidlicher Mann, und überdies iſt Herr Richter jetzt da, oder Jean Paul, wie er ſich komiſcher Weiſe zu nennen beliebt. Er, der kaum ein Wort franzöſiſch verſteht, nennt ſich franzöſiſch. Das ſoll auch genial ſein? Ich könnte mich mit eben dem Rechte chineſiſch nennen, etwa Yank-Hank-Tang oder ſo etwas dergleichen, und könnte einen Glockenthurm auf den Kopf ſetzen. Ich bin überzeugt, der Glockenthurm fände Nachahmung, denn es muß doch gar zu lieblich ſein für einen großen Genialen, daß, wenn er durch die Menge ſchreitet, man ihn ſogleich an dem Geläute und Geklingel ſeiner ſämmtlichen Glocken erkenne und ihm ehrerbietig ausweiche. Es würden alsdann die Literaturzeitungen unnütz ſein."

„Was hat Ihnen der Herzog von Gotha zuwider gethan?"

„Nichts. Was kann mir ein Mann thun, der ſich halb in einen Affen, halb in einen Bajazzo verwandelt hat. Kennen Sie die neueſte Anekdote von ihm? Es iſt bei Hofe gerade ſehr langweilig; es fällt Nichts vor, über das man Späßchen machen kann; der Herzog will aber Späßchen machen. Er läßt alſo unter der Hand verbreiten, die Kaiſerin von Fetz und Marocco ſei incognito angekommen. Der Hof wird zuſammengetrommelt und in einen gewiſſen Saal geführt, wo auf einem Ruhebette von hellblauem Sammet mit goldenen Sternchen ge-

ſtickt, ein Weibsbild liegt, ſchaamlos entblößt, mit einer mächtigen, blonden Perrücke geſchmückt und überdeckt mit Geſchmeide aller Art. Dieſes Weibsbild iſt der Herzog, der, als der Hof verſammelt iſt, ihn mit lautem Lachen begrüßt. Nichtsdeſtoweniger wird der Spaß fortgeführt: das ſchaamloſe Weibsbild erhebt ſich vom Sopha, tanzt im Saale und läßt ſich von den jungen Offizieren Hände und Arme küſſen. Ein anderes Mal legt er an einem Tage drei verſchiedene Perrücken an, hochblond am Morgen, ſchwarz am Mittag und weiß gegen Abend. Bei Tiſche gießt er kölniſches Waſſer zu ſeinen Speiſen und nöthigt ſeine Gäſte, ein Gleiches zu thun. Oft erlaubt er ſich, die Perrücke halb über's Geſicht zu ziehen und durch eine Oeffnung in den Locken ſeine Gäſte anzublicken. Kurz ein — fou! Dabei hat er Zeiten, wo er ſehr geiſtvoll und höchſt tiefſinnig ſprechen ſoll, wie Freund Richter verſichert. Hier bei Hofe ſieht man ihn nicht gern und unſer großer Staatsminiſter hat ſogar offen mit ihm gebrochen, ſeitdem ſich der Herzog einige Witzeleien über Seine Excellenz erlaubt."

Dorothee trennte ſich von ihrem alten Vater Wieland, um die Fahrt nach Gotha anzutreten. Frau von der Recke war bereits einige Tage früher nach Halle abgereist, wo ſie eine Jugendfreundin zu finden hoffte.

Herzog Auguſt empfing an ſeinem kleinen Hofe

die Herzogin mit großer Auszeichnung. Er nannte ſie abwechſelnd Aspaſia und Diotima, und erinnerte ſich mit Entzücken der Tage, wo er ſie bei Gelegenheit einer der früheren Reiſen der Herzogin geſehen. Dorothee fand ihn verändert; ein Zug von Abgelebtheit war in ſein, nie früher ſchönes Geſicht gekommen und hatte es vollends bedeutungslos gemacht. Das fade Blaugrau der Augen, die öfters eine verſchiedene Richtung annahmen, und deren weiße Wimper Etwas Cretinartiges an ſich hatten, war noch auffälliger geworden, indem ſie nicht mehr unterſtützt wurde durch das zeitweiſe Aufblitzen von Lebendigkeit. Dennoch behauptete der Hof, der Herzog ſei ein ſchöner Mann. Ein boshafter Mann war er jedenfalls, denn er verſchonte mit ſeinen Sarkasmen und verdeckten wie offenen Angriffen Niemanden. Dorothee, die unterdeſſen gelernt hatte, über Fürſten und Völker nachzudenken, empfand dieſe würdeloſe Erſcheinung mit einer Art Widerwillen, der ſie zwang, ihren Beſuch möglichſt abzukürzen. Der Herzog las ihr Stellen aus einem Romane vor, den er ſelbſt gedichtet und der Scenen aus der griechiſchen Schäferwelt enthielt. Auf eine lächerliche Weiſe waren ſämmtliches Geräthe und der Haus- und Gartenbedarf griechiſch benannt, ſo daß Niemand verſtand, wovon eigentlich die Rede war. Die Compoſition des Ganzen war ermüdend, trocken und langweilig. Der Herzog, als er mit

dieſer Lektüre zu Ende war, führte ſeinen Gaſt in eine kleine Galerie, wo der Maler Graſſi ſeltſame Figuren, gleichſam Traumgebilde, auf Angabe des Herzogs dargeſtellt hatte, von denen Einige grünes Haar, Andere keine Augen, ſtatt deren Sterne hatten. Im Kabinet, das für die Herzogin eingerichtet war, befand ſich eine Uhr in Form eines Todtenkopfes, an der der Zeiger durch einen Wurm gebildet wurde, der ſich langſam herumbewegte und an dem Knochen zu nagen ſchien. Alles Das war durchaus nicht beluſtigend, ſondern eher abſchreckend und verletzend.

Eine Seite hatte der Herzog, die Dorotheen doch immer wieder zu ihm hinzog, es war die grenzenloſe Bewunderung, die er für Napoleon hegte, allein dieſe Bewunderung nahm, wie Alles bei ihm, eine ſeltſame Form an. Die Folgezeit hat dies noch mehr bewieſen, denn als Napoleon bei der Unterwürfigkeit des Herzogs, mit der er ihn empfing, ihn aufforderte, ſich eine Gnade auszubitten, entgegnete der Herzog, indem er ſich auf die Zehe hob und halb zum Kaiſer hinbog: „Nichts, Sire, als — einen Kuß!“ Worauf Napoleon ſich abgewendet und zu ſeiner Umgebung geſagt haben ſoll: „C'est un fou!“

Jean Paul, als er von dieſem ſeltſamen Herrn mit der Herzogin ſprach, ſagte: „Nur das Verlangen nach Ruhm und Größe und das Bewußtſein, dieſe

in ſeiner Stellung und bei ſeinen Fähigkeiten nie erlangen zu können, ſind Schuld an ſeinen Bizarrerieen. Unendliche Fehler ſind bei ſeiner Erziehung begangen worden. Wollen wir ihn beklagen und — lieben.“

Dazu konnte es Dorothee allerdings nicht bringen; aber ſie entſchuldigte ihn. Er war ihr ein Bild von Deutſchland's verkommenen Zuſtänden und von dem traurigen Verfalle der Fürſtengröße. Solche Fürſten waren bei einem geſunden Staatsleben ein Ding der Unmöglichkeit, ſie konnten nur entſtehen, wo alle Bande der Geſellſchaft gelockert waren und ſich jeder Einzelne, abgeſondert vom Ganzen, als eine Abnormität auszubilden Zeit und Gelegenheit hatte. Die Fürſten Deutſchland's waren Serail-Sprößlinge geworden. Umhegt von Hof- und Leibgarde hatten ſie jede Beziehung nach Außen hin, ſelbſt die nächſte, zu ihren Unterthanen verlernt und deshalb wurde es möglich, daß eine Anzahl bezahlter Schurken das Volk plündern und das Land ausſaugen konnte, während die Puppe, die auf dem Throne ſaß, auch nicht das Mindeſte davon merkte.

Im Parke, nahe am Schloſſe, befand ſich eine Inſel, auf dieſer, hatte der Herzog beſtimmt, ſolle er einſt begraben werden und zwar ſollte das Gewölbe die Geſtalt eines gewöhnlichen Zimmers haben, mit Statuen und Büſten verziert. Auf einem

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Sopha, vor dem ein Tischchen mit einer ausgelöschten Kerze neben Büchern stand, wollte er, daß man ihn, in seinen gewohnten Schlafrock gehüllt, legen sollte, gleichsam als habe er eben aufgehört zu lesen und sei ein wenig eingeschlummert. Dorothee fand diese Idee, als die einzige von den vielen abenteuerlichen, die Beachtung verdiente, nachahmenswerth. Es hatten ihr stets die Grüfte einen widrigen Eindruck gemacht und unter den Träumereien, denen sie manchesmal anhing, war auch diese, daß sie einst ihren Körper wollte verbrennen lassen, wenigstens behagte ihr stets nur eine heitere Gestalt des Unter-die-Erde-kommens: auf freiem Felde oder in einem Garten. Der Herzog nahm von diesem Gegenstande her Gelegenheit, Einiges über Unsterblichkeit zu sagen, allein seine Gedanken waren so verworren, von einem so unheimlich wechselnden Schatten umflort und umspielt, daß Dorothee, die über Alles Klarheit und Verständlichkeit liebte, mit einigen höflichen Redensarten das Gespräch abbrach.

Sie hatte überhaupt für kaum Etwas Anderes Sinn und Ohr, als für die heranziehende Weltgeschichte, an deren Spitze ihr kühner Korse voranschritt. Eben an der Tafel sitzend und über eines der albernen Räthsel, die der Herzog aufzugeben die Gnade hatte, flüchtig nachdenkend, überreichte ihr der Diener auf dem silbernen Teller einen Brief, an dessen Aufschrift sie sogleich die Hand ihrer

Schweſter erkannte. Sie bat um Erlaubniß, ihn öffnen zu können. Man erwartete allgemein Nachrichten vom Heere und deshalb war die Aufmerkſamkeit höchſt geſpannt, was in dem Briefe ſtehen könne. Frau von der Recke ſchrieb: „Ich ſende Dir dieſe Zeilen aus Halle, in welcher Stadt die ängſtlichſte, um nicht zu ſagen furchtſamſte Stimmung herrſcht, durch unſern treuen Iwan (ein Enkel des alten Leibeigenen, deſſen der Leſer ſich erinnern wird), der verſpricht, ſich klug hindurchzuwinden bei den überall vertheilten und hin und her marſchirenden Kriegsvölkern. Du wirſt ſicher erfahren, was ich Dir zu melden habe. Es iſt nichts Tröſtliches. Gewiß iſt's, daß der Krieg mit Preußen demnach erklärt iſt. Napoleon iſt in Bamberg. Das Centrum der Armee ſoll ſich zunächſt an die Saale bewegen: der Herzog von Berg, der Fürſt von Ponte-Corvo und der Marſchall Davouſt befehligen die Armee. Nach den neueſten Nachrichten ſoll am 10. bei Saalfeld ein Treffen vorgefallen ſein, in welchem der Prinz Louis Ferdinand von Preußen geblieben. Doch ſind das ungewiſſe Berichte. Alles flüchtet, was flüchten kann! Die Aufregung iſt grenzenlos; ich werde ebenfalls zu entkommen ſuchen, denn ich ſehe wohl, daß meines Bleibens hier nicht länger iſt. Lebe wohl; Deine Antwort, wenn Du eine für nöthig findeſt, bringt unſer treuer Iwan mir ſicher herüber. Deine Eliſe."

Aus dieſem Briefe theilte Dorothee Dasjenige mit, was dem Herzoge und der übrigen Geſellſchaft zu wiſſen nöthig war. Sie beurlaubte ſich und fuhr gegen Abend nach Weimar zurück. Jean Paul empfing von ihr eine Einladung nach Löbichau, ſo wie ſie eine ſolche auch dem berühmten Archeologen und Kunſtkenner, dem Hofrathe Böttiger in Weimar hatte zukommen laſſen.

Die Begebenheiten drängten jetzt zum Erschrecken rasch auf einander. Die Nachrichten des Briefes der Frau von der Recke waren in Weimar bereits bestätigt worden, die Schlacht bei Saalfeld, der Tod des Prinzen erregten allgemeine Bestürzung. Dorothee verlor an ihm, wenn auch nicht einen ihrer Freunde, doch einen ihrer Verehrer. Sie widmete ihm ein schmerzvolles Andenken.

Am 13. standen die Armeen einander gegenüber und am 14. Morgens kam es zu der Schlacht bei Jena, die die Monarchie Friedrich's des Großen zertrümmerte.

Am Abend nach der Schlacht rückte Napoleon in Weimar ein. Dorothee hatte sich in unkenntliche Kleidung geworfen, um ihn, unter der Menge versteckt, die den Schloßhof anfüllte, kommen zu

ſehen. Fackeln beleuchteten den Raum tagesbell. Dorotheens Herz klopfte lebhaft. Sie ſollte den Helden ſehen, den ſie verehrte, den ſie bewunderte, ja den ſie anbetete —. Die Garden ſprengten voran, eine unzählbare Menge Generale und höhere Offiziere füllten die enge Straße. Tumult und Lärm im Schloßhofe, dann eine lautloſe Stille und der Sieger ritt langſam ein. Oben auf der Treppe ſtand die Herzogin, ihn zu empfangen. Die Flammen beleuchteten und färbten das bleiche, finſtere Geſicht Napoleon's, der, ſtarren Blicks vor ſich hinſehend, kaum zu beachten ſchien, was um ihn vorging. Gegen die dunkle Nacht der nächſten Häuſerreihe zeichnete ſich das Profil ſcharf ab, und kein Zug in dieſem Antlitze, das beſtimmt war, den Schrecken und die Bewunderung Europa's zu bilden, entging dem beobachtenden Auge der Herzogin. Der Zugang zur Treppe war geſperrt, doch fand Dorothee Mittel, ſich bis dicht an die Fürſtin hinan den Weg zu bahnen. Napoleon ſchritt feſten Tritts die Stiegen hinauf, dann blieb er ſtehen und mit einer Stimme, die rauh und gebieteriſch klang, rief er der Herzogin zu: „Qui êtes vous?“ Ohne durch den Ton und die Frage beleidigt zu erſcheinen, erwiderte Louiſe: „La duchesse de Weimar.“ — „Je vous plains,“ tönte es von Napoleon's Lippen in einem Tone um nichts milder, als der vorige, „car j'écraserai votre mari!“ Und mit den Wor-

ten, halb zur Umgebung der Herzogin gewendet: „Qu'on me fasse diner dans mes appartemens!“ verſchwand er an der Herzogin vorbei in dem Portale des Schloſſes.

Dorothee brachte die Nacht ſchlaflos zu. Sie konnte ſich's nicht leugnen, der Empfang, den der Heros einer Frau und Fürſtin bereitet hatte, war über alle Beſchreibung hin hart, ja brutal. Nie hatte Dorothee es für möglich gehalten, daß ein Mann, und ſei er noch ſo hoch geſtellt, ſo ſprechen könne. Es war der Sohn des Lagers, es war der rohe Soldat, der ſich hier zeigte, und dennoch in dieſem Empörenden und Widrigen lag eine Größe, die imponirte. Man fühlte, dieſer Mann verzeiht nicht, er ſpielt nicht, er geht ſeinen Weg durch alle Hinderniſſe hindurch; ihm bedeutet Nichts, was für eine ganze Welt Bedeutung gehabt und noch hatte. Die koloſſale Größe, die für ſich keinen bisher gebrauchten Maaßſtab duldet. Dorothee hatte ſich einen Alexander gedacht, der die Familie des beſiegten Darius empfängt, eine ſchöne Gruppe voll Gefühl, Edelmuth und Courtoiſie, und nun das ſtarre: „Qui êtes vous?“ Eine fürchterliche Frage, da er wußte, wer dieſe Frau war, die im kühlen Nachtwinde, nur von einem dünnen Shawl umſpielt, dort auf dem Treppenabſatze ſtand, — eine doppelt fürchterliche Frage in dieſem Momente ausgeſtoßen, wo das Schickſal eines mächtigen Reiches ſo

gut wie entſchieden war und dieſem Reiche das Geſchick des Landes anhaftete, welches der Gemahl dieſer Frau beherrſchte. Dorothee hätte dieſes „qui êtes vous?“ hinweggewünſcht; das darauf folgende drohendere, aber nicht ſo verwundende: „j'ecraserai votre mari!“ mochte bleiben.

Am Abend und in der Nacht hatte die Stadt theilweiſe durch Plünderung zu leiden. Dorothee, um Nachrichten zu erhalten von ihrer Schweſter, ſcheute nicht die Gefahr, ſich durch die dichteſten Soldaten- und Volkshaufen hindurchzudrängen, nur von wenigen Perſonen ihres Gefolges begleitet. Als ſie in eine der Seitenſtraßen vom Schloſſe her einbog, ſtockte eine Reihe von Wagen, unter dieſen befand ſich eine halbverdeckte Chaiſe, in der ein Mann und eine Frau ſaßen. Der Mann trieb ängſtlich den Kutſcher an, die Reihe der Wagen zu durchbrechen, um raſch weiter zu kommen. Es gelang, die kleine Chaiſe machte ſich Bahn und war ſchnell den Blicken der Herzogin enteilt. Das Geſicht des Mannes, obgleich durch eine Kappe halb verdeckt, kam ihr bekannt vor, ſie ſann nach, wo ſie ihn geſehen. Die Frau an ſeiner Seite war eine kleine, runde Geſtalt, mit lebhaften, ſchwarzen Augen, die hin und her aus dem Wagen hinaus ihre Blicke verſendeten und dann beſorgt auf dem Antlitze und der Geſtalt des neben ihr ſitzenden Mannes haften blieben.

„Wissen Durchlaucht, wer Das war?“ fragte der Begleiter der Herzogin, ein junger Hofkavalier.

„Wer?“

„Goethe.“

„Nicht möglich!“

„Er will nicht erkannt und nicht gegrüßt sein. Der Weg, den er macht, ist ihm kein angenehmer.“

„Wahrscheinlich auf der Flucht?“

„Nein; er fährt zur Kirche.“

„Jetzt, zur Kirche!“ rief Dorothee halb lachend, halb staunend. „Das ist wohl Ihr Scherz, liebster Baron.“

„Ihro Durchlaucht können sich auf die Wahrheit meiner Worte verlassen. Der große Dichter hat gehört, daß Napoleon sich nach ihm erkundigt und gefragt, ob er verheirathet sei. Augenblicklich läßt er sich mit der Mutter seines Sohnes trauen. Mademoiselle Vulpius zieht offenbar Nutzen von der verlornen Schlacht.“

Dorothee blickte sich um und sah die kleine Chaise wieder auftauchen und im Gedränge in einer entfernten Straße verschwinden. Mit Rührung dachte sie daran, daß darin der berühmte Mann saß und neben ihm die alternde Geliebte seiner Jugend, die jetzt erst, so spät, zu der Ueberraschung gelangte, einen längst entblätterten und verwelkten Myrthenkranz durch ihre Locken geflochten zu sehen. Also auch dazu ist mein Held gut!“ rief sie bei sich, indem

ſie ſich feſter in ihrem Shawl wickelte und lächelnd in die Wagenecke drückte.

Von dem Geſpräche Napoleon's auf dem Schloſſe mit der Herzogin Louiſe, am Morgen darauf, vernahm Dorothee zu ihrer Freude, daß dieſes in beſcheidener Weiſe von dem Kaiſer geführt worden; nur die ſchlimmen Worte waren darin vorgekommen: „Comment se fait-il, madame, que votre mari ait été assez fou pour oser me faire la guerre?“ Die würdevolle Antwort der Herzogin und die glänzend begütigenden Abſchiedsworte des Kaiſers: „Madame, vous êtes la femme la plus respectable que j'ai jamais connu; vous avez sauvé votre mari: je lui pardonne, mais c'est seulement à cause de vous“ machten zuletzt doch Alles gut.

Dorothee ſchwärmte von Neuem, und nun noch leidenſchaftlicher für ihren Helden.

Der bekannte Vorfall mit der Fürſtin Hatzfeld in Berlin bei Napoleons Anweſenheit in dieſer eroberten Stadt erſchien Dorotheen als ein glänzender Beweis ſeines Edelmuths. Sie reiſte nach Berlin, wohin auch Frau von der Recke kam und trotz dem, daß das Palais, das ſie hier beſaß, von franzöſiſcher Einquartierung beſetzt war, blieb ſie den Winter und einen Theil des Frühjahrs in Berlin, um dem Schauplatze der großen Begebenheiten nahe zu ſein. Sie lebte und athmete nur in Napoleon's Größe. Unterdeſſen machte Frau

von der Recke Anſtalten, ihre Reiſe nach Italien anzutreten; vorher waren beide Schweſtern noch in Karlsbad zuſammen, und wählten von dort aus einen kurzen Aufenthalt in der Brüdergemeinde zu Herrnhut. Der Beweggrund zu dieſer Reiſe war ein beſonderer, unvorhergeſehener, und um ihn zu erklären, muß man wiſſen, daß Hiller an die Herzogin geſchrieben und ihr ſeine Verlobung mit einem jungen Mädchen aus der Brüdergemeinde angezeigt hatte.

In Karlsbald war trotz der unruhigen Zeiten eine gewählte Geſellſchaft verſammelt, die ſich angelegen ſein ließ, die Gemüther von dem Tumult der Außenwelt abzuziehen und ſie den Annehmlichkeiten eines heiteren und mit den Künſten gezierten Müßiggangs zuzuführen. Viele öſterreichiſche und ungariſche Familien befanden ſich daſelbſt, unter dieſen fand die Herzogin manche Bekannte aus früherer Zeit. Sie wurde von ihnen im Triumph empfangen und viele kleine Feſte wurden ihr zu Ehren angeordnet. Man machte Spazierfahrten und Gänge in der Umgegend, und bei Gelegenheit eines derſelben gelangte die Geſellſchaft auf einen Hügel, deſſen Gipfel eine anmuthige kleine Waldung krönte, und im Dunkel dieſes Gehölzes entdeckte Dorothee einen Tempel, der — ihr gewidmet war. Sie erblickte in der Mitte, auf der Höhe eines Altars ihr Bildniß, und die Muſe der

Muſik und der Geſchichte vereinigten ſich, das Bild Dorotheens zu krönen. Dieſe Ueberraſchung war ſehr wohl ausgedacht und ſehr geſchickt im Geheim ausgeführt, ſo daß Niemand von der kleinen Geſellſchaft von dem Daſein der neuen Gottheit dieſes ſchönen Hains vorher eine Kenntniß hatte. Drei reiche ungariſche Magnaten, Verehrer der Herzogin, von denen der Eine ſogar nach dem Beſitze ihrer Hand ſtrebte, waren die Erbauer dieſes Tempels geweſen. Ein ländliches Feſt, das die Herzogin gab, endete den fröhlichen Tag.

Als Nachts die beiden Schweſtern nach Hauſe fuhren, war von der obigen Bewerbung die Rede und Dorothee ſagte: „Um keinen Preis der Welt werde ich den Titel einer Herzogin von Kurland aufgeben. Nur ein Mann lebt, der mir einen ſchönern Namen bieten könnte, und den ich mit Freuden nähme, das iſt — Napoleon.“

Frau von der Recke erwiderte hierauf nichts; ſie hatte bereits ſchon ſo viel über dieſen Gegenſtand geſprochen, daß ſie ſich erſchöpft hatte, und nichts mehr zu ſagen wußte. Sie zuckte die Achſeln und ſchwieg.

„Erinnerſt Du Dich des Herzogs von Oſtgothland?“ fragte Dorothee nach einer Pauſe.

„Gewiß,“ entgegnete Frau von der Recke; „er warb um Deine Hand vor ſechs Jahren und er bat mich, die Vermittlerin zu ſein. Es war meiner Anſicht nach eine annehmbare Partbie.“

„Wie, eine annehmbare Parthie?“ rief Dorothee verwundert; „ein Mann den ich nur ein paar Mal flüchtig geſehen, der nur von meinem Reichthume Kenntniß hatte —? das kann nicht Dein Ernſt ſein, Eliſe.“

„Nun, und weshalb erwähnſt Du ſeiner?“

„Ich ſtelle ihn mit dieſem Bewerber zuſammen, um Dir zu zeigen, daß ich recht wohl den Unterſchied zwiſchen Beiden fühle. Der Graf lernte mich kennen auf einer meiner Reiſen und wußte nicht, daß ich Herzogin und daß ich reich war; er ſah in mir nur die Begleiterin einer vornehmen Engländerin, die ich in Neapel kennen gelernt. Damals machte er mir ſeinen erſten Antrag, den ich ablehnte — jetzt wiederholt er ihn. Es iſt alſo wohl möglich, daß ihn wahre Neigung treibt.“

„Wer zweifelt daran?“ entgegnete Frau von der Recke pikirt. „Du verſtehſt es, die Männer von allen Klaſſen und von jedem Alter anzuziehen. Ich habe von jeher geliebt, nur von Wenigen, aber von dieſen gründlich verſtanden und anerkannt zu werden. Nie habe ich den Ehrgeiz beſeſſen, Welterobeter und Helden zu meinen Auserkorenen zu haben; im Gegentheil, wo ſich in unſcheinbarem Gewande eine edle Seele birgt, da hab' ich ſtets die Wonne zu koſten geſucht, dieſe liebe, ſüße Einfalt in den Kreis meiner Lebensfreuden zu ziehen.“

„Du haſt Recht,“ ſagte Dorothee lächelnd; „wir

ſind hierin von Jugend auf verſchieden geweſen; aber dies thut unſerer Liebe zu einander keinen Eintrag.“

„Gewiß nicht,“ entgegnete Frau von der Recke, und ſchloß ihre Schweſter auf das zärtlichſte in die Arme.

Der Wagen lenkte an den hellerleuchteten Fenſtern eines neu erbauten Hauſes vorbei, deſſen Dach auf Säulen ruhte. „Hier wird geſpielt,“ ſagte Dorothee, „laß uns ausſteigen und auf einige Minuten in den Saal treten.“

„Welche Thorheit, Liebſte. Wir werden erkannt.“ —

„Nicht doch; ich werfe meinen Schleier über's Geſicht; thue Du daſſelbe. Uebrigens ſind wir nicht die einzigen Damen aus der Geſellſchaft, die dieſe Räume aufſuchen. So eben habe ich zwei, ebenfalls verſchleierte Frauen hier hineinſchlüpfen ſehen. Komm, komm Eliſe! Ich bin gelaunt, ein Abenteuer heute zu beſtehen.“

Frau von der Recke bequemte ſich dem Willen ihrer Schweſter nachzukommen. Beide verließen den Wagen, den ſie in der Nähe halten ließen, und der Portier öffnete ihnen die Thüre des Saals, in welchem eine tiefe Stille herrſchte, nur hier und da unterbrochen von dem eintönigen Rufe der Bankhalter. Dorothee hing ſich an den Arm ihrer Schweſter und Beide rückten langſam vor bis in

die Nähe des Tiſches. Einige zuſchauende Herren machten ihnen Platz und Dorothee legte auf die ihr zugeſchobene Karte ein paar Goldſtücke. Das Geld war verloren, die Karte blieb liegen und Frau von der Recke beſetzte ſie. Unterdeſſen faßte Dorothee die Umſtehenden näher in's Auge. Eine Dame in Schwarz, ebenfalls verſchleiert, ſaß ihr in der Nähe und pointirte leidenſchaftlich; ganze Rollen Goldes entſchwanden ihren Händen. Bei einer Biegung des Geſichts, und bei dem halbgelüfteten Schleier, erkannte Dorothee die Prinzeſſin Czartoryski. Sie hatte ſtark gealtert, es waren jedoch immer noch die ſtolzen, imponirenden Züge, die einſt im Glanze der Jugend ſo mächtig geherrſcht hatten. Bei Gelegenheit eines neuen Verluſtes ſah die Prinzeſſin auf, und wie ein Blitzleuchten fuhr es über ihre Mienen, als ſie Dorotheen erkannte. Sie erhob ſich, winkte ihrer Begleiterin und Beide verließen den Saal.

Frau von der Recke hatte eine Rolle Goldſtücke gewonnen und war eben im Begriff, ſie von dem Croupier, der ſie ihr entgegenſchob, in Empfang zu nehmen, als ein leiſes Ach des Erkennens ihrer Lippe entglitt. Auch ſie hatte einen Bekannten gefunden und nannte ſeinen Namen leiſe der Schweſter. Dorothee betrachtete den Croupier genauer: es war Herr von Trotte, der ehemalige Schützling ihrer Schwiegermutter und der vielvermögende

Liebling ihres Gemahls. So tief herab war also dieser Mann gekommen, daß er in einem öffentlichen Badeorte den Handlanger bei einer Spielbank machte. Einen Blick des Bedauerns heftete Dorothee auf den Gesunkenen, der sie nicht erkannte, oder sie nicht erkennen wollte, sondern eifrig das Spiel betrieb. Seine ehemals schöne Gesichtsbildung war entstellt durch ein wüstes Leben und durch Leidenschaften aller Art. Die Züge von Hohn und Falschheit, die stets in diesen Mienen vorgeherrscht, traten jetzt unumhüllt in ihrer ganzen Häßlichkeit hervor. Eine Frau saß ihm zur Seite, oder vielmehr hinter seinem Stuhle, die das Bild der Gemeinheit und Gesunkenheit war, und die von Zeit zu Zeit vertraulich flüsternd ihm einige Worte in's Ohr raunte. Dieser Anblick verstimmte Dorotheen dermaßen, daß auch sie Lust bezeigte, den Saal zu verlassen. Frau von der Recke willigte gerne ein, und so schritten Beide aus diesem schwülen und beklommenen Raume, in die frische Nachtluft hinaus.

„So sieht man also seine Freunde wieder!“ hub Dorothee an, als sie im Wagen Platz nahm. „Welche wichtige Rolle haben diese zwei Gesichter auf meinen Lebenswegen gespielt, und wie muß ich ihnen jetzt begegnen! Die Prinzessin ist verbannt, so viel ich weiß, und ihre Güter confiscirt, sie kann also nicht in sehr vortheilhaften Verhältnissen sein.“

„Sie ſoll eine von den Spionen des Corſen ſein," bemerkte Frau von der Recke.

„Dazu eignet ſie ſich vortrefflich," entgegnete die Schweſter, „und ich wünſche ihr Glück. Ich bin überzeugt, mein Anblick heute hat ihr ſo manche unangenehme Stunde neu vergegenwärtigt. Ich habe der guten Perſon übel mitgeſpielt; allein ſie auch mir; nur war der gute Erfolg auf meiner Seite. Was den Herrn von Trotte anbelangt, ſo muß er ein arger Verſchwender ſein, denn nach dem zu urtheilen, wie er meinen guten Mann geplündert, hat er reiche Schätze davon getragen."

„Laß uns dieſe Unwürdigen vergeſſen," ſagte Frau von der Recke, indem ſie ihren Blick zum geſtirnten Himmel richtete. „O wann — wann wird endlich die ewige Wahrheit in dieſes trübe, erbärmliche Maskenſpiel hier unten herableuchten? Wann werden Seelen, nicht blos Larven ſich finden? Sieh dort das Siebengeſtirn, Dorothee, wie oft glänzte es über unſeren Häuptern, als wir daheim fröhliche gute Kinder waren, und unſere unſchuldsvollen Häupter mit den Blumen der Wieſe bekränzten. Ich ſehe unſeren Vater vor mir, wie er uns Beide an der Hand nahm und auf den Altan des Hauſes mit uns hinaustrat. Kinder, ſagte er, bleibt gut und ſchuldlos, wie Ihr jetzt ſeid, dann werden wir ewig beiſammen ſein. Wie viele bange Jahre ſind dahingerollt ſeit jenem Spruche und ſeit jener Nacht!"

Dorothee hörte die Worte der Schweſter und ſah mit ihr zugleich zum Himmel empor.

„Ob es dort ein Wiederſehen giebt? Ich zweifle nicht daran; allein es wird anders ſein als ich es in meinen Träumen, damals als ich noch ſchwärmte, mir dachte. Anders, aber wie? Damals hegte ich die ſtete Ueberzeugung, hier im irdiſchen Leibe ſchon Beherrſcherin der Geſtirne zu werden, jetzt bin ich demüthiger, ich will Nichts als ein gehorſames Kind in tiefer Demuth den Saum von dem Mantel Gottes küſſen. Wie ſchön ſagt das mein Tiedge: Führe mich, o Herr der Welten, wohin du mich führſt, ich werde glücklich ſein!“

„Der Gedanke ſcheint mir etwas gewöhnlich,“ bemerkte Dorothee.

„Er kommt freilich nicht von Deinen Philoſophen her,“ erwiderte Eliſe, „und erinnert auch nicht an Deinen Freund, den Länderplünderer. Er iſt ſchlechthin der Erguß einer lieben Einfalt, einer Seele die zum Erſchrecken glaubenvoll und Gott-ergeben iſt. Ich ſage zum Erſchrecken, denn immer von neuem blendet und überraſcht mich dieſer Jüngling, der wie ein Johannes liebt und wie ein Sokrates ſpricht.“

„Du biſt und bleibſt die alte Schwärmerin!“ rief Dorothee. „Wenn mir nur der Himmel gütigſt ein Auge verliehe für die wunderbaren Herrlichkeiten Deines Helden; allein ich ſehe noch immer

Nichts in ihm als einen linkiſchen, nicht mehr jungen Mann, der unter der Maske der Schüchternheit und der engelhaften Güte einen ſchlauen, berechnenden Verſtand verbirgt, der recht gut weiß, was er will. Ich mag Nichts gegen ihn ſagen, allein ich glaube, daß er Allerlei zu verantworten hat." —

„Nicht das Mindeſte!" rief Eliſe heftig.

„Freilich wird er Dir davon nichts mittheilen," ſagte die Schweſter. „Und Du, gute, edle Seele, ſiehſt in Allem nur Gutes und Edles."

Der Wagen hielt hier vor dem Hauſe, das die Schweſtern bewohnten. Eine Nachtmuſik hatte ſich hier aufgeſtellt, und als die Herzogin ausſtieg, fingen die Flöten und Geigen, die Hörner und Klarinetten ihren Wettſtreit an. Die naheſtehenden Gebüſche und Blumenbeeten, vom Licht der Fackeln angeſtrahlt, bildeten ein ſchönes Parterre voll farbiger Bouquets. Erſt weit über Mitternacht hin wurde es ruhig.

Von Karlsbad ging die Reiſe geradewegs nach Herrnhut, wohin die Schweſtern abſichtlich' kein Gefolge mitnahmen, denn ſie trachteten ernſtlich danach, in dieſem weltentfernten Eilande Niemandes Ruhe zu ſtören und ſelbſt Ruhe zu finden. Die blutigen und tumultuariſchen Scenen, die ſie auf dem Welttheater an ſich hatten vorbeirauſchen ſehen, das Gedränge der Fürſten und hohen Herren, ihrer Diener

und Schmeichler, ſo wie ihrer Feinde und Widerſacher, ſollte wie mit einem Schlage verſchwinden und dagegen der Schauplatz eine paradieſiſche Landſchaft voll Ruhe, Frieden und Glück darſtellen. Mit dieſen Hoffnungen fuhren ſie in eine der ſtillen Straßen des Hauptorts der Gemeinde bei feſtlicher Abendbeleuchtung ein. Stille und Frieden athmete die Natur, Stille und Frieden wurden ihr von den Menſchen entgegengetragen. Das Haus einer frommen Freundin, die ſich von der Welt zurückgezogen, ohne dabei zur Gemeinde zu gehören, nahm ſie auf, und auf der Schwelle dieſes Hauſes ſtand bewillkommnend Vater Trautmann, deſſen liebes, rundes, freundliches Geſicht, geröthet von den Abendſonnenſtrahlen, gerade für dieſe Gegend, dieſe Stadt und dieſes Haus wie geſchaffen ſchien.

Hiller ſtellte ſich alsbald ein, und indem er die Herzogin begrüßte, ſagte er: „ach, was iſt aus mir geworden! Welch' ein Schickſal mußte mich erfaſſen: das frömmſte, liebenswürdigſte Weſen hat mich unfrommen und unliebenswürdigen Menſchen erwählt!“

„Das Erſte freilich,“ entgegnete Dorothee mit ihrer anmuthigſten Laune, „muß ich dahingeſtellt ſein laſſen, was jedoch das Zweite betrifft, ſo erhebe ich Widerſpruch.“

„Helfen Sie mir, meine theure Beſchützerin,“ ſtammelte der junge Mann. „Nur Sie können

es. Nur in Ihrer Seele habe ich, ſo lange ich geforſcht und geſucht, einen Strahl jener ewigen Wahrheit leuchten ſehen, der des Menſchen Werk und des Menſchen Wort ſichert und ſondert von dem, was nicht von dieſer Welt iſt."

„Wo iſt Ihre Auserwählte?" fragte Dorothee.

„Im Hauſe der ledigen Schweſtern," erwiderte Hiller unmuthig. „Dort ſitzt ſie und betet — für mich. Ich würde ihr das ſo gern erlaſſen, wenn ich ſie nur dafür hier bei mir hätte, aber die vorgeſchriebene Stunde muß eingehalten werden. Wenn Ihro Durchlaucht einen Spaziergang, dort die Pappel-Allee hinab machen wollen, ſo führe ich ſie Ihnen entgegen."

„Gut; trotz deſſen, daß ich ſehr müde von der Reiſe bin, will ich doch Ihnen zu Liebe einen ſpäten Abendſpaziergang machen. Wie heißt das Mädchen?"

„Lucile Graham," antwortete der glückliche Verlobte. „Sie ſtammt aus einem altſchottiſchen Geſchlechte, doch iſt der Großvater bereits nach Deutſchland eingewandert. Völlig freie Wahl hat ſie hierher gebracht, denn ſie beſitzt genug, um in der Welt zu leben, und in der Welt ihr Glück zu machen. Ein reicher alter Oheim in Hamburg liebt ſie auf's zärtlichſte, und möchte viel darum geben, ſie von hier entfernt zu wiſſen; allein ſie giebt ihn und ſeine Schätze auf, um — dem Herrn zu leben. Ach

dieſer Herr! — ja dieſer Herr, wenn ich den nur verſtehen und lieben lernte, dann wäre Alles gut."

Mit dieſem Stoßſeufzer eilte der junge Mann fort, denn die Stunde ſchlug, wo er wußte, daß die frommen Schweſtern ihren Abendſpaziergang machten.

Dorothee faßte ihre Schweſter unterm Arm und Beide wandelten den Baumgang entlang. Die letzten Strahlen der Sonne verglühten; noch lag jedoch ein heller Schein auf der grünenden Flur, und die Reihe ſtiller Häuſer, von denen Eins wie das Andere ausſah, leuchteten dem Auge mit einer nicht unangenehmen Einförmigkeit entgegen; Gärten dazwiſchen gaben eine willkommene Abwechſelung. Ein Friede, eine Stille lag auf der Landſchaft, die verſtändlich zu der Seele des Fremden ſprachen, und ihm zuriefen: Komm hierher, wenn es dir in der Welt ſchlecht geht; hier haſt du Ruhe. Ein kleiner Steg durch's Kornfeld führte abwärts von dem großen Wege, und auf dieſem ſahen die Schweſtern die beiden Verlobten, gefolgt von einer ältern Dame, herankommen. Das junge Mädchen, als ſie die fremden Gäſte ſah, eilte mit kindlichem Schritt lächelnd auf ſie zu, und machte eine tiefe Verbeugung vor der Herzogin, indem ſie anmuthig erröthete. Dorothee erblickte mit Staunen eine Schönheit erſten Ranges, aber völlig in die lieblichſte Kindlichkeit getaucht. Sie ſchloß ſie in die

Arm indem ſie rief: „Die Freunde meiner Freunde ſind auch meine Freunde.“ „Ach,“ ſagte Lucile mit einem dankbaren Lächeln, „wenn ich das hoffen könnte, wie glücklich wäre ich da.“

„Du haſt mir ſo oft geſagt, Lucile,“ bemerkte Hiller, „daß keine Freundſchaft mit Menſchen, überhaupt kein irdiſches Band uns glücklich macht; ſo eben haſt Du Dich widerſprochen.“

Das Mädchen war einen Augenblick in Verlegenheit was ſie antworten ſollte. Sie ſtand in reizender Unentſchloſſenheit da, bald den Blick der großen dunklen Augen auf die Herzogin, bald auf ihren Verlobten richtend; dann rief ſie: „Hab' ich das geſagt? — Hab' ich das wirklich geſagt? Ach!“ rief ſie, ſich zur Herzogin wendend: „er iſt ſo unerträglich geſcheut! Er vergißt nichts, was man ihm ſagt, und immer will er, daß in Allem Zuſammenhang und Ordnung ſei. Wir Frauen reden manches Mal etwas in den Tag hinein! Aber ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung, gnädige Frau, Sie ſind ja auch eine Frau.“

„Liebes Kind,“ entgegnete Dorothee gütig, „deshalb ſpreche ich mich nicht von Fehlern frei. Aber wer iſt denn ihre Geſellſchafterin dort?“

„Das iſt die gute Schweſter Auguſte,“ entgegnete die Gefragte, indem ſie das alte Fräulein am Aermel herbeizog. „Es iſt die beſte Seele auf der Welt, und ſie verſteht die ſchmackhafteſten Kuchen zu backen.“

„Ach," ſagte die alte Dame mit einer tiefen Verbeugung, „nichts als Gnade, nichts als Gnade des lieben Heilands, der meine ſchwache Hand in dieſer Beziehung geſegnet hat."

Hiller ſtampfte mit dem Fuß, indem er leiſe vor ſich hinrief: „Nun iſt es doch ganz toll! der Heiland als Kuchenbäcker!" Lucile blickte ihn an mit einem ſo zärtlichen und ſchwärmeriſchen Ausdruck, daß er ſogleich zu der Schweſter Auguſte hinlief, ihre Hände ergriff und mit der größten Fröhlichkeit rief: „Liebe Schweſter, backen ſie mir meinen Hochzeitkuchen."

„Wenn es der Heiland erlaubt, gerne," erwiderte das alte Fräulein indem ſie ſich ſittſam verneigte.

Die kleine Geſellſchaft ging jetzt zuſammen weiter. Dorothee hatte die junge Fromme unter den Arm genommen und wandelte mit ihr voran. Man konnte nicht leicht ein ſchöneres Bild ſehen; die ſchöne, ſchlanke, würdevolle Geſtalt der Aelteren und die kindliche, liebliche Erſcheinung der Jüngern. Eliſe folgte mit der Schweſter Auguſte, und Hiller ging gedankenvoll hinterdrein, indem er von Zeit zu Zeit eine Blume am Wege pflückte und ſie zu einen Strauß zuſammenlegte. Aus der Entfernung ſah man den Schwarm der ledigen Schweſtern neugierig denſelben Weg verfolgen. Trautmann kam dem kleinen Zuge entgegen, indem er zwei Herren, die er mit ſich führte, als ſehr achtbare

und einflußreiche Gemeindemitglieder vorstellte. Das Gespräch dieser Herren, die nicht mehr jung waren, entbehrte durchaus nicht der Formen der guten Gesellschaft; es waren ernste, würdige Gestalten, gänzlich entfernt von Pedanterie oder Kopfhängerei. Dorothee fühlte sich sogleich wohl in dieser Umgebung.

In den nächsten Tagen wurden Ausflüge in die Gegend gemacht. Stets war Lucile um die Herzogin, die von der Unschuld und der Herzensreinheit des jungen Mädchens gerührt sie wie ihr Kind zu lieben anfing. Mit Entzücken sah dies Hiller; er erwartete die besten Folgen davon. Dorothee bemühte sich auch, die, ihrer Ansicht nach, oft überspannten Ansichten des jungen Mädchens über religiöse Gegenstände zu mildern und zu berichtigen; allein sie stieß auf einen unbesiegbaren Widerstand. Lucile blieb bei ihrem einfachen kindlichen Glauben, der sich besonders in einer unbegrenzten Liebe zum Heiland und Erlöser aussprach. Dieser Liebe wollte Dorothee in keiner Weise Eintrag thun, sie erkannte an, welch' ein Schatz unter jeder Beziehung jene Gluth des Herzens sei, die, sie wende sich nun einem Gegenstande zu welchem sie wolle, stets befruchtend auf das ganze Leben und dessen geistigen Inhalt wirkte, nur wollte sie nicht dulden, daß unter der Maske der Liebe sich ein kleinliches und beengtes Selbstgefühl einschleiche, das, indem es in

Stolz und Dünkel ausartet, jedem Fortschritt auf der Bahn der Geistes- und Herzensentwickelung hinderlich zu werden pflegt. Von dieser unächten Liebe schien ihr ein großer Theil der Anhänger der Lehre des ehrwürdigen Zinzendorff erfüllt, ja der Stifter selbst schien ihr nicht frei davon. Sie sagte darüber zu Trautmann: „Man kann über die Gottheit und die Mission Christi denken wie man will, dieser Glaube darf jedoch nie hindern, daß wir geistig fortschreiten. Tritt ein Stillstehen ein, so ist dies der sicherste Beweis, daß wir auf einem Irrwege sind. Die Gemeinde hier ist offenbar in einem Stillstehen begriffen, und was das Uebelste ist, sie gefällt sich in diesem Stillstehen. Die Liebe, die keine Werke schafft, ist sicherlich nicht die ächte."

„Urtheilen wir nicht zu streng," entgegnete Trautmann. „Wir sehen nur die äußeren Formen dieser kleinen, sich absondernden Gesellschaft, ihren eigentlichen Kern sehen wir nicht."

„Aber wir sollen ihn sehen," entgegnete Dorothee mit Leidenschaft. „Die Welt soll ihn sehen."

„Nun denn," rief Trautmann, „die Welt sieht die Früchte in den Missionen, die von der Gemeinde ausgehen, und die sich zur Verbreitung und Befestigung der Lehre in alle Weltgegenden hin vertheilen."

„Das wäre allerdings Etwas," entgegnete die Fürstin, „wenn diese Sendungen in die Welt auf eine

minder hochmüthige, einseitige und geheimnißvolle Weise geschähen. Wenn ich Jemand bekehren will und ich sage ihm stets: Du sollst sein wie ich bin, so nenne ich das einseitig und hochmüthig. Meine Ueberzeugung kann ich wohl aussprechen, Niemandem aber sie aufdrängen wollen, und mir noch dazu ein Verdienst daraus machen, daß ich sie aufgedrängt habe. In der Welt lebend, im Verkehr mit den verschiedenartigsten Menschen giebt es tausend Gelegenheiten, Gutes zu wirken und Gutes zu lehren, und es bedarf dazu keiner eigenen Gesellschaft. Der Wandel, wir wollen es annehmen, der Brüder ist musterhaft, allein er versteckt sich vor der Welt; er würde viel mehr wirken, wenn er offen, mit der großen, menschlichen Gesellschaft vermischt, aufträte."

„Dann würde die Gemeinde," entgegnete Trautmann, „nicht mehr die Gewalt haben, über sich zu wachen und das Heiligthum ihrer Lehre unberührt und unverfälscht zu erhalten."

„Diese Lehre ist jedoch keine andere als die, zu der wir uns Alle bekennen!" sagte Dorothee.

„Allerdings; doch wozu man sich bekennt, das übt man selten aus."

„Wird man denn hier verhindern können, daß man die Lehre bekennt und doch nicht ausübt?" sagte Dorothee.

„Heuchler und Unwürdige giebt es überall,"

entgegnete der Gefragte; „aber ſie werden nicht Boden faſſen, wo eine kleine, geſchloſſene Genoſſenſchaft Einer den Andern im Auge behält, ihn mit Liebe beobachtet, mit Liebe lenkt, mit Liebe richtet. Die in die entfernteſten Gegenden der Erde entlaſſenen Brüder, bleiben ſich nah, bleiben Brüder. Was Einem geſchieht, Gutes oder Böſes, theilt und empfindet die ganze kleine Schaar. Die Sprache aller Zungen findet ſich in einer Sprache wieder, in der Sprache der Liebe. Und dieſes Volk von Brüdern und Schweſtern hat einen Herrn, es iſt der Heiland, und dieſer Herr iſt zugleich die Liebe, der unerſchöpfliche Brunnen, aus dem Alle trinken. Wer mit der kleinen Gemeinde gehen will, den nimmt ſie freudig auf, allein ſie tadelt und verdammt Niemand, der ſeinen Weg in der Welt fortſetzt auf ſeine Weiſe; ſie ſagt aber dabei: unſere Weiſe iſt die richtige, — und will man Das tadeln? Thut nicht jede Gemeinſchaft ſo? Sagt Chriſtus ſelbſt nicht: Ich bin das Heil und das Leben, und wer an mich glaubet ſoll ſelig werden. Er ſagt nicht: Der und Jener iſt zugleich mit mir das Heil und das Leben, ihr mögt zugleich an Dieſe oder Jene glauben, und ihr werdet ſelig werden.“

„Hier kommen wir an den Punkt,“ warf Dorothee raſch ein, „wo unſere Wege auseinander gehen. Ich will jene uns überlieferten Worte, wenn ſie wirklich ſo und nicht anders geſprochen worden

ſind, anders gedeutet ſehen. Iſt Chriſtus der Heiland der Menſchen und zeigte er auf ſich, als auf den Weg, den zu ihrer Vervollkommnung die Menſchheit gehen ſoll, ſo kann unmöglich eine ſtarre, für alle Zeiten feſtſtehende und auf alle Zeiten gleich gut paſſende Perſönlichkeit Chriſti angenommen werden. Alles ſtarre und feſtſtehende iſt Menſchenwerk, Alles Bewegliche und Fortwachſende iſt göttlich. Die Gottheit Chriſti, als ſie zur menſchlichen Erſcheinung kam, unterwarf ſich zugleich allen Bedingungen, unter denen menſchliche Erſcheinungen auftreten, namentlich unterwarf ſie ſich dem Geſetze der Wandelbarkeit menſchlicher Wahrnehmung und Auffaſſung. Die Geſchichte der Bibel iſt hiervon Zeuge. Vom wüthendſten Fanatismus, der Millionen Opfer ſchlachtet, bis zum ſpottenden Skeptizismus und der kalten Gleichgültigkeit hat dieſes Buch, das für die Menſchheit beſtimmt iſt, alle Phaſen durchgemacht, die irdiſche Werke nur durchmachen können. Dieſes zeigt, daß noch Niemand geboren worden, der das Richtige ſich herauslas, und iſt mir ein Beweis, daß das Richtige überhaupt in keiner menſchlichen Urkunde, ſie mag heißen, wie ſie will, enthalten iſt, weil Buchſtabe Buchſtabe bleibt, und die allergewiſſenhafteſte Ueberlieferung immer nur gegen den unermeßlichen, durch die Jahrtauſende der Menſchengeſchichte und Menſchenerziehung hinrollenden Strom gehalten, nur ein kleines, dürftiges Moment bleibt, das der For-

ſcher und Kenner allerdings beachtet, aber ihm keinen ausſchließenden Werth beilegt. Wenn wir einen vermittelnden Chriſtus annehmen, der zwiſchen Schöpfer und Geſchöpf ſteht, ſo iſt ſeine Miſſion eine unendlich großartigere, als daß ein Menſch ſie faſſen, eine Schrift ſie widergeben könnte. Wir ſchwachen Geſchöpfe des Augenblicks können einer ſolchen koloſſalen Miſſion gegenüber nichts thun, als ſtaunen, anbeten und dieſem Rufe an uns Folge leiſten. Dies thun wir, indem wir unſerm Geiſte einen Spielraum geben ſo weit als möglich, indem wir Alles und Jedes in dieſen Kreis einfaſſen, was dem Ziele der Vervollkommnung zuſtrebt, das mit den Flügeln glühender Begeiſterung durch die Myriaden von Welten, durch den Donner der dahinrollenden Jahrtauſende dem ewigen Gottesauge zufliegt. Dieſes Leben in einem göttlichen Leben, dieſes Zuſammenhalten mit allem Edlen und Großen, was im Strome der Zeiten aufgetaucht iſt, erhält uns friſch und thätig, giebt uns das Bewußtſein, daß wir nicht verloren gehen können und macht uns der Miſſion Chriſti theilhaftig. In dieſem Sinne kann Chriſtus ausrufen: „Ich bin der Weg und das Leben, nur wer an mich glaubt, wird ſelig werden.“ Aber an Chriſti Perſon haften zu bleiben und zwar an eine beſtimmte Ueberlieferung, oder gar die Beſchränkung ſo weit treiben, ſich in die Wundenmale zu vertiefen, dieſen als ſolche eine Be-

deutung beizulegen, kleinliche Regeln auf kleinliche Zuſtände zu bauen und dieſes Alles mit einer Liebe umſpinnen, die, in ſich gehend, keinen freien Blick nach Außen geſtattet, die in der engſten Umfriedigung, bei dem beſchränkteſten Horizonte ſich am glücklichſten fühlt, das iſt nicht der Weg, den ich gehen mag; und will man mir vollends ſagen, es iſt der einzige richtige, den es giebt, ſo ſträube ich mich mit allen Kräften meines Geiſtes, ihn zu gehen."

Dorotheens ſchönes Auge leuchtete, als ſie dieſe Worte ſprach, die von ihrer Umgebung, und kaum von Hiller und Trautmann verſtanden wurden. Allein dieſe waren verſtändig genug, keine Gegengründe aufzubringen, denn eine ſo feſt ausgeſprochene Anſicht zeigte von dem Daſein und Wirken eines Geiſtes, der ſich durch Uebung ſeiner edelſten Kräfte zu einer Höhe des Glaubens und Denkens aufgeſchwungen hatte, auf der ein gewöhnliches Zweifeln und Hin- und Herſprechen keinen Platz mehr fand.

Lucile eilte auf Dorotheen zu, warf ſich ihr in die Arme, indem ſie zugleich halb zu ihren Füßen ſank und rief: „Ach, theure, angebetete Frau, werden Sie mich nun weniger lieben, wenn ich nicht denken und fühlen kann wie Sie? Aber ich ſehe wohl, Sie ſtreben den Sternen zu, ich armes Kind hafte an der Erde und kann nicht anders."

Dorothee ſchloß das ſchöne Mädchen herzlich in

ihre Arme. „Sei glücklich, Liebe, und mache glücklich!“ rief ſie, „und wir haben uns verſtanden.“

Hiller und Trautmann ſetzten das ſo lebhaft angeregte Geſpräch fort. Lucile blieb zu den Füßen Dorotheens liegen, die ihre Hand ſorgend auf ihr Haupt legte. Frau von der Recke trat ein und führte an ihrer Hand Herrn Tiedge, der ſoeben angelangt war, und der der kleinen Geſellſchaft eine ſehr förmliche, abgemeſſene Verbeugung machte. Als Lucile an die Reihe kam, von ihm begrüßt zu werden, konnte man bemerken, wie der fromme Sänger ſtutzte und wie er mit ſichtlich angenehmer Ueberraſchung in das noch von der Theilnahme an dem eben gehabten Geſpräche lieblich geröthete Antlitz des Mädchens blickte.

Der fromme Sänger war übrigens bereits über die Vierzig hinaus, und der Dichter der überall ſo hochgefeierten „Urania“ hatte jetzt ein ziemlich ſicheres und feſtes Weſen angenommen. Frau von der Recke gefiel ſich jedoch darin, ihren Liebling immer noch als einen halben Knaben darzuſtellen. Sie nannte ihn, wenn ſie ſchmeichelnd von ihm ſprach, den Knaben Melindus, nach einem in der Urania vorkommenden Namen, und er ſie nie anders als „die edle Eliſa!“

Die wenigen Tage, die man noch in Herrnhut bleiben wollte, wurden hingebracht, Predigten und Vorträge zu hören und bei Liebesmahlen gegen-

wärtig zu ſein, wobei es öfters vorkam, daß der Knabe Melindus aus Zerſtreutheit ſich auf die Bänke verirrte, wo die ledigen Schweſtern ſaßen, wodurch denn ein kleines, aber ſchnell vorübergehendes Aergerniß entſtand. Auch brachte der Knabe bei Spaziergängen dadurch eine Unordnung zu Stande, daß er ſtets mit Lucilen gehen wollte, welches Frau von der Recke zuletzt faſt gewaltſam verhindern mußte, wofür ſie Hiller's Dank einerndtete. Bei Gelegenheit eines Sonnenunterganges warf ſich Herr Tiedge in's Gras, breitete die Arme aus und fing an, eine Hymne an die Gottheit vorzutragen. Als Dorothee dieſes lächelnd bemerkte, ſagte ihre Schweſter: „So iſt er! Immer der feurige, kindliche Naturſohn! Ich bitte Dich, bemerke es nicht, daß er im Graſe liegt, er hat mir ſchon geſagt, daß er ſich vor Dir fürchtet, als vor einer vornehmen Weltdame, die ihn nicht verſtände und die er nicht verſtehe."

Die ernſte Stimmung wurde bald wieder vorherrſchend. Die Männer waren fortwährend in religiöſen Debatten begriffen, die Frauen demnach auf ſich angewieſen. Dorothee nahm ihre liebe Lucile und während Frau von der Recke einige Abſchiedsbeſuche abſtattete, denn dieſe machte ſich nunmehr bereit zu ihrer Reiſe nach Italien, ging ſie den ſo maleriſch gelegenen Kirchhof der Gemeinde aufzuſuchen. Es war ein milder, ſchöner Abend. Lucile blieb an einem Grabe betend zurück und Dorothee

wandelte allein durch die Laubgänge des Gartens. Zu beiden Seiten waren die Grabsteine, einfache Steine, ohne allen Zierrath, vertheilt. Auf einem dieser Steine saß ein alter Mann in dürftiger Kleidung und in einer nachdenkenden, gebeugten Stellung. Er blickte auf, als Dorothee sich näherte, neigte aber dann sein Haupt wieder zur Erde, indem er ein paar Worte vor sich hinmurmelte, die halb wie eine Begrüßung, halb wie ein Gebet klangen. Als Dorothee nochmals an ihm vorüberging, richtete er sich auf, sah sie mit einem düstern Blicke an und rief dann: „Dorothee, Herzogin von Kurland, lerne erst den Schmerz kennen, ehe Du über Menschenglauben und Menschenglück urtheilest. Du hast Deinen Sohn verloren, Deinen Vater — doch Du kannst noch Jemanden verlieren, der Deinem Herzen theuer ist, um dessen Verlust Du klagen wirst. Herzogin Dorothee — Dein Leben ist strahlend und glücklich — aber gedenke des Armen, der Nichts hat, als seinen Gott."

Diese Worte aussprechen und rasch in ein Gebüsch einbiegen war das Werk eines Augenblicks. Dorothee stand erschreckt stille: ihr erster Gedanke war, daß sie einem Wahnsinnigen begegnet sei; dann aber überzeugte sie sich, daß gerade diese Anrede mit ihrer Beziehung auf die letztgeführten Gespräche unmöglich von einem Verrückten herrühren könne. Rasch eilte sie nach, erreichte auch den Baumgang,

in den jener Räthſelhafte eingelenkt, allein ſie entdeckte ihn nirgends; auch Boten, die ſie, ſo ſchnell ſie dieſe erlangen konnte, ausſandte, den Mann zu ſuchen, fanden ihn nicht. Es blieb durchaus räthſelhaft, wer er geweſen und welchen Zweck er bei dieſem ſeltſamen Zuſammentreffen gehabt. Zu Hauſe angelangt, erzählte ſie, was ihr begegnet, doch auch hier wußte Niemand genügende Auskunft zu ertheilen. Dorothee, die Nichts unbeachtet ließ, wenn es auch zu den ſcheinbar unbedeutenden Begegniſſen gehörte, nahm ſich dieſe Mahnung zu Herzen. Es lag in ihr ein Kern Wahrheit. Sie war gewohnt, ſich zu offen auszuſprechen, und dieſe harmloſen und oft rückſichtloſen Aeußerungen, gerade um ſo freimüthiger gegeben, weil ſie ſich in ihrem Innern keines Fehls bewußt war, konnten kindliche und ſchwache Seelen, die nicht im Stande waren, dem Fluge ihres Geiſtes zu folgen, in ihrem einfachen Glauben irre machen, und ſicherlich hatte auch dies der unbekannte Warner im Sinne, wenn er der Beſtürzten zurief: „Raube dem Armen nicht ſeinen Gott!“ Innig ergriffen von der Wahrheit dieſer Mahnung, beſchloß Dorothee, vorſichtiger zu ſein, und da nur allein das Glück ihrer Nebenmenſchen, der Friede und die Liebe, die ſie den bekümmerten Seelen entgegentragen wollte, der Beweggrund ihres Strebens nach Außen hin war, nahm ſie ſich vor, ihre eigene Ueberzeugung mehr geheim zu halten. „Raube dem

Armen nicht seinen Gott!“ Diese Worte tönten noch lange in ihrem bewegten Gemüthe nach. „Ich kann nicht anders glauben, wie ich glaube,“ sagte sie, „allein ich will freudig befördern helfen, wo und wie ich auf dem Wege des Friedens Jemand finde, ohne zu untersuchen und zu richten, ob dieser Weg auch der meinige ist.“ Mit diesem Vorsatze echt christlicher Duldung und mit der Demuth einer großen liebenden Seele kehrte sie zu dem fast verlorenen Frieden ihres Geistes zurück: nur die gleichsam im düsteren prophetischen Sinne ausgesprochene Drohung: „Du kannst noch mehr verlieren, als Du bereits verloren hast,“ machten sie erbeben. Sie dachte an ihre Kinder; der geheimnißvolle Mahner konnte Niemanden anders als diese gemeint haben.

Die kleine Gesellschaft trennte sich nun. Frau von der Recke und Herr Tiedge traten ihre große Reise an, Trautmann und Hiller blieben für's Erste noch an dem Orte, Dorothee ging nach Löbichau; sie fand dort ihre Tochter Dorothee, deren Erzieherin, Rustan und den Generalen.

Sie war nur wenige Tage erst zu Hause, als eines Nachmittags, als sie eben im Parke mit ihrer Tochter und dem Generalen spazieren ging, Rustan athemlos und bleich auf die kleine Gruppe zustürzte, indem er rief: „Himmel! Durchlaucht, wer ist der Offizier, der so eben angekommen ist und sich nach

Ihnen erkundigt hat, ohne seinen Namen nennen zu wollen?"

„Ein Offizier?" fragte Dorothee, „von welcher Nation?"

„Ein Russe; ach, und wenn mich nicht Alles trügt, es ist —"

„Nun?"

„Ich will ihn nicht nennen! Ich kann mich geirrt haben."

„Mein Himmel, lieber Rustan, Sie thun ja, als wenn es der Kaiser von Rußland wäre!"

„Und ist er es nicht?" fragte der Aengstliche, indem er auf die ferne Terrasse zeigte.

Und die Stufen derselben stieg — Alexander herab. Er war es! Gefolgt von einem Adjutanten, der oben auf der Terrasse zurückblieb. Alexander schritt den Gang hinab, indem er ein Glas vor dem Auge hielt und die noch ferne Gruppe aufmerksam betrachtete. Dorothee blieb stehen, sie flüsterte ihrer Begleitung zu: „Er ist's! Lenken Sie, meine Herren, mit meiner Tochter in jenen Gang ein; ich weiß in der That nicht, ob es Ihnen und dem Kaiser gelegen kommen wird, sich einander zu begegnen."

„Wir folgen dieser Weisung mit Freuden," sagte der General, reichte der Prinzessin den Arm und Rustan folgte. Dorothee eilte ihrem hohen Gaste entgegen.

Alexander, der bereits die Bekanntſchaft der Herzogin in Petersburg gemacht hatte, als ſie ſich in Erbſchaftsangelegenheiten dort befand, nahte ſich ihr mit ſeiner gerühmten Artigkeit und einſchmeichelnden Form. Er ergriff ihre Hand, küßte ſie und ſagte: „Ein Reiſender nimmt die Geſetze der Gaſtfreundſchaft in Anſpruch, werden Sie ihm, Fürſtin, eine gütige Aufnahme verſagen?“

„Euere Majeſtät haben alſo nicht vergeſſen,“ entgegnete Dorothee, „daß es ein kleines Dorf auf der Welt giebt, wo eine Ihrer treueſten Verehrerinnen und Bewundererinnen weilt.“

„Sagen Sie lieber, Fürſtin, wo meine größte Schuldnerin wohnt, der ich für ſchöne, genußvolle Stunden Dank ſchuldig bin. Aber ich ſtöre doch nicht? Wer iſt die junge Dame, die ſich dort entfernte?“

„Meine Tochter, Sire, und ein paar Freunde, die mich hier in der Einſamkeit beſucht haben.“

„Ich will nicht fürchten, daß ich ſie verſcheucht habe!“

„Sie werden den Befehl erwarten, ſich Euerer Majeſtät nahen zu dürfen.“

„Laſſen Sie uns nach ländlicher Sitte ohne Zwang mit einander verkehren. Welch' ein reizender Landſitz! Und Alles Ihr Werk, Fürſtin. Ich kann mir denken, wie man hier die Welt vergißt, allein ich will mir nicht denken, daß man auch hier ſeine Freunde vergißt. Und doch ſcheint es ſo.

Wenigſtens klagt darüber der arme Mann, der am Ufer der Newa ſeine Hütte gebaut hat."

„Sire, die Welt iſt jetzt ſo voll böſer Händel, daß eine einſame Wittwe gut thut, auf ihrer Scholle ruhig ſitzen zu bleiben."

Bei dieſem Geſpräche hatten der Kaiſer und die Herzogin die Terraſſe erreicht und der Salon nahm ſie auf, in welchem bereits Vorkehrungen zum Empfange des hohen Gaſtes getroffen waren, und auserleſene Erfriſchungen auf mehreren Tiſchen ſtanden. Alexander, der von dem Kongreſſe zu Erfurt kam, war gütig genug, ſeiner ſchönen Wirthin ſo viel Intereſſantes von dieſer berühmten Zuſammenkunft zu erzählen, daß die beflügelten Abendſtunden viel zu früh die Nacht herbeiführten, die der Kaiſer zur Fortſetzung ſeiner Reiſe beſtimmt hatte.

Es lag Alexandern daran, mit ſeiner liebenswürdigen Wirthin noch ein paar Augenblicke allein zuzubringen. Nachdem die Prinzeſſin vorgeſtellt worden war und der hohe Gaſt an ſie einige freundliche Worte gerichtet, reichte er der Herzogin den Arm und verſchwand mit ihr in das Kabinet, deſſen Thüren ſich hinter ihnen ſchloſſen.

Sein erſter Blick hier traf auf die Marmorbüſte Napoleon's, die ein friſcher Kranz ſchmückte. Dies gab Veranlaſſung, daß Alexander ſich in ſehr ergiebig fließender Lobrede über dieſen Helden des

Jahrhunderts ergoß und dadurch Dorotheen ermuthigte, auch mit dem Geständniſſe ihrer Neigung hervorzutreten. Beide prieſen jetzt den Kaiſer und Alexander hob beſonders deſſen Mäßigung im Siege hervor, während Dorothee die großartigen Einrichtungen im eignen, wie in fremden Staaten pries, die von dem mächtigen Eroberer ausgegangen. Zuletzt geſtanden ſich Beide, daß ſein Erſcheinen nothwendig geweſen, um dem zerrütteten und verkommenen Zuſtande der Dinge eine verjüngte und verbeſſerte Geſtalt zu geben. Dorothee lehnte, als ſie ihre begeiſterten Worte ſprach, an der Säule von gelbem Marmor, auf welcher die Büſte ſtand. Ihr Haupt war dem Lichte zugewendet, und das volle Haar fiel ihr auf Schultern und Nacken. Alexander trat einen Schritt zurück, betrachtete die ſchöne Erſcheinung und ſagte dann: „Aber wie wage ich es, indem die göttliche Muſe ſelbſt gegenwärtig iſt, über Gegenſtände der Geſchichte zu ſprechen? Ich darf hier nur anbeten und verehren.“ Ueberraſcht von dieſer Artigkeit, die ſie nicht erwartet hatte, erröthete Dorothee, faßte ſich jedoch ſchnell, nahm den Kranz von der Büſte und ihn dem Kaiſer hinhaltend, ſagte ſie: „Sire, bin ich die Muſe der Geſchichte, ſo kenne ich meine Verpflichtung, ich nehme den Kranz vom Haupte des großen Mannes und gebe ihn dem größeren.“

„Laſſen Sie lieber beide Männer Freunde ſein, als daß Sie veranlaſſen, daß ſie ſich einander den Rang ſtreitig machen," erwiderte Alexander in ernſtem Tone.

„Alexander und Napoleon!" rief Dorothee, „und Europa iſt frei und glücklich!"

Der Kaiſer führte ſie zum Sopha, nahm neben ihr Platz und begann in einem heiteren Tone: „Zu etwas Anderem, Herzogin; und zwar zu Etwas, was Ihr Herz näher angeht, als die Wohlfahrt Europa's und eine Freundſchaft mit dem großen Corſen. Ich komme als Freiwerber. Der Fürſt Talleyrand hat mich erſucht, Sie gütig für ihn und ſeine Pläne zu ſtimmen; er beabſichtigt um die Hand der Prinzeſſin Dorothee für ſeinen Neffen bei Ihnen zu werben. Ich kann nicht anders, als dieſem Verlangen meinen Beifall geben. Der junge Mann iſt würdig, einem ſo hohen Preiſe nachzuſtreben."

„Dieſer Antrag überraſcht mich," entgegnete Dorothee, „doch bin ich dankbar für die Gnade, die mir Ew. Majeſtät erzeigen, mir in meinen häuslichen Angelegenheiten rathen zu wollen."

„Ich ſehe Sie nachſinnend. Ich will auf Ihren mütterlichen Rathſchluß durchaus keinen Einfluß ausüben. Frauen ſtiften die Ehen und Frauen trennen ſie. Ich habe nie den Ehrgeiz gehabt, in dieſem Departement zu arbeiten. Der Himmel hat

mir eine Tochter verſagt, aus dem Grunde, weil er wohl eingeſehen, daß ich ſie würde ſchlecht an den Mann gebracht haben.“

Ew. Majeſtät ſcherzen. Der Grund meines Nachdenkens iſt ein ſehr verzeihlicher, der Fürſt iſt Franzoſe; das Band, das ich mit ſeinem Hauſe knüpfe, würde mich über die Grenzen meines Vaterlands, Deutſchland, führen. Dies iſt um ſo mehr zu befürchten, da ein ſo hochgeſtellter und bedeutender Mann die Hand nach einer Verbindung mit meinem Hauſe ausſtreckt.“

„So leben Sie in Paris künftig!“ bemerkte Alexander. „Was hindert Sie? Sie haben eine Tochter einem Italiener gegeben, weshalb nicht eine einem Franzoſen?“ —

„Ew. Majeſtät mächtige Fürſprache beſiegt alle meine Gegengründe — ich gebe nach. Der Fürſt ſoll nur kommen, er ſoll mich und mein Kind willig finden,“ ſagte Dorothee.

„So werden Sie einen Glücklichen mehr zu Ihren Füßen ſehen,“ entgegnete der Kaiſer ſich erhebend. Er brach das Geſpräch über dieſen Gegenſtand raſch ab, — es war, als wenn eine plötzliche Zerſtreutheit ihn befiele. Nach einigen Worten eines ehrerbietigen und zärtlichen Abſchieds, in welchem er die Hoffnung ausſprach, die Herzogin bald in Petersburg zu ſehen, reichte er ihr wieder den Arm und trat aus dem Kabinette.

Es war nahe an Mitternacht als er Löbichau verließ.

Die Herzogin blieb nachdenklich zurück. Die Hoffnung, künftig in Paris zu leben, war ihr durchaus nicht unwillkommen. Ein lebhafter Trieb beseelte sie, dem Helden des Tages und den großen Weltbegebenheiten so nahe wie möglich zu sein. Ueberdies die Fremde war ihr nicht fremd; was sie gegen den Kaiser geäußert, war nur ein flüchtig hingeworfener Vorwand, um sich Bedenkzeit zu sichern. Wo war ihre Heimath? Es war das kleine Ländchen am Meeresstrande, da hätte sie leben, da sterben mögen, — da dies nicht sein sollte, so betrachtete sie mit weltbürgerlichem Sinne die ganze Erde als ihre Heimath. Wo sie Gutes wirken, wo sie Schönes erschaffen, wo sie thätig für die hohen Zwecke, die ihr vorschwebten, arbeiten konnte, da war sie zu Hause. Das kleine Löbichau war ein liebliches Fleckchen Erde, aber es war ihre Heimath nicht. Also Paris! Der Brennpunkt der großen Interessen, der Strudel in welchem die weltschöpferische Ideen brausten, — dorthin lenkte sie gerne ihr Blick.

Wenige Wochen hierauf trafen Briefe des Fürsten Talleyrand ein, die eine Zusammenkunft der betheiligten Personen verabredeten. Der welterfahrene Fürst wußte nur allzuwohl, wie stark das Interesse war, das der Kaiser für die Herzogin gefaßt hatte,

um nicht mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote ſtanden, eine Verbindung ſeines Enkels mit dieſer „Freundin“ eines ſo mächtigen Monarchen zu betreiben.

Die nächtliche Fahrt.

Nach dem Beſuche des Kaiſers trat einige Tage Ruhe auf Löbichau ein. Das Leben nahm ſeinen gewohnten Gang. Der Kreis der Freunde und Gäſte war diesmal klein, er beſtand aus Beſuchenden, die aus Altenburg herübergekommen waren, und den Hausgenoſſen, zu denen Ruſtan und der General gehörten; der Erſtere ebenſo durch ſeine Pflicht wie durch Neigung, der Andere lediglich durch die letztere hier feſtgehalten. Der kleine Kreis fand ſich in den Abendſtunden in dem Wohnzimmer der Hausherrin zuſammen. Hiller wurde vermißt, denn Niemand ſchaffte jetzt Bücher und Bilder herbei, auch fielen die lebhafteſten Anregungen zu Geſprächen aller Art weg, denn er war es, der durch die Lebendigkeit ſeines Geiſtes ſtets ſolche

herbeizuführen wußte. Die alte Ehrendame beklagte, daß Trautmann fehlte, mit dem ſie oft ſtundenlange Discurſe über religiöſe Gegenſtände gehalten.

Je kleiner der Freundeskreis war, um deſto mehr mußte ein Ereigniß auffallen, das mit Beſorgniß erregenden Nebenumſtänden auftrat. Dorothee verſchwand. Sie blieb einen Tag fort, den zweiten, ja ſogar den dritten und Niemand konnte ſagen, wo ſie war. Es hatte ſich früher wohl einige Male ereignet, daß ſie, ohne ihre Freunde beſonders in Kenntniß zu ſetzen, einen Ausflug machte, allein dann dauerte dieſer nie länger als einen Tag und war gewöhnlich in Begleitung des Amtmanns oder Inſpektors nach einem der Vorwerke des Gutes gerichtet, um bald dieſen, bald jenen wirthſchaftlichen Gegenſtand in Augenſchein zu nehmen; oder die Fahrt ging nach Altenburg, wo denn entweder die alte Gräfin, oder eine der jungen Damen aus der Umgebung der Prinzeſſin, gemeiniglich dieſe ſelbſt, mitgenommen wurden. Doch diesmal war von Alle Dem nichts geſchehen. Die Herzogin hatte ſich völlig allein und auf eine myſteriöſe Weiſe entfernt. Sie hatte zu dieſem ſeltſamen Ausfluge auch nicht ihre eigene Equipage benutzt, ſondern nach dem Reſultat, das die Nachforſchungen Ruſtan's geliefert, hatte ſie einen Miethwagen an dem äußerſten Parkthore ſpät am Abend halten laſſen, und mit dieſem war ſie fortgefahren; — wohin? das konnte durchaus

nicht ermittelt werden. Da durch den Krieg, der sich zwar von dieser Gegend fortgezogen, immer aber noch Unruhe und Unordnung aller Art hinterlassen hatte, waren die Landstraßen unsicher gemacht, und die näheren wie die entfernteren Orte deshalb nicht ohne Gefahr erreichbar. Hätte die Herzogin gewollt, daß die Ihrigen von ihrem Unternehmen Kenntniß erhalten sollten, so wäre es ihr ein Leichtes gewesen, ein paar Zeilen zu hinterlassen, offenbar hatte sie demnach eine solche Benachrichtigung nicht für nöthig erachtet, indem sie baldigst wiederzukehren beabsichtigte. Welch' ein Umstand konnte sie nun bewogen haben, so lange wegzubleiben und die Besorgniß der Zurückbleibenden auf die ängstlichste Weise zu erregen? Bei der zarten Rücksicht und Vorsicht für die Ihrigen, die sie nie aus den Augen setzte, konnte dieser zwingende Umstand nicht anders als ein sehr wichtiger sein. Bis zum Mittage des zweiten Tages harrte Rustan aus, dann aber hielt ihn Nichts zurück; er mußte, so weit es in seinen Kräften stand, nachforschen, ob nicht ein Unglück der theuren Vermißten zugestoßen, ob sie nicht in eine Gefahr gerathen, der rasch entgegengetreten werden müsse. Er und der General bestiegen daher eine leichte Jagdchaise und lenkten nach einem Wege hin, auf dem eine vielleicht mögliche Spur zu entdecken war, nämlich in ein Städtchen, wo, wie sie wußten, eine ehemalige Dienerin der Her-

zogin wohnte, die erkrankt war. Es ließ sich zwar kaum annehmen, daß, um diese Frau zu besuchen, die Gebieterin eine so unnöthige Vorsicht und Geheimhaltung ihrer Fahrt würde beobachtet haben, indessen eine andere Deutung gab es nicht und somit gaben die beiden Männer sich der Hoffnung hin, ihr Ziel auf diesem Wege zu erreichen. Sie erreichten das Städtchen gegen Abend und daselbst in einem kleinen Gasthofe absteigend, stellten sie sogleich ihre Nachforschungen an. Allein die kranke Frau hatte keinen Besuch erhalten und in dem Städtchen wußte man nichts von der Ankunft oder der Durchreise der an diesem Orte wohlbekannten Fürstin. Noch an demselben Abende fuhren die Reisenden weiter, indem sie nun die Straße nach Altenburg einschlugen. Es wurde Nacht, und sie stiegen in einer kleinen Herberge am Wege ab. Der General legte sich ermüdet zu Bette, Rustan jedoch, den die Unruhe und der Kummer nicht rasten ließen, ging mit einem Knechte aus dem Dorfe, den er sich zum Führer mitgenommen, in den nahen Wald, wo man, wie ihm in der Schenke erzählt wurde, einen Reisewagen vor wenigen Stunden hatte hinlenken sehen, in welchem eine Dame, von einer französischen Eskorte begleitet, Platz genommen. Durch diesen Wald ging ein näherer Weg an die Grenze, und da jenseits derselben französische Truppen standen, so konnte angenommen

werden, die Herzogin habe ſich nach Altenburg begeben wollen, ſei jedoch von feindlichen Soldaten aufgefangen und fortgeführt worden. Es koſtete Mühe, ſich in der tiefen Finſterniß der Nacht durch den Wald zu arbeiten, nur mit Hülfe einer Laterne, die der Führer trug, gelang es, den Weg einzuhalten. Der Schein dieſes Lichtes beleuchtete oft Gegenſtände von erſchreckender Natur, ſo ſah man Todte und Ausgeplünderte am Wege liegen, die die Opfer irgend einer räuberiſchen Bande, die ſich im Lande umtrieb, geworden waren. Es gehörte der Muth und die Feſtigkeit Ruſtan's dazu, unbeirrt weiter zu dringen, denn das Schickſal das Jene getroffen, konnte ihn, der nicht hinlänglich mit Waffen verſehen war, ebenfalls ereilen. Endlich lichtete ſich der Wald und die Wanderer gelangten auf eine Ebene, die von einem Fluſſe durchſchnitten wurde, an deſſen Ufer hier und da Feuer brannten. An eines dieſer Feuer machte ſich Ruſtan heran, und erkannte, daß es friedliche Fiſcher waren, die hier die Nacht bei Ausübung ihres Gewerbes zubrachten. Bei ihnen erkundigte er ſich, ob ſie nicht einen Reiſewagen die Straße entlang hatten vorbeifahren ſehen. Es wurde bejaht, doch der Wagen hatte nicht der Grenze zugelenkt, ſondern war einem Landgute zugefahren, das ungefähr eine Stunde entfernt am Abhange des Waldes belegen; auch hätten keine Soldaten den Wagen begleitet. Von

neuem ſtiegen in Ruſtan Zweifel auf, ob dieſe Spur die richtige ſei. Er ſetzte ſich auf einen Stein am Fluſſe und ſann ermüdet nach, was zu thun ſei. Der Knecht mit der Laterne trat zu der nächſten Gruppe Fiſcher und ließ ſich mit dieſen in ein Geſpräch ein. Halb willenlos lauſchte Ruſtan dieſen Reden, und ſchon war er im Begriff, wieder aufzubrechen und ſeine befürchtlich zweckloſe Wanderung fortzuſetzen, als ein paar leicht hingeworfene Worte des einen Fiſchers plötzlich ſeine volle Aufmerkſamkeit rege machten. Der Mann erzählte, wie er einen Kranken bei ſich zu Hauſe habe, und wie deshalb ſeine Frau ihn gebeten, nicht bis zum Morgen fortzubleiben, ſondern zeitig heimzukommen. Dieſer Kranke ſei ſeit geſtern von einer vornehmen Frau beſucht worden und dieſe begehre, daß er in das Städtchen gebracht werde, allein die Männer im Dorfe hätten ihr gerathen, ihn zu laſſen wo er ſei, da er doch die nächſte Nacht nicht mehr erleben werde. Ruſtan rief den Fiſcher an und fragte ihn umſtändlich aus; er erfuhr jedoch wenig mehr als er bereits wußte, nur über die Perſönlichkeit der fremden Frau gelang es ihm, einiges Nähere zu erforſchen, und dieſe Mittheilungen, ſo unbefriedigend und ungenau ſie auch waren, bewogen ihn doch dieſe Spur zu verfolgen. Der Fiſcher ließ ſich für Geld und gute Worte bewegen, mitzugehen und von neuem wurde ein langer, ermüdender Weg zurückgelegt.

In der Nähe des Dorfes angelangt, ſahen die Wanderer langſam einen Wagen herankommen und um die vorſpringende Mauer des Kirchhofs biegen. Ein Vorgefühl ſagte dem Freunde, er befinde ſich in der Nähe deſſen, was er ſuchte. Er blieb ſtehen, der Wagen mußte dicht an ihm vorüber. Zwei Männer zu Pferde mit Fackeln, der Eine voran, der Andere hinterdrein umgaben das Geſpann. Ruſtan erſtieg einen Stein um in das Innere des halboffenen Wagens zu ſehen; in dieſem Augenblicke warf der Schein der einen Fackel ein helles Licht auf die Reiſenden und faſt hätte Ruſtan einen lauten Schrei ausgeſtoßen, denn ſein Auge traf auf die ſtarren, lebloſen Züge der Herzogin, die ohne um ſich zu blicken oder den Gegenſtänden um ſie her nur irgend Aufmerkſamkeit zu ſchenken, wie ein weißes Marmorbild daſaß. Ruſtan näherte ſich, ſie ſah ihn nicht und machte nur eine abwehrende Bewegung, langſam bewegte ſich der Wagen weiter. Neben ihr ſaß ein Mann in einem Offiziersmantel gehüllt, tief zuſammengeſunken, das Haupt auf der Bruſt. Einen unbeſchreiblich erſchreckenden Eindruck machte dieſe nächtliche Erſcheinung. Selbſt die rohen Sinne des Fiſchers wurden davon betroffen, er winkte zum Wagen hin und flüſterte dabei ſeinem Gefährten zu: „Die bringt eine Leiche fort. Der Mann im Wagen iſt todt, das kann man ſehen.“

Unſchlüſſig was er beginnen ſollte, blieb Ruſtan am Wege ſtehen. Er ſah dem Wagen nach, der an einem Abhange verſchwand, nur die rothen Scheine der Lichter flammten noch lange durch die Finſterniß.

Was war das? Hatte ſie ihn erkannt? Wer war der Mann an ihrer Seite? dieſe Fragen kreuzten ſich wild in Ruſtan's Kopfe. Sein Begleiter hatte von einem der Bauern mit den Fackeln erfahren, daß das Ziel der Fahrt das Städtchen ſei, wo man einen Arzt zu finden hoffe. Dorthin wollte er ſich nun auch begeben. Das Bild der geiſterbleichen, ſeltſam ſtarr und aufrecht ſitzenden Geſtalt, neben ihr die im Mantel gehüllte Leiche — es war faſt, um den Unglücklichen zum Wahnſinn zu bringen. Er brauchte Zeit, ſich zu faſſen, ſich auf das Nächſte und Wirkliche zu beſinnen, denn es wollte ihn bedünken, ein furchtbares, nächtliches Traumbild ängſtige ihn.

Aufblickend ſah er die Spitze des Dorfkirchthurms noch vom Schein der Lichter geröthet, zu gleicher Zeit tauchte aus dem Gebüſche jenſeit der vorſpringenden Mauerſpitze ein Lichtſchein auf, und den Pfad hinauf kamen nächtliche Wanderer ebenfalls mit einer Leuchte verſehen. Dieſe abzuwarten trat Ruſtan etwas bei Seite. Die rüſtig Daherſchreitenden, denn es waren ihrer drei, zwei Frauen und ein Mann, ſchienen ihrerſeits überraſcht, auf Gefährten

zu treffen, und die beiden Laternen beleuchteten die gegenſeitigen Gruppen, indem ſie zugleich dunkle bewegte Schatten auf die nahe Kirchhofmauer warfen. Der Fiſcher erkannte ſein Weib und fragte ſie in etwas barſchem Tone, wohin ſie ſo tief in der Nacht wolle. Sie entgegnete, daß ſie die zweite fremde Dame, die unterdeſſen gekommen ſei, und im Wagen keinen Platz bekommen, in das Städtchen führe, der Knecht aus der Schmiede gehe mit. Ruſtan hatte während dieſer Fragen und Antworten, die in Tücher gehüllte ältere Frau näher in's Auge gefaßt und erkannte in ihr jene frühere Dienerin der Herzogin, die, wie er geglaubt hatte, krank darnieder lag, die jedoch ſchon längſt geneſen war. Er begrüßte ſie und Frau Gebhardt, ſo hieß die Frau, erwiderte mit großer Freude und Redſeligkeit den Gruß.

„Sie führt ein Engel des Himmels zu uns!“ rief die ältliche Dame indem ſie ſich ſogleich an Ruſtan's Arm hing; „Sie finden uns in der allergrößten Erdennoth. Du lieber Himmel, wer hätte Das gedacht! Die gute Herzogin!“

„Aber was ſoll Das Alles bedeuten, Frau Steuereinnehmerin?“

„Ja, was es bedeuten ſoll? Laſſen Sie mich nur etwas zu Athem kommen, liebſter Herr Ruſtan!“ erwiderte die Gefragte, indem ſie ein ſchwarzes Spitzentuch, das während des eiligen Gehens ihr

über's Geſicht gefallen war, hinwegſtrich. „Für's Erſte ſagen Sie dem Knechte daß er voran eile; am Ausgang des Waldes ſoll ein Fuhrwerk ſtehen, das auf mich wartet. Ich arme alte Frau, wahrlich ich kann unmöglich den Weg bis zum Städtchen zu Fuße machen. Ach, und nun gar mit dieſem Kummer im Herzen. Herr Ruſtan — ich habe Etwas anſehen müſſen — Herr Ruſtan, ich bin eine alte Frau, ich habe Manches erlebt und geſehen, was ſchrecklich iſt, und was Einem das Herz brechen kann, aber ſo etwas noch nicht! So etwas noch nicht! Die arme, arme Frau. Ja, wenn man noch ſo hoch ſteht, noch ſo ſchön und bewundert iſt, die dunkle Stunde kommt! — Und für unſere gute Frau dort iſt ſie gekommen."

Die Sprecherin ſtützte ſich hierbei recht nachdrücklich auf den Arm ihres Führers, der die ihm aufgetragenen Befehle ausrichtete. Den Fiſcher und ſein Weib ſchickte man heim, da man ihrer nicht weiter benöthigt war.

Eine Pauſe trat ein, während Frau Gebhardt ſich auf ihren Stab ſtützte, ihre Reiſetaſche an den andern Arm hing und nun ſich ganz ihrem Führer zuwandte. „Wer hätte gedacht," hub ſie an, „als wir uns in Warſchau zum letzten Male ſahen, daß wir uns hier, an einer Kirchhofmauer und in dunkler Nacht wiederſehen würden. Und Sie hörten, daß ich krank geweſen?"

„Man ſprach davon in Löbichau, und wir vermutheten, die Frau Herzogin ſei zu Ihnen gefahren.“

„Nein. Nicht zu mir. Zu einem Andern iſt ſie gefahren. Und zwar kaum hat der Brief ſie ereilt, ſo hat ſie ſich aufgemacht und iſt hierher gekommen. So liebt nur eine Frau. Aber die Fürſtin iſt groß; Alles, was ſie thut und wie ſie es thut, es iſt nicht wie bei andern gewöhnlichen Menſchen. Es zerreißt Einem das Herz, ſie leiden zu ſehen, aber man hört nicht auf, ſich zu freuen, daß Gott ein ſolches Weib geſchaffen. Und dann giebt es Leute, die ſie kalt nennen, die in ihr nur die vornehme Dame ſehen, die da glauben, daß ſie nichts verſtehe, als ſich mit Diamanten zu ſchmücken. Gott! Wie ich ſie heute Nacht geſehen — an ſeinem Bette hingeworfen! ſeine bleiche Hand an die Lippen drückend — da weiß man, was man von der vornehmen Dame zu halten hat. Blut, ſage ich Ihnen, Herr Reichskommiſſarius, Blut hat ſie geweint, und ſie hat ihn nicht erwecken können.“

„Wen denn?“ fragte auf's Aeußerſte erregt und faſt fieberhaft wild der Gefährte. „Ich erfahre ja noch immer nichts! Wen hat ſie hier getroffen? Wer iſt erkrankt? Wer ſitzt dort neben ihr im Wagen?“

„Wer? Ein Mann der hier in dieſer Welt kein Wort mehr ſpricht.“ —

Herr Ruſtan gab der Dame einen kleinen Stoß in die Seite, indem er außer ſich ſchrie: „In's Teufelsnamen — ich frage: wer iſt der Mann? Dieſes Weib iſt mein Mörder.“

Bei dem Stoß, den ſie erhalten, war Frau Gebhardt die Reiſetaſche entfallen, ſie nahm dieſe mühſam auf, während ihr Gefährte mit beiden Füßen abwechſelnd den Boden ſtampfte. „Herr Reichskommiſſarius,“ ſagte Frau Gebhardt, „Sie können mancheſmal etwas unhöflich ſein; aber ſo ſind die Polen Alle. Trotz der weißen Haare hören ſie nicht auf, Jünglinge zu ſein. Man muß ſich in jedem Alter vor ihnen in Acht nehmen. Nun denn, ich war ja eben im Begriff, es Ihnen zu ſagen, es iſt der Graf St. Cyr, oder wie er auch heißt: Herr Arnaud.“

Ruſtan athmete wieder auf; „So iſt es Der!“ rief er in einem ſchmerzlichen Tone. „Ein edler Mann und der Herzogin ſehr theuer, ja ſehr theuer. Woran iſt er denn ſo tödtlich erkrankt?“

„An einem jener ſchlimmen Fieber,“ antwortete Frau Gebhardt, „die hier in der Gegend herrſchen, ſeitdem die Lazarethe mit den vielen tauſend Kranken hier errichtet worden. Er kam geſund an, wollte zu der Herzogin und ſiehe da, in jenem elenden Dorfe mußte er liegen bleiben. Ich ſagte: er kam geſund hier an; dieſes eigentlich wohl nicht, denn wer ihn ſah, dieſes fahle Geſicht und dieſen Körper,

der hin und her ſchwankte, der ſagte ihm ohne viel Mühe voraus, was kommen würde. Man ſagt, der Mann ſei aus Herzenskummer ſo weit gekommen, daß er ſich ſelbſt nicht mehr ähnlich ſah. Nun, ich will das nicht beſchwören, denn die Männer können in dieſem Punkte viel vertragen. Mein ſel'ger Rochus war eine dicke, ſchwammige Natur, ſo recht gemacht, einen guten Braten und ein ebenſolches Glas Wein in ſich aufzunehmen und hat der Mann doch immer über ſein Gemüth geklagt! und wie ihn ſo viel Liebespein im Leben verfolgt. Ich ging, wenn er ſo anfing, immer in die Küche, denn ich wußte, es war eitel Reden und nichts dahinter. Es mag mit dem Grafen vielleicht etwas anders beſtellt geweſen ſein, es iſt möglich: man muß über ſeinen lieben Nächſten nicht zu ſcharf herfallen. Aber, lieber Herr Reichskommiſſarius, ſehen Sie denn noch nichts vom Wagen?"

„Nennen Sie mich nicht bei meinem alten längſtabgelegten und auch nur wenige Male geführten Titel," bemerkte Ruſtan. „Wo kein Reich iſt, iſt auch kein Kommiſſarius."

„Als ſolcher kamen Sie aber doch damals nach Kurland," fuhr die Redſelige fort. „Es war damals noch der ſtrenge Winter und alle unſere Seen waren zugefroren."

„Sie glauben alſo, daß der Graf todt iſt?" fragte Ruſtan.

„Man kann es nicht wiſſen. Die Frau Herzogin behauptet: nein! Nun das wird man ja baldigſt erfahren. Ich empfand keinen kleinen Schrecken, als ich durch einen Boten hierher beſchieden wurde und nicht wußte, warum und wie ich kommen ſollte, denn das Fortkommen iſt gewaltig ſchwer heutzutage. Wie ich kam, fand ich die trübſelige Geſchichte im vollen Gange oder vielmehr im völligen Stilleſtehen, denn der Graf lag ohnmächtig da und die Herzogin ſaß an ſeinem Lager. — „Kathinka,“ rief ſie mir zu, wie ſie mich immer genannt hat, „vergieb, daß ich Dich, da Du ſelbſt erſt kürzlich geneſen biſt, hierher gerufen habe, all' die Meinen wiſſen nichts von dieſem Vorfalle und ſollen auch nichts erfahren; ich habe aber Hülfe nöthig.“ — „Ich ſtehe zu Befehl, gnädige Frau,“ entgegnete ich und machte eine tiefe Verbeugung vor dem todten Grafen. Nun wurde ich bald hierhin, bald dorthin geſchickt, denn die Fiſchersfrau war ſo gut wie nicht vorhanden, denn ſie that wenig, und was ſie that, machte ſie ſchief. Der Mann ging ſeiner Wege, trotz deſſen, daß wir ihm Geld boten; er dachte, es wäre nicht geheuer mit uns. Durch tauſend Mühen gelang es mir, den Wagen zu erhalten, damit wir in das Städtchen gelangen konnten. Die Herzogin warf das Geld hin, als wenn es Kieſel geweſen. Die arme Frau, ich glaube, ſie war ſelbſt mehr todt als lebendig.“

Das Geſpräch wurde durch die Ankunft eines Bauerwagens unterbrochen, deſſen Inneres mit Heu gefüllt und mit einer Pferdedecke belegt war. Auf dieſem prunkloſen Sitze nahmen nun Frau Gebhardt und Ruſtan Platz. Der Mann mit der Laterne ging voraus und langſam bewegte ſich das Fuhrwerk durch den Wald.

Ruſtan war feſt entſchloſſen, ſeine Gegenwart und die des Generals der Herzogin nicht kund werden zu laſſen, er ſah ein, bei der Wendung, die dieſe unglückliche Angelegenheit zuverſichtlich nehmen mußte, daß jede Spur einer fremden Einmiſchung oder eine zudringliche Nachforſchung nur beleidigend auf das im tiefſten Innern verletzte Gemüth wirken müſſe. Er bat daher Frau Gebhardt, ſein Erſcheinen zu verſchweigen, und als man das Städtchen erreicht hatte, begab er ſich in die abgelegene Schenke und ſtellte von hier aus vorſichtig ſeine weiteren Nachforſchungen an. Es kam ſo, wie es vorauszuſehen war. Die Belebungsverſuche, vom Arzte angeſtellt, erwieſen ſich als fruchtlos: Die Herzogin hinterließ Befehle, wie es mit der Beiſetzung der Leiche zu halten ſei, und reiste durch Nacht und Dunkel wieder ab, wie ſie gekommen war. Frau Gebhardt blieb einſtweilen in dem Städtchen zurück. Ruſtan und der General ſchlugen einen näheren Weg ein und waren früher zu Hauſe angelangt, als die Fürſtin. Sie benutzten dies, um die ſämmt-

lichen Hausgenoſſen zu beruhigen, indem ſie vorgaben, die Herzogin wohl und geſund bei einem Beſuche in Altenburg angetroffen zu haben.

Endlich kam die Vermißte ſelbſt. Sie ſah nicht wohl und geſund aus. Eine Bläſſe deckte ihr Antlitz, die deutlich die Spuren eines gewaltigen Leidens verrieth und die eine ſehr verſtändliche Sprache für Denjenigen führte, der da wußte, was geſchehen. Kein Wort kam über die Lippen der Leidenden. Der General und Ruſtan ſchwiegen gleichfalls, allein ſie vermochten nicht in den frohen Jubel einzuſtimmen, den die übrigen Hausgenoſſen bei der Zurückkunft der geliebten Herrin zeigten.

Nach einigen Tagen kam Frau Gebhardt und mit dieſer hatte die Herzogin lange geheime Unterredungen. Die treue Dienerin, der ein tiefes Schweigen auferlegt war, glaubte, nicht nöthig zu haben, dieſes gegen den Mitwiſſer zu beobachten, und als in vertraulicher Stunde ſie den ehemaligen Reichskommiſſarius in Trauer verſenkt ſah über das Erlebte, ſagte ſie: „Ja, lieber Herr, Sie haben Recht, betrübt zu ſein, denn ſolch' ein Kummer, wie wir ihn hier beobachten, geht zu Herzen, wer ein Herz hat. Ich habe ihr alle, auch die kleinſten Umſtände, wie es weiter mit dem geliebten Todten geworden, erzählen müſſen, und ſie beſteht darauf, die Leiche hierher bringen zu laſſen. Er ſoll für's Erſte hier in der Kirche beigeſetzt werden, bis ſich

Zeit findet, ihm ein beſonderes Denkmal zu bauen. So verſtand ich wenigſtens ihre dunkeln Aeußerungen. Aber es ſoll Niemand etwas wiſſen oder erfahren. Wie läßt ſich das aber machen? Es müßte denn ſein, daß man die Leiche herſchafft, während Sie und alle Gäſte das Haus hier verlaſſen haben."

Ruſtan erwiderte: „Ich ſehe nicht, wozu dieſes Geheimnißvolle? Jedermann wußte ja, daß der Graf ihr treuergebener Freund war."

„Vielleicht," bemerkte die Frau mit Bedeutung, „weiß nicht Jedermann, zu welchem Grade dieſe Freundſchaft geſtiegen war und überhaupt, wozu braucht die Welt Alles zu wiſſen; ſie rührt und ſchüttelt doch an jedem Dinge und ſteckt ihre Naſe überall hin, wo ſie nicht hingehört. Und dann, es können ja auch politiſche Gründe ſein, weshalb die Herzogin nicht will, daß man erfährt, er ſei hier geſtorben. Endlich kann es auch ſein, daß die gnädige Frau jetzt, da die Verlobung der Prinzeſſin Tochter bevorſteht, nicht den Trauerfall will bekannt werden laſſen. Kurz tauſend Gründe."

„Wie haben Sie ſie eben jetzt verlaſſen?" fragte Ruſtan.

„Ach — ſie lieſt ſeine Briefe und weint; weint ihre heißeſten, bitterſten Thränen. Die arme Frau! und wenn ſie aus ihrem Kämmerlein hervortritt, ſo ſieht ihr Niemand Etwas an; ſo ſehr hat die große

Welt ſie gelehrt, ſich Zwang anzuthun. Unſer Eines könnte das nicht. Das Unglück iſt aber nicht ſo ganz plötzlich gekommen: er hat ihr ſchon lange geſchrieben, wie er ſich krank fühle und wie er wünſchte, ſie wiederzuſehen."

„Gut, Frau Gebhardt; laſſen wir das. Wenn Ihnen die gnädige Frau Befehle ertheilt, ſo erfüllen Sie ſie pünktlich. Das iſt Alles, was ich Ihnen rathen kann. Aber Sie wollen mir noch Etwas ſagen!"

„Nur dieſes: daß ſie weiß, wie Sie ihr nachgereist ſind, beſter Herr Ruſtan. Wie ſie es erfahren, kann ich nicht erklären; denn in der Nacht, im Wagen, hat ſie Sie nicht erkannt, allein es muß ſpäter ihr zur Kenntniß gekommen ſein. Das ſchadet nicht: Sie ſind ja ihr vertrauter Freund, und unternimmt ſie Etwas, ſo können Sie ihr beſſer zur Hand gehen, als ich alte Frau."

„Das iſt mir ſehr lieb zu hören," entgegnete Ruſtan. „Wenn ſie meiner bedarf, ſo wird ſie zuerſt zu ſprechen anfangen; geſchieht dies nicht, ſo ſchweige ich."

Die Frau Steuereinnehmerin nahm hiermit Abſchied, da ſie am nächſten Morgen wieder zurück in ihre Heimath reiſen wollte.

Dorothee machte Anſtalt zum Empfange ihrer Gäſte. Der Graf Perigord, ſein Sohn und ein paar Geſellſchafts-Cavaliere trafen aus Paris ein und die Verlobung wurde gefeiert. Zugleich er-

ſchien, vom Kaiſer Alexander abgeſendet der Fürſt Welſinsky mit reichen Geſchenken für die Prinzeſſin Braut. Obgleich die Verhandlung im Geſchmacke eines Familienfeſtes ſollte gehalten werden, ſo fiel ſie doch ziemlich zwangvoll aus. Die dabei zunächſt Betheiligten kannten ſich zu wenig, um Etwas Anderes als die Convenienzformen der großen Welt gegen einander auszutauſchen. Der junge Graf war ein gehorſamer Sohn ſeines Vaters und der Vater war ein gehorſamer Diener des allvermögenden Fürſten Talleyrand, die Braut war eine gehorſame Tochter ihrer Mutter. Aus ſo vielem Gehorſam ging eine ceremonielle Handlung hervor, die nichts von dem Charakter eines freien Entſchluſſes und des vorwaltenden Impulſes des Gefühls hatte. Indeſſen mißfiel der junge Mann Dorotheen nicht; er beſaß die Formen der großen Welt, allein auch weiter Nichts; er war nicht leicht zum Sprechen zu bringen, wenn er ſich jedoch ausſprach, ſo geſchah es mit diplomatiſcher Vorſicht und mit Blicken auf ſeinen Vater. Dorothee wäre gerne, da ſie Franzoſen vor ſich ſah, mit ihrem Enthuſiasmus für den Kaiſer hervorgetreten, allein ihr freies Wort glitt an der Kälte und Glätte dieſer ſich immer gleich bleibenden Geſichter und Geſtalten ab. Der ſchwarze Tituskopf des Sohnes und das gepuderte Haar des Vaters harmonirten mit den geſtickten Uniformkragen, dem Degen an der Seite und den ſeidenen Strüm-

pfen und Schnallen. Die Geſellſchaftskavaliere waren treue Copieen ihrer Herrn und ſelbſt die Jokeis und Diener wichen nicht um Haaresbreite von dem Modejournal ab. Dorothee, die mit der Politik geſcheitert war, verſuchte es mit der Literatur und als auch dieſe nicht weiter Spielraum gewährte, als höchſtens nöthig war einen Roman von Marmontel zu kritiſiren, ging ſie zur Muſik über und dort geſchah es ihr, nachdem einige ihrer hübſchen Lieder geſungen und ihre Tochter einige Piecen geſpielt, daß Vater und Sohn auf eine überraſchende Weiſe Einer dem Andern die Phraſen aus dem Munde nahmen und auf eine ſo froſtige Art Begeiſterung offenbarten, daß Dorothee raſch das Piano wieder ſchloß. Man ſetzte ſich zuſammen und beſprach einige Neuigkeiten aus Paris.

Dorothee, deren Seele von Kummer gebeugt war, brachte es mit allem Zwange, den ſie ſich anthat, nur zur Ausfüllung von drei Abenden, dann ſchützte ſie Unwohlſein vor und zog ſich frühzeitig zurück, ihrer Tochter, ſo wie der Gräfin, Ruſtan und dem Generale die Pflichten auferlegend, die Gäſte zu unterhalten. Am vierten Tage entfernten ſich dieſe. Es wurde die Verabredung getroffen, daß die Verbindung in Frankfurt am Main geknüpft werden ſolle, und zwar durch den Fürſten Primas von Dalberg, wie es Talleyrand gewünſcht hatte. Dieſes Feſt kam ganz nach Wunſch zu Stande

und nun begleitete Dorothee ihre Tochter, deren Gemahl, den Vater deſſelben und noch ein paar Anverwandte nach Paris. Im Juni 1809 trafen ſie daſelbſt ein. Vorher hatte Dorothee ſich in Straßburg der Kaiſerin Joſephine vorſtellen laſſen. Berührt durch die vielfachen Gerüchte, die umgingen und von einem Plane des Kaiſers ſprachen, dieſe Gemahlin zu verſtoßen, um eine andere zu wählen, war Dorothee neugierig, wie ſie dieſe Fürſtin finden werde. Joſephine hielt ſich damals in Straßburg auf, ſcheinbar um dem Schauplatze des Krieges, den der Kaiſer gegen Oeſterreich führte, näher zu ſein, eigentlich aber, um ihren erlauchten Gemahl von geſchickten Spionen umgeben zu laſſen, die ihr berichteten, was und ob ſie Etwas zu befürchten habe. Dieſe Spione mußten gerade damals, als ſie die Herzogin von Kurland empfing, ſehr Mißfälliges berichtet haben, denn Joſephine vermochte ihre Unruhe nicht zu verbergen. Das einnehmende, gefällige Weſen ihres Gaſtes ſchloß ihr Herz auf und zugleich beſtimmte ſie die Klugheit, eine Frau in's Vertrauen zu ziehen, die durch den Freundſchaftsbund, in welchem ſie zum Kaiſer Alexander, dem damaligen Freunde und Bewunderer ihres Gemahls ſtand, mächtig genug erſchien, manche drohenden Dinge anders zu geſtalten oder wenigſtens ihren Einfluß weniger zerſtörend zu machen. Die leidende Miene, mit der eine ſchöne Frau von

ihrem Unglücke ſpricht, kleidete die Kaiſerin ſo gut, daß ſie nicht verfehlte, ſie ſo oft wie möglich anzunehmen. Dorothee war im Ganzen keine Freundin von ſolchen Mienen, beſonders behagten ſie ihr ſchlecht, wo ſie fand, daß ſie als Toilettengegenſtand in Anwendung gebracht wurden. Sie war der Anſicht, daß eine Frau von Charakter mit ihrem Leiden nicht Schauſtellung treiben dürfe, daß ſie den Kummer, wenn ſie ihn wirklich empfand, durch eine lächelnde Miene ſtets vor der Welt verbergen müſſe, ſie brachte demnach, als ihr die Kaiſerin zum erſten Male von ihrem Leiden und von ihren ſchlafloſen Nächten erzählte, jene banalen Phraſen vor, die als geltende Spielmarkenmünze beim Spiele der Salons zu dienen pflegen; als ſie aber entdeckte, daß die arme Joſephine ſehr gegründete Beſorgniſſe hegte, daß von keinen finſtern Schattenbildern der Phantaſie die Rede war, lenkte ſie raſch ein, und nun ſpendete ihr edles, jedem Leiden offenes Herz die theilnehmendſten Troſtgründe. „Kennen Sie, Madame," rief Joſephine, „ein Ungeheuer, das man Politik nennt und das ſeine Verwüſtungen am liebſten auf das Feld hinüberträgt, wo die häuslichen Tugenden ſich angebaut haben?" — „Ich kenne es," entgegnete Dorothee, „und während meines Lebens bin ich ihm oft begegnet und es hat mir mehr als einmal einen erbitterten Kampf angeboten."

„Dem Sie klug ausgewichen ſind?“ fragte Joſephine.

„Nein, dem ich muthig die Stirn geboten,“ erwiderte Dorothee. „Dieſer gefährliche Feind iſt nur zu beſiegen, wenn wir ihm zeigen, daß wir nicht ohne Waffen ſind, und daß wir dieſe Waffen zu führen wiſſen.“

„Welche wären aber dieſe Waffen einem allmächtigen Geſchicke gegenüber?“ fragte die kummervolle Dame.

„Standhaftigkeit, Muth, Ausdauer! Wenn das Schickſal uns zermalmen will, können wir freilich nichts thun, als unterliegen; allein vorher, ehe es dazu kommt, können wir die Macht des Zuſammenſtoßes brechen, indem wir alle unſere Kräfte anſpannen und mit kaltem Blute jeden noch ſo geringfügigen Umſtand hervorziehen, der zu unſeren Gunſten wirken kann.“

„Goldne Worte! Man hört, Madame, daß Sie ſelbſt durch die Schule des Leidens gegangen. Ich habe Gelegenheit gehabt, mich mit der Geſchichte Ihres Hauſes bekannt zu machen; ich ſprach ſogar mehr als einmal mit dem Kaiſer davon. Sie hegen nicht die Hoffnung, daß das Herzogthum wieder hergeſtellt und Ihren Händen übergeben wird? Es ſollte dies, wie ich denke, möglich ſein, wenn der Kaiſer Alexander den Wünſchen des kurländiſchen Adels, der Sie, Madame, wie ich höre,

mit Inbrunſt zurückwünſcht, Gehör gäbe. Aber Sie verzeihen, daß ich, eine Fremde, eine Franzöſin über Dinge ſpreche, die ich ihrer Natur nach ſo wenig kenne; allein es iſt das lebhafte Gefühl der Theilnahme für Ihr Geſchick, Herzogin, die Bewunderung, die Ihre Perſönlichkeit mir einflößt, die mich mit ſo großer Thorheit ſprechen läßt. Ich will, wie ein Kind, meinen Willen haben, und dieſer Wille iſt, Sie glücklich zu ſehen."

„Ihro Majeſtät ſind allzugütig," entgegnete Dorothee; „es bleibt nur immer dem Zweifel unterworfen, ob es ein Glück iſt, eine Krone zu tragen."

„Ach — ja! Sagen Sie Das nicht. Es iſt ein Glück, beſonders wenn ein geliebter Mann uns dieſe Krone aufſetzt, und es iſt ein herbes Mißgeſchick, eine ſolche Krone zu verlieren." Dies ſagte die ſchöne Kaiſerin, indem ſie vor ſich hinblickte und ſeufzte. Dorothee betrachtete ſie einen Augenblick mit Zeichen der innigſten Rührung. Sie erwiderte nichts, denn jedes Wort, ſelbſt das unbedeutendſte konnte hier verletzen. Die trauernde Fürſtin erholte ſich wieder und indem ſie die Hand ihrer neuen Vertrauten mit großer Herzlichkeit in die ihrige ſchloß, ſagte ſie: „Gleichviel, wie es auch komme — wir bleiben vereint. Sie beſitzen mein ganzes Herz, es fragt ſich nur, ob Sie mir auch das Ihrige da-

gegen geben wollen. Wenn dies iſt, ſo wollen wir uns ſchreiben. Briefe ſind troſtreich, und gegen einen Briefwechſel zwiſchen zwei Freundinnen kann auch die Politik nichts haben.“

Mit Verſicherungen der Freundſchaft ſchieden die beiden Frauen. Der armen Joſephine Geſchick erfüllte ſich leider bald.

In Paris angelangt war Dorothee beſtürzt, eine Stadt zu ſehen, die ſo viele dunkle Plätze und enge Straßen hatte: ſie hatte ſich das Aeußere dieſer Weltſtadt anders gedacht und gehofft, es ſo impoſant wie Petersburg zu finden; aber bei näherer Anſicht belehrten ſie die Namen der Häuſer und Straßen, daß ſie auf geſchichtlichem Boden wandelte, ſich auf dem Schauplatze entſetzenvoller und großer Ereigniſſe befand, auf einer Bühne, die abwechſelnd von Ungeheuern und Heroen betreten worden, und in einer Stadt, über deren Paläſte der wüthendſte Orkan der Geſchichte wie ihr ſanfteſtes Säuſeln dahingegangen. Jetzt hatte ſie erreicht, was ſie oft gewünſcht — ſie war in Paris! Sie erblickte die Thürme von Notre-Dame, ſie ſah den Louvre, und in ihrer Phantaſie wurden alle jene Bilder lebendig, die ihr in frühеſter Jugend die Erzählung der wechſelvollen Geſchicke dieſer Stadt unter den Städten zugeführt. Sich von ihrer Begleitung losſagend, durchwanderte ſie, wie ſie es bei fremden Orten ſtets zu thun pflegte, allein

dieſe gigantiſchen Stadtviertel, ſich gänzlich dem erſten Eindrucke überlaſſend. Ein Diener mit einem Wagen mußte in einiger Entfernung folgen. Auf ähnliche Weiſe hatte ſie ihre erſte Bekanntſchaft mit Warſchau gemacht.

Paris.

Das Geſchlecht der Grafen von Perigord war eines der älteſten der franzöſiſchen Monarchie; es hatte den Ruhm, ſich mit königlichem Blute gemiſcht zu haben. Heinrich Albret, der Ahnherr Heinrich IV., wählte ſich ſeine Gemahlin aus dem fürſtlichen Geſchlechte der Grafen von Perigord. Seitdem behaupteten dieſe Würdenträger den Rang unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt. Später, als unter den Ludwigen eine Menge der alten Edelleute den Fürſtenrang erhielten, behauptete über dieſe neugeſchaffenen Prinzen das Haus Perigord den Vorrang, als die Nachkommen der alten Grafen von Foix, der ſouveränen Fürſten von Quercy, eines erlauchten Stammes, der über acht Jahrhunderte Frankreich's Stolz und Zierde geweſen. Eine ſo erlauchte Abſtammung brachte dem Hauſe eine

Menge Ehren zu und beschäftigte stets die Aufmerksamkeit der Könige von Frankreich, die entweder danach trachtete, den Wachsthum des Geschlechts zu befördern, oder aus Neid und Eifersucht sein Ansehen zu beschränken. Was den Namen Talleyrand betrifft, so legten ihn sich mehrere der souveränen Grafen von Perigord zu, im Angedenken an irgend eine glorreiche That der Ahnen. Im zwölften Jahrhundert taucht dieser Beiname auf und Helios V., souveräner Graf von Perigord, Sohn Boson's III., erscheint in den Urkunden zuerst als Graf Perigord Talleyrand. Jener Helios Talleyrand Perigord war das Haupt der ältern Linie, welche ausstarb, während die jüngere bis auf unsere Tage hinab blüht und in zwei Branchen getheilt im Besitz des Fürstenthums Chalais ist und durch spätere Erbschaft auch die Güter der Familie Sully an sich brachte. Aus der jüngern Branche stammt der berühmte Minister Carl Moritz von Talleyrand Perigord, während die ältere Branche die Grafen Perigord Talleyrand in's Leben rief, unter welchen sich die nunmehrigen Verwandten Dorotheens befinden. Der Chef dieser Branche war Graf Archambault von Perigord, den Ludwig XVIII. zum Herzog machte, und der das Glück seines Hauses einzig seinen persönlichen Vorzügen dankte, indem er in dem Rufe stand, der schönste Mann am Hofe Ludwig's XVIII. zu sein. Als Kind fiel er dem Könige Ludwig XV. auf und

dieſer machte bei verſammeltem Hofe einſt die Bemerkung: „Welch' ein ſchöner Knabe! man muß ihn mit der kleinen Sénoſan verheirathen; es wird eine vortreffliche Nachkommenſchaft geben! Mademoiſelle de Sénoſan war nicht allein ſchön, ſie war auch die reichſte Parthie Frankreich's, indem ſie die einzige weibliche Nachkommenſchaft Sully's, des berühmten Freundes Heinrich's IV., ein Einkommen von viermalhunderttauſend Livres Rente und die ſchönen Beſitzungen ihres Ahnherrn, unter dieſen das alte Schloß Rosny erbte, das einſt der Lieblingsaufenthalt Sully's geweſen war. Die von dem Könige auf dieſe Weiſe eingeleitete Heirath kam zu Stande und aus ihr traten drei Kinder in's Daſein: Mademoiſelle Melanie de Perigord, nachmalige Prinzeſſin von Peix; Ludwig von Perigord, der 1808 in Berlin ſtarb, von einer Geſandtſchaftsreiſe nach Petersburg, wohin ihn Napoleon geſchickt, heimkehrend; und Edmond von Perigord, nachmaliger Herzog von Dino, dem Gemahl der Prinzeſſin Dorothee von Kurland.

Carl Moritz von Talleyrand Perigord, der nachmalige Miniſter, kam als verkrüppeltes Kind zur Welt. Sein Vater, deſſen Vermögensverhältniſſe nicht glänzend waren, fand es für gut, den Knaben dem geiſtlichen Stande zu weihen, und ſomit gingen die Rechte der Erſtgeburt von Carl Moritz auf den zweiten Sohn, den Grafen Archambault, über, und

bei dem ſpäter nachher erfolgten Tode des Vaters kam Carl Moritz zu ſeinem Oheim, der als der Chef der älteren Branche den Titel eines Prinzen von Chalais führte, und mit deſſen Söhnen er erzogen wurde. Die Erziehung trug keine beſonderen Früchte. Schon im collège Louis-le-Grand, zeichnete ſich der junge Talleyrand ebenſo durch ſeinen Muthwillen wie durch ſeine Trägheit aus, deſſen ungeachtet fanden die Lehrer es dem großen Namen, den er trug, angemeſſen, ihm Auszeichnungen zu Theil werden zu laſſen, die er nicht verdient hatte. Am Putztiſche der Madame Dubarry finden wir den jungen Abbé Talleyrand wieder, und hier iſt es eine ſkandalöſe Geſchichte, die ihm Eingang verſchafft in die Boudoirs der Damen in Mode und von gutem Tone, die der berüchtigten Maitreſſe gleichen. Man erzählte nämlich, daß der junge Abbé der Verführer von drei Schweſtern geweſen, den Töchtern einer Wittwe Gauchier, von denen in Folge dieſer Verführung ſich die Eine den Tod gegeben, die beiden Andern im Irrenhauſe geſtorben ſeien. So ſehr verderbt das damalige Paris auch war, ſo machte dennoch dieſe Thatſache, als von einem jungen Manne von kaum fünfzehn Jahren ausgehend, doch Gerede genug um auf ihn die Aufmerkſamkeit zu lenken. Wo er erſchien, zeigte man ſich ihn. Um die Theilnahme für ihn zu erhöhen, brachte man in Kenntniß daß der Oheim,

die Ausgelaſſenheit des Neffen nicht anders zügeln könnend, ihn durch ein Lettre de Cachet in die Baſtille gebracht hatte, wo er ein Jahr verlebt, von ſeinen Mitgefangenen ſcherzweiſe „l'abbé boiteux“ genannt. Die Pariſer Damen fanden dies hart; und ſie ſprachen es laut aus, daß ein Roué, der ſo jung ſchon es dahin gebracht hatte, zwei Wahnſinnige und eine Selbſtmörderin der Welt zu ſchenken, eher eine Auszeichnung als eine Beſtrafung verdient habe. Später, als dieſer abbé boiteux ſich auf der Höhe ſeiner glänzenden Laufbahn befand, entdeckten die Witzlinge der Hauptſtadt, daß dieſe drei Schweſtern Gauchier als allegoriſche Figuren gelten konnten, und daß die Eine die Republik, die Zweite das Kaiſerreich und die Dritte die Reſtauration vorſtellten, die alle Drei dieſen gefährlichen Liebhaber gehabt, der ſie durch ſchlaue Künſte verführt und dann verlaſſen habe.

Es iſt hier nicht der Ort, den Verlauf des Lebens des Herrn von Talleyrand dem Leſer vorzuführen; es iſt dieſes Leben bekannt genug; das Obige iſt auch nur geſagt, um die Gerüchte zu bezeichnen, die Dorotheen entgegenkamen, als ſie die Bekanntſchaft dieſes berühmteſten Diplomaten ſeiner Zeit machte, und in ſeinen Familienkreis eintretend, wohl oder übel mit ſeinen Intereſſen, bis auf einen gewiſſen Grad hin, ſich befreunden mußte. Talleyrand, der den Einfluß kannte, den Frauen ausüben, ſelbſt

da, wo sie nicht schön sind, wie bei der berühmten Tochter Necker's, bewillkommnete die Herzogin, von der ihm der Ruf die vortheilhafteste Dinge hinterbracht hatte, mit ausgezeichneter Artigkeit. Er sprach mit ihr von Politik, was er selten mit Frauen that, und geschmeidig und elegant fügte er sich dem Enthusiasmus, den Dorothee für den Helden des Tages auch ihm entgegentrug. Indem er ihr beipflichtete, suchte er sie auszuforschen, und namentlich war er begierig, den Inhalt der Gespräche zu erfahren, die der Kaiser Alexander, als er in Löbichau von Erfurt kommend, einkehrte, mit der Herzogin geführt. Aber Dorothee, auch eine Art weiblicher Talleyrand, wenn es darauf ankam, verstand es, viel sprechend Nichts zu sagen, und der schlaue Fuchs zog vom Taubenschlag ohne eine Taube erbeutet zu haben. Die Unterredung mit Josephinen theilte sie jedoch dem Fürsten in flüchtigen Umrissen mit, und er erwiderte: „sie hat allerdings Grund zu Befürchtungen. Ihre Ehe mit dem Kaiser ist nur der Akt eines Civilkontraktes, der im März 1796 vor der Municipalität des Pariser Arrondissements geschlossen wurde.“ Später sei allerdings auf Josephinens dringende Bitten der Kaiser bewogen worden von dem Kardinal Fesch, jedoch ohne Zuziehung von Zeugen in einem Zimmer des Palastes den kirchlichen Segen über den Bund aussprechen zu lassen, doch sei es sehr die Frage, ob

eine ſolche Conſekration genügend ſei, den Charakter einer Heirath zu geben, und jedenfalls, da der Kaiſer Kinder wünſche, um ſeine Dynaſtie zu befeſtigen, werde er keine Schranke achten, die ſich ihm in den Weg baute. Dieſe Aeußerung nahm Dorothee als ein beſonderes ehrendes Zeichen von des Fürſten Vertrauen, ſie erfuhr jedoch bald, daß dieſe und ähnliche Reden mit Abſicht und mit Wiſſen des Kaiſers im Publikum ausgeſtreut wurden, um auf das Kommende vorzubereiten. Sie erfuhr zugleich, daß, als dergleichen Aeußerungen der armen Joſephine ſelbſt zu Ohren gekommen, ſie auf den Knieen den Kaiſer beſchworen habe, ihr zu geſtehen, ob dieſe fürchterlichen Gerüchte einen Grund hätten, worauf Napoleon ſie mit der Aeußerung beruhigt hatte, daß er nie daran gedacht. Dieſe Antwort gab er, als er bereits damit umging, ſie zu verſtoßen. Dorothee entdeckte hier den erſten ſchwarzen Flecken im Charakter ihres Helden; nach ihrer Anſicht der Treue und Ehrlichkeit durfte ein Mann von Ehre einem hülfeloſen Weibe gegenüber, das ihm vertraute, nicht ſo handeln. Sie ſagte dies dem Fürſten Talleyrand, doch dieſer nahm eine Priſe und ſchwieg lächelnd.

Die Verbindung mit dem Hauſe Perigord und die vertrauten Geſpräche, die ſie mit dem allmächtigen Miniſter geführt und von denen der allmächtige Miniſter ſelbſt gelegentlich die Gerüchte in's

Publikum brachte, machten Dorothee zu einem Gegenstande der Aufmerksamkeit der Pariser Salons. Als sie erschien, fand man daß „die Freundin Kaiser Alexander's" eine genugsam anziehende und einflußreiche Erscheinung sei, um die Mühe nicht zu sparen, ihr den Hof zu machen. Sie brachte ihre Abende abwechselnd im Hause des Ministers und bei dessen alter Mutter zu, die sie mit der Aufmerksamkeit und der Liebe einer Tochter behandelte, und dafür den zärtlichen Dank der Matrone einerntete, und im Salon der Madame Recamier, wo sich Alles versammelte, was Anspruch machen durfte auf Bildung, Ansehen und politische Bedeutung. Madame Recamier selbst saß in ihrem griechischen, faltenlosen Costüm in einem Lehnsessel, der aus der Nachlassenschaft der Calipso herzustammen schien, und präsidirte ihren abendlichen Versammlungen mit der Grazie und der Würde einer Agrippina. Madame Justine, eine der ersten Toilettenkünstlerinnen der Hauptstadt, hatte die Ehre, die Kleidung der jungen Gräfin Perigord zu ordnen und den Gesetzen der Mode nach zu bestimmen. Was die Schneiderin gebracht hatte, übersah sie und fügte hinzu oder verwarf, je nachdem es ihren Beifall oder ihr Mißfallen hatte. Dorothee fügte sich ebenfalls, jedoch nicht mit sklavischer Hingebung, den diktatorischen Befehlen der Madame Justine. Sie wählte für sich eine Robe von weißem Cachimir mit einem

goldenen Gürtel dicht unter der Bruſt zuſammengehalten; die Arme trug ſie nicht völlig entblößt, wie Madame Recamier es in Mode gebracht, aber die goldenen Spangen adoptirte ſie, die oben am Arme angebracht wurden und zu dem goldenen Gürtel paßten. Das Haar war in dichten Locken auf der Stirne gehäuft, und ein Diadem mit Diamanten zog ſich hindurch. Madame Juſtine verſicherte, daß ſie noch nie einen ſo reizenden, modeſten und den Anforderungen der Mode entſprechenden Anzug zu Stande gebracht. Sie fügte dieſem Lobe einige Sticheleien hinzu, die ſie über die Gräfin Polignac, die Herzogin von Montbarry und Madame Recamier vorbrachte, — alles Damen, die Madame Juſtine entlaſſen hatten und eine andere Modiſtin gewählt. „Sie glauben nicht, meine Damen," ſagte die Beleidigte, „wie alt Madame bereits iſt und wie ſie ſtrebt, die Spuren dieſes Alters zu verdecken. In der That, Nichts kann mehr zum Lachen ſein, als Madame Recamier bei ihrer Toilette zu bedienen. Kein Kleid kann weit genug oben ausgeſchnitten ſein, und ich hab' es erlebt, daß die gute Frau in die große Oper fuhr und buchſtäblich Nichts weiter an ſich trug, als ein Hemd von Cachimir und ein Fiſchü von Spitzen. So fuhr ſie zur Oper. Freilich konnte man belles jambes auf das vortrefflichſte ſehen; aber ich frage Sie, meine Damen, kann ſo etwas erlaubt ſein?

Durch was wird ſich alsdann noch eine Dame der Geſellſchaft von einer Dame im Palais royal unterſcheiden? Ich bin keine Rigoriſtin und meinetwegen könnte Madame Recamier, wenn ſie nur jünger wäre, noch mehr zeigen als ſie zeigt, aber ich frage nur: wohin führt Das? Jetzt fängt man ſogar an, die auf der linken Seite aufgeſchlitzten Kleider à la Diane zu tragen. Eine Dame, die ſitzt und das eine Bein über das andere ſchlägt, kann bis auf die Hüften hinauf geſehen werden."

Den tugendhaften Eifer der Madame Juſtine unterſtützte Dorothee nach Kräften. Dann ſagte ſie lächelnd zu ihrer Tochter gewendet: „was würde die Mademoiſelle Pipelet ſagen, wenn ſie mich ſo erblickte, wie ich jetzt vor dem Spiegel ſtehe! ſie, die den Reifrock und die hohe gepuderte Friſur für das einzige einer Dame von Stande zuſtehende Coſtüm erklärte!" — Ueber den Anzug warf Dorothee noch einen koſtbaren Shawl und befeſtigte ein Collier von ächten Perlen an dem Halſe. So ausgerüſtet betrat ſie den Salon der Madame Recamier am Arme ihre Tochter und gefolgt von dem Miniſter, ſeinem Bruder und deſſen Sohne. Dieſem glänzenden Zuge, der nicht wenig Aufſehen machte, als er ſich durch die geöffneten Thüren langſam hervorbewegte, ſchloſſen ſich ſogleich eine Anzahl vornehmer Herren und Damen an. Ein Geräuſch des Beifalls begleitete Mutter und Tochter

und einer alten tauben Dame, die im Winkel des Salons ſaß, wurde ziemlich laut zugeflüſtert: „Das iſt die berühmte ſchöne Herzogin von Kurland, und ihre Tochter, die Gräfin Perigord Talleyrand!“ Madame Recamier erhob ſich aus ihrem griechiſchen Armſeſſel und machte eine Verbeugung nach der neueſten Mode, die darin beſtand, daß man ſich halb zur Seite neigte und dazu mit dem einen Arme eine winkende Bewegung machte. Der berühmte Denon hatte bei ſeinen Nachforſchungen über die Sitten der antiken Welt herausgebracht, daß die vornehmen Frauen in Rom ſich auf dieſe und auf keine andere Weiſe begrüßten. Die etwas gezierte Stellung, die Frau Recamier bei dieſer Gelegenheit annahm, und die geſchickte Art wie ſie die Draperie ihres Mantels à la Junon unter der Bruſt zuſammenfaßte, wurde von den Elegants des Salons bewundert, Dorothee fand aber, daß dies Alles mehr einen komiſchen als einen wohlkleidenden Eindruck machte. Die Geſellſchaft theilte ſich in Gruppen. Einige alte Herren, die ſich noch nicht von dem Puder und dem geſtickten Rocke trennen konnten, fanden ſich zu Damen, die ebenfalls ſchwankten, ob ſie Schönpflästerchen und Puder oder den krauſen Lockenkopf wählen ſollten und die, um es mit keinem Theile zu verderben, einen enganliegenden Rock ohne Falten, dabei aber gepudertes Haar und einen Chignon trugen, — eine barocke Zuſammen-

ſtellung, die kein Glück machte, und die Sarkasmen der jungen Damen nach der Mode auf ſich lenkte.

Als man Erfriſchungen zu ſich genommen hatte, traten zwei ſeltſame Figuren auf, um die Geſellſchaft zu beluſtigen. Die Eine war die berühmte Gräfin Genlis, die die Harfe ſpielte, ein Inſtrument, das ſie als die Erſte in Frankreich in Mode gebracht; aber freilich war dies ſchon lange her. Als Madame de Genlis zum erſten Male „in die Saiten griff" war ſie eine junge, ziemlich hübſche Frau, die noch keine Romane geſchrieben, dafür aber welche geſpielt hatte; als dieſelbe Madame de Genlis an dieſem Abende die „göttlichen Akkorde rührte," war ſie eine alte Perſon über ſechzig Jahre, verſchrumpft, vergilbt, mit Schminke bedeckt und zwei magere Arme beim Spiel hervorhebend, die würdig geweſen wären, bei einem ſchwierigen Vortrag der Anatomie als unterrichtende Modelle zu dienen. In einem Kleide, das zum Erſchrecken eng und mit einer Guirlande von Roſen geſchmückt war, ſaß die Verfaſſerin der „Chevaliers du Cygne" an ihrem hohen mit Goldarabesken verzierten Inſtrument, und drückte mit dem einen weit vorgeſtreckten Fuße, der in Sandalen geſchnürt war, das Pedal und trug dabei mit hochgehobenem Kopfe, wobei ihre falſchen ſchwarzen Locken auf den Nacken herabfielen, ein ſchwieriges Capriccio meiſterhaft vor. Dorothee fand, daß die Franzoſen

von dem Einfluſſe eines berühmten Namens ſtets ſo beherrſcht werden, daß auch hier Jedermann die Harfenſpielerin bewunderte und keine Stimme laut wurde, die das Ridicule der Erſcheinung hätte auffällig machen mögen.

Das Harfenſpiel ging vorüber und eine mimiſch-plaſtiſche Künſtlerin trat auf: Madame la Comteſſe de Luçe, eine Schülerin der berühmten Lady Hamilton. Mit Hülfe einiger Shawls verwandelte ſich Madame de Luçe vor den Augen der entzückten Menge bald in eine Madonna von Raphael, bald in eine Sphinx, bald rang ſie als Tochter der Niobe jammernd die Hände, bald ſtand ſie anmuthig lächelnd als Terpſichore da; dann warf ſie ſich als büßende Magdalena auf den Boden, um ſich gleich darauf als Medea mit dem Giftbecher emporzuheben. Da Madame de Luçe, ganz verſchieden von der alten Harfenſpielerin, jung und hübſch war, ſo war die Bewunderung, die ihr gezollt wurde, etwas ächterer Natur als die vorhin geäußerte, beſonders fanden einige alte Herren die entblößten Schultern der büßenden Magdalena ganz nach ihrem Geſchmacke.

Beim Heraustreten aus dem Salon erſchrak Dorothee heftig, denn es war ihr, als ſtände plötzlich der Schatten eines geliebten Verſtorbenen vor ihr. In Gang, Miene, Haltung, noch mehr in den Geſichtszügen war es Arnaud, der ihr aus einem

Seitenzimmer entgegentrat. Ohne ſie eines Blickes zu würdigen, ging der elegant gekleidete Mann im Geſpräch mit einem Andern dicht an ihr vorüber. Noch immer ſtarrte Dorothee die Erſcheinung an, und vermochte vor Herzklopfen nicht zu athmen, als Talleyrand, der ihr den Arm gab, ſie nach der Urſache ihrer Befremdung fragte. Als ſie ihm bezeichnet wurde, ſagte er in einem gleichgültigen Tone: „Es iſt der Obriſt Graf St. Cyr, der die Gunſt des Kaiſers beſitzt, ſo wie ſein Zwillingsbruder von deſſen Ungunſt zu leiden gehabt hat. Beides waren hoffnungsvolle Jünglinge und ich ſah ſie zum erſten Male als ich in der Würde eines Biſchofs von Autun in jenen ſtürmiſchen Tagen beim großen Bundesfeſte auf dem Marsfelde die Fahnen einweihte. Ich ſtand ermüdet von der kein Ende nehmenden Feſtlichkeit und gedrängt von den Schaaren des Volkes, das ſich mir nahte, um den Segen zu empfangen, einen Segen, den es doch gleich darauf verſpottete, als ſich dem Altar des Vaterlandes zwei Jünglinge naheten, von blendender Schönheit. Dieſe zwei Dioskuren fielen mir auf. Arm in Arm naheten ſie ſich den Stufen, und indem ſie ein feierliches Gelübde, ſich dem Wohl des Vaterlandes zu weihen, ausgeſprochen hatten, knieten ſie nieder und beugten mir ihr Haupt. Während ich über ſie den Segen ſprach, prägte ich mir ihre Geſtalten und Geſichtszüge ein. Die Stürme

der Revolution ließen mich jedoch dieſes ſeltſame junge Heldenpaar vergeſſen. Napoleon war Kaiſer, als Einer dieſer Brüder auftauchte und zwar der, den wir eben geſehen haben, der Andere war und blieb verſchwunden. Später erfuhr ich, daß er ein Freund und Genoſſe Lafayette's, mit dieſem operirt hatte, um gewiſſe jugendliche und ſchwärmeriſche Pläne zur Wirklichkeit zu machen. Nach dem Tode ſeines Protektors war er bald hier bald dort im Auslande zu finden, führte eine weitläufige Correſpondenz, von der dem Kaiſer berichtet wurde, und ſo iſt die Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß er in irgend einem Kerker ſchmachtet."

„Armer junger Mann!" ſeufzte Dorothee leiſe.

„Der Bruder," fuhr der Miniſter fort, „hat die Sache beſſer verſtanden. Er iſt ein brauchbarer Soldat und kann es noch weit bringen."

Dorothee ſchwieg; es war ihr nicht möglich, ein Wort weiter herauszubringen. Ein grenzenloſes Gefühl der Trauer beſchlich ſie mitten unter dieſer glänzenden und geſchmückten Welt. Sie blickte noch einmal hin ob ſie jene Geſtalt, die der Träger ſo heiliger und ſchmerzlicher Erinnerungen war, bemerken würde, allein ſie erblickte ſie nicht mehr. Die auf- und abſtrömende Menge hatte ſie mit ſich fortgeführt. Der Miniſter warf einen beobachtenden Blick auf ſeine Begleiterin; ſeinem geübten Auge entgingen gewiſſe Zeichen nicht, und da er den

Grundſatz hatte, keinen auch noch ſo unbemerkten Wink unbeachtet vorüberſchlüpfen zu laſſen, ſo nahm er ſich vor, den Grafen St. Cyr bei Gelegenheit über die Schickſale ſeines Bruders auszufragen. Man kann ihn vielleicht brauchen, dachte er; wenigſtens darf man ihn nicht aus dem Auge laſſen. Iſt er in Gefahr, ſo retten wir ihn und fordern dafür einen Preis.

Einige Tage ſpäter wußte der Fürſt, daß der Graf St. Cyr mit einer hochſtehenden Dame ein intimes Verhältniß gehabt, daß ſie den Verbannten öfters bei ſich aufgenommen, und er zweifelte keinen Augenblick, daß dieſe Dame die Herzogin von Kurland ſei.

Ein Brief ohne Unterſchrift wurde Dorotheen zugeſtellt. Er enthielt die Worte: „Wie? Sie haben Sich mit dem Manne verbunden, der der Verrath und die Treuloſigkeit in Perſon iſt? Sie würdigen ihn Ihres Vertrauens, ihn, der die heilige Sache des Volks verlaſſen hat, um zum Tyrannen überzugehen? der auch dieſen verlaſſen wird, um, wenn deſſen Thron wankt, zu einem neuen Herrn zu ſchwören? Herzogin! Hüten Sie ſich vor dieſes Mannes Politik, und vor Allem hüten Sie ſich vor ſeiner Freundſchaft. Er wird keinen Augenblick zögern, Sie zu verrathen und aufzuopfern, wenn es ſein Vortheil mit ſich bringt, obgleich er durch Bande der Verwandtſchaft feſt mit Ihnen verbunden iſt.

Erinnern Sie ſich Herzogin, daß ein edeles Herz Ihnen angehört hat, daß daſſelbe bis auf ſeinen letzten Pulsſchlag nicht aufgehört, in Ihnen die Miterbauerin des Gebäudes der Zukunft zu ſehen, und daß Sie dieſes Herz noch im Grabe beunruhigen werden, wenn Sie ſich auf die Seite der Falſchen und Verräther ſtellen. Dieſe Worte ruft Ihnen ein Mann zu, der zu ſchweigen und ſich zu verbergen verſteht, wo es nutzlos wäre, ſich zu opfern, ein Mann der Ihr Erſcheinen in Paris als einen freudebringenden Akt der ewigen Gerechtigkeit anſieht und Hoffnungen daran knüpft, die ihm neuen Muth und neue Lebenskraft einflößen."

Vergeblich mühte ſich Dorothee aus ihrer Umgebung den Mann herauszufinden, der dieſe Zeilen geſchrieben haben konnte; er mußte auf das Genaueſte von ihr und dem Geſchicke Ihres Freundes unterrichtet ſein. Wie glücklich wäre ſie geweſen, wenn er ſich ihr zu erkennen gegeben. Allein es geſchah nicht.

Was in dieſem Briefe über Talleyrand ſtand, hatte ſie ſich bereits ſelbſt ſchon geſagt. Nicht der geringſte Zug ihres Herzens brachte ſie dieſem Manne nahe, und ſie fühlte, daß wenn auch Jahre des Zuſammenlebens vergingen, ſie ihm ſich eben ſo wenig nähern würde. Mit ihrem klaren Verſtande überſah ſie die Verhältniſſe der europäiſchen Geſellſchaft und wußte, daß eine ſolche Politik nöthig

war, um immer von Neuem die Welt zu belehren, wie nur Wahrheit zuletzt siege. Es berührte sie daher keine der Phrasen des großen Mannes, den sie wie einen geschickten Jongleur bewunderte, der unter den schwierigsten Stellungen und Wendungen immer das Stäbchen in der Luft zu halten wußte und es nie zu Boden fallen ließ. Seine Welterfahrenheit und sein faustischer Witz machten ihr Freude und unterhielten und belehrten sie. Sie schöpfte aus diesen Ansichten, die erkauft worden durch jede mögliche Art von Treubruch und Verrath, und die das Gepräge der entschiedensten Glaubenslosigkeit und der Verachtung der Menschen an der Stirn trugen, wie eine Biene aus einem giftigen Kelche süßen Honig. Die Ruhe und Kälte, mit der hier jedem warmen und heiligen Gefühle in der Menschenbrust Hohn gesprochen wurde, hatten nur für den Augenblick etwas Verletzendes für Dorotheen, später sah sie diese Auffassung wie einen calcul an, den ein geschickter Rechenkünstler anstellt, der sich nie irrt, weil er nie gestattet, daß ihn irgend eine hindernde Bewegung seine Berechnung stört.

Es war von Polen's Theilung die Rede. „Gewiß," sagte der Fürst, „haben die Mächte sehr Unrecht gethan, diesen Raub zu begehen, sie haben damit die Wurzel zu allen künftigen Empörungen der Völker gepflanzt."

Dorothee war über diesen Ausspruch, der aus

ihrer Seele wiedertönte und den ſie für den Erguß des ſtrengſten Rechtsgefühls hielt, eben ſo erſtaunt als erfreut. „O, wie wahr!“ rief ſie; „welch' ein Wort iſt das! Die ſpäteſten Generationen nach uns werden Ihnen, mein Fürſt, für dieſen Ausſpruch noch danken. Die unglückſelige That hätte nie geſchehen dürfen; ſie iſt eine blâme für alle Zeiten.“

„Verſtehen Sie mich wohl, Herzogin,“ ſetzte der Fürſt hinzu: „ſie iſt eine blâme, weil ſie zugleich eine bêtise iſt. Moraliſch gefehlt zu haben, bedeutet in dieſen Regionen oft ſehr wenig, aber politiſch falſch gedacht zu haben, iſt ein Verbrechen. Es war nicht klug, Polen ſo offenkundig in Beſitz zu nehmen und damit ohne Scheu allen Rechtsprinzipien der Völker vor die Stirn zu ſchlagen. Es ſind Länder zerſtückelt und um ihre Nationalität gebracht worden, ohne daß ein Hahn danach gekräht hat, weil es auf eine kluge Weiſe geſchah, während über die Zerſtückelung Polen's ganz Europa ein Zetergeſchrei erhob. Sie ſehen Fürſtin, ich ſchwatze aus der Schule; allein was thut man nicht, um eine liebenswürdige Zuhörerin zu bekehren.“

„Bekehrung? Bedarf es bei mir einer ſolchen?“ ſagte Dorothee.

„Gewiß; Sie verwechſeln Recht mit Klugheit, und das iſt eine arge Ketzerei.“

„Ich kann und werde mich nicht überzeugen,

daß Beides zwei ſich widerſtreitende Dinge ſind. Es iſt unbegreiflich, daß die Vorſehung dieſe empörende That geſchehen ließ."

Der Fürſt lächelte. „Erinnern Sie ſich, was Machiavel ſagt: Gott iſt immer mit dem Starken und führt nie die Sache des Schwachen." —

Auf einige Wochen verließ Dorothee Paris, um ſich nach Rosny zu begeben, jenem Landſitze der Familie Perigord, den die reiche Erbtochter, Mademoiſelle de Sénoſon an das Haus gebracht und der noch direkt, ohne den Stamm ſeiner Beſitzer zu wechſeln, aus den Zeiten Heinrich's IV. und Sully's bis auf dieſe Tage gelangt war. Die Einrichtung des alten Schloſſes war noch, ſelbſt mit den Bildern und Tapeten aus jenen Tagen erhalten und hatte den Revolutionsſtürmen getrotzt; nicht ſo die Schlöſſer umher, die mehr oder weniger gelitten hatten. Für Dorothee war es eine unermeßliche Freude, einen hiſtoriſchen Boden von ſolcher Bedeutung zu betreten, ſie, die ſo ſehr für den guten König Heinrich ſchwärmte und nicht minder für ſeinen Freund und Miniſter Sully. Auf dem alterthümlichen Steinboden dieſer Hallen waren Beide gewandelt, und Worte von viel höherer und edlerer Bedeutſamkeit, als ſie heutzutage ein Fürſt von Benevent ſpendete und ein Napoleon ſie anhörte, waren hier geſprochen worden, Worte, die ein edler Menſch zu einem edlen Menſchen ſprach. Sie ſtand oft Minutenlang

vor dem Bilde Sully's und dachte ſich in deſſen Züge hinein. Iſt es denn nicht möglich, daß wieder einmal ein ſolcher Herrſcher kommt und ein ſolcher Freund und Berather ihm zur Seite ſteht? Wenn die Sonne ſank und es in den hohen Sälen dunkelte, ging ſie einſam darin herum, und Welt, Zeiten und Menſchen glitten an ihrem der melancholiſchen Betrachtung hingegebenen Sinne vorüber. Zugleich gedachte ſie ihres eignen Geſchicks, das ſie, die Tochter des Nordens, hierher in Frankreich's ſchöne Gärten geführt. Sie hätte ſo gerne hier eine mitempfindende, mitdenkende Seele gehabt, mit der ſie, wie ſie es ſeit der Kindheit geliebt, Anſichten, Träume, Phantaſieen, Gedanken ausgetauſcht, allein ſie hatte Niemand. Die fremde Familie, die ſie umgab und die jetzt zum Theil die ihrige geworden, erſchöpfte ſich zwar in Aufmerkſamkeiten für ſie, allein ſie vermochte ihr nicht Das zu geben, wonach ihr lebhafter und für die Mittheilung geſchaffener Geiſt ſtrebte. Die Tage in Rosny verfloſſen daher, obgleich täglich ein großer Kreis Fremde zu Gaſte geladen war, ſehr einſam für Dorotheen, die ſich nach Paris zurückſehnte und nur abwartete, bis die ländlichen Feſtlichkeiten würden vorüber ſein, mit denen die Bewohner von Rosny ihre neue Gutsherrin zu bewillkommnen die Abſicht hegten. Dieſe Feſte waren ſo ganz verſchieden von den deutſchen. In der Schweiz hatte Dorothee die berühmten Spiele

und Ringkämpfe angeſehen, als ſie den Landamman Thormann beſucht hatte; aus ihrer Kindheit waren ihr noch die Tänze und Spiele ihres Vaterlandes erinnerlich, aber keine dieſer Beluſtigungen hatte auch nur eine entfernte Aehnlichkeit mit denen des franzöſiſchen Landvolks. Man verſicherte ſie, daß dieſe Akte ländlicher Fröhlichkeit vor der Revolution ganz anders und viel eigenthümlicher geweſen, indem noch ſehr viele Sitten und Gebräuche des alten Frankreich's ſich damals erhalten hätten, die ſpäter untergegangen wären. Der Tanz unter einer großen Linde war das Auffälligſte, indem die Mädchen dabei ein Lied ſangen, das noch aus den Zeiten Heinrich's ſtammte, und das er ihren Urgroßmüttern ſelbſt ſollte beigebracht haben. Es waren einfache Verſe, die ſich immer wiederholten und mit einem Schlußverſe, der im Chore geſungen wurde, ſchloſſen. Zu Ende des Geſangs nahm Dorothee einen Thronſeſſel ein und vertheilte Geſchenke. Auch an einer ſchauerlichen Sage fehlte es nicht, die an einem einſamen Thurme haftete, den vor Zeiten ein Geiſtlicher bewohnt haben ſollte, der ſich als herumwandelndes Geſpenſt zur Nachtzeit den Bewohnern zeigte. Eine andere Auslegung behauptete, daß der alte Graf dieſe Maske öfters benutzt habe, um Beſuche im Dorfe abzuſtatten und die jungverheiratheten Frauen zum Gegenſtande dieſer Beſuche zu machen, die er im Coſtüme eines Geſpenſtes ab-

legte. Vor Zeiten gehörte es zu den Rechten des Gutsherrn, ohne eine beſchwerliche Vermummung, ganz offen und am hellen Mittage bei den jungen Frauen der Unterthanen ſich einzufinden.

Bei ihrer Zurückkunft nach Paris beſuchte Dorothee die Muſeen und wiſſenſchaftlichen Sammlungen. In einem der Hörſäle, in welchem über verſchiedene Sprachen und Literaturen, ſo auch über die polniſche, Vorträge gehalten wurden, entdeckte ſie in dem Redner auf dem Katheder zu ihrer freudigen Ueberraſchung den Grafen Ignaz Lubicki, der hier in einer hinreißend dichteriſchen Darſtellung die Geſchichte der Poeſie und Literatur ſeines Landes vortrug. Die männlich ſchöne Geſtalt des Redners, ſein wohlklingendes Organ, und vor Allem der Schwung der Begeiſterung und des eigenthümlichen Feuers, der ſeinen Worten inne wohnte, machte, daß die ganze Verſammlung, die faſt nur aus Frauen beſtand, ihn mit geſpanntem Intereſſe zuhörte und ihn zwang, weit über die Grenzen der Stunde hinaus ſeine Darſtellung zu erweitern. Dorothee empfand dieſes Verlangen, ihn ſprechen zu hören, gewiß lebhafter, als alle Anderen, dennoch wünſchte ſie ſich den Schluß herbei, um ſich ihm zu erkennen zu geben. Allein er hatte ſie ſchon aus der Menge herausgefunden und eilte jetzt mit einem herzlichen Gruße auf ſie zu. „Meine liebenswürdige Beſchützerin!“ rief er, „thut es Ihnen jetzt etwa leid,

mich damals vor den Säbeln meiner Verfolger beſchützt zu haben, jetzt, da Sie mich ſo weit abgeirrt ſehen von der Laufbahn, die ich anfänglich betreten?"

„Sie ſind, wo Sie auch ſein mögen, mein Freund," entgegnete Dorothee. „Jetzt, da ich Sie hier in Sicherheit weiß, fühl' ich mich um Vieles beruhigter, denn offen geſtanden, es wollte mir nicht gefallen, Sie auf dem Meere des Lebens ſo wild umherſchiffen zu ſehen."

„Und bin ich denn jetzt in Ruhe, meine holde Beſchützerin?" fragte der Pole mit einem bedeutungsvollen Tone. „Der Sturm ſoll erſt angehen. Durch den großen Kaiſer wird mein Vaterland frei, und das freie Vaterland — bedarf auch meiner."

„Wollte Gott, dieſe Hoffnungen gingen in Erfüllung," ſeufzte Dorothee.

„Sie werden in Erfüllung gehen. Napoleon hat es verſprochen, und Napoleon hält Wort. Er iſt erſchienen, um die Völker von ihren Tyrannen zu befreien."

„Nochmals, wir wollen es hoffen," ſagte Dorothee. „Einſtweilen leſen Sie über den polniſchen Petrarca, das wird Ihnen ganz gut thun. Es giebt Ruhe Ihrem Blute, und die haben Sie nöthig."

„Die echte Poeſie giebt keine Ruhe, ſie giebt Feuer!" entgegnete er. „Kann man wohl die gro-

ßen Gedanken der Dichter leſen, ohne ſelbſt auf das innigſte nach Ruhm zu ſtreben — dem Stoffe des Gedichts? Als ich dieſe ſchönen Verſe noch nicht kannte, war ich ruhiger; jetzt, da ich weiß, welch' einen Vulkan die Vorwelt unter die kalte Steindecke unſrer traurigen Tage gebreitet hat, möchte ich mit einem Fauſtſchlage den Boden öffnen, um nur raſch hervorgeben zu laſſen, was darunter brütet und fluthet."

„Ich werde die Befreiung nicht mehr erleben," ſagte Dorothee traurig.

„Sie werden Sie erleben, Herzogin, und Polen's ſchönſte Muſe wird dann Anna Dorothee ſein, ſie, die mit uns litt, die mit uns duldete und die nun mit uns ſiegt!" —

Die weitere Folge des Geſprächs enthielt Mittheilungen, die Beide ſich aus ihren früheren Tagen machten, und aus den Schickſalen, die ſie erlebt. Manches herzliche Wort ſchöner Erinnerungen wurde da ausgetauſcht. Dorothee mußte von dem letzten Augenblicke des Königs Stanislaus erzählen, was ſie erfahren hatte, von Ruſtan und von den übrigen Polen aus jener Zeit. Daß der Letztere ein ſo ſchönes Aſyl im Hauſe der Herzogin erhalten, freute Ignaz ungemein. „Der edle Mann," ſagte er, „bedarf auf den Reſt ſeiner Tage einer milden Sonne, die ihm erſetzt, was Kälte und Sturm ihm in ſeiner Jugend geraubt. O, Sie werden an ihm viel

Freude erleben; mehr, Herzogin, als an Ihren jungen Freunden, die alle mit einander nicht recht haben gedeihen wollen.“ Auf Dorotheens Einladung antwortete er unbestimmt. „Wenn ich komme,“ sagte er, „so komme ich mit der siegreichen Armee, die der Held der Helden anführt.“

Dorothee nahm jetzt öfter an den Abendgesellschaften in dem Hause des Ministers Theil, dessen Unterhaltungsgabe unerschöpflich, dessen Wissen unergründlich schien. Er hatte es darauf abgesehen, Dorotheen für sich zu gewinnen. Die vornehmsten Fremden blieben von ihm unbeachtet, er war nur im Gefolge Dorotheens zu finden. So sehr sie darum beneidet wurde, so wenig wahren Genuß gewährte ihr diese Annäherung, denn sie war sich bewußt, zu sehr verschieden in ihren Ansichten von denen ihres Verehrers zu sein, als daß dessen Hinneigung eine andere als eine eigennützige hätte sein können. Stets suchte der Fürst das Gespräch auf den Kaiser Alexander und auf russische Verhältnisse zu bringen, und dieser Umstand hätte sie schon mißtrauisch und vorsichtig machen können, wenn sie auch keinen andern Grund zu Beidem gehabt.

Eines Abends fuhr sie mit dem Fürsten durch einen der langen Baumgänge des Bois de Boulogne. Es wurde dunkel, und eben war der Wagen im Begriffe, der Stadt wieder zuzulenken, als plötzlich aus dem Dickicht am Wege ein Mann her-

vorſprang, die Piſtole dem Fürſten vor die Bruſt ſetzte und Uhr und Börſe verlangte. Zu gleicher Zeit wurde durch einen Schlag mit dem Stocke der Kutſcher betäubt und zu Boden geworfen. Man konnte nicht erkennen in der Dunkelheit, ob man es mit mehreren und mit wie vielen Banditen zu thun hatte. Dorothee warf ſich in den Wagen zurück, und zog ihren Begleiter nach ſich; der Diener rang unterdeſſen mit einer finſtern Geſtalt, die Piſtole entlud ſich in die Luft. Während die Pferde ſich bäumten, der Wagen umzuſtürzen drohte, kamen auf den Hülferuf drei Reiter herangeſprengt, die den Wagen umſchloſſen, und von denen, nachdem die Angreifer die Flucht ergriffen hatten, zwei den Fliehenden nachſetzten und nach wenig Minuten einen verwundeten, wie es ſchien, todten Mann aus dem Gebüſche hervorzogen. Er wurde auf einen Wagen gelegt, der unterdeſſen herbeigeſchafft worden, und deſſen Führer von zwei berittenen Gensd'armen begleitet zu dem nächſten Wachthauſe am Thore hinlenken mußte. Die drei Reiter gaben ſich als junge Ausländer zu erkennen, die erſt ſeit wenigen Tagen in Paris ſich befanden, und die ſich nun glücklich ſchätzten, zwei ſo hochgeſtellten Perſonen, denn der Fürſt hatte ihnen ſeinen Namen und den ſeiner Begleiterin genannt, einen Dienſt erwieſen zu haben. Der Eine hatte gleich bei erſter Beſeitigung der Gefahr ſein Pferd dem Diener gegeben, damit die-

ſer raſch zum nahen Wachthauſe eilen könne, da er ſelbſt der Gegend und der Verhältniſſe nicht kundig war. Als er jetzt ſein Pferd wieder hatte, beſtieg er es und er und ſeine Freunde nahmen auf das ehrerbietigſte von dem Fürſten und der Herzogin Abſchied, die ihnen nochmals dankten und ſie baten, ſie mit ihren Beſuchen zu beehren. Der Fürſt, der ſeine gute Laune ſchnell wiedererhalten hatte, ſagte lächelnd: „Ich hätte es machen ſollen, wie der Schach in den Mährchen der tauſend und einen Nacht, der ſich anfangs den drei jungen Männern nicht zu erkennen giebt, dann aber ſie durch ein prachtvolles Feſt überraſcht, das er zu ihren Ehren giebt.“

„So giebt es alſo doch noch Gefahren dieſer Art um Paris her —“ bemerkte Dorothee; „ich habe geglaubt, das gehörte zu den Ammenmährchen, mit denen man Kinder ſchreckt.“

„Man hat in letztrer Zeit von mehren ſolchen Fällen gehört,“ entgegnete der Fürſt. „Doch gelüſtet es Sie nicht, unſern kecken Abällino ſich näher anzuſehen? Er liegt jetzt, todt oder lebendig, auf dem Wachthauſe.“

„Faſt möchte ich bitten, daß wir einen Augenblick dort ausſtiegen,“ entgegnete Dorothee. „Das Geſicht dieſes Menſchen kam mir ſo nahe und obgleich der Schreck und die Dunkelheit mir die Schärfe des Blickes raubten, ſo ging doch mitten

im Kampfe ein ſeltſames Leuchten in mir auf, als ſähe ich vor mir Jemand, der mir nicht unbekannt ſei."

„Wohlan, ſo wollen wir ihn uns anſehen. Ich gehe voraus, um zu unterſuchen, ob Sie mir, ohne Bedenken zu tragen, folgen können."

Und die Thür des kleinen Zimmers öffnete ſich. Ein nicht mehr junger Mann lag auf einem niedrigen Geſtelle und hatte das Haupt halb verhüllt, die Augen aber offen. Er ſah ſtarr vor ſich hin und ſchien Niemand zu beachten, der ſich ihm näherte. Nur als Dorothee eintrat, richtete er ſich auf und ſah ſie mit einem unheimlich finſtern Blicke durchbohrend an. Einen Augenblick ſchwieg er, dann murmelte er vor ſich hin, indem er beide Hände an's Geſicht ſchlug: „Sie iſt's!" —

Dorothee hatte den Unglücklichen ſogleich erkannt. Ihr Entſchluß ſtand feſt; um ſeiner zu ſchonen, nahm ſie die Miene an, als ſei er ihr völlig fremd.

„Wer ſind Sie?" fragte der Fürſt.

„Kein Franzoſe."

„Was trieb Sie zu der That?"

„Hunger und Verzweiflung. Ich habe geſtern Nacht meinen letzten Sous verſpielt und ſchäme mich zu betteln."

„Haben Sie Mitſchuldige?"

„Nein."

„Sie kennen mich?“

„Nein.“

„Doch dieſe Dame?“

Einen Augenblick zögerte der Verwundete mit der Antwort, dann wandte er ſich raſch ab und ſagte kalt: „Nein.“

„Was glauben Sie, das Ihr Loos ſein wird?“

„Ich will ſterben.“

„Man wird Ihnen Zeit geben, ſich zu beſſern. Für's Erſte folgen Sie dieſen Männern und fügen Sie ſich der Haft, der Sie verfallen ſind!“ Mit dieſen Worten wandte ſich der Miniſter weg, reichte Dorotheen wieder den Arm und Beide verließen die Wachtſtube.

Wenige Tage, als man in den Geſellſchaften noch von dieſem Vorfalle ſprach, der ein übles Ende hätte herbeiführen können, erhielt Dorothee folgendes Schreiben:

„An die Herzogin von Kurland:

„Hätte ich gewußt, daß Sie in Paris wären, ſo hätte ich nicht den dummen Streich begangen, der mir jetzt bitter leid thut. Ich hätte Das, was mir zukam, auf leichterem Wege erlangt. In der That, das Schickſal ſpielt artig, ich muß mir mein Erbe auf der Landſtraße holen. Ja, gnädige Dame — mein Erbe! Denn Sie werden ſich beſinnen, daß es auf der ganzen weiten Welt

Niemand giebt, der ſo eng mit Ihnen verbunden iſt, und bei dem es Ihnen ſo ſehr daran gelegen ſein muß, ihn an ſich zu feſſeln, als mich. Sie werden mir zugeben, daß ich demnach Ihr Erbe bin, und da ich gerade jetzt von den mir gehörenden Schätzen Etwas brauche, ſo haben Sie die Güte, mich gehörig mit Gelde zu verſehen. Welche Tollheit wäre es geweſen, wenn ich Sie todt geſchoſſen hätte, Sie — mein Capital nebſt Zinſen. Ich erwarte, was Sie thun werden. Der Mann, der neben Ihnen ſaß, hat ſeine Luſt daran, viel zu erfahren, und ich habe meine Luſt daran, viel zu erzählen; es kommt nur auf Sie an, ob wir Beide unſerem Gelüſte den Ziegel ſchießen laſſen ſollen. Das Leben iſt mir geſichert, man ſchickt mich zur Armee, weil man Menſchen braucht, Sie ſehen alſo, melancholiſche Todesgedanken hege ich nicht mehr. Im Gegentheile, ich will leben, gut leben, vortrefflich leben, und dazu ſollen Sie, Frau Herzogin, mir behülflich ſein. Ich erwarte Ihre Antwort, die ſicher zu mir gelangen wird, wenn Sie die Güte haben wollen, die Adreſſe zu beachten, die ich mir die Freiheit nehme, beizufügen.

Ihr ergebener

Erwin von Trotte."

Dorothee war empört über den frechen Ton dieſes Briefes; ſie war einen Augenblick unſchlüſſig,

ob ſie nicht gegen dieſen Nichtswürdigen gerichtliche Schritte thun ſolle; dann jedoch überwog das Mitleid mit dem ſo tief Geſunkenen ihren gerechten Zorn und ſie ließ ihm durch einen zuverſichtlichen Boten, den ſie abſendete, eine Summe übergeben, hinlänglich, um ſeine Bedürfniſſe weit über ein Jahr hinaus zu decken, zugleich ließ ſie ihm bedeuten, daß ſie Mittel habe, ihn ſofort zur Strafe zu ziehen, wenn er es wagen würde, nochmals an ſie zu ſchreiben und ihre Hülfe in Anſpruch zu nehmen.

Auf dieſen Beſcheid blieb es ruhig, und der ganze Vorfall, nach dem Zuſchnitte des pariſer Lebens, wurde ſehr bald vergeſſen. Nachrichten von der Armee verdrängten jede andere Tageserſcheinung. Der Fürſt verließ Paris, um dem Kaiſer entgegenzureiſen. Vor ſeiner Abreiſe bemerkte er, daß der Verbrecher bereits ſeit einiger Zeit an den Ort ſeiner Beſtimmung abgegangen. Als Dorothee das Geſchick dieſes ihres Landsmannes überdachte, konnte ſie nicht umhin, ein inniges Bedauern für ihn zu fühlen. Seine Geiſtes- wie ſeine Körperanlagen waren darauf berechnet, daß ein glückliches und ſogar mit ausgezeichneten Erfolgen gekröntes Leben hätte aus ihnen hervorgehen können, durch die frühzeitige, ſchädliche Einwirkung jedoch, die auf ihn ausgeübt worden, und zu welcher das Benehmen der Herzogin-Mutter nicht wenig beigetragen hatte, war zeitig der Keim gelegt worden zu allen Untugenden und

Laſtern, die ſich ſpäter in ſo üppiger Fülle bei ihm entwickelt hatten. „Möchte ich ihm nie wieder begegnen," ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „und wenn es doch ſein muß, möchte ich ihn gebeſſert wiederfinden."

Dieſer ſeltſame Vorfall trug jedoch eine gute Frucht. Schon lange hatte Dorothee, die es, je älter ſie wurde, immer mehr liebte, die Zuſtände des Volkes, wo ſie ſich gerade befand, zu beobachten, ihre Aufmerkſamkeit auch den Gefangenhäuſern, den Arbeitsanſtalten, den Schulen und endlich auch den kirchlichen Verhältniſſen zugewendet. Wenn die Ihrigen glaubten, der Wagen bringe ſie in irgend eine Kunſt- oder Modeausſtellung, ſo brachte er ſie in das Hotel Dieu, zu den Urſulinerinnen, zu den Soeurs grises, in das große Findelhaus, in die Blindenanſtalt, zu den Verſammlungen der proteſtantiſchen Schulen und zu dem Gottesdienſte dieſer Kirche, die von Napoleon frei gegeben worden und zu gleicher Berechtigung mit anderen Confeſſionen gelangt war. Ueberall war ſie ſelbſt gegenwärtig, hörte, ſah, prüfte ſelbſt. Trautmann, den ſie nach Paris hatte kommen laſſen, war ihr dabei ſehr behülflich.

„Ich muß meine Tage benutzen," ſagte ſie zu dem Freunde, „ich weiß nicht, ob ich deren viele mehr haben werde."

Trautmann ſah ſie mit einem innigen Blicke an und fragte halb wehmüthig, halb erſtaunt: „Warum

denn jetzt gerade dieſer Eifer, Herzogin? Es hat Ihre Seele doch nichts unangenehm berührt?“

„Sie meinen, Das ſei nöthig bei mir, um mich zur Beſchäftigung mit ernſten Dingen zu treiben?“

„Nein, beim Himmel! theure Frau, das meine ich nicht,“ entgegnete der Greis; „ich weiß, daß ſtets die Blumen Ihrer Freude auf einem dunkeln Grunde des Ernſtes zu erblühen pflegten, doch aber, ich möchte wiſſen, ob Etwas geſchehen ſei, was mehr als die gewöhnlichen Bewegungen des Lebens Sie an ein ernſtes Jenſeits gemahnt.“

„Nun denn, ja!“ entgegnete Dorothee mit freundlicher und zutraulicher Freimüthigkeit. „Ihnen kann ich's ja wohl geſtehen. Sie haben richtig gerathen.“

„Ich hörte von einem Unfalle, der Ihnen hier zugeſtoßen —“ hub Trautmann ſchüchtern an.

„O nicht Das!“ rief ſie lebhaft. „Das war Etwas ganz ohne Bedeutung. „In der Nähe von Warſchau iſt mir Etwas Aehnliches geſchehen, und in meiner Heimath wäre ich auch eines ſchönen Tages beinahe todt geſchoſſen worden, indem ſich die Flinte eines meiner Vettern bei der Jagd entlud, und ich in der ungefähren Richtung des Schuſſes mich befand. Es iſt Etwas Anderes, was ich ſeit einiger Zeit in Gedanken mit mir herumtrage: eine ſeltſame Warnung, deren Gegenſtand ſich ſpäter auch bewahrheitet hat. Mit einem Worte, ich habe ein theures Leben verloren, und während ich dem Schmerze

zu erliegen drohte, hat mich die Religion aufgerichtet. Von dieſem Augenblicke hab' ich beſchloſſen, Andern, wo ich nur kann, eine ähnliche Quelle ſanfter und eindringender Tröſtung zu verſchaffen. Es iſt ja ſo leicht, in dieſer Beziehung Hülfsbedürftigen beizuſtehen: es bedarf nur, daß man an ihre Heiligthümer nicht taſte. Ich bekenne offen, ich habe meine religiöſe Anſicht mir ſelbſt gebildet, und ich erweitere und fülle mir meinen Tempel immer mehr aus, je nachdem ich täglich in Erkenntniß zunehme; aber hiermit zufrieden, habe ich nicht daran gedacht, auch für Andere zu wirken. Meine Religion war zu ſehr Sache meines Bedürfniſſes; jener Augenblick des tiefen Schmerzes hat mich aber gelehrt, daß ich auch für meinen Nächſten Religion haben muß. Jene Stimme hatte Recht: „Raube dem Armen nicht ſeinen Gott!“ ſie wollte damit ſagen, erſchüttere nicht den einfachen Dienſt der Kirche im Herzen des Volkes. Taſte keine von den frommen Glaubensſätzen an, die das ſelige Erbtheil Derer ſind, die, wie die Bibel ſagt, einfältiglich am Geiſte ſind.“

„Haben Sie denn je die Kirche, den Glauben angetaſtet, Freundin?“ ſagte Trautmann erſchreckt.

„Das eben nicht,“ entgegnete Dorothee ruhig. „Mein Gewiſſen hätte mir nie erlaubt, dergleichen zu thun, obgleich ich in einer Zeit aufgewachſen bin, die ſich zum höchſten Ziel ihres Strebens die Glau-

bensloſigkeit neben Verſtandesaufklärung ſetzte. Der edle Sinn meines Vaters hat mich bewahrt; er war Chriſt wie ich Chriſtin bin; ich habe nie bereut, den Lehren gefolgt zu ſein, die er auch in dieſer Beziehung mir gegeben. Doch davon iſt hier nicht die Rede. Wenn ich mich tadle, ſo geſchieht es darin, daß frei und offen, wie ich mich immer auszuſprechen liebe, ich vielleicht meine Ueberzeugungen dargethan habe, ohne daran zu denken, daß hier und da eine fromme Seele gekränkt und beirrt wird. Es iſt Etwas Großes um die Innigkeit des religiöſen Gefühls. Seit jener Trauerſtunde hat mein Glaube mehr Wärme, mehr Tiefe erhalten. Ich habe Stunden, wo ich fühle, daß ich vor Gott mit zärtlicherer Andacht trete, als es damals der Fall war, als ich in meinem Glücke ihn mehr anſtaunte, anbetete als — liebte. Meine Religion der Humanität iſt mit einer ſüßen Zugabe heftiger und gläubiger Liebe beſchenkt worden. Aller Welt möchte ich den Troſt geben, den ich empfunden habe, als ich zum erſten Male auf meinen Knieen vor dem Vater, nicht blos vor dem Gotte lag. Darum, lieber Freund, laſſen Sie mich wirken und ſchaffen, ſo lange es Tag iſt. Wollen wir daran denken, wie wir recht Vielen ein warmes, ſicheres Haus gegen die Stürme des Lebens bauen."

„Wollen wir das!" rief Trautmann entzückt, „wollen wir das!"

„Und zuerſt laſſen Sie uns hier in Paris für das Häuflein Proteſtanten wirken, das bisher eingeklemmt war zwiſchen böſen Nachbarn, und das jetzt, Dank ſei es meinem Helden, aus ſchlimmer Stellung erlöſt iſt. Ich halte Summen in Bereitſchaft und hege allerlei Pläne und Entwürfe. Hier wollen wir das Terrain uns anſehen; wenn wir in unſerm Stübchen in Löbichau ſind, wollen wir in guter Ruhe die Steine zum Bau fügen.“

„Welch' ein Sommer wird das werden!“ rief Trautmann. „Wie will ich meinen alten Kopf anſtrengen, um einer ſo rüſtigen Bauherrin als geſchickter Handlanger zu dienen. Wahrlich ich ſegne den Trauerfall, der ſo günſtige Erfolge hervorgerufen.“

„Sagen Sie das nicht,“ rief Dorothee mit einem bitteren Lächeln. „Es war ein recht böſer, recht ſchlimmer Trauerfall. Ich hätte nicht die Kraft einen ähnlichen nochmals zu erleben.“

„Gott giebt Kraft.“

„Aber Gott nimmt ſie auch. Er hat mir gezeigt, daß ich mit all' meiner ſchönen Philoſophie, mit all' meinem über's Grab hinausreichenden ſchönen Glauben doch ein recht ſchwaches, armes Weib bin. Laſſen Sie uns davon nicht weiter ſprechen.“

„Engel! Engel!“ rief Trautmann und bedeckte beide Hände der Frau mit Küſſen. „Nimm mich

nur mit, wann Du einſt entſchwebſt! — Ich wüßte nicht, was ich auf Erden machte ohne Dich!“ —

Die Rührung des alten Mannes war ſo heftig, daß Dorothee für ſeine Geſundheit beſorgt wurde, und dieſes Geſpräch abbrach. Aber Trautmann hatte ſich raſch erholt. „Die Freude tödtet nicht,“ ſagte er, „und zudem weiß ja der liebe Gott, daß er mich nöthig hat, um hier in dieſem gottloſen Babel allerlei für ihn zu beſorgen, er kann alſo nicht mich ſo ohnes Weiteres meines Weges ſchicken. Aber liebe Engelfrau, einen ſchweren Stand werden wir hier doch haben. Was man hier Proteſtanten nennt, verdient kaum den Namen.“

„Deshalb,“ rief Dorothee, „müſſen wir das junge Geſchlecht beſonders in's Auge faſſen, und dieſes geſchieht indem wir die proteſtantiſchen Schulen hier verbeſſern, oder, was daſſelbe iſt, einer Leitung anvertrauen, die gewiſſenhaft und unterrichtet iſt. Mit zwei trefflichen Männern habe ich bereits Bekanntſchaft gemacht, und Frauen, wie ich ſie wünſche, ſtehen mir auch zur Seite.“

„Alſo drauf und dran!“ rief Trautmann. „Gott giebt Kräfte! Können wir nicht aus Herrnhut Hülfstruppen herbeiſchaffen?“

„Nein — nichts von den Lämmlein!“ rief Dorothee beſtimmt.

„So werden wir ohne ſie auskommen,“ entgeg-

nete Trautmann ſchnell fügſam. „Aber dann muß ich bitten auch keine Berliner Platos und Sokrateſſe.“

„Auch die nicht,“ ſagte Dorothee lächelnd.

Fortsetzung.

Die Begebenheiten drängten sich jetzt. Dorothee, die schon Willens war, abzureisen, wurde durch die Nachricht zurückgehalten, daß der Kaiser in Fontainebleau erwartet werde. Sie hegte den Wunsch, ihm vorgestellt zu werden. Die Schlacht von Wagram hatte den Ruhm der französischen Waffen auf die Spitze gebracht; nach der Besiegung Oesterreich's blieb kein weiterer Triumph in Deutschland zu feiern übrig und halb Europa huldigte dem Corsen. Der Jubelsturm, der Paris erschütterte, als er heimkehrte, ließ sich mit Nichts vergleichen, außer etwa mit den Triumphaufzügen der Imperatoren der alten Welt, wenn wir den Beschreibungen Glauben beimessen wollen. Man sprach jetzt von der zu erwartenden Zusammenkunft der Fürsten des Rheinbundes, die Napoleon nicht eingeladen, sondern nach Paris

hinbeſchieden hatte. Dann ſprach man von der nun endlich entſchiedenen Trennung des Kaiſers von Joſephinen, und während man noch redete, gingen die Dinge auch vor ſich. So raſch ſchrieb die Geſchichte ihre Annalen.

Bis zu einem gewiſſen Grade hin wurde Dorothee in ihrer Erwartung bei dem nun ſtattfindenden perſönlichen Zuſammentreffen mit ihrem Helden enttäuſcht. Sie hatte ihn in Weimar beim Schein der nächtlichen Fackeln die Schloßtreppe heraufſteigen ſehen, einen kecken, muthigen Soldaten, gefolgt von einer unermeßlichen Schaar von Kriegern, deren Waffen noch vom Blute rauchten, da hatte ſeine Erſcheinung auf ſie elektriſch gewirkt; es lag Etwas Wildes, Gebietendes, Ungeheures darin; ſie ſollte ihn jedoch ſehen auf einem Boden, den er, trotz deſſen daß er affektirte, auch hier ſich ſicher und kühn zu bewegen, doch nur als einen ihm fremden, ungewohnten betrat: es war das Parket des Hofes. Aufgewachſen im Lager, groß erzogen unter dem Donner der Kanonen, und im Felde mit den gemeinen Soldaten Tage und Nächte verbringend, waren ihm der Glanz des Hofes, die elegante Form der großen Welt, die Forderungen der Etikette Etwas Fremdes. Man ſah in ihm den Parvenü, und jemehr er Gold und Purpur verſchwendete, je ausgelaſſener er koſtbare Theaterkoſtüme ſchuf und in jeder Gattung Prunk verſchwendete, deſto ſicherer

erblickte das geübte Auge in Allem den Neuling auf dieſem Felde. Dorothee war zu ſehr vornehme Dame, zu feſt und ſicher in den feinen Umgangsformen der großen Welt, um nicht die durch allen Flitter durchblickende Roheit eines ſolchen Hofes zu durchſchauen. Sie fiel ihr unangenehm auf. Sie ſah Generale und Prinzen, Herzöge und Marſchälle vor ſich, die die Manieren von Stallknechten hatten, und deren Galanterie an die Reitbahn erinnerte. An der Seite dieſer Herren erſchienen Damen, die, weit entfernt von der Feinheit der alten Höfe, ſich darin gefielen, ausſchweifend zu ſein, indem ſie damit zu erlangen ſtrebten, für vornehm gehalten zu werden. Aber bei alledem dieſe Frauen waren ſchön, dieſe Männer tapfer, und die alten Höfe hatten neben ihrer Feinheit ſo unbeſchreiblich viele Fehler, Gebrechen und Schwächen gezeigt, daß der Menſchenfreund ſich dieſes neue Geſchlecht gefallen ließ, indem er hoffte, gegen die fehlende Form den guten Inhalt eingetauſcht zu haben. Ebenſo dachte Dorothee. „Es ſind unſere Erretter," rief ſie, „man muß ſie nehmen wie ſie ſind." Napoleon war um nichts beſſer als ſeine Generale: er ſtand inmitten ſeines glänzenden Hofes in ſeiner gewohnten Stellung, die eine Hand in die Uniform geſteckt, oft beide über die Bruſt geſchlagen, und keine Miene der Artigkeit oder auch nur des Wohlwollens zeigte Dem, der ſich ihm nahen durfte, daß er

willkommen ſei. Er mußte ungewiß bleiben, ob man ihn nicht etwa zum Blutgerüſt führen werde. Die Weiſe, wie Napoleon mit Damen ſcherzte, war durchaus nicht einſchmeichelnd oder auch nur ermunternd, dennoch ſah man die Herzoginnen des alten Hofes mit überraſchtem Lächeln, als hörten ſie die feinſten Phraſen, ſeinen Worten lauſchen. Die überwältigende Größe des Mannes lähmte in ſeiner Nähe jedes Urtheil; man ſtand der Weltgeſchichte gegenüber. Das Schwerdt in der ehernen Fauſt dieſes Soldaten war entſetzlich. Er war der Genoſſe der Heldengeiſter aller Zeiten: auf ſeine Stirn war das Siegel der Macht geprägt, eine Macht, wie ſie nur alle Jahrtauſende Einmal der überraſchten Menſchheit erſcheint. Dies dachte Dorothee und ſtaunte. Ihre Seele, fähig die Größe in ſich aufzunehmen, bebte vor der Gegenwart dieſes Mannes, der eine Welt zertrümmert hatte. Mit einem muthigen Blicke trat ſie ihm entgegen als wollte ſie ſagen: verſuch' es, auch mich zu zerſchmettern; ich bin auf Deinen Anblick vorbereitet; ich ſuche und liebe Dich, weil ich die Größe ſuche und liebe. — Es mußte etwas von dieſer Seelenſchrift im Antlitz der Frau bemerkbar ſein, denn Napoleon veränderte ſeine gleichgültige Miene, als er auf den Blick ihres Auges traf, und nachdem er eben mit der bildſchönen, achtzehnjährigen Herzogin von Blancas getändelt, veränderte er ſeinen Aus-

druck, er ſah forſchend und überraſcht auf die regelmäßigen, ſchönen, durchgeiſtigten Züge Dorotheens. Es war ein Auge, wie er es in der Regel bei Frauen nicht liebte, es glänzte zu ſelbſtſtändig, zu wenig unterwürfig; er wollte auf keine Weiſe an das ſcharfe, impertinente ſchwarze Auge der Frau von Staël erinnert ſein; allein ein Wort im Geſpräche mit Dorothee und ſeine Beſorgniſſe waren verſchwunden. Die Geiſter der Anmuth, der Güte, der weiblichſten Liebenswürdigkeit machten ſich geltend und Napoleon verzieh einer Frau, Geiſt zu haben, wenn ſie ihn ſo klug und ſo weiblich kund zu geben verſtand.

Wohl über eine halbe Stunde unterhielt ſich der Kaiſer mit der Herzogin von Kurland, während Königinnen und Prinzeſſinnen von Geblüt warteten.

Eine ſehr unzarte Frage, die wiederum den Soldaten verrieth, miſchte ſich in das Geſpräch. „Man ſagt, Ihr Gemahl, Madame, der Herzog von Kurland, ſei ſehr häßlich geweſen?“

„Sire, ich wählte ihn nicht ſeiner Schönheit wegen.“

„Und doch hatte er eine ſehr ſchöne Mutter. Man bewahrte hier in der kleinen Bildergallerie des Louvre ein Bild von der Kaiſerin Anna, wo ſie als eine Frau dargeſtellt iſt mit friſcher Geſichtsfarbe und einem lebhaften Geſichtsausdruck.“

„Sire, die Mutter meines Gemahls war eine kurländiſche Edeldame.“

Napoleon ſchwieg und lächelte vor ſich hin. Er mochte fühlen, daß er zu weit gegangen und ſuchte ſein Verſehen gut zu machen, indem er ſehr viel Lobenswerthes über den Günſtling der Kaiſerin Anna, über den Herzog von Biron ſagte, deſſen guten Rathſchlägen die Kaiſerin mit dem beſten Erfolge ſich gefügt habe. Dann ſprach er vom König Stanislaus: „Das war ein Mann, den ich zu meinem Vorleſer angeſtellt hätte; er verſtand ſo viele Sprachen und las gut vor. Die armen Polen, ſie haben es mit ihren Fürſten nie gut getroffen. Doch dieſer war ihnen gegeben worden, ſie hatten ihn nicht ſelbſt genommen. Ich liebe dieſe Nation, und wenn ich kann, werde ich Etwas für ſie thun. Man muß mir nur Zeit laſſen.“

„Der Ruhm, Sire, iſt ein ungeſtümer Gläubiger. Er iſt gewohnt, daß ſie ihn prompt bezahlen.“ —

Napoleon brach das Geſpräch ab, das er ſpäter im Verlauf des Abends nochmals anknüpfte. Dorothee kam befriedigt zurück, und ihre Umgebung erfuhr das glückliche Reſultat dieſer Zuſammenkunft.

Einige Wochen ſpäter verbreitete ſich das Gerücht, der Kaiſer ließe ſich von ſeinem Senat eine Braut vorſchlagen.

Die Unterhandlungen begannen.

Man nannte eine Großfürſtin von Rußland und eine Herzogin von Sachſen. Es kam bald eine dritte Prätendentin hinzu, eine Erzherzogin von Oeſterreich. —

„Unmöglich!“ rief Dorothee. „Wie, ſie ſollte das Schickſal ihrer Großtante vergeſſen haben? Von Neuem ſollte eine öſterreichiſche Kaiſertochter als Braut die Grenzen Frankreich's überſchreiten? Unmöglich!“

Am 7. Februar 1810 wurde der Ehecontract zwiſchen Napoleon und Marie Louiſe, und zwar Wort für Wort, dem ähnlich der einſt zwiſchen Ludwig XVI. und Marien Antoinetten geſchloſſenen, aufgeſetzt; den 28. Februar erfolgte die Ankunft der Erzherzogin in Compiègne, wohin der Kaiſer ſeiner Braut entgegen geeilt war. Von dort reiſ'ten Beide nach St. Cloud, wo der Civilcontract geſchloſſen wurde, und am 2. März hielt das kaiſerliche Paar ſeinen Einzug in Paris. An demſelben Tage geſchah die prieſterliche Trauung von dem Großalmoſenier, dem Cardinal von Feſch, in einem der Säle des Louvre, den man zu dieſem Zwecke als Kapelle eingerichtet hatte. Die Feſtlichkeiten und der Jubel des Volkes waren unermeßlich.

Auch Dorothee nahm an dieſem Schauſpiele Theil, allein aus ihrer Seele wich nicht das Bild der unglücklichen Joſephine. Ihre Worte: es iſt ſo traurig, eine Krone einzubüßen, die die Hand des

Geliebten aufgeſetzt, tönten ihr fortwährend in's Ohr. Ihr eigenes Geſchick kam ihr jetzt minder traurig vor. Sie hatte bei dem Verluſt, der ſie getroffen, ein überwältigendes Geſchick, nicht die Treuloſigkeit und den Verrath eines geliebten Mannes anzuklagen.

In der Folge der Feſte, die zu Ehren der Vermählung gegeben wurden, befand ſich auch das des Fürſten Schwarzenberg, des öſterreichiſchen Geſandten. Man ſprach lange vorher von der außerordentlichen Pracht und dem Geſchmack der ſich bei dieſer Gelegenheit entwickeln werde, und durch welche das Feſt, das die gute Stadt Paris ihrem Herrſcher gegeben, ſollte verdunkelt werden. Dorothee wurde durch einen zufälligen Umſtand verhindert, dort zu erſcheinen. Sie ſaß in ihrem Zimmer allein, mit Briefſchreiben beſchäftigt, als um Mitternacht eine ungewöhnliche Bewegung ſich in ihrer Nähe und auf der Straße bemerkbar machte. Menſchengruppen bewegten ſich hin und her, es wurde zwiſchen Rufen und Sprechen manchesmal ein gellender Schrei ausgeſtoßen und man konnte es von Ferne wie Meeresbrauſen hervorrauſchen hören. All' dieſer auffällige Lärm hätte die einſame Schreibende noch nicht von ihrem Schreibtiſche hinweggelockt, allein ein heller Schein that es, der plötzlich auf die Giebelwand eines gegenüberliegenden Hauſes fiel, und eine nahe Feuersbrunſt an

kündigte. Dorothee ſtand auf und klingelte ihrer Kammerfrau. Dieſe erſchien bleich wie der Tod und meldete ſtammelnd, daß die Leute unten auf der Straße erzählten, der Palaſt des Fürſten Schwarzenberg brenne. Welch' ein Schrecken für Dorothee; ſie wußte, daß die Ihrigen ſich dort befanden. Sie rief ſogleich ihre ganze Dienerſchaft zuſammen und hörte von Allen die eben vernommene Nachricht beſtätigen. Sogleich ließ ſie ihren Wagen vorfahren, fügte eilig einige Kleidungsſtücke ihrem Anzuge bei, und in der nächſten Viertelſtunde ſaß ſie bereits im Wagen und lenkte dem grellen Lichtſcheine entgegen, der ſich immer weiter in der Umgebung der Paläſte und Straßen verbreitete.

Das Gedränge war ſo ſtark, daß der Wagen halten mußte. In dieſem Augenblick ſchrieen die kaiſerlichen Vorreiter um Platz, und der Wagen Napoleon's, in welchem er mit der Kaiſerin ſaß, eilte vorüber. Ueberall Geſchrei und Tumult. Die Gensd'armerie machte ſich nur mit Mühe Platz, um einigermaßen Ordnung in die Maſſen zu bringen. Händeringend ſaß Dorothee im Wagen und verſuchte vergebens alles Mögliche, um weiter zu kommen. Da ſprengten zwei Herren ihrer Bekanntſchaft an den Wagen heran und riefen in ſtürmiſcher Eile nur die Worte: „Ihre Tochter iſt gerettet, Herzogin; wir haben ſie eben im Wagen des Fürſten das Eingangsthor verlaſſen ſehen.“ Mit einem

lauten Ausrufe der Freude und des Dankes ſank die arme Mutter in die Polſter zurück. Sie ließ nun umwenden, da es ohnedies nicht möglich war, an die brennenden Gebäude heranzukommen, indem überall der Zugang durch Militärkolonnen verſperrt war. Auf ihrer Zurückfahrt begegnete ihr der Kaiſer zu Pferde, der, nachdem er ſeine Gemahlin in das Schloß in Sicherheit gebracht, auf die Brandſtätte zurückeilte, um bei den Verſuchen: zu löſchen, Anordnungen und Befehle zu ertheilen.

Das Unglück war von einer furchtbaren Ausdehnung. Die ganze vornehme Welt von Paris und viele tauſend Fremde waren verſammelt geweſen in einem Saale von koloſſaler Ausdehnung, geſchmückt und dekorirt mit Draperien von leichten Stoffen. Im Hôtel des Geſandten war kein Raum zu finden geweſen, groß genug um dieſe Zahl von Gäſten zu faſſen, es hatte alſo eine improviſirte Halle, leicht von Brettern zuſammengebaut, errichtet werden müſſen und dieſe gab, als das Feuer ausbrach, der Flamme den weiteſten und unbehindertſten Spielraum. Mit einer furchtbaren Schnelligkeit griff ſie um ſich und wälzte im Augenblick ſo gewaltige Feuermaſſen, daß es kaum möglich war, ihrer Wuth zu entrinnen. Man ſah kreiſchend eine losgelaſſene Schaar in blitzende Silberſchleier und koſtbare Shawls gehüllter Frauen in das Dunkel der Gebüſche flüchten und Viele ſich in die Becken der

Springbrunnen werfen, um die an ihren Gewändern emporleckenden Flammen zu löschen. Männer riefen nach ihren Frauen, Mütter nach ihren Töchtern. Halbohnmächtige Gestalten sah man der Flamme zuwanken, und auf den Trümmern der Brandlaufen niedersinken; oben auf den halb schon brennenden Gerüsten liefen und kletterten Männer mit Ordensband und Stern und riefen die Namen ihrer Zugehörigen, die ihnen unter den Händen verschwunden waren. Es war eine Nacht, die in ihrer gräßlichen Zusammenstellung aller möglichen Schrecken Alles überbot, was sich die Phantasie an Gefahr und Unglück denken kann. Am Morgen suchten eine Menge Menschen auf der Brandstätte nach den Leichen der Ihrigen. Man entdeckte einen halbverbrannten Schädel, dem ein Diadem von Diamanten tief in die Stirne eingeglüht war, und nächst diesem Kopfe die schöne, noch wohlerhaltene Brust, die entblößt in der schwarzen Jauche des zusammengelaufenen Wassers lag, das zum Löschen gebraucht worden war. Dieser schrecklich entstellte Körper war der der Fürstin Schwarzenberg, der lange gesucht worden war und der nun in diesem Zustande gefunden wurde. Der Schrecken und der Schmerz des unglücklichen Fürsten waren ohne Maaß.

Es gab Viele, die dieses Unglück mit dem zusammenstellten, das bei dem Einzuge Marie An-

toinettens ſtattfand, und die aus dieſen beiden Warnungszeichen ſchließen wollten, daß das Haus Oeſterreich auf Frankreich's Boden kein Glück genießen ſolle.

Die Erſchütterungen dieſer Nacht hatten auf Dorotheen ſo übel gewirkt, daß ihre Geſundheit litt und ſie mehrere Tage das Zimmer hüten mußte. Die Ruhe ihres Krankengemachs wurde jedoch in ſteter Folge geſtört, indem Alle, die zu dem weitläufigen Kreiſe ihrer Bekanntſchaft gehörten, es für eine Pflicht erachteten, abwechſelnd an ihr Bette zu eilen, um immer neue Berichte, immer neue kleine entſetzliche Umſtände über den Brand ihr mitzutheilen, bis endlich der Arzt den Eingang zu den Gemächern der Leidenden ſchloß.

Die Abreiſe des Kaiſers nach Brüſſel brachte endlich das Geſchwätz und die Aufmerkſamkeit der müßigen Menge auf eine andere Fährte. Das Unglück konnte jetzt ſeine Thränen in der Stille vergießen.

Für Dorotheen war dieſe Schreckensnacht ein Fingerzeig mehr, ſich mit ernſten Dingen zu beſchäftigen. Sie wollte nicht Paris verlaſſen, ohne ihre kleine Pflanzung, wie ſie die proteſtantiſche Schule, die ſie gegründet, nannte, ſo weit gefördert zu haben, daß ſie mit Sicherheit auch aus der Ferne über ihr Fortgedeihen wachen konnte. Außer den Sitzungen, die ſie dem berühmten Iſabeau gab,

der ihr Bild für ihre Kinder malte, ſah ſie täglich in ruhigen Vormittagsſtunden die Geiſtlichen, Herr Boiſſord und Göpp, bei ſich, die ihr Bericht erſtatteten über das ſchon Vollendete und Pläne mit ihr faßten, für das künftig zu Errichtende. Der ehrliche, gute Trautmann wanderte unterdeſſen in ganz Paris herum, um bald hier eine ehrliche Bonne zu erhaſchen, die keine kokette, leichtfertige Franzöſin, ſondern eine Provinzialin war, die Herr Trautmann für weniger verderbt hielt als die Töchter der Stadt, bald um für das neue proteſtantiſche Erziehungsinſtitut für junge Mädchen, das mit der Schule verbunden ſein ſollte, halbwegs paſſende Hülfslehrerinnen zu finden. Er drang in das Innere der Familien ein und ſtellte mit grenzenloſer Kühnheit mit den weiblichen Mitgliedern derſelben ſtrenge Prüfungen über Moral und religiöſes Bekenntniß an, die Schrecken erregten, weil ſie ſo unerwartet kamen. Allein es gelang ihm doch auf dieſem Wege, ein paar ziemlich gutartige Geſchöpfe zuſammenzubringen, die er dann eilte, der Herzogin vorzuſtellen als „ſeine Mädchen.“

Das proteſtantiſche Erziehungsinſtitut, das Dorothee jetzt gleichſam käuflich an ſich gebracht hatte, war ein altes Inſtitut, das von einem reichen Holländer einſt gegründet worden, der damit eine feine Artigkeit für ſeine proteſtantiſche Frau, die eine Pariſerin war, hatte verbinden wollen. Die

Anſtalt aber im Laufe der Jahre auf eine dürftige Weiſe fortgelebt und war in jeder Beziehung, beſonders in der der proteſtantiſchen Lehre, ſehr verwahrlost worden. Ein kleines Zwiegeſpräch mag davon eine Anſchauung geben, das zwei Unterlehrerinnen, von denen die Eine auch die Aufſicht über die Küche hatte, mit einander führten bei Gelegenheit eines Beſuches, den Dorothee der Anſtalt abſtattete.

Mademoiſelle Corinne Bilpot wandte ſich, als die Thüren hinter der in das Zimmer der Vorſteherin eintretenden Herzogin ſich geſchloſſen hatten, mit der Frage an Mademoiſelle Roſine Havenpoot:

„Sagen Sie, Mademoiſelle, wer iſt dieſe Dame?“

„Sie meinen, liebe Bilpot, die ſchöne große Frau, die eben an der Seite des Herrn Boiſſord durch dieſes Zimmer ging.“

„Mademoiſelle,“ entgegnete Corinne pikirt, „wenn Sie ſie groß nennen, ſo habe ich nichts dagegen, aber ſchön — nein! Sie hat eine zu kleine Naſe und zu große Augen; auch ſcheint ſie nicht Roth aufzulegen. Doch Das bei Seite, aber wer iſt ſie?“

„Eine Herzogin — ja, den Namen hab' ich vergeſſen.'

„Schade, Das iſt gerade die Hauptſache.“

„Warten Sie. Giebt es nicht ein Land, das in der Nähe von Polen liegt?“

„Gewiß wird es ein ſolches geben, allein wozu nutzt das?“

„Halten Sie ein! Ich hab's — Grönland!“

„Ah — das iſt das Land, wo die Rennthiere ſich befinden und wo man das Gemüſe mit Fiſchthran kocht. Ich habe ein Bild betrachtet, wo dies Alles ſehr deutlich zu ſehen war. Dieſes Land hat auch, glaub' ich, zwei Sonnen.“

„Zwei? Liebe Corinne, ſollten Sie ſich da nicht irren: es giebt kein Land auf der Welt, das zwei Sonnen hätte. Das iſt gegen die Natur.“

„Nun ich ſchenke Ihnen die Eine, wenn Sie durchaus wollen. Alſo eine Herzogin von Grönland! Hm! Was doch alles für Leute hier in Paris zuſammenkommen. Aber was will ſie bei uns?“

„Sie will die Anſtalt auf einen beſſern Fuß bringen.“

„Wenn ſie ſich doch nicht wollte um ungelegte Eier bekümmern. Aber es giebt Weiber, die den Teufel im Leibe haben, die, wenn die Zeit vorüber iſt, wo ſie Liebeshändel anſpinnen können, den Leuten in die Häuſer fallen und ſie zwingen, Verbeſſerungen einzuführen.“

„Sehr richtig, ſolche Frauen giebt es. Sie ſind im höchſten Grade läſtig.

Mademoiſelle Havenpoot zuckte die Achſeln zur Bekräftigung der Wahrheit des Satzes, wie ſehr ſolche Frauen läſtig fallen können.

„Wir mögen ihr aber auch Unrecht thun," hub Corinne wieder an; „vielleicht ſucht ſie einen Ort, wo ſie — Sie verſtehen mich — Beſuche empfangen kann. Die katholiſchen frommen Anſtalten ſind gar zu ſehr überfüllt mit Damen, die ſich ein anſtändiges Aſyl ſuchen. Unſer Etabliſſement iſt noch zum Glücke faſt unbekannt."

„Das nennen Sie ein Glück!" rief Mademoiſelle Roſine. „Ach Himmel, wie wäre ich froh, wenn dem nicht ſo wäre. Als noch der ſelige alte Herr Coulincourt lebte, dieſes Model eines Junggeſellen, der lebte und leben ließ, da war es anders. Ich weiß, daß ich kleine Geſellſchaften in meiner Küche hatte, von denen einige Mitglieder, beſonders was die Herren betraf, zu den Auserwählteſten und Feinſten gehörten. Man trank Punſch, man lachte, man führte Proverbes auf, kurz man lebte wie es ſich gebührt."

„Das gehört freilich Alles nicht zur proteſtantiſchen Kirche."

„Na nun, mein Fräulein, hören Sie auf. Wenn Sie die Sittenpredigerin ſpielen wollen, dann will ich Mäuſe ſtatt Kapaunen braten. In der That, mir wird ſchwindelig, wenn ich ſo Etwas höre." Dabei warf ſich Mademoiſelle Roſine auf einen alten baufälligen Lehnſeſſel und machte eine Miene, als wenn ſie an verdorbenem Magen litte; doch Corinne ließ ſich davon nicht anfechten. „Ich habe

immer," ſagte ſie in einem ſtrengen Tone, „ſehr viel auf Anſtand und Religion gehalten. Es lag dies ſchon in unſrer ganzen Sippſchaft: mein Großvater war nahe daran, Schulmeiſter zu werden, und mein Vater war lange Zeit Portier im proteſtantiſchen Gymnaſium, bis es ſich fand, daß er wegen eines Fehlers in ſeiner Conſtitution von ſeinem Poſten abgehen mußte."

„Ganz richtig, er war ſelten nüchtern. Doch wieder auf Herrn Coulincourt zu kommen. Unter ihm blühte die Anſtalt auf das ſchönſte. Und Späßchen gab es — allerliebſte. Erinnern Sie ſich noch der Geſchichte mit dem Portrait? Amüſant. Die junge Cordelie Louſignac, eine kleine Heuchlerin, wie ich nur wenige gekannt, machte unſerm Herrn Pfarrer weiß, ſie trüge des Doktor Luther's Portrait ſtets bei ſich auf der Bruſt. Eines Tages verliert ſie das Bild und es geräth in die Hände unſers alten Papa's. — „Wie," ruft er, „Doktor Luther mit einem Tituskopfe und einer weißen Halsbinde?" — Da muß ſie's eingeſtehen, daß es das Bild Herrn Arthur's iſt, des Paſtetenbäckers drüben im Laden. Ich habe lange nicht ſo gelacht wie damals."

„Man weiß eigentlich nicht, wer dieſer Doktor Luther war," nahm Corinne das Wort.

„Wer er war? Ich glaube gehört zu haben, daß er ein uneheliches Kind Karl's des Großen ge-

weſen, und daß er in Augsburg ſtudirte, wo er ſpäter auch heirathete und Commiſſionen übernahm.“

„Ich glaube, daß dieſes in Worms geſchah.“

„Ich bitte Sie, Mademoiſelle, machen Sie ſich nicht lächerlich; es war in Augsburg: deshalb heißt es ja die Augsburger Commiſſion. Man darf mir nicht mit der Entſtellung der geſchichtlichen Thatſachen kommen.“

„Sie thun immer, als wüßten Sie Alles, was in der Welt geſchehen, auf's genaueſte.“

„Ich habe einen vortrefflichen Schulunterricht erhalten.“

„So ſcheint es.“

„Meine Familie wollte mich mit einem gewiſſen Herrn Gulp, einem Gelehrten, verheirathen, von dem es hieß, daß er ſiebzig lebende Sprachen ſpräche. Allein die Sache zerſchlug ſich: wir entdeckten, daß Herr Gulp bereits zweimal verheirathet war, und daß beide Frauen noch lebten.“

„Ein kleines Hinderniß.“

„Dieſe Unredlichkeit des gelehrten Herrn entſchied über mein Schickſal. Nichts hätte mich, wenn ich Herrn Gulp geheirathet, aus dem Schoße meiner Kirche hervorgelockt, jetzt aber nahm ich den proteſtantiſchen Glauben an und trat in dieſe Stelle.“

„Ah — Mademoiſelle, Sie ſind alſo nicht in dieſem Bekenntniſſe geboren? Das hab' ich nicht gewußt, und dann ſind Sie des irdiſchen Vor-

theils wegen übergetreten: Beides wirft ein häßliches Licht auf Ihren Charakter; ein sehr häßliches Licht."

„Doch nicht ein so häßliches Licht, als das ist, welches auf gewisse Personen fällt, die Geschenke annehmen, um hier Zusammenkünfte zu veranstalten."

„Soll ich das sein?" fragte Mademoiselle Corinne mit einem Anfluge von kupferner Röthe über das ganze Gesicht und mit blitzenden Augen. „Wenn ich es sein soll, so gebe ich gewissen Damen zu bedenken, daß sie enthüllt sind, enthüllt bis auf das letzte schmutzige Gewand. Wie, mein Fräulein, es ist wohl anständiger, die Bücher unsrer Anstalt dem katholischen Vicar zu überbringen, damit er sehe, welches die heimlichen reichen Protestanten sind, die Beiträge zahlen und ihre Töchter hierher schicken? Wie? Hab' ich nun ein wahres Wort geredet, kleine Heuchlerin?"

„Ich verstehe nicht, was Sie da träumen, meine arme Freundin. Ich beklage Sie von Herzen. Wirklich, Sie thun mir leid, und um Sie zu schonen, will ich diesen Gegenstand fallen lassen. Jeder Mensch hat seine kleinen Schwächen. Glauben Sie, daß Madame Latombe auf ihrer Stelle bleiben wird, wenn die Herren Boissard und Göpp sich der ganzen Anstalt bemächtigen."

„Weshalb soll sie nicht bleiben?"

Das Fräulein verließ ihren Platz am Fenster, näherte ſich ihrer Freundin vorſichtig und ziſchelte ihr in's Ohr: „Man ſagt, daß Sie ſich allerlei Unterſchleif mit den gelieferten Naturalien der Anſtalt habe zu Schulden kommen laſſen. Sie ſoll von den Kriegsliferanten billig eingekauft haben und man weiß, was die liefern.“

„Geht mich gar nichts an; ſie iſt die Tochter des Zollinſpektors unſeres Viertels, dies genügt.“

„Man geht ihr ſeit einiger Zeit ſcharf zu Leibe. Die arme Frau kann ihre Taſſe Kaffee am Morgen kaum leeren, ſo ſind ſchon Beſuche da, und immer ſind dieſe Beſuche läſtiger Natur. So zum Beiſpiel dieſe Herzogin —“

„Man wird ihr einen Wink geben, daß ſie wegbleibt.“

„Geſtern kam ſie ſogar mit zwei Miniſterdamen; mit der Gemahlin des preußiſchen und der des däniſchen Geſandten, und zwei Herren mit Ordensbändern folgten. Dieſe vornehme Geſellſchaft ſtand lange vor meinem alten Küchenofen und betrachtete ihn, als wenn er ein ſchönes Gemälde geweſen wäre. Ich wußte vor Scham nicht, wohin ich mich wenden ſollte. Dann ging die Geſellſchaft die kleine baufällige Treppe hinauf in's Gemach, wo die Fräulein ſchlafen, die nur das halbe Koſtgeld bezahlen. Wollen Sie es glauben, meine liebe arme Freundin, daß kein Bett ununterſucht blieb. Ja, einer der alten ernſthaften

Herren ſtach mit ſeinem Degen in einen Strohſack. Ich wußte wieder nicht, wo ich vor Scham mich hinwenden ſollte.“

„Vielleicht ſuchte er nach Liebesbriefen.“

„O, die wiſſen wir ſchon beſſer zu verbergen. Alsdann wurde von einer Suppe gekoſtet, die ich hatte vom Mittage her wieder aufwärmen müſſen. Ihre Excellenz die Frau Geſandtin von Preußen ſchlürfte ganz gemüthlich ihre drei Löffel voll, die übrigen aber nippten nur und verzogen dann ihre Mäuler auf eine recht auffallende und ungezogene Weiſe. Natürlich unſre Suppen ſind keine turtle soups.“

„Und keine Thranbrühen,“ rief Mademoiſelle, indem ſie ein ſchallendes Gelächter ausſtieß. „Die Frau Herzogin von Grönland ſollten bedenken, daß ſie in ihrer lieben Jugend mit Suppen nicht verzärtelt worden iſt. Wahrlich, eine ſolche Frau unterfängt ſich und kommt hierher, um der Religion unter die Arme zu greifen!“

„Wie geſagt,“ nahm Roſine das Wort, „wir wollen dem Spiele ein Ende machen. Ich brauche nur ein Wort dem Herrn Vicar in's Ohr zu flüſtern, der flüſtert es dem Biſchofe zu und ſo gelangt es raſch immer weiter bis zu Seiner Eminenz, dem Herrn Erzbiſchofe — und der wird Rath ſchaffen. Wenn man auch jetzt ein Auge zudrückt und die Ketzer duldet, ja ſogar ſcheinbar begünſtigt, es darf

doch Alles nicht zu weit gehen und muß ſeine Grenze haben. Wenn der Herr Boiſſord und ſeine Freunde zu übermüthig werden, ſo wird man kommen und ihnen die Bude ſchließen. Ich weiß, was ich weiß!"

Mademoiſelle Corinne erſchrak über die düſtre Perſpektive geheimer jeſuitiſcher mächtiger Verbindungen, die ihr ihre Gefährtin in wenig Worten ſo eben aufgeſchloſſen hatte, und ſie fing an, zu begreifen, was man ihr ſo oft bereits angedeutet: daß es in der Anſtalt heimliche Katholikinnen gäbe, die Spionsdienſte leiſteten und ſich dadurch bereicherten. Sie machte heimlich ein Kreuz vor Mademoiſelle Roſine, die, von dieſer unruhigen Regung im Buſen ihrer Freundin keine Ahnung habend, ruhig ein Liedchen trällernd die Vorſtube verließ, in demſelben Augenblicke, als die Thür ſich öffnete und die Herzogin wieder hervorſchritt von den zwei Vorſteherinnen begleitet, die auf die demüthigſte und ſchmeichelndſte Weiſe ſie bis an die Treppe führten, dann ſcheltend und fluchend zurückkehrten und die Thüre ſchallend hinter ſich zuwarfen.

Von der Sorge für dieſe Anſtalt, die, wie man ſieht, ſehr verwahrlost war, zog Dorothee der geſellige Zirkel auf eine angenehme Weiſe ab, den ſie in ihrem Hauſe drei Tage in der Woche verſammelte. Der Fürſt war dem Kaiſer nach Brüſſel gefolgt, er fehlte alſo bei dieſen Zuſammenkünften, was in einer Beziehung vortheilhaft war, da ſehr

viele der Bekannten Dorotheens den Fürſt ſcheuten und nicht gern mit ihm zuſammentreffen mochten, ſowie der Fürſt wieder nicht mit ihnen, da eine große Anzahl unangenehmer Berührungen aus früherer Zeit zwiſchen den Familien Entfremdung und Zwietracht gebracht, die nach den Geſetzen der großen Welt bei den Zuſammenkünften nicht gezeigt, doch aber empfunden wurden — und die doppelt ſtörend bei kleiner Verſammlung waren, die ihrer Natur nach mehr zur Vertraulichkeit und zur offenen Hingebung hinneigten.

Zu Dorotheen fühlten ſich einige vornehme Frauen des alten Adels gezogen, ſie jedoch zog jene ſich ihr darbietenden Bekanntſchaften vor, die ihr die eigenthümlichen Verhältniſſe, welche Napoleon an ſeinem Hofe geſchaffen, zur Anſchauung brachten; denn hier fand ſie für ihre Beobachtungsgabe ein reiches Feld: halbbürgerliche Abzeichnungen mit hocharistokratiſchen adoptirten Formen. Am meiſten trugen dieſes Gemiſch die neuen Prinzeſſinnen und Königinnen zur Schau und Napoleon's Schweſtern waren davon nicht ausgenommen. Die Königin von Holland, eine ſchöne Frau, war diejenige Dame, die noch am meiſten die Formen der großen Welt an ſich hatte, während die noch ſchönere Stephanie, vermählt an den Großherzog von Baden, ſich darin gefiel, die galante Dame aus den Zeiten der Troubadours zu ſpielen, unbekümmert darüber, daß das

neunzehnte Jahrhundert nicht das fünfzehnte war. Aus der Mutter Napoleon's hatte man ſich bemüht, eine altrömiſche Matrone zu machen und man ſtellte ſie dar wie die Mutter der Grachen, auf einem Thronſeſſel ſitzend und das Bild der Iſis vor ſich. Wenn aber Madame Bonaparte irgend unbemerkt ſich dünkte, ſo hörte ſie auf, Mutter der Grachen zu ſein und fiel in ihre urſprüngliche Rolle zurück, die darin beſtand, das Patois ihres Landes in ſehr verſtändlichen Ausdrücken zu ſprechen und auf ihre Kinder und deren Fehltritte als gute Mama Lätitia aus Ajaccio recht bürgerlich zu ſchelten. Dies waren Augenblicke, wo der kaiſerliche Hof ſich verdunkelte und von denen man nicht gerne ſprach. Am übelſten war mit Madame Lätitia auszukommen, als ſie ſich zur Krönung ihres Sohnes fertig machte und mit keinem Platze zufrieden war, den man ihr anwies, indem ſie keinen für gut genug hielt, und wo endlich Sohn und Mutter an einander geriethen und ſich auf eine Weiſe die Wahrheit ſagten, wie ſie in ehrlichen Haushaltungen Sitte iſt, die nicht Anſpruch auf gute Sitten machen.

Dieſe Art Anekdoten konnte Dorothee in großer Menge von dem in's Land zurückgekehrten alten Adel hören, und beſonders war Frau von Genlis darin ſtark, den neuen kaiſerlichen Hof, von dem ſie doch eine Penſion von ſechstauſend Franken bezog, lächerlich zu machen. Mit ihrem Talente zu Ver-

kleidungen gab ſie in verſchiedenen Rollen an einem Abende die Königin von Neapel, die Königin von Holland und Madame l'imperatrice-mère zum Beſten in einer Scene, in welcher ſich dieſe Drei ſtritten, wer bei einer neueingeführten Cour auf einem Tabouret und wer auf einem Lehnſeſſel ſitzen dürfe. Die beiden Königinnen behaupteten, ſie ſeien mehr als Madame l'imperatrice-mère, die nur durch ihren Sohn, aber nicht durch einen Gemahl ihre Würde erhalten habe. Der Streit wurde entſchieden, indem man Napoleon's Stimme hinter einer ſpaniſchen Wand, Stillſchweigen und Gehorſam gebietend, ertönen hörte. Dieſe kleinen burlesken Späßchen wurden mit großer Vorſicht zum Beſten gegeben und nur, wenn die „Emigrés“ unter ſich waren, wo dann unbeſchreiblich gelacht wurde. Waren Damen aus dem Napoleon'ſchen Adel gegenwärtig, ſo ſtellte eben dieſelbe Frau von Genlis, als Dichterin Sappho gekleidet, die Krönung der ſchönen Hortenſe vor, die den Dichterlorbeer erhielt wegen ein paar hübſcher Romanzen, die ſie gedichtet und zugleich componirt hatte.

So war fortwährend eine bewegte Geſellſchaftslaune vorherrſchend. Dorothee bewunderte das Talent der Franzöſinnen, nie das Intereſſe in der Converſation erlahmen zu laſſen, immer mit dem feinen Tone der Artigkeit die Ungezwungenheit und die heitere Lebendigkeit froher Zuſammenkünfte zu

verbinden. Wenn man genug geplaudert hatte und Sprichwörter geſpielt, ſetzte ſich die ſchöne Prinzeſſin Laval an das Piano und zu ihrem Spiele ſtellten ſich ſechs junge Mädchen zuſammen und der graziöſe Shawltanz begann, ein Tanz der Kaiſerzeit, vor deſſen kühnen Stellungen und Gruppen die alte Etikette zurückſchauderte. Allerdings konnte er auch ſo getanzt werden, daß ein decentes Auge ſeinen Anblick unmöglich ertragen konnte. Die Prinzeſſin Salucci tanzte ihn ſo, bis Marie Louiſe ſie unter der Hand bitten ließ, nicht mehr zu tanzen.

Doch auch Elemente anderer Art miſchten ſich in die Geſellſchaft. Doktor Gall beſuchte die Salons, und ließ ſich ein Käſtchen nachtragen, in welchem ſechs auserwählte Schädel ſich befanden, an denen er die Hauptſätze der Theorie ſeiner Schädellehre nachwies, die damals unermeßliches Aufſehen machte. Von den nackten Schädeln ging man auf die noch mit Haar bekleideten über und es wurde in den Kreiſen der excluſiven Geſellſchaft Mode, ſich einander an den Kopf zu greifen, um bald dieſes, bald jenes Organ zu entdecken. Damen, die dieſe Art Unterſuchung nicht liebten, ſetzten kleine Kaskets auf mit Böden von harter Pappe, die keinem taſtenden Finger Zugang verſtatteten. Andere, die da wußten, daß bei ihnen gewiſſe Organe ausgebildet waren, die keinen Fehler, ſondern liebenswerthe Eigenſchaften des Charakters kund geben, ſaßen mit

unbewaffnetem Kopfe, die ganze Fülle ihrer ſchwarzen Locken zeigend und lächelnd jedem Griffe eines Schülers oder einer Schülerin Gall's Stand haltend. Einigen alten Herren gab man Schuld, daß es ihnen nicht ſowohl um die Organe des Gehirns zu thun ſei, als um die Erlaubniß, in ſchönen dichten Locken zu wühlen, eine Art Beluſtigung, die nichts mit der Phrenologie zu thun hatte.

Dorothee nahm die neue Lehre mit Intereſſe auf und ließ ſich darüber eigne Vorträge halten, allein ſie entdeckte bald, daß es hier um wenig mehr als um eine neue Modepuppe zu thun war, mit der der Müſſiggang und die Eitelkeit abwechſelnd zu ſpielen Luſt bezeigten. Dr. Gall war untröſtlich, daß es ihm nicht gelingen wollte, ſeine geiſtreichſte Schülerin zu überzeugen.

„Wenn es ſo leicht wäre, Menſchenkenntniß ſich zu verſchaffen," ſagte Dorothee, „wer würde dann noch betrogen und getäuſcht werden? Und was bedeutet das Organ der Verſtellungskunſt an einem Kopfe, wo er gerade der Ausplauderer ſeiner ſelbſt und ſeiner Mitorgane iſt? Kann die Natur ſo im Widerſpruche ſchaffen? Ich beſitze das Organ, mich zu verſtellen, aber gerade dieſes Organ macht, daß es mir unmöglich wird, mich zu verſtellen. Und geſetzt den Fall, ich beſſere mich, ich lege den Fehler ab — wird es mir in den Augen meiner Nebenmenſchen etwas nützen oder wird meine Beſſerung

auch nur geglaubt werden, weil das Organ, das den Beweis meiner ehemaligen Fehlerhaftigkeit liefert, bleibt?"

„Iſt's nicht mit der Phyſiognomie daſſelbe?" fragte Doktor Gall.

„Durchaus nicht! Es giebt keine Mienen, die feſt ſtehen bleiben. Ich habe mein Geſicht immer in meiner Gewalt. Freilich giebt es Augenblicke, wo auch die beſte Maske auf einen Moment zum Verräther wird, und dieſe Augenblicke benutzt der Menſchenkenner und der Phyſiognom; allein Alles dieſes iſt mit einem feſt an ſeinem Platze bleibenden Organe nicht zu vergleichen. Als Lavater mit ſeiner Lehre der Phyſiognomik ſich Platz machte, gab es eben ſo viele Enthuſiaſten, wie es jetzt für Ihr Syſtem giebt, Herr Doktor, und man wollte Alles und Jedes aus der Phyſiognomik erklären oder darauf hinleiten. Dieſe Schwärmer ſind jetzt verſtummt, allein ſie haben das Gute geſtiftet, daß die ernſte Prüfung ſich mit dieſem Gegenſtande anhaltend beſchäftigt hat und zu ſehr erfreulichen Reſultaten gelangt iſt. Ich bin eine Anhängerin der Phyſiognomik, denn ich habe in meinem Leben oft Gelegenheit gehabt, aus dem Aeußeren des Menſchen auf ſein Inneres zu ſchließen. Dieſe Kunſt, wenn wir ſie eine Kunſt nennen wollen, denn der unwiſſende Bettler auf der Straße iſt darin oft geſchickter, als wir, iſt eine wahrhaft untrügliche, und

ich habe allen Reſpekt vor ihr. Lavater miſchte religiöſe Schwärmerei hinein, und dadurch verdarb er Alles, denn mit dem Auge des Fanatikers angeſehen verliert jede Naturbeobachtung ihre Baſis und wird in den Nebel hingeſtellt."

„Das iſt ſehr wahr; allein Ihro Durchlaucht wollen bemerken, daß ich nicht religiöſer Schwärmer bin, ſondern Arzt, der genau prüft und ſichtet, ehe er ein Dogma aufſtellt."

„Warten wir einige Zeit ab," entgegnete Dorothee, „und aus Ihrer Lehre wird Das übrig bleiben, was zum Beſten der Menſchheit erhalten zu werden beſtimmt iſt. Von allen Erfindungen hat ſtets die Zeit das Weſentliche oder den Kern abzuſondern verſtanden von dem Unweſentlichen, dem Zeitgeſchmacke und der Zeitthorheit Dienenden. Nie wird ein Heilmittel oder eine Kunſt der Menſchheit ganz und in der gehörigen Form gegeben, ſtets wird Etwas zu verbeſſern, nachzuhelfen oder wegzulaſſen ſein. Dafür ſind die Wiſſenſchaft und die Kunſt beweglich, ſie ſind Etwas fortwachſendes, gelenkig und biegſam dem Gange folgend, die jede Culturperiode nimmt, und immer abhängig von dem geſunden oder leidenden Zuſtande der Völker."

Gall hatte von den Lehranſtalten gehört, die die Herzogin unter ihren beſonderen Schutz genommen, und bat ſich aus, die Köpfe der Eleven zu unterſuchen, indem er anführte, daß ihm dies auch bei

den kaiſerlichen Erziehungsinſtituten geſtattet ſei. Dorothee konnte ihm natürlich dies nicht verwehren, doch erſuchte ſie ihn, ſich mit Herrn Boiſſord in Verbindung zu ſetzen, ohne deſſen Zuſtimmung und Vorwiſſen ſie Nichts, was die Anſtalt beträfe, unternehmen wolle.

Talleyrand, der mit dem Kaiſer zurückgekehrt war, verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit für Dorotheen und bewog ſie, ein reizend gelegenes Landgut, Chateauneuf, das einſt Heinrich IV. bewohnt hatte, zu beziehen. Die beginnenden Sommermonate machten allerdings es wünſchenswerth, aus den Mauern von Paris zu flüchten, und es konnte keine beſſere Wahl getroffen werden, als dieſer durch ſeine politiſchen Erinnerungen berühmte Landſitz in der Nähe von Paris. Dorothee nahm dieſes Anerbieten an, und der Miniſter führte ſelbſt ſie dorthin. Die vornehmen Familien, die um die Gunſt des mächtigen Mannes buhlten, und die ſie früher beſeſſen, fanden ſich hierdurch zurückgeſetzt, und es konnte nicht fehlen, daß Dorothee, ohne es zu wiſſen und zu wollen, ſich bei dieſer Gelegenheit erbitterte Feinde zuzog. Dieſe benutzten jeden Umſtand, der dazu dienen konnte, ihre Abſichten zu erreichen, und es lag nahe, die Beſtrebungen der Herzogin für den proteſtantiſchen Ritus auf dieſe Weiſe auszubeuten. So wenig die Zeit geeignet war für religiöſe Agitationen, ſo lau die Gemüther in dieſer Beziehung empfanden,

ſo war es dem Neide doch möglich, Aufreizungen, die dieſen Charakter annahmen, in's Leben zu rufen. Die Geiſtlichkeit wurde bearbeitet und ſie bei ihrer empfindlichſten Seite, bei ihren weltlichen Vortheilen angegriffen. Man zeigte, daß dieſe in's Leben gerufenen Anſtalten, die mit ſo vieler Energie jetzt geordnet und betrieben wurden, namentlich das Unterrichtsweſen, dem ſich auf den Betrieb der Herzogin bedeutende Männer weihten, der katholiſchen Kirche drohte, gefährlich zu werden, indem ſich mitten im Schooße derſelben irrgläubige Lehren und Beſtrebungen verbreiteten. Der Trieb der Franzoſen nach etwas Neuem ſei allein ſchon hinreichend, viele angeſehene Familien zu bewegen, ihre Kinder einer Erziehungsanſtalt anzuvertrauen, an deren Spitze eine berühmte und einflußreiche fremde Dame wirke. Das Inſtitut war geſäubert, und faſt alle Angeſtellte als untauglich entlaſſen worden. Dies hatte Aufſehen gemacht, und die Fortgeſchickten gaben ſich die erdenklichſte Mühe, der Herzogin zu ſchaden und die Zwecke, die ſie verfolge, zu verdächtigen. Dagegen war nichts zu machen, als für's Erſte den Sturm ausbrauſen zu laſſen. Da täglich etwas Neues geſchah, und Aller Augen auf dem Felde der Politik nach Ereigniſſe forſchten, ſo ließ ſich erwarten, daß man dieſes Intereſſe würde bald fallen laſſen. Jedenfalls fand Dorothee es geeignet, ſich auf einige Zeit aus der Hauptſtadt

zu entfernen, und ohne ſich weiter ſelbſt einzumiſchen, ihre Freunde für die gute Sache wirken zu laſſen. Trautmann und Boiſſord gingen, ohne ſich beirren zu laſſen, ihren Weg und ſtatteten nach Chateauneuf ihren Bericht ab.

Unter den alten legitimiſtiſchen Familien, die ſich der Herzogin genähert, zeichnete ſich beſonders eine junge ſchöne Frau aus, die Marquiſe Leguiniére, eine vornehme Franzöſin deren Verwandten im Languedoc anſäſſig waren und die die anſehnlichſten Namen, die Montmorency, Perigords und Rohans unter die Angehörige ihres Stammes zählte. Dieſe liebenswürdige junge Frau hatte ſich an Dorotheen mit großer Zärtlichkeit angeſchloſſen, da ſie aber im höchſten Grade fanatiſche Katholikin war, ſo erwiderte Dorothee dieſe Annäherung nur mit Vorſicht. Es waren ihr religiöſe Debatten verhaßt und die Marquiſe wußte faſt von Nichts Anderem zu ſprechen, als von ſolchen Gegenſtänden, die ſie mit einer Leidenſchaftlichkeit und mit einem Eifer behandelte, der dem ruhigen und klaren Sinne Dorotheens oft läſtig fiel. Mehr als einmal war ſie daher entſchloſſen mit dieſer Freundin zu brechen, da aber die Perſönlichkeit der jungen Frau ſonſt ſo ſehr viel Anmuthiges und Einſchmeichelndes hatte, ſo zögerte ſie immer wieder, den Schritt zu thun, den die Klugheit ihr gebot. Anonyme Briefe, deren ſie in dieſer Zeit eine große Menge erhielt, bezeich-

neten die Marquiſe als auf das Engſte mit der fanatiſchen Parthei der Geiſtlichkeit zuſammen gehörend, die die erklärten Feinde der Herzogin waren. Dorothee hatte ſchon oft Gelegenheit gehabt, zu bemerken, wie treffend die Rathſchläge dieſes unſichtbaren Mannes waren und wie richtig er die Perſonen und Zuſtände beurtheilte.

Eines Tages erſchien die Marquiſe in Chateauneuf und war zerſtreuter und befangener als je. Natürlich unterließ Dorothee nicht, nach dem Grunde dieſer ſo wenig heitern und gefälligen Stimmung zu fragen. „Meine theure Conſtance," ſagte ſie, indem ſie die junge Frau ſchmeichelnd umfing, „weshalb zeigen Sie mir ein ſo umflortes Auge? Sie ſehen, die herrlichſten Sommertage haben die Erde mit Blumen und Liebreiz bekleidet, der Himmel lacht, die Erde grünt; es iſt ſo ſchön auf dieſer Welt, weshalb alſo, wo dazu Jugend, Glück und Freude ſich beigeſellen, die Trauernde ſpielen?"

„Ich ſpiele ſie nicht," entgegnete die junge Frau; „ich bin in der That traurig und zwar ſind Sie es, meine Freundin, die mich traurig macht."

„Ich?" rief Dorothee, und unwillkürlich regte ſich ein Lächeln auf ihren Lippen.

Die Marquiſe ſah mit erloſchenem Auge zu ihr auf und mit einer Stimme die vor Kummer bebte, ſagte ſie: „Haben Sie bedacht, daß wir uns nach

dem Tode nicht wiederſehen werden, daß Sie hierhin und ich dorthin gehen werde?“

„Ich habe das allerdings nicht bedacht.“

„Das iſt es; Sie bedenken Nichts; mir aber ſchnürt es das Herz zuſammen, daß ich Sie — verlieren ſoll. Das Wort iſt ausgeſprochen: ja, verlieren!“

„Liebe Conſtance — laſſen wir das.“

„Nein, laſſen wir es nicht. Ich bin in dieſer Nacht wie wahnſinnig um ſie beſorgt geweſen. Ich habe eine Kartenſchlägerin beſucht und die hat mir Dinge anvertraut, zukünftige Dinge, die — die Sie betrafen. O ich will nicht weiter ſprechen, denn ich fühle, daß ich ſterbe.“

„Alſo Sie beſuchen Kartenſchlägerinnen?“

„Nur dieſe. Auf ihr ruht der wahre, ächte Geiſt der Prophezeihung. Man ſagt, daß ihr ſogar der Kaiſer einen Beſuch abgeſtattet hat, um ſie über das Schickſal des nächſten Feldzuges zu befragen.“

„Aber was kümmert Das mich, liebſte Freundin?“

„So hören Sie. Ich kam zur Prophetin, ſie war ſehr beſchäftigt, aber dennoch nahm ſie mich an. Ich ſagte ihr, daß ich eine Freundin hätte, die ich auf das zärtlichſte liebte und über deren Schickſal ich Etwas zu erfahren wünſchte. Hören Sie, was ſie mir erwiderte: Ich kenne Ihre Freundin, es iſt die Herzogin von Kurland. Sie iſt eben ſo ſchön

wie tugendhaft, ebenſo weiſe wie liebenswerth, dennoch geht ſie einem düſtern Geſchick entgegen. Sie wird Alles verlieren, was ihr theuer iſt, und einſam dem Grabe zuwanken."

„Um Gotteswillen!" rief Dorothee, „das iſt für den Scherz zu viel."

„Fragen Sie ſie," ſetzte die Marquiſe hinzu, „ob Sie nicht ſchon einmal im Leben, und zwar in Ihrer Jugend die Karten befragt haben, und ob es nicht eingetroffen, was Ihnen damals prophezeihet worden?"

Dorothee wurde plötzlich ernſt. „Sagte ſie Das?" fragte ſie raſch.

„Gewiß."

„Es iſt wahr. In meiner Jugend war ich thöricht genug ein ſolches Orakel zu befragen, und allerdings, was mir damals prophezeihet wurde, iſt eingetroffen. Aber wo kann ſie Das wiſſen?"

„Sie weiß es. Und ebenſo," ſetzte ſie hinzu, „wird Das eintreffen, was ich Ihnen jetzt ſage."

„Liebe Conſtance, darf ich Sie bitten, mich zu dieſer Frau zu führen?"

„Deshalb bin ich gerade hier," erwiderte die Marquiſe. „O meine Theure, wir leben in einer Zeit, wo das Wunderbarſte zugleich das Natürlichſte iſt. Was würden unſere Großmütter ſagen, wenn ſie aus dem Grabe ſtiegen? Ein König, der die Stufen des Thrones niederſteigt, um in dem Karren

Platz zu nehmen, der ihn zur Richtstätte ſchleppt! Ein kühner Soldat, der ſich die Kaiſerkrone aufſetzt! — o iſt da nicht Alles möglich? In Dijon predigt ſchon eine fromme Kloſterfrau von dem nahen Erſcheinen des jüngſten Tages! In Arles hat man Todte ihre Gräber verlaſſen und umherwandeln geſehen. Und wir! — wir beſuchen Opern und Tanzſäle, und achten nicht der Donner, die bereits über unſerem Kopfe rollen."

„Würde es Ihnen recht ſein, mich heute Abend gegen elf Uhr abzuholen?"

„Heute Abend? Ich bin zu einer Verſammlung gebeten, in welcher der Biſchof von St. Barthelemy predigen wird."

„So denn morgen?"

„Nein, nein. Dieſes iſt wichtiger. Ich hole Sie heute ab; aber wir haben eine ziemliche Strecke zu fahren. Die Prophetin wohnt in einem Hauſe das an die Vorſtadt zu Montmartre grenzt; Sie wiſſen, wo der kleine Weinberg des Prinzen Choiſeul liegt?"

„Ich werde Sie erwarten."

Und um die beſtimmte Stunde hielt der Wagen, in welchem die beiden Frauen ſaßen vor einem Gartenhauſe, das am Ufer eines kleinen Sees lag.

Dorothee mußte unwillkürlich an ihr ernſtes Jugendabenteuer denken, das ſie in einer der engen Straßen der alten Stadt Narva beſtand. Welch'

ein Zeitraum von Jahren, welch' eine Maſſe Begebenheiten lag dazwiſchen! Faſt erſchien ihr Alles wie ein Traum. Doch gerade dieſes Zuſammenſtimmen der Umſtände machte ihr das Abenteuer anziehend, und ſie eilte, in einen kleinen tempelartigen Eingang zu gelangen, der mit einer Lampe in einem Purpurglaſe beleuchtet wurde. Ein Mohrenknabe in reichem Koſtüm öffnete die Thüre des Allerheiligſten, und hier ſaß die Sybille, völlig im Widerſpruch mit ihrer Umgebung in einem ſchwarzen Kleide mit einem eng anſchließenden Häubchen auf dem Kopfe, und mit einem anſpruchloſen freundlichen Lächeln in dem bleichen Matronenhaften Antlitze. Die Marquiſe ließ ſich auf einen niedrigen Polſterſitz nieder und lauſchte athemlos der Unterredung, die zwiſchen Dorotheen und der Kartenlegerin ſtattfand und nur wenige Minuten dauerte.

„Madame, Sie haben hier meiner Freundin intereſſante Eröffnungen über mich gemacht.“

„Ich habe mit der Frau Marquiſe über Sie geſprochen.“

„Woher wiſſen Sie, was Sie ihr über meine Vergangenheit mitgetheilt haben?“

„Woher ich es weiß? Frau Herzogin, dieſe Frage beantwortet ſich am Beſten durch Ihr Erſcheinen bei mir. Sie würden mir nicht die Ehre erzeigt haben, wenn Sie nicht vermutheten, daß ich Etwas wiſſen könne, ohne daß ich auf dem gewöhnlichen

Wege menſchlicher Mittheilungen davon Kenntniß erhalten."

„Madame, ich habe Sie nicht beleidigen wollen. So legen Sie mir denn die Karte."

Die Sybille ergriff die Klingel; der Mohr erſchien und überreichte Dorotheen einen vergoldeten Teller; ſie legte eine Banknote von dreihundert Francs darauf. Der Mohr ſetzte den Teller auf den Tiſch neben ſeine Gebieterin und verſchwand. Es trat eine Stille ein, die Karten bedeckten nach und nach die ganze Fläche des kleinen Tiſches. Es mochte ein Fehler ſich eingeſchlichen haben, ſie wurden wieder zuſammengeworfen und neu gelegt. Endlich ſagte die Frau:

„Wenn Sie nicht gewiſſe Beſtrebungen, die Sie unvorſichtiger Weiſe angefangen, aufgeben, ſo ereilt Sie ein Unglück. Laſſen Sie jedoch ab, ein Ziel zu verfolgen, deſſen Erreichung verderblich für Sie wie für Andere wäre, ſo wird Ihnen eine große Freude zu Theil werden, und Sie werden Segen für ſich und Andere ſtiften. Böſe und falſche Freunde verlocken Sie, gute Menſchen ſtehen Ihnen zur Seite. Noch haben Sie ſie nicht erkannt, aber Sie werden ſie erkennen und ihnen danken. Morgen um die zwölfte Stunde wird ſich Ihnen ein Mann zeigen, der Ihr aufrichtiger Freund iſt und der da kommt, Sie zu warnen. Uebergeben Sie ſich ihm ganz; er wird Ihnen für Ihr ganzes Le-

ben Heil bringen. Eine Stunde darauf wird ein Mann erſcheinen, der Sie in's Verderben zu locken bemüht iſt, und der ſo aufrichtig und ſcheinbar Ihnen Freundſchafts-beweiſe giebt, doch Ihr erbittertſter Feind iſt und ſtets bleiben wird. Von den Frauen Ihres Umgangs ſchließt ſich die größte Anzahl nur an Sie aus Gründen der Eitelkeit und der Genußſucht an; Eine jedoch thut es, weil ſie Sie liebt und weil ſie Ihr Beſtes will."

Bei dieſer Stelle der Prophezeihung erhob ſich Frau von Leguinière, umarmte Dorotheen und vergoß Thränen an ihrem Halſe.

„Unter den Männern," fuhr die wahrſagende Stimme fort, „iſt ein Mann, der für Sie glüht und ſein Leben für Sie ließe, wenn es erfordert würde. Sie werden ihn erkennen, wenn ich Ihnen ſage, daß es derſelbe iſt, dem Sie einſt das Leben retteten."

Ein Lächeln glitt über Dorotheens Antlitz und ſie ſagte heiter: „O ja, an die Freundſchaft dieſes Mannes glaube ich."

„Nicht Freundſchaft — er liebt Sie. Er wagt es nur nicht, es Ihnen zu geſtehen. Dieſe unglückliche Neigung iſt es, die ihn aus Ihrer Nähe und aus ſeinem Vaterlande vertrieben."

„Genug, Madame; Alles dieſes können Sie doch nur vermuthen, allenfalls den Klätſchereien, die man Ihnen gemacht, nacherzählen."

„Sie irren. Ich höre nicht auf Klätſchereien. Ich lebe von der Welt entfernt, und höre nur meine unſichtbaren Berichterſtatter ſprechen, und das ſind dieſe Blätter. Ich ſelbſt kenne die Perſonen nicht, von denen ich Mittheilungen mache. Soll ich Ihnen noch Etwas aus Ihrer Vergangenheit ſagen?“

„Wenn Sie die Güte haben wollen.“

„Ihr Herr Gemahl ſah ſich einſtens in die Verlegenheit geſetzt, auf welche Weiſe er Ihnen ein gewiſſes Geheimniß anvertrauen ſolle. Es betraf das Schickſal einer jungen Dame von Stande. Er wählte zu ſeiner Mittheilung die Einkleidungsform einer Erzählung. Sie errietben jedoch die wahren Verhältniſſe und nahmen ſich der jungen Dame auf eine eben ſo edelmüthige als vorſorgliche Weiſe an.“

Dorothee drückte durch Mienen und Worten ihr Erſtaunen aus.

„In einem Gartenpavillon,“ fuhr die Sybille fort, „gaben ſie zwei Flüchtlingen einſt ein Aſyl. Ihr Herr Gemahl erfuhr es, und er kam um ſich zu belehren, wer dieſe Flüchtlinge ſeien. Es zeigte ſich, daß es —“

„Genug, Madame. Das gehört nicht hierher. Ich danke Ihnen und bin überzeugt, daß Sie ungewöhnliches Wiſſen haben. Ihre Zeit iſt koſtbar, ich will nicht länger ſtören.“ Damit erhob ſich Dorothee und am Arme der Frau von Leguinière verließ ſie das Zimmer. Beide Frauen kamen

ſchweigend nach Chateauneuf zurück; die Marquiſe fuhr nach Paris.

Die nächſte Mittagſtunde wurde von Dorothee mit einiger Ungeduld erwartet. Kaum hatte ſie geſchlagen, als die prächtige Equipage des Erzbiſchofs von Paris vorfuhr. Seine Eminenz kamen um der Frau Herzogin einen Beſuch abzuſtatten, ein Ereigniß das ganz Chateauneuf in Aufruhr brachte und bis in die nächſten Kirchſprengel hinüberflog. Nur wenige Augenblicke unterhielt ſich Monſignore mit ſeiner liebenswürdigen Wirthin, alsdann entfernte er ſich wieder, indem er unten den Landleuten, die ſich am Eingangsgitter des Hauſes verſammelt hatten, den Segen ertheilte.

„Nun bin ich neugierig wer nach ihm kommt," ſagte Dorothee zu ſich ſelbſt, indem ſie in ihre Gemächer zurückkehrte, nachdem ſie den Prälaten bis an die Treppe begleitet hatte. Die Stunde verging, es kam Niemand. Der Poſtwagen, der um dieſe Zeit kam und öfters Beſuch aus Paris brachte, führte diesmal Niemanden nach Chateauneuf. Am andern Tage kam ein Fußwanderer; es war Trautmann.

„Wiſſen Sie auch, lieber Trautmann, daß Sie mein ſchlimmſter Feind ſind? Daß ich mich vor Ihnen in Acht zu nehmen habe, und daß Sie mit nichts Geringerem umgehen, als mein Verderben herbeizuführen?"

„Nicht dieſe ſcherzende Stimmung," entgegnete der alte Mann bekümmert. „Ich bin nicht im Stande, ſie zu erwidern. Meine Seele iſt tief betrübt. Ach, meine theure Freundin, was hab' ich hören müſſen!"

„Auch Sie ſind bei der Kartenlegerin geweſen?"

„Eine Kartenlegerin?" fragte Jene verwundert. „Ich weiß von keiner."

„Nun, und was iſt Ihnen?"

„Ganz Paris weiß es ſchon. Der Erzbiſchof iſt bei Ihnen geweſen; er hat Sie convertirt. Sie treten zur katholiſchen Religion über."

„Aber — Trautmann!"

„Es iſt mir von den glaubwürdigſten Leuten verſichert worden. Man hat ſich alle Mühe gegeben, Sie hinüberzulocken, und es iſt gelungen. Seien Sie offen gegen mich, Ihren alten Diener! O wären wir doch daheim geblieben! Aber dieſes Paris, ich habe es gleich geſagt; es iſt eine Babel, eine Sündenſtadt, eine Verführerin!"

Dorothee ſah ihren alten Freund mit einer Miene von Verdruß und Ueberraſchung an. „Wer kann Ihnen Das Alles geſagt haben?" fragte ſie nach einer Pauſe.

„Die Marquiſe von Languinière hat es zunächſt verbreitet. Da ſie Ihre intime Freundin iſt, ſo kann ihr Ausſpruch keinem Zweifel unterliegen. Und

wenn man auch gezweifelt hätte, der Beſuch des Erzbiſchofs hat Alles beſtätigt.“

„Welch' eine Kette von ſinnreichen Erfindungen!“ ſagte Dorothee. „In der That, ich könnte mich ſelbſt glauben machen, daß ich katholiſch geworden; ähnlich der Marſchallin von Rohan, der man ſo lange verſchwatzte, daß ſie in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche zurückgekehrt ſei, bis die gute Frau es glaubte und ihr Glaubensbekenntniß darauf hin ablegte.“

„Was wird jetzt aus unſerer Anſtalt werden?“ jammerte Trautmann. „Sie war im Begriff, eben recht ſchön zu erblühen, nachdem wir das Unkraut vom Weizen geſichtet, was Mühe genug gemacht.“

„Aber Sie ſind ein Thor, Trautmann!“ rief Dorothee heftig. „Heute zum erſten Male merke ich, daß Sie alt werden. Sie fangen an, wie die Kinder, an Mährchen zu glauben. Wie? kann das Geplauder einer jungen Frau, die es vielleicht mit mir ſehr gut meint, kann der Beſuch eines Mannes, den ich nicht gebeten, ſich zu mir zu bemühen, ſolche Wunder bewirken?“ —

„Aber ganz Paris —“

„Ganz Paris — hat andere Dinge im Kopfe. Hören Sie auf, lieber Freund, oder ich werde ernſtlich böſe. Wenn ich geglaubt, daß man meiner Entfernung aus Paris dieſen Grund untergeſchoben,

ich wäre geblieben; denn man ſoll auch den Schein meiden."

„Dem Himmel ſei Dank, ich athme wieder auf!" rief der Vertraute in großer Freude. „Ich begreife nur nicht —"

„Aber ich fange an zu begreifen. Der Auftritt mit der Kartenlegerin —"

„Welch' ein Auftritt?"

„Hören Sie mich an." Und Dorothee erzählte jetzt umſtändlich was dem Leſer bereits bekannt iſt. Sie verſchwieg nicht, daß der Fallſtrick gut angelegt ſei, und daß, wenn ſie weniger auf ihrer Hut geweſen und mehr zum Aberglauben geneigt, Etwas allerdings in allen dieſen Vorfällen zu finden ſei, was ſie den Machinationen der Leute, die ſich um ſie bemühten, würde zugeführt haben. „Meine Freunde wurden mir verdächtigt," ſetzte ſie hinzu, „und mir wurde mit einem unabwendbaren Unglücke gedroht, wenn ich meine Pläne und Abſichten weiter verfolgte. Dagegen nannte man mir, bis jetzt mir unbekannte Freunde und Beſchützer. Kann man wohl mehr Einen in die Enge treiben? Und Alles Dieſes wurde durch einige wirklich unerklärliche Zeichen und Winke unterſtützt. Es wurden mir Dinge aus meiner Vergangenheit geſagt, die wirklich hier Niemand wiſſen kann, die ſelbſt vielen meiner vertrauteſten Freunde nicht bekannt ſind. Doch laſſen wir Das. Der Scherz hat wirklich für

einen Scherz ſchon zu lange gedauert; wollen wir an unſere Geſchäfte gehen. Sie haben mir doch von unſern Freunden Nachrichten gebracht? Iſt die Frau Lefont nun endlich angeſtellt, und hat ſie ihre Wirkſamkeit angetreten? Sind die zwei jungen Mädchen aufgenommen worden, die mit einem Schreiben von mir an Herrn Boiſſord abgegangen ſind? Es ſind halbe Landsmänninnen von mir; ihre Mutter war Kurländerin und heirathete hier in Paris einen wackeren Mann, einen Handwerker; der ſtarb und ließ ſie in bedrängten Verhältniſſen zurück. Zufällig erfuhr ich von dieſen Mädchen."

„Sie ſind auf- und angenommen worden und Frau Lefont küßt ihrer Wohlthäterin die Hände und fragt an, ob ſie kommen darf, perſönlich ihren Dank abzuſtatten," ſagte Trautmann.

„Für's Erſte halten Sie noch die Leute ab," entgegnete Dorothee. „Der Winter und ſeine Zerſtreuungen haben mich ermüdet, ich bedarf der Ruhe und Muße, um mich zu ſammeln. Und dann, lieber Freund, ich will Ihnen ein Geheimniß anvertrauen, aber ſagen Sie es ja nicht den ſchwatzhaften Pariſern — ich werde alt."

„O meine theure Gebieterin und Freundin," rief Trautmann mit Thränen im Auge, „das iſt ein grauſamer Scherz. Sie ſind jung, Sie werden jung bleiben, denn Sie beſitzen zwei Verjüngungsmittel: Sie haben Geiſt und Güte und werden von

Ihren Freunden angebetet. So haben die Jahre keine Macht. Und was ſollte ich denn ſagen? Ich, der ich an der Schwelle der Neunziger ſtehe, der Erbärmlichſte und Ermüdetſte unter den Arbeitern im Weinberge?“

Dorothee mußte ihren alten Freund tröſten; er war jedoch von einer tiefen, unheilbaren Schwermuth befangen. „Was ſind alle unſere Beſtrebungen!“ rief er die Hände in den Schooß faltend und vor ſich hin ſehend, „Was ſind ſie? Es iſt den Böſen ſtets Macht gegeben, zu vernichten, was redlicher Fleiß und Eifer aufgerichtet. Nun auch dieſes Werk. Es hatte ſo gutes Gedeihen, wir konnten hoffen, bald Früchte zu ſehen, und nun ſinkt ein ſo kalter Thau in einer Nacht auf Blätter und Blüthen.“

„Was iſt denn ſo Uebeles geſchehen?“ fragte Dorothee.

„Sehr großes,“ entgegnete der alte Mann. „Unſeren Feinden, oder vielmehr den Feinden unſerer Sache iſt es gelungen, die Gemüther wankend zu machen, das Intereſſe für die junge Anſtalt und überhaupt für den proteſtantiſchen Gottesdienſt hier in Paris zu ſchwächen. Meinen Sie wohl, liebe Freundin, daß nicht alle unſere Anhänger ſtutzig werden, wenn ſie hören, das Haupt und die Stütze Aller, die Frau, die kein Opfer geſcheut hat, das Werk aufzurichten, wende ſich von uns ab, laſſe

uns fallen, trete zu der uns feindlichen Kirche über? — Das Spiel der Böſen iſt gut geſpielt. Nichts hätte ſo ſehr uns ſchaden können, als gerade dieſe Gerüchte, die zu verbreiten, eine Menge Verläumder ſich angelegen ſein laſſen, ſo unter Anderen die drei bis vier ſchlimmen Weiber, die wir haben fortjagen müſſen."

Dorothee tröſtete von Neuem; im Geheimen mußte ſie aber dem Manne Recht geben: es war ein unerſetzlicher Schade geſtiftet. Das Vertrauen des Publikums war wankend gemacht worden. Die Anſtrengungen mußten demnach verdoppelt werden, und Dorothee verließ ihren ſchönen Landaufenthalt und kam nach Paris, lediglich allein, um ihren Freundinnen nahe zu ſein und ihre Thätigkeit zu unterſtützen. Regelmäßig wohnte ſie dem Gottesdienſte in ihrer Kirche bei und jede Woche wenigſtens zweimal beſuchte ſie die Erziehungsanſtalt und hörte den Unterricht mit an.

Der Winter, den ſie demnach verbrachte, war nicht ſo geräuſchvoll wie der vorige. Die Abende, die ſie gab, waren nicht ſo zahlreich beſucht und nicht mit ſo wechſelnden Zerſtreuungen angefüllt. Dagegen kamen die Männer der Wiſſenſchaft öfterer zu ihr; und Talleyrand und Choiſeul benutzten jede freie Stunde, die ſie ihren Geſchäften abmüſſigen konnten, um in den Salon der Herzogin zu eilen. Gall ſetzte ſeine Vorleſungen fort. Alexan-

der von Humboldt kam nach Paris, und Dorotheen war es erwünscht, den deutschen Gelehrten bei sich aufnehmen zu können. Der Salon der Herzogin galt für einen der feinen Kreise, aus deren Mitte nicht die neuesten Moden, wohl aber die neuesten Ansichten über Politik hervorgingen und wo die öffentliche Stimme ihren Stützpunkt fand. Man raunte sich in's Ohr, daß man hier die Zukunft voraussähe, und daß dem Machthaber im Geheimen hier ein Prognostikon gestellt werde, das nicht vortheilhaft für ihn lautete. Der Krieg mit Rußland wurde in diesem Kreise zuerst mit Bestimmtheit vorausgesagt. Die Bedeutung, die die Zusammenkünfte bei der Herzogin genommen, stieg mit jedem Tage. Früher hatte man hier nur die elegante, vornehme Welt gesucht, jetzt suchte man hier die Politiker des Tages. Savary, das berüchtigte Haupt der geheimen Polizei und der gefürchtete Anführer der Spione fand sich veranlaßt, sich den Weg in diesen Salon zu öffnen; und er erschien eines Tages, höflich sich entschuldigend, daß seine Wißbegierde, die Vorlesungen des berühmten Doktors Gall zu hören, sich nicht länger habe zügeln lassen. Man verstand ihn, man wußte, daß nicht die Schädellehre ihn herzog; doch da Nichts gethan werden konnte, den frechen Eindringling zu entfernen, so mußte man ihn dulden. Er erschien ein paar Mal, dann blieb er fort.

Dorotheen war dieſer neue Eingriff in ihr Privatleben auf das Höchſte ſtörend. Kaum war die Geſchichte mit dem Erzbiſchofe ein Wenig in den Hintergrund getreten, ſo kam nun Savary's Beſuch an deren Stelle. Die Feinde, die mit dem Erſteren nicht hatten durchdringen können, erfaßten ſchnell das Zweite, und es wurde nun ausgeſprengt, die Anſtalt dürfe nicht beſtehen, indem die Herzogin und ihre Freunde politiſch verdächtig befunden worden. Ein neues Gerede, ein neues Hin- und Herlaufen, und Sich-in-die-Ohren-ziſcheln. „Die Franzoſen ſind Kinder!“ rief Dorothee verdrießlich, „ſie machen aus einer Mücke einen Elephanten, um dann dieſen ſelbſtgeſchaffenen Elephanten mit Jubel und Lärm durch die Straßen führen zu können.“

Eines Morgens trat Talleyrand in ihr Zimmer: „Haben Sie jemals die Le Normand beſucht, Herzogin?“ fragte er.

„Ich habe es gethan,“ erwiderte die Gefragte, „und es thut mir leid, hierin den Bitten der Marquiſe Leguinière nachgegeben zu haben.“

„Iſt dieſer Beſuch für Sie von Intereſſe geweſen?“

„In einer Beziehung — ja. Sie hat mir auffallende Dinge aus meiner Vergangenheit erzählt, von denen ich noch jetzt nicht faſſe, wie ſie ſie hat wiſſen können.“

„Das Räthſel iſt gelöst. Auf Befehl des Kai-

ſers, der, man weiß nicht, welch' einem Geheimniß dort nachgeſpürt hat, ſind vor wenig Tagen ihre Papiere unterſucht worden, und da hat ſich ein kleines Billet gefunden, das man, weil es für die zu erforſchende Sache von Unwichtigkeit iſt, mir ausgeliefert hat. Leſen Sie: „Ueber die Herzogin von Kurland, mitgetheilt von Herrn von T—." Dieſer Herr von T— iſt aber derſelbe, der uns im Bois de Boulogne damals den höflichen Beſuch machte. So, ſieht man, hängen die Dinge zuſammen. Gewiſſe Leute haben die Ausſagen dieſes Menſchen, den ich vielleicht etwas zu voreilig freigegeben habe, zu ihren Zwecken zu benutzen verſtanden."

Dorothee empfing das Papier und las darauf einige Notizen, unter dieſen auch jene, ihr von der Prophetin mitgetheilten Sprüche. Befremdet und zürnend blickte ſie den Fürſten an.

„So ſieht man," nahm dieſer lächelnd das Wort, „wie die Fäden zuſammenlaufen, die nachher das Stück Teppich machen, das wir ſehr ſtolz „Unſere Thaten" nennen. Zum Glück für uns, daß wir Ammenmährchen nicht lieben und daß die Künſtler mit ihren Produktionen an die Unrechten gekommen. Aber wie haben Stückchen dieſer Art unter den ſchwachen Ludwigen gewirkt! und wie iſt faſt die ganze Geſchichte Frankreich's damaliger Tage aus ſolchen Jongleriecn zuſammengeſetzt! Ich würde jedoch rathen, daß wir die Sache ruhen laſſen."

„Gewiß!“ entgegnete Dorothee. „Ich trage durchaus kein Verlangen, in ein Wespenneſt zu ſtechen.“

„In ein Bienenneſt,“ verbeſſerte der Miniſter. „Wir haben es nur mit Bienen zu thun, von den goldenen auf des Kaiſers Mantel bis auf die lebenden, die Freund Savary herumfliegen läßt. Auch er iſt bei der Geſchichte mit der Le Normand compromittirt.“

„Savary?“

„Er hat, der Himmel weiß zu welchem Zwecke, der Hexe eine Liſte von Namen gegeben, deren Träger ſie bei Gelegenheit geſchickt weiter befördern ſoll. Nun aber findet es ſich, daß einige Polen auf dieſem Verzeichniſſe ſtehen, die die geheime Polizei verfolgt. Freund Savary kommt alſo in den intereſſanten Fall, ſeine eigenen Protegés zu verfolgen; ein Fall übrigens, der nicht ſelten bei ihm vorkommen ſoll und woraus er ſich gar nichts macht.“

„Polen?“ fragte Dorothee, „warum denn die? Ich denke, ſie ſind Schützlinge des Kaiſers?“

„Geweſen! Nachdem ſie Schriften in's Publikum geleitet, in denen bewieſen wird, daß der Kaiſer in Betreff Polen's ſein Wort nicht gehalten, ſind ſie es nicht mehr.“

„Die Armen, ſie können es auch Niemandem Recht machen!“ ſeufzte Dorothee.

„Sie ſind zu ungeſtüm und zu leidenſchaftlich!“ entgegnete der Fürſt mit einem kalten Lächeln.

„Wiſſen Sie nicht, wer unter den hier lebenden Polen beſonders verfolgt wird?“ fragte Dorothee.

„Keiner von Ihren Freunden, madame. Es ſind zwei Männer unter anderen, die wir hier bei einem unſerer gelehrten Inſtitute angeſtellt hatten. Der Eine heißt Graf Ignaz Lubicki —“

Dorothee ſtieß einen Schrei des Schreckens aus.

Talleyrand warf einen lauernden, beobachtenden Blick auf ſie. „Alſo von Ihnen gekannt?“

„Aus Warſchau her. Um Gotteswillen, dieſer Mann conſpirirt ſicherlich nicht.“

„Vielleicht doch. Denn gerade von ihm iſt jene Schrift, die man dem Kaiſer gezeigt hat. Er leugnet auch nicht.“

„O Gott! Der Unvorſichtige! Ich bitte Sie, Fürſt, kann ich den Mann nicht retten? Ihm zur Flucht behülflich ſein? Ich beſchwöre Sie, Sie ſehen meinen Kummer bei dem Empfange dieſer unglückſeligen Nachricht. Wirken wir gemeinſchaftlich!“

Der Miniſter ſagte nach einigem Nachſinnen: „Er hätte Ihren Schutz anrufen können; warum hat er es nicht gethan?“

„Dazu iſt er zu ſtolz,“ entgegnete Dorothee raſch und mit einem freudigen Lächeln. „Ich werde ihm müſſen meine Hülfe aufdringen. Ich kenne ihn. O dieſe unſelige Politik!“ —

„Ja, sie ist manchesmal den Bestrebungen der Freundschaft entgegen," sagte der Fürst mit demselben lauernden Lächeln wie früher. Es war keine Zeit zu verlieren: jeden Augenblick konnte der Verhaftsbefehl gegen den Verfolgten ausgefertigt sein. Dorothee entschloß sich, ihn für's Erste nach Chateauneuf in Sicherheit zu bringen; dort sollte er die Stelle des Gärtners einnehmen. Es kostete Mühe, den Widerstrebenden zur Ausführung dieses Planes gefügig zu machen. Dorothee brachte ihn, als ihren Diener verkleidet, glücklich über die Barrièren von Paris. Wie sie durch St. Germain kamen, wurde der Wagen angehalten. Ein Polizeioffiziant trat an den Schlag und wies ein Schreiben von der Behörde vor, indem er sagte: „Madame, Sie fahren in Begleitung eines Mannes, den die Gerichte verfolgen."

„Sie sehen, ich bin allein."

„Der Mann auf dem Kutschersitze?"

„Mein Diener."

„Und der hinter dem Wagen?"

„Mein Gärtner: Charles Letour."

„Haben diese Beiden Legitimationen?"

„Bedarf es deren, wenn ich auf meinen Landsitz fahre?"

„Gleichwohl müssen wir Sie und jene Männer hier zurückhalten. Ein gemessener Befehl ist uns aus Paris zugekommen."

„Ich werde gehorchen; doch wünſchte ich alsdann vor den Maire geführt zu werden.“

„Madame, man wird Sie zu ihm geleiten.“

Dieſer Beamte war ein Mann, der öfter in Chateauneuf zu Gaſte gebeten worden, ein Verehrer und gehorſamer Diener Dorotheens. Er beeilte ſich, ihr gefällig zu ſein, und indem er vor ſich hinmurmelte: „Dieſer Savary! Er weiß nicht, was er Alles unternehmen ſoll, um ſich wichtig zu machen. Er will erſter Miniſter werden und deshalb ſollen wir keine Stunde Ruhe haben.“ Zu Dorotheen gewendet ſagte er höflich: „Ich ſelbſt werde die Ehre haben, Ihre Durchlaucht nach Dero Landſitz zu geleiten, um alle einfältigen Poſſen, die noch vorkommen könnten, zu verhindern. Mein Himmel, was werden Ihre Durchlaucht im Auslande von der hieſigen Polizei berichten? Daß ſie nicht dulden will, daß Tulpenzwiebeln im Lande gepflanzt werden? Wahrlich, faſt ſieht es ſo aus. Und wie wenig wiſſen die Leute von Phyſiognomien: ich würde auf fünfzig Schritte dieſen guten Mann für einen Gärtner erkennen; man ſieht es ihm an, daß er ſich nie mit Etwas Anderem beſchäftigt hat, als die Erde aufzuwühlen.“

Dorothee mußte bei dieſer Bemerkung laut auflachen und ſelbſt in das ernſte Geſicht des Grafen kam ein humoriſtiſcher Zug.

„Sie haben Recht, mein Herr," ſagte ſie zum Maire, der ihr den Arm reichte, um ſie die Treppe des Juſtizhôtels hinabzuleiten. „Wenn man die Gabe des Scharfſinns beſitzt und noch dazu Phyſiognomik ſtudirt hat, ſo entgeht Einem Nichts, und man durchſchaut Alles nach ſeiner Eigenthümlichkeit."

Sie kam alſo mit ihrem neuen Gärtner glücklich an; allein die beſtandene geringe Gefahr ließ ſie eine nahe größere fürchten. Die Nähe von Paris und das Daſein von Spürern, die etwas geſchickter waren, als der gute Maire von St. Germain, machte, daß der Flüchtling in ſeinem Aſyle nicht für ſicher gelten konnte. Einige Tage in Chateauneuf gingen ſehr unruhig hin. Bereits ſeit einigen Wochen hatte Dorothee den Entſchluß gefaßt, auf einige Zeit nach Deutſchland zurückzukehren. Die drohenden Ausſichten auf den bald ausbrechenden Krieg trieben ohnedies zur Eile. Raſch entſchied ſie ſich deshalb zur Reiſe. Es war dies das einzige Mittel, den Freund dauernd aus dem Zuſtande der Ungewißheit und der Gefahr herauszureißen. Die Angelegenheiten der proteſtantiſchen Kirche waren guten Händen anvertraut. Als ihr Wille bei den Ihrigen bekannt wurde, boten ſich Talleyrand, Choiſeul und noch ein paar Freunde an, ſie bis zur Grenze zu begleiten, ihr Schwiegerſohn und ihre Tochter folgten ihr bis Straßburg.

Wiederſehen.

Bis Metz war die Reiſegeſellſchaft gekommen, da ſollte der erſte unangenehme Vorfall ſich ereignen. Talleyrand und einige der Herren hatten ſich bereits von der Herzogin getrennt; ſie, ihre Tochter und ihr Schwiegerſohn beſchloſſen, in Metz einige Tage zu verweilen, um ſich von der Ermüdung der Reiſe zu erholen. Ignaz, in der Livrée der Herzogin, war in ihrer Nähe. Die Maske mußte noch ſtreng beibehalten werden, denn überall gab es Späher und der mächtige Schutz des Fürſten ſtand nicht mehr den Reiſenden zur Seite.

Eines Tages, als die Herzogin zu Mittag ausgebeten war und Ignaz ſie begleitete, um ihr die Wagenthür zu öffnen, erſchien, als ſie auf den Vorſaal hinaustraten, zu gleicher Zeit aus der gegenüberliegenden Thür eine äußerſt korpulente Dame,

ſehr geputzt in einem feuerfarbenen Turban mit einer Reiherfeder und in einem grünen Kleide mit einem gelben Shawl, den ſie ſehr theatermäßig halb um die Schulter geſchlagen hatte. Sie blieb auf der Thürſchwelle ſtehen, als ſie die Herzogin und Ignaz ſah, und indem ſie die Augen weit aufriß, ſtieß ſie einige unartikulirte Laute des Staunens aus, wobei ſie zugleich die dicken Arme erhob, als ſähe ſie ein Geſpenſt. Hinter ihr erſchien ein kleiner magerer Mann mit blitzenden Augen und einer ſpitzigen, gerötheten Naſe. Dorothee warf auf das Paar einen flüchtigen Blick, lächelte und wollte vorübergehen, die Treppe zu erreichen. Doch die corpulente Dame that einen ſtarken Schritt vorwärts, als wollte ſie ſie aufhalten, indem ſie zugleich immer ihre ſtarren aufgeriſſenen Augen auf den unglücklichen Ignaz richtete, der einige Worte vor ſich hinmurmelte und den Mantel der Herzogin, den er auf dem Arme trug, halb vor ſein Geſicht zu halten ſtrebte. Endlich wurde die Dame von ihrem Begleiter etwas unſanft am Arme in's Zimmer zurückgezogen. Im Innern des Zimmers hörte man noch ein lebhaftes Zwiegeſpräch, deſſen einzelne Sätze mit Fauſtſchlägen der Dame auf den Tiſch bekräftigt und in Wirkung gebracht wurden. Man konnte die Worte verſtehen: „Ich ſage Dir, Pierre. er iſt es! Ich will in der Hölle braten, wenn er es nicht iſt.“ Neuer Fauſtſchlag auf den Tiſch. „Aber

Du ſiehſt, mein Engel," tönte die feine Stimme des Ehegemahls, „daß er ein Diener iſt, daß er ihr den Mantel nachträgt, wo wird nun" — das Weitere konnte man nicht hören, nur noch ein paar dumpfe Fauſtſchläge, und dann ein in die Tiefe des Zimmers ſich verlierendes Gemurmel.

„Wer war Das?" fragte Dorothee, als ſie unbemerkt mit ihrem Begleiter ſprechen konnte.

„Ein ſehr ungelegenes Wiederſehen," entgegnete Ignaz verdrießlich; „Es iſt Signora Thereſa Carlotta, ehemalige erſte Sängerin an der Oper in Warſchau. Ich bekenne, daß ich die Thorheit beging, ihr den Hof zu machen, als ich noch Gardeoffizier war. Die gute Frau hat ein vortreffliches Gedächtniß, wie es ſcheint."

„So wollen wir morgen in der Frühe weiterreiſen," ſagte Dorothee beſorgt.

„Sie wird hier keine Verbindungen haben, und ſomit Nichts Ernſtes zu befürchten ſein," tröſtete Ignaz. „Aber ſie iſt im Stande die ganze Stadt auf die Beine zu bringen."

„Laſſen Sie uns jedenfalls vorſichtig ſein. Wir wollen den Gaſthof mit einem andern vertauſchen."

„Das würde nichts helfen: ſie würde uns nachkommen," ſagte Ignaz kleinlaut. „Ich werde ſie ſprechen und werde Ihnen, Frau Herzogin, heute Abend Bericht abſtatten."

Kaum war er mit dem Wagen in den Gaſthof

zurückgekehrt, ſo ſtand bereits Thereſa Carlotta an der Thüre des Hôtels und fixirte mit einem Augenglas die ſämmtliche Dienerſchaft der Herzogin. Alle Anderen ließ ſie paſſiren, als aber Ignaz erſchien, hielt ſie ihn bei der Thüre an, indem ſie auf italieniſch rief: „Mein Freund! Auf ein Wort!“ Sie nahm ihn, ohne ſeine Antwort abzuwarten bei der Hand, und zog ihn nach ſich die Treppe hinauf. Oben angelangt, führte ſie ihn, oder ſtieß ihn vielmehr in ihr Zimmer und ſchloß hinter ſich ab. „Beim Herkules, mein Freund! Sie ſind es! O welche Freude! Meinen kleinen Grafen ſeh' ich wieder! Du biſt zwar nicht mehr der hübſche Junge, der Du früher warſt, allein Du biſt noch immer hübſch genug, um von Thereſa geliebt zu werden! Ach — mio caro, weißt Du noch, wie wir oft in Warſchau, wenn ich aus der Oper ermüdet nach Hauſe kam, bis Mitternacht mit einander plauderten? — Weißt Du noch, wie wir wetteten, und wie ich Dich unter den Tiſch trank? Glückliche Zeiten!“

Ignaz machte einen Verſuch, ſein Incognito zu behaupten, doch ſchreiend und ſich mit Armen und Füßen zu gleicher Zeit bewegend, fiel ihm die Sängerin in die Rede. „Still, Du Ungeheuer, ſtill! Du willſt ein Lakai ſein! Alsdann bin ich eine Küchenmagd. Ich will Dir ſagen, Du biſt der Amoroſo dieſer Frau, und ſie hat ihre Gründe, Dich verkleidet mit ſich zu führen. Oh! wie kam

das. Aber mir gleichviel, ich habe Dich wieder und ich habe Dich ebenſo lieb in Deiner Livrée als in Deiner blitzenden Gardeuniform. Thereſa liebt den Mann, nicht ſeine Kleider!“

„Ich bitte Sie, Madame Carlotta, mäßigen Sie ſich. Ja, ich bin der Graf Lubicky, ich will es Ihnen bekennen; aber ich will nicht, daß man davon ein Geſchrei mache.“

„Mäuschenſtill, mein Engel, mäuschenſtill!“ Und dabei kroch Madame Carlotta gleichſam in ſich zuſammen und ſuchte mit gekrümmtem Rücken ein Mäuschen darzuſtellen. In dieſer Attitüde legte ſie ſich auf das Sopha neben ihren ehemaligen Verehrer und brachte dadurch eine ſehr komiſche Gruppe hervor. „Hier iſt Dein Mäuschen!“ rief ſie. „Hier iſt es.“

„Keine Narrheiten, ſie kleiden einer Frau von ſechzig Jahren ſchlecht!“ rief Ignaz mit einer rauhen gebieteriſchen Stimme, indem er die dicke Maus wieder aus ihrer gekrümmten Stellung aufzuwickeln ſtrebte. Sie zog ſich aber immer mehr zuſammen, und aus den Falten ihres gelben Shawls anmuthig ſchalkhaft hervorſchielend, lispelte ſie: „Dem Mäuschen iſt ſo wohl in Deiner Nähe — laß es! laß es!“ —

„Sie können mir einen Gefallen thun, Thereſa, wenn Sie es völlig ignoriren, daß Sie mich hier getroffen.“

„Das geht nicht, mein Engel. Ich werde einige Tage, einige Wochen mit Dir zuſammen leben.“

„Um Gotteswillen, Thereſa, bedenken Sie doch, daß ich an die Frau attachirt bin, mit der Sie mich geſehen.“

„Das gilt mir gleich; ſei es die Herzogin von Kurland, ſei es die Kaiſerin von China — mir gleich! Du biſt mein, ich Dein! Uebrigens ſo ſchön wie dieſe Frau Herzogin, die für jeden Tag im Jahre einen beſonderen Liebhaber hat, bin ich auch.“

„Kein Wort mehr in dieſem Tone, Madame, oder ich verlaſſe Sie auf der Stelle,“ rief Ignaz zürnend. „Nur mit der höchſten Achtung dürfen Sie von der Frau ſprechen, deren Namen Sie eben genannt. Oder beſſer, Sie ſprechen gar nicht von ihr.“

„Wie Sie meinen, mein Herr! Auch ich kann böſe ſein, und die Gekränkte ſpielen. Gehen Sie zu Ihrer Donna, gehen Sie! Ich halte Sie nicht. Aber gewiſſe Leute ſollen dann erfahren, daß Der hier iſt, den man ſucht.“

Starr vor Schrecken blickte Ignaz in das trotzige dicke Geſicht der Sängerin. „Was ſagen Sie da, Thereſa? Sie wiſſen?“

„Ich nicht allein, ſondern auch ein Anderer.“

„Ein Anderer? Wer?“

„Mein Mann.“

„Sie ſind verheirathet?“

„Seit einem Jahre. Ich bin eine junge beneidenswerthe, glückliche Frau.“

„Ich wünſche Glück! Und Ihr Mann iſt?“

„Polizeipräfekt.“

„Und weiter?“

„Er hat den Arreſtbefehl für Sie in der Taſche.“

Ignaz wußte ſich im Augenblick nicht zu faſſen. Er ſah abwechſelnd ſtarr vor ſich hin und dann Madame Carlotta an, die die Schmollende ſpielte und ihm halb den Rücken zuwandte. Endlich entſchloß er ſich raſch, griff nach der Hand ſeiner ehemaligen Schönen und ſagte: „Wenn Das iſt, Thereſa, ſo bin ich von ihrem edlen Herzen überzeugt, daß Sie mich nicht verrathen werden.“

„Hm! Das käme noch darauf an. Wer mich aufopfert, den opfere ich auch auf.“

„Thereſa!“

Auf den anlockenden Ton, mit dem dieſer Name ausgeſprochen wurde, wich der Zorn und der Stolz aus dem Buſen der Sängerin. Sie wandte ſich um und mit einem zärtlichen Blicke ſtürzte ſie ſich in die Arme des Mannes. „Sei ruhig,“ ſagte ſie, „ich werde Dich retten. Ein glücklicher Zufall hat mich hierher beſchieden. Wir wollen fliehen, ich bringe Dich an die Ufer des Comer Sees, wo ich eine Villa habe.“

„Göttliche Thereſa! Ja, wir wollen fliehen. Aber was wird Dein Mann ſagen, und wie werden wir über die Grenze kommen?“

Sie ſann einen Augenblick nach. „Monſieur Dupin wird die Güte haben, uns ſicher über die Grenze zu bringen.“

Erſtaunt über dieſen Ausweg, den er, trotz aller Frechheit ſeiner Dame, ihr doch nicht zugetraut hatte, rief Ignaz: „Wie, Thereſa! Dein Mann, der mich verhaften ſoll?“

„Wird ſelbſt Dein Begleiter und Beſchützer ſein. Laß mich nur machen. Ich habe ihm bereits geſagt, daß ich in Dir meinen Bruder erkannt habe.“

„Und er glaubt es?“

„Herr Dupin giebt ſich die Ehre, Alles zu glauben, was ich ihn glauben machen will. Er iſt das Muſter eines Ehemannes. O welche glückliche Tage werden wir an den Ufern des Comer Sees genießen! Tage, im Paradieſe verlebt!“

Das Geſicht Ignazens ſah nicht aus, als empfände es jetzt ſchon einen Vorgeſchmack jener Tage. Doch war Nichts Anderes zu thun. Alles wurde verabredet auf den nächſten Morgen. Herr Dupin kam und begrüßte den neuen Schwager. Da Dorothee zu ſpät nach Hauſe kam und keine Hoffnung war, ſie ſprechen zu können, ſo ſetzte Ignaz nur wenige Worte an ſie auf. Sie lauteten: „Ich laſſe mich

entführen. Der Mann, der mich verhaften ſoll, bringt mich ſelbſt in Sicherheit. Noch nie iſt eine Bekanntſchaft aus den Tagen meiner thörichten Jugend mir ſo nützlich geweſen, als es dieſe iſt. Aus der Schweiz hoffe ich, Ihro Durchlaucht Nachricht von mir zu geben. Meine Bücher und Schriften bitte ich einſtweilen mit nach Karlsbad zu nehmen. Segen und Glück auf der Reiſe. Es küßt Ihnen ehrerbietig und dankbar die Hand Ihr treuer Ignaz."

Dorothee faltete das Blatt zuſammen, halb lächelnd halb wehmüthig. Sie war ſo glücklich geweſen in der Hoffnung, den Freund ſelbſt retten zu können, jetzt mußte ſie dieſe Rettung einer anderen Hand überlaſſen. Aber freilich konnte dieſe Hand in dieſem Augenblicke mehr für ihn thun, als ſie es mit all' ihrer Sorgfalt vermochte."

Die Reiſe ging jetzt unbehindert bis nach Karlsbad. Dorthin hatte Dorothee ihre drei anderen Töchter beſtellt, zugleich ihre Schweſter, die unterdeſſen ihre Reiſe nach Italien beendet hatte. Die Herzogin von Sagan, die Erbprinzeſſin von Hohenzollern, die Herzogin Acerenza und die Gräfin Perigord, vier blühende Geſtalten umgaben die ſelbſt noch blühende Mutter. Es gab dies eine ſchöne Gruppe. Die Herzogin von Sagan war unſtreitig die Schönſte. Frau von der Recke hatte bedeutend gealtert, ſie erſetzte jedoch an Kenntniſſen, was ihr an Reizen abging, und wurde von einem Kreiſe

Verehrer als die edelste und trefflichste Frau gepriesen. Diese Vergötterung machte, daß Frau von der Recke etwas Geziertes annahm, und da sie zugleich jetzt als Schriftstellerin glänzte, etwas Pedantisches und Gelehrtes. Die beiden Schwestern harmonierten nicht ganz mehr mit einander. Die edle Elise fand Dorotheen etwas zu weltlich, zu sehr mit Politik und mit Neuigkeiten beschäftigt und Dorothee entdeckte, daß Frau von der Recke seit sie Rom gesehen, gleichsam ganz aus Alterthümern zusammengesetzt war. Wo man sie anrührte fiel ein Tempel, ein Aquadukt, ein Bad, ein Obelisk hervor und Dorothee fand, daß alle diese Dinge, wenn man zu oft von ihnen sprach, etwas unbeschreiblich Langweiliges und Geisttödtendes hatten. Die edle Elise haßte Napoleon — und Dorothee sah in ihm, obgleich er nicht mehr ihr Ideal war, doch immer den großen, bewundernswürdigen Mann. Die edle Elise zählte in den Zeitungen immer die Verwundeten und Todten und nannte Napoleon einen Würgengel, — Dorothee zählte die Siege und nannte Napoleon einen Helden; und endlich wußte die edle Elise auch nicht das Mindeste von Politik und nannte alle die Männer, die Dorothee kennen und schätzen gelernt hatte, Gauner und Schelme, und die ganze Wissenschaft der Politik ein verruchtes Werk der Hölle. Dagegen fand Dorothee, daß Herr Tiedge mit den Jahren ein langweiliger Schwätzer geworden, der

nur in ſeiner eignen und ſeiner Freundin Vergötterung ſeinen Lebenszweck fand. Ueberhaupt verwöhnt durch das großartige Leben in Paris fand Dorothee Deutſchland, da ſie es jetzt nach langer Trennung wiederſah, verkümmert, verengt und kleinlichen Lebensintereſſen hingegeben. Es war dies natürlich. Der Druck, der auf dem unglücklichen Boden laſtete, machte, daß die Aeußerungen und Intereſſen ſeiner Bewohner in noch engern Kreiſen ſich bewegten, als ſie ſonſt ſchon zu thun pflegten. Nur wenige Jahre ſpäter und Dorothee ſollte gerade Deutſchland als das Land bewundern lernen, in welchem der herrlichſte Aufſchwung der Nationalkraft, der lebendigſte Athem der Freiheit ſich entwickelte. Deutſchland zur Zeit der Befreiungskriege gab keinem Sparta, keinem Karthago, keinem Rom zur Zeit ſeiner Heldenjugend nach. Aber freilich, zur Zeit, wo die Herzogin in Karlsbad eintraf, war gerade die Epoche des tiefſten, unheimlichſten Druckes, des troſtloſeſten Zweifels und der traurigſten Hoffnungsloſigkeit. Napoleon hatte den Niemen überſchritten: ſein ungeheures Heer war nach Rußland übergefluthet. Gelang die Beſiegung auch dieſes unermeßlichen Reiches, dann war Deutſchland auf Jahrhunderte hinaus geknechtet.

In Karlsbad zankte man ſich, und es kam zu keinem geſellſchaftlichen Leben. Die politiſchen Partheien ſonderten ſich und wählten ſich ihre Spazier-

gänge und Plätze abgeſchieden von einander. Dorothee verſuchte es, in dem Tempel der Eintracht ein Feſt zu geben, aber man lief auseinander, da man kaum erſt zuſammengekommen war, und alle Grazie und Liebenswürdigkeit der Mutter, ſo wie die Schönheit der Töchter vermochten nicht, die verwilderten Schaaren zuſammenzuhalten. „Siehſt Du nun," rief Frau von der Recke triumphirend, „Das thut Alles der Dämon der Politik! Wie freudig haben wir ſonſt Deine kleinen Feſte gefeiert! Wie tanzten meine Nichten und wie ungeſtört konnte mein guter Tiedge ſeine Urania vorleſen. Alles Das iſt jetzt unmöglich."

„Freilich iſt es unmöglich," entgegnete Dorothee lächelnd. „Aber es handelt ſich ja hier um das Glück und den Frieden der Welt. Jetzt müſſen wir durch eine ſchlimme Zeit; Die, die nach uns kommen werden, haben es gut. O wie gern will ich leiden, weiß ich nur, daß Mißbräuche und Vorurtheile vom Erdboden ſchwinden! Die erſten Chriſten haben ja auch kämpfen, ſie haben ſogar in Katakomben ſich verkriechen müſſen."

„Der Eingang zu den Katakomben," nahm Frau von der Recke das Wort, „war bei den Stufen des Tempels des Trajan. Man ſagt aber auch, daß ſich bei den Bädern des Caracalla ein ſolcher befunden habe. Ich bin aber der Meinung, daß die eigentliche Oeffnung, durch die man in die

Unterwelt ſtieg, am Iſistempel ſich befand. Wenn man eine Ode des Horaz recht verſteht, ſo —"

„Wie entzückend iſt dieſer Sonnenuntergang!" rief Dorothee, welche bedauerte, der erſten Chriſten Erwähnung gethan zu haben, „die Natur weiß von dem Hader der Menſchen nichts. Stets in derſelben Ruhe wälzt ſich der prachtvolle Feuerball über die Erde, gleichgültig, ob er Schlachtfelder oder Blumenwieſen beſchaut. O gute Eliſe — laß uns den Blick immer in die Weite, in die Höhe richten! Da iſt Gott! Da iſt Leben!"

„Plinius der Jüngere behauptet," ſetzte Frau von der Recke ihre Rede fort, „daß zu den Zeiten, da der Cultus der afrikaniſchen Iſis nach Rom verpflanzt wurde, ein eigner Gang exiſtirt haben ſoll, der von den Bädern des Caracalla —"

„Ah — da iſt der Graf Bathiany! Nun ſchön, da werden wir doch etwas zu lachen bekommen!" rief Dorothee. „Wie iſt es, Graf, haben wir heute Abend einen Ball?"

„Gewiß, Sereniſſima," entgegnete der junge, heitere Lebemann. „Wir haben es nur noch mit dem Rheumatismus unſeres maitre de plaisirs, des Fürſten Liechtenſtein zu thun. Die Fürſtin Laura Zichy iſt über Nacht ruſſiſch geworden und tanzt nicht auf einem Balle, den ein unglücklicher öſterreichiſcher Feldmarſchall-Lieutenant arrangirt."

Frau von der Recke entfernte ſich unwillig,

um etwas über die Bäder des Caracalla nachzulesen.

„War das nicht Frau von der Recke, die eben da fortging?“ fragte der Graf.

„Ja, meine Schwester. Wollen Sie sie etwa zum Tanze auffordern?“ —

„Ich bin nicht so kühn; allein ich wünschte, auf die Wohlthätigkeitsliebe der gnädigen Frau spekuliren zu dürfen. Wir wollen eine Akademie veranstalten. Die ersten Damen unserer Gesellschaft werden singen; es wäre wünschenswerth, wenn wir den Begleiter der Frau von der Recke, den Herrn Tiedge, dazu bringen könnten, Etwas vorzulesen. Mir hat er es schon abgeschlagen und hat seinen kranken Fuß vorgeschützt. Du lieber Gott, man liest nicht mit dem Fuße. Vielleicht Ihre Fürsprache, Herzogin?“ —

„Ich will es versuchen,“ sagte Dorothee lachend. „Meine Schwester disponirt über die Vorlesewerkzeuge des Herrn Tiedge, nur auf ihren Wunsch thut er Etwas. Wir Andern sind Alle viel zu sehr Weltkinder vor seinen Augen.“

„Wenn er nicht lesen will,“ rief der Graf, „so werde ich den Obrist Launer bitten, er versteht den Kuhreigen zu blasen, Das wird dasselbe sein. Sehr viele Leute werden es sogar vorziehen. Madame Händel-Schütz wird die Güte haben, als Sphinx vor dem Publikum zu liegen. Wenn wir nur für

unſere armen verwundeten Krieger etwas zuſammenbringen. Ich bin im Stande und tanze mit meiner Köchin ein pas de deux. Fürſt Clary hatte einen Kanarienvogel aufgetrieben, der eine Piſtole losſchoß: zum Unglücke iſt aber heute der Vogel geſtorben und die Piſtole allein iſt geblieben. Es muß bei jedem Unternehmen ein Mißgeſchick herrſchen. Der prince de Ligne wollte heute ankommen, aber auch er iſt ausgeblieben."

„Wir haben noch zwei Wohlthätigkeitsbälle zu erwarten, lieber Graf," bemerkte Dorothee in einem aufmunternden Tone.

„Allerdings; aber es wird Niemand tanzen. Es heißt hier umgekehrt wie in der Bibel: Das Fleiſch iſt willig, aber der Geiſt iſt ſchwach. Die Beine wollen tanzen, aber der Geiſt verbietet es ihnen, indem er zu ihnen ſpricht: Ihr! daß Ihr nur nicht mit zwei andern Beinen gemeinſchaftliche Sache macht, die nicht zu meiner Parthei gehören! Habt Ihr mich verſtanden? Und die armen Beine gehen trübſelig bei dem ſchönſten Ländler in den Winkel und bleiben ſitzen."

Die Herzogin und die Herren und Damen, die ſich, von der Promenade kommend, um ſie geſammelt hatten, lachten. Man wanderte plaudernd weiter.

Am Abend war in dem Kurſaale ein kleiner Ball, zu dem auch die Fremden Zutritt hatten. Ein

paar junge Herren hatten ſich daſelbſt eingefunden; ſie waren als reiche, vornehme Kurländer eingeführt worden. Ihre Sitten hatten etwas Rohes, ihr Betragen etwas Auffälliges; ſie ſuchten den Ton in der Geſellſchaft anzugeben und beſonders im Anordnen der Tänze ihren Willen durchzuſetzen. Man duldete es, weil man nicht Streit anfangen wollte, doch herrſchte eine allgemeine Stimme der Mißbilligung dieſes Betragens, namentlich unter dem vornehmen öſterreichiſchen Adel. Einer der jungen Fremden tanzte mit einer Dame, die mit Dorotheen gekommen war. Im Verlaufe des Geſpräches kam die Rede auf die Herzogin, die nicht weit entfernt in einem Armſtuhle neben der Fürſtin Clary ſaß und hören konnte, was der junge Mann ſprach, der ungebürlich laut die Stimme erhob. — „Wer iſt jene Dame dort?“ fragte er ſeine Tänzerin. — „Die Herzogin von Kurland.“ — „So, alſo das iſt ſie.“ — „Sie kennen ſie nicht und ſind doch aus demſelben Lande?“ fragte die Tänzerin. — „Ich habe viel von ihr gehört und es macht mir Spaß, ſie zu ſehen.“ — „Ich bitte, mein Herr, ſprechen Sie mit mehr Achtung von dieſer Dame.“ — „Weshalb? Wir haben ihren Mann fortgejagt!“ — Kaum war dieſes Wort über ſeine Lippen, als die drei Tänzer neben ihm raſch hervortraten und wie mit einer Stimme ſagten: „Mein Herr, die Dame, von der Sie ſprechen, befindet ſich

hier gegenwärtig und wir dulden durchaus nicht, daß Sie ſich in ſolchen Aeußerungen über ſie ergehen.“ — „So, meine Herren, es thut mir leid, ich laſſe mir jedoch in meinen Aeußerungen keinen Zwang anlegen.“ —

Der Wortwechſel hatte Aufſehen gemacht. Es bildeten ſich Gruppen; man erzählte ſich flüſternd, was geſchehen ſei, und im Augenblicke war der ganze Saal allarmirt. Sämmtliche anweſende Herren vereinigten ſich mit den Dreien, die zuerſt jene Ungebühr gerügt, und die zwei Kurländer mußten den Saal verlaſſen. Die Herzogin wollte begütigende Worte zu Gunſten jener Frechen einlegen, allein ſie fand nicht Gehör. Die Entrüſtung war ſo allgemein, daß die Geſellſchaft der Herren nicht eher ruhte, als bis Jene den Ort geräumt hatten. Man ſprach von ein paar Duellen, die in Folge dieſes Auftritts ſtatt gefunden: Dorothee konnte von neuem wahrnehmen, wie ſehr ſie geliebt und verehrt war. Man verlangte zu wiſſen, ob ſie jene Nichtswürdigen gekannt, ſie konnte mit Sicherheit dieſes verneinen; allein ſo ſehr ſie geneigt war, den Vorfall zu vergeſſen, ſie konnte doch nicht umhin, ſich die Perſonen und Namen zu merken. Es that ihr weh, es war doch immer eine Stimme aus ihrem Vaterlande, und ſie war ſich bewußt, nur ein gutes Angedenken zu verdienen. Es rief dieſes ihr die bittern Tage des Kampfes und der Verfolgung wieder

in's Gedächtniß, die ſie einſt ſo unglücklich gemacht.

Nicht lange darauf verließ ſie Karlsbad. Die Gemahlin des jungen Herzogs von Dino, denn dieſen Titel hatte der Kaiſer dem Neffen Talleyrand's gegeben, war bereits früher nach Paris zurückgekehrt, auch die anderen Töchter hatten ſich entfernt, um nach kurzer Friſt wieder zur Mutter, wenn es die Verhältniſſe irgend geſtatten würden, zurückzukehren; Dorothee reiste allein nach Löbichau.

Mit welcher ſtillen Freude ſah ſie den Sitz ihrer glücklichen Tage wieder. Das Erſte, was ſie that, war, ein geliebtes Grab beſuchen. Freund Ruſtan führte ſie hin. Er hatte während ihrer Abweſenheit Alles auf's geeignetſte beſorgt. Als er ſie zu der Stätte hingeleitet, verließ er ſie und Dorothee ſank, heiße Thränen vergießend, an der Marmorplatte nieder, die ihr ſchönſtes Glück, ein treues, edles Herz verſchloß. Zum erſten Male kam der Gedanke an ihren eigenen Tod wie ein milder Hoffnungsglanz über ihre Seele. Bis jetzt hatte ſie, trotz der männlichen Kraft ihres feſten Geiſtes, doch immer noch vor der Vernichtung gebebt, — hier an dieſem Ruhebette lernte ſie die Schrecken des Todes beſiegen.

Es leuchtete der Himmel in tauſend Sternen, als ſie hervortrat und den Blick nach oben richtete. Die hohe, majeſtätiſche Geſtalt, in weithin fließende

weiße Gewänder gehüllt, erſchien durch die Nacht leuchtend wie der Engel ſchöner begeiſterter Sehnſucht, den die Liebe nach oben ruft. Sie war bereit, ſich zu erheben und die emporgeſtreckten Arme, das Auge, das liebend ſuchte und hoffend ſtrebte, waren Zeichen, daß die Erde keine Macht hatte, ſie zurückzuhalten.

Sie ließ die Arme ſinken und das Haupt geneigt ging ſie leiſe den Gang hinauf, dem erleuchteten Hauſe zu.

Man hatte ein Feſt des Wiederſehens angeordnet. Sämmtliche Dienerſchaft war verſammelt, die Jugend des Dorfes kam mit Geſängen herbeigezogen, liebe Freunde ſtellten ſich im Kreiſe hin, und als ſie, die Geliebte, die Erwartete durch die geöffneten Glasthüren hereinſchwebte, erbrausten die Hymnen der Geſänge und der vielfache Gruß der Freude machte ſich laut. In dieſem Augenblicke langte auch Frau von der Recke an und beide Schweſtern ſanken ſich einander in die Arme. Ruſtan, der alte General, deſſen beide Söhne, Hiller und ſeine junge Frau, der ehrwürdige Hofprediger aus Altenburg und noch andere Freunde — Alle umſtanden Dorotheen, die nach rechts und nach links die Hand reichte und grüßte.

Nach den erſten Tagen des Wiederſehens galt es nunmehr, das Leben zu ordnen, denn wenn, wie es den Anſchein hatte, der Krieg noch andauern

ſollte, mußte man ſich gefaßt machen, den Winter über in Löbichau zuſammenzubleiben. Die übrige Welt war gleichſam verſchloſſen. Die Poſtenverbindung nach Rußland hatte aufgehört und, was ſchlimmer war, auch die Einkünfte, die Dorothee von dort bezog, blieben aus. Sie mußte ſich Einſchränkungen auferlegen. Dies that ſie jedoch mit dem freudigſten Muthe. Gewohnt an eine glänzende Exiſtenz und in ihr aufgewachſen, beſaß ſie doch auch die Kraft, den Glanz zu miſſen, die Bequemlichkeit zu entbehren, wo dieſes Opfer gefordert wurde. Die echte Tochter ihres edlen Vaters wußte ſie den Werth des Lebens anderswo zu ſuchen, als in deſſen Aeußerlichkeiten. Sie ſcherzte, als diesmal von der Leipziger Meſſe die gewohnten ſchönen, neuen Möbel und die koſtbaren Stoffe ausblieben. „Ich kann ſticken," rief ſie, „ich will mir ſelbſt meine Möbel mit ſchönen Muſtern zieren." Und ſie ſaß am Stickrahmen, ſie, ihre Töchter, die jungen Damen des Hauſes und alles nähte Blumenbouquets und ſetzte Borten an. Ein prächtiges Sopha entſtand auf dieſe Weiſe, das die Bewunderung der Nachbarſchaft rege machte, und von dem das Muſter nach Berlin und nach Altenburg ging. An Ruſtan's Schreibtiſche fand ſich unverſehends eine Klingelſchnur ein, von der Niemand ſagen konnte, wo ſie hergekommen, ebenſo myſteriös kam in dem Arbeitszimmer der Frau von der Recke ein Tabouret zum

Vorſcheine, das die Farben des Medem'ſchen Wappens in einen Blumenkranz vereinigt zeigte. Immer waren die Stickrahmen in Arbeit und immer flog eine Decke darüber, wenn dieſe oder jene Perſon in den Saal trat. Endloſe kleine Neckereien flatterten hin und her und die Ueberraſchten rächten ſich ihrerſeits durch Ueberraſchungen. Auch Geſang, Tanz, Spiel kamen an die Reihe; vor allen wurden die Vorleſeabende neu gegründet.

Einen frohen Zuwachs der Geſellſchaft machte Ignaz, der von ſeiner Circe am Comerſee entlaſſen, oder vielmehr ihr entfliehend, hier eintraf. Doch blieb er nur wenige Tage und ging nach Warſchau ab, wo der Truppentheil ſtand, an den er ſich anſchloß. Die beiden Söhne des Generals wollten ihn ſofort begleiten, doch mußten zuvörderſt die gehörigen Anſtalten getroffen werden, ihre Anſtellung bei dem Regimente zu bewerkſtelligen, und bis es Ignaz gelungen, dieſes in's Werk zu ſetzen, ſollten ſie noch bei dem Vater zurückbleiben. Sie ließen es ſich auf's Beſte gefallen. Der Vater war glücklich, ſie noch einſtweilen behalten zu dürfen, und die jungen Mädchen des geſellſchaftlichen Kreiſes waren der Anſicht, daß Caſimir und Joſeph, zwei ihrer beſten Schüler ſeien und daß es zum Beſten der Wiſſenſchaft nicht gerathen ſei, ſie allzufrüh zu entlaſſen. Leonie und Julie, zwei junge Gräfinnen Wörlitz, die mit einer Tante, einer Stiftsdame von

Gandersheim, zum Beſuche waren, hatten ſich von Dorotheen die Erlaubniß ausgebeten, einen Lehrſtuhl der Phrenologie zu errichten, und fünf andere junge Mädchen wurden zu Hülfslehrerinnen angenommen. Nach einem Lehrbuche der neuen Wiſſenſchaft, das die Herzogin aus Paris mitgebracht, und nach einen paar Schädeln, die man ſich vom Todtengräber des Dorfes zu verſchaffen gewußt, wurde der Lehrvortrag mit einem komiſchen Ernſte begonnen. Die ſieben hübſchen Mädchen ſaßen an ihrem Tiſche hinter den zwei Todtenköpfen und vor ihnen nahmen die Schüler Platz, unter denen ſich regelmäßig Ruſtan, der alte General, ſeine Söhne, und von den Damen das Stiftsfräulein, die Frauen aus der Umgebung der Herzogin und der Prinzeſſinnen, und dieſe ſelbſt befanden. Dorothee ging ab und zu; wenn ſchwierige Stellen im Unterricht kamen, ſo ergriff ſie wohl das Buch, und erklärte und deutete wie ſie es von Gall ſelbſt gehört hatte. Die Dienerſchaft ſah mit andächtigen Schrecken und vorſichtig durch die Thüre lauſchend, dieſe auffallenden Verſammlungen, und die Köchin verſicherte mit großem Ernſte in der Küche, es würde jetzt regelmäßig auf dem Schloſſe ein Todtengericht gehalten und die Herzogin hätte vom Kaiſer von Frankreich das Recht bekommen, alle Leute köpfen zu laſſen, die er ihr zuſchickte. Es ſeien auch im Keller beſondere Anſtalten zum Köpfen gemacht und alle Sonnabend

würde nun geköpft. Es koſtete einige Mühe, dieſe abergläubiſchen Vorſtellungen zu beſeitigen, eben ſo große Anſtrengung erforderte es, Einige von dieſen Eingeſchüchterten zu bewegen, ihre Köpfe betaſten zu laſſen. Auf wiederholte Aufforderung nahte ſich der alte Kaſtellan, bittend, man möchte ihn erlauben, ehe man ſeinen Kopf unterſuchte, ſein Teſtament machen zu dürfen. Leonie erhob ſich bald zur Meiſterin; ihr Vortrag war der deutlichſte und ihrem taſtenden Finger entging kein noch ſo verſtocktes Organ. So hatte ſie bei Caſimir, was die Zuſtimmung der ganzen Lehranſtalt erhielt, das Organ des Trotzes und des Eigenſinnes gefunden, und zwar weil er ein gewiſſes Albumblatt nicht hatte copiren wollen, und bei Joſeph das Organ des Stumpfſinnes weil es vorgekommen, daß er bereits dreimal die Stunde des Abgangs einer Spazierfahrt verſchlafen hatte. Dem alten Generalen ſagte ſie tauſend ſchöne Dinge über ſeinen Schädel, und ſchmeichelte ſich dadurch in deſſen Gunſt nicht wenig ein. Ruſtan erhielt nur einige dürftige und nichtsſagende Organe zuertheilt, die zu beſitzen weder Freude noch Kummer machten, wie zum Beiſpiel das Organ für das Studium arithmetiſcher Zahlenverhältniſſe, und den Höhenſinn. Die Stiftsdame hatte ein Organ das nicht genannt werden dürfte, ein Umſtand der die Dame einigermaßen verlegen und befangen machte, und wodurch

sie sich veranlaßt sah, aus den Lehrstunden künftig wegzubleiben. Die enormen Kenntnisse, die die Professorin und Katheder-Inhaberin entwickelte, bewogen die Versammlung sie hinfort zur Auszeichnung Galline zu nennen. Frau von der Recke war zu sehr Anstandsperson, als daß man sich an sie hätte wagen mögen, auch hatte sie sich sehr verachtend über die ganze Wissenschaft ausgesprochen; auch Hiller hatte dies gethan, aber seine junge, sanfte, freundliche Frau saß mit auf den Bänken der Schüler. Sie erhielt den ersten Preis, nämlich das Organ der Theosophie, wodurch die Stiftsdame mit ihrem unnennbaren Organe doppelt gereizt wurde, denn auf den ersten Preis hatte sie gehofft.

Mit diesen und anderen gesellschaftlichen Scherzen, zugleich mit Musik und Lektüre, auch wirklich wissenschaftlichen Vorträgen, die Hiller übernahm, gingen die bösen Winterabende dahin. Dorothee, so heiter sie nach Außen sich zeigte, so bekümmert und sorgenvoll war sie im Innern. Das gewaltige Unglück der Zeit; die Tausende und Abertausende die dem blutigen Henkerbeile des Krieges verfielen, dieses ewige Morden und Schlachten, das heimlich und laut immer fortging, fielen auf ihre Seele, die nicht kindisch sich erheitern konnte, wie schwere Gewichte, zum Tode pressend, nieder. Sie saß stundenlang in ihrem einsamen Zimmer und ein Zeitungsblatt in der Hand, starrte sie leblosen Blicks vor

ſich hin, den endloſen Jammer überdenkend, den ein Mann und ſein feſſelloſer Ehrgeiz über Europa gebracht. Die Gräuel in Spanien, die Blutbäder in Italien, und nun die wilden Vernichtungsſchlachten in Rußland, wo ihr Vaterland ebenfalls ſeufzend litt, Alles trat lebendig vor ihre Sinne und das fein und großfühlende Herz dieſer edelen Frau ſchlug bange Schläge des namenloſen Leides. Napoleon war von dem Ideal der Heldengröße, das er ihr früher geweſen, zu einem Gegenſtande faſt des Abſcheus hinabgeſunken. Sie konnte ſich's nicht verbergen, der Mann handelte nicht mehr nach den Geſetzen der Größe, er handelte als ein von blutbeflecktem Ehrgeize getriebener, ſelbſtſüchtiger Despot. Wer es weiß, was es koſtet, für einen mächtigen, der Größe und dem Segen zugewendeten Geiſt, aufgeben zu müſſen, was er bewundert — fallen laſſen zu müſſen, was er lieb gehabt, der kann die Schmerzen der armen Dorothee ermeſſen. Der Altarſchrein ihrer Menſchlichkeits-Ideale war ohne Bild. Mit deſto größerer Innigkeit erfaßte ſie nun das ewige Ideal: Gott! Gott in ſeiner Führung der Menſchheit zu ſich. Napoleon war gefallen: er hatte keine Miſſion mehr; es mußte ein Anderer kommen, der das Werk fortſetzte. Aber wann kam dieſer Andere? Mußte nicht die Menſchheit durch lange, lange düſtere und eintönige, farbloſe Prüfungsjahre ſchleichen, ehe wieder der blitzende, thatenleuchtende Heros,

wie er jetzt dageweſen, aufſtand? Doch, ſetzte ſie ihren Gedanken hinzu, ich will nicht undankbar ſein; ich habe eine ſchöne Zeit durchlebt, ich habe gehofft und bewundert und Gott angebetet in einer Menſchengröße. Viele, ach Viele gehen in einer dumpfen, kleinen Zeit, dumpf und klein dahin.

Dies waren Dorotheens Neujahrsgedanken, als das Jahr 1813 dem bewegten, und vom Kriegsgetümmel erſchütterten Europa aufſtieg.

Sie ließ in der Neujahrsnacht ihre Hausgenoſſen, ihre Dienerſchaft zuſammen treten und ſprach zu Allen Worte des Troſtes und der Erhebung. Ein herrlicher Choral ſchloß den Vortrag. Dann wurden Geſchenke ausgetheilt, und der Reſt des Abends fröhlich zugebracht. Mit einigen ihrer Freunde ſprach ſie noch beſonders einige Worte, und bat ſie deshalb, zu ſich in ihr Kabinet zu kommen. Hiller verweilte am längſten bei ihr, er hatte ihr, ſie ihm am meiſten zu ſagen. Mit dem jungen Manne war eine völlige Veränderung vor ſich gegangen. Er war ein ernſter Frommer geworden. Jeder Anflug von Frivolität, jede leichtſinnige Lebensdeutung war von ihm gewichen; er bat jetzt Dorotheen, ihn, wenn ſie ihn für würdig hielte, mitwirken zu laſſen bei ihrer Schule und Anſtalt in Paris. Seine Frau ſollte ihn dann dorthin begleiten. Er hatte während eines Jahres eifrig das Franzöſiſche

ſtudirt, und hoffte auch in dieſer Beziehung ſeinen Platz ausfüllen zu können.

Dorothee ſah ihn heiter lächelnd und mild vertrauend in die feſt auf ſie gerichteten Augen. „Alſo das hat die Liebe gethan, Hiller?“ fragte ſie.

„Ja,“ ſagte er feſt; „Wem der Himmel gut iſt, dem ſendet er ein edeles Weib auf ſeinen Lebensweg. Meine kleine Lucie hat nun vollendet, was eine Herrliche begonnen.“

„Nein, Hiller, Sie ſelbſt; Niemand Anderes hat Sie dahin geführt, wo Sie jetzt ſtehen,“ ſprach Dorothee ernſt. „Glauben Sie mir, Freund, wir Frauen können auf Männer nur ſo weit wirken, als ſie uns Platz einräumen. Es iſt immer ein Glück, kein Verdienſt, wenn wir Gutes hervorbringen. Ja, Sie ſollen zu meinem guten Trautmann gehen und von ſeinen müden Schultern die Laſt nehmen, die ihn niederdrückt.“

Caſimir und Joſeph kamen, um Abſchied zu nehmen. Der General führte ſie Beide herein. „Hier kommen meine Knaben,“ ſagte er, „um hübſch Lebewohl und Dank zu ſagen, für das Gute das ſie genoſſen, und der alte Papa erſcheint zugleich, um ſich von ſeinem Chef zu beurlauben.“

„Wie General, Sie wollen mich verlaſſen?“ fragte Dorothee erſtaunt.

„Soll denn der alte Invalide Nichts mehr thun?“ entgegnete gutmüthig zürnend der Gefragte. „Ich

will nach meinem kleinen Erbe ſehen, das man mir wieder frei gegeben hat, und zugleich will ich dieſe Beiden ſelbſt an den Ort ihrer Beſtimmung bringen."

„Dagegen iſt freilich nichts zu ſagen," bemerkte Dorothee und begrüßte herzlich zum Abſchied den Vater und die Söhne. Auch das Stiftsfräulein mit ihren munteren zwei Nichten reiſte ab. Man ſah es Leonien und Joſeph an, daß die Phrenologie hier Unheil geſtiftet und daß es Beiden gelungen war, Einer bei dem Andern das Organ der Zärtlichkeit zu entdecken.

Das nunmehr ziemlich einſam gewordene Haus, denn auch die Töchter Dorotheens waren abgereiſt, wurde faſt allein von den beiden Schweſtern bewohnt. Frau von der Recke beredete Dorotheen, nach Karlsbad zu gehen, und dieſe entſchloß ſich, von dort, wenn es die Zeitbegebenheiten irgend erlaubten, nach Paris zu reiſen.

Das zurückkehrende Heer aus Rußland überſchwemmte Deutſchland. In ganzen Zügen kamen Elende, Verwundete, Verkümmerte, Entſtellte. Dorothee hatte ein Hospital errichten laſſen, und nahm von den Unglücklichen auf, ſo viel ſie aufnehmen konnte. Eines Tages brachte man, da die Räume des Krankenhauſes überfüllt waren, zwei Verwundete zu Wagen auf das Schloß. Der Arzt des Städtchens war herbeigerufen worden, man ſtritt

hin und her wohin man die Beiden hinſchaffen ſolle, denn auch in dem Wohnhauſe war kein Platz übrig. Dorothee kam an den Wagen und ein Blick auf die Kranken überzeugte ſie, daß es jene zwei Landsleute waren, welche ſich an dem Abend in Karlsbad über ſie ſo ungebührlich geäußert. Sie gab ſogleich Befehl, daß für ſie Raum geſchafft werden müſſe. Die Verwundeten wurden in eines der Gaſtzimmer gebracht. Es war natürlich, daß ſie ſich, als ſie ſo weit hergeſtellt waren, daß ſie weiter reiſen konnten, erkundigten, wer ſie aufgenommen und verpflegt, und als ſie es erfuhren, war der Schmerz ihrer Wunden nicht ſo brennend, als das peinigende Bewußtſein, von Der Wohlthaten empfangen zu haben, die ſie im frechen Uebermuthe ſo beleidigt. Sie ſuchten noch bei Dorotheen vorzukommen, doch man bedeutete ſie, daß die Herzogin nicht wohl ſei und Niemanden empfange. So zogen ſie fort. Dorothee verſah ſie, da ſie völlig ausgeplündert waren, mit Kleidungsſtücken und Geld.

Die Schweſtern reiſten nach Karlsbad.

Einſamkeit.

Die Ausſichten auf den Frieden, die nach der Niederlage Napoleon's auftauchten, ſchwanden immer mehr. Deutſchland's große Heldenzeit begann. Ein Sturm brauſte durch alle Länder germaniſcher Zunge. Zuerſt war es Preußen, das das Signal zum Kampfe gab. Während Napoleon aus Frankreich gefeſſelt ſeine Krieger herbeiſchleppen ließ, drängten ſich die deutſchen Männer, Jünglinge und Knaben zu den Fahnen. In allen Ländern lärmte und fluthete es. Dorothee, die edle Tochter deutſchen Stammes ſah ſich freudig um in dieſem Strome der Begeiſterung, und ihre Seele, bisher bis zum Tode gebeugt, erhielt neue Schwingen. Der erſte Repräſentant deutſchen Heldenthums, der Jüngling und Sänger, Theodor Körner, verwundet in der Schlacht bei Lützen lag krank in ihrem Hauſe zu Karlsbad.

Er war ihr Pathe und ſie hatte daher doppelt die Verpflichtung ſich ſeiner anzunehmen, was ſie dann auch that. Karlsbad war durch die Gegenwart der beiden Großfürſtinnen, Catharina und Maria, zu geräuſchvoll; Dorothee wünſchte vor Allem Ruhe, und ſo begab ſie ſich nach Heidelberg, während Frau von der Recke nach Berlin ging. Sie ſchrieb ihrem treuen Ruſtan, er möge ihr an die Ufer des Neckar folgen, und er kam, und beide führten, gänzlich abgeſchloſſen von der Welt in ſeliger Stille, eine beglückende Exiſtenz. In Löbichau hätte ſie es nicht vermeiden können, fortwährend Beſuche anzunehmen, von den vielen durch den Krieg herumgetriebenen Bekannten, die alle gerne einen Zufluchtsort wie dieſen ſich auserwählt hätten, wo weder Dienerſchaft noch Umgebung Zwang auflegten, denn es lag in Dorotheens Charakter, wenn ſie ſich unter Menſchen zeigte, dieſe mochten ihr noch ſo bekannt oder in Dienſtverhältniſſen zu ihr ſtehen, ſtets eine heitere Miene anzunehmen und durch Nichts den Kummer oder den Verdruß zu verrathen, der in ihrem Innern Platz genommen. Schon in ihrem väterlichen Hauſe war Das ſo Sitte geweſen. Der Graf hatte ſeine Kinder erzogen nach dem Grundſatze, daß es Keinem, er ſei noch ſo hoch geſtellt, erlaubt ſei, ſeiner Umgebung empfinden zu laſſen, was Einem an Widerwärtigkeiten oder an Unpäßlichkeit zugeſtoßen ſei; noch weniger

war es erlaubt, böſe Stimmungen oder Launen zu zeigen. Die natürliche Gutmüthigkeit bei Dorotheen kam hinzu, ihr dieſe Vorſchriften doppelt anzuempfehlen. Sie wünſchte Freude und Glück überallhin zu verbreiten, und Alles, was dieſer Abſicht widerſtrebte, vermied ſie ſchon deshalb, weil es ihrem eigenen Wohlbehagen hinderlich war. Sie konnte ſich keine glückliche Exiſtenz denken im Verein mit Kummer, Schmerz oder auch nur Unmuth der Umgebung. Hierdurch aber wurde mancher Zwang nothwendig. Es gab Stunden, wo die leidende Frau gerne ſich abgeſchloſſen hätte, nur um den Fragen zu entgehen, die man an ſie richtete, wegen ihres nicht ganz wie gewöhnlich heiteren Weſens. Erklären konnte und wollte ſie Niemandem, was ſie empfand, die wenigen treuen Freunde verſtanden ſie, ohne zu fragen, und der gewöhnliche Menſch, der mit ſeiner Theilnahme ohne feineres Taktgefühl immer unangenehm berührt, nie tröſtlich erheitert, war ſelbſt nicht mit einer umſtändlichen Erklärung, die er nicht verſtand, zufrieden geſtellt. Es war ihr alſo höchſt willkommen, in den ſchattenreichen Thälern von Heidelberg, auf den waldigen Höhen und in den Blüthengärten der Bergſtraße, im vollſten Sinne allein, oder am Arm ihres alten treuen Begleiters, vor dem ſie ſich keinen Zwang anlegte, umherzuwandeln.

Hier kam ſo Manches zur Sprache über das

vergangene Leben, und die befreundeten Seelen tauschten Schätze der Erinnerung, Glaubensansichten, Urtheile des Verstandes und Ansichten über Kunst und Geschmack gegen einander aus. Man mußte Dorotheen hier hören, wo sie aus ihrem Innern herausſprach, wo sie nicht genöthigt war, Aeußerlichkeiten der großen Welt zu ſpenden. Auf einer einſamen Bank, oben auf der waldigen Höhe des Wolfsbrunnens ſitzend, in tiefſter Stille, nur umrauſcht von den Baumgipfeln, ließ ein edles, geprüftes Herz ſeiner Sprache freien Lauf, hier vergoß Dorothee Thränen in dem ſtillen Bekenntniſſe, daß ſie nicht ſo gelebt, wie ſie hätte leben ſollen, daß die Ausübung der Tugend ihr oft ſchwerer gefallen, als es hätte ſein müſſen, daß ſie ihren Pflichten oft nur mit Murren nachgekommen. Sie klagte ſich an, Gott nicht ſo über Alles geliebt zu haben, wie ſie es hätte thun ſollen und wie ihr Herz ſie ſo oft dazu angetrieben im Gefühle der gütigen und väterlichen Führung, die er ihr hatte zu Theil werden laſſen. Dann rief ſie den Schatten ihres Gemahls an, ihr zu verzeihen, wenn ſie oft in Momenten des Unmuths und der Kälte ſich von ihm gewendet. Sie klagte ſich an, einen zu heftigen weltlichen Schmerz empfunden zu haben bei dem Tode ihres Sohnes, und in jener unglücklichen Zeit, wo ſo Herbes und Schmerzliches auf ſie eindrang, nicht genug Vertrauen in die Güte und

Weisheit des Lenkers ihres Geschicks gezeigt zu haben. Da saß nun die arme Frau und weinte. Es war nicht die Herzogin, es war nicht die vornehme Dame der Welt, die Könige und Fürsten zu ihren Füßen gesehen, es war die einfache stille Frau, die ihr Leben übersann und es voll Fehler und Irrthümer fand, die ihr das Herz schwer machten. Rustan hütete sich wohl, solche Augenblicke durch Trostsprüche und Gegenbemerkungen zu unterbrechen und zu entweihen; sein eigenes empfindendes Herz sagte ihm, daß man eine solche sich selbst anklagende Seele ausweinen lassen müsse, und daß der beste Freundestrost sei, zu hören, zu empfinden und zu — schweigen.

Es rauschte in den Gipfeln der alten Bäume, tief unten aus dem Thale flammte das Abendroth empor; es gingen stille Geister durch die Höhen und wehten Kühlung zwei armen Erdenpilgern zu.

Jedesmal nach einer solchen Weihestunde der Seele kam Dorothee gestärkter und ermuthigter in ihre Wohnung zurück. Hier empfing sie kein Hofgepränge. Ein Zimmer mit einer schönen Aussicht auf den Neckar, gefüllt mit dem Nothwendigsten, geziert mit einigen mitgenommenen Bildern und Büchern, auf dem Schreibtische aufgestellt, machte die ganze Ausstattung aus. Auf dem Gange, nach der Zimmerreihe links, hatte Rustan seine Residenz aufgeschlagen, und schon die frühe Morgen-

ſtunde oft führte ihn zu der Freundin, die in einem einfachen Morgenkleide ihm entgegenkam. Es wurde ein Buch mitgenommen und das Paar wanderte nach dem nahegelegenen Dorfe Handſchuhheim um ſich dort in einem der Bosquets und Lauben niederzulaſſen. Auch größere Parthien nach Neckarſteinach wurden unternommen, und auf einer dieſer Streifereien entdeckte die Herzogin eine ſchöne Sammlung gemalter Fenſterſcheiben, die man aus den alten Kirchen und Kapellen genommen, und hier zum Verkaufe ausbot. Dorothee kaufte von dieſen Schätzen, und war ſo glücklich einige recht ſchöne Tafeln zu erſtehen. Verwundert fragte ihr Begleiter, „wozu ſie dieſe zu gebrauchen denke.“ „Das werden Sie ſchon erfahren,“ erwiderte ſie mit einem geheimnißvollen Lächeln. Die Glastafeln wurden verpackt und nach Löbichau geſchickt.

Bei der Gelegenheit, daß über dieſe Malereien geſprochen und gehandelt wurde, lernte Dorothee und ihr Freund einen jungen Mann kennen, der die Bilder fleißig ſtudirte, ſie in einzelne Gruppen ſonderte und beſchrieb, auch ſogar beſang; denn in ſeiner Mappe, die er ſtets bei ſich führte, lag ein kleines Bündel ſolcher Gedichte, das faſt an jedem Tage um ein neues vermehrt wurde. Dieſes Treiben fiel den Reiſenden auf und ſie ließen ſich mit dieſem Poeten, der eine auffällige Kleidung trugt in Geſpräche ein. Es war ein Jüngling von höch-

ſtens achtzehn Jahren, mit einem ſchönen, friſchen, ausdrucksvollen Jugendkopfe, den langes goldgelbes herabwallendes Haar ſchmückte. Ein kleiner Bart umzog die vollen Lippen, der Hals und ein Theil der Bruſt waren frei. Ein kurzer ſchwarzer Sammetrock und eine eng anliegende Hoſe, mit ebenſolchen Stiefeln bildeten die Kleidung, die an die Pagentracht im Mittelalter erinnerte. Dorothee hatte eine ſo ſonderbare Erſcheinung, die ſo völlig von dem abwich, was bis jetzt bei jungen Männern Mode geweſen, noch nicht geſehen, und ſie glaubte anfangs einen Seiltänzer oder Kunſtreiter vor ſich zu haben. Als ſie dies merken ließ, nahm es der junge Mann gewaltig übel, und er, der ſonſt ſtets höflich, wenn auch zurückhaltend geweſen war, ſagte jetzt in einem trotzigen Tone, wobei ſein ganzes Geſicht von einer dunkeln Röthe übergoſſen war: „Man ſieht, Dame, daß Sie noch aus der alten verdorbenen Zeit herſtammen, und daß Sie keinen Begriff davon haben, was ein deutſcher Jüngling iſt.“

„Ich bin ſelbſt eine Deutſche,“ ſagte Dorothee etwas kleinlaut.

„Wohl nur dem Namen nach,“ erwiderte er in demſelben Tone. „Wären Sie es dem Sinne und dem Herzen nach, Sie würden ſich ſchämen, ſo geſprochen zu haben. O man kennt Das! — Kunſtreiter — Harlekin! Ja, ſo nennt das alte verrottete

Geſchlecht, das lang genug auf ſeinen faulen Adelsbänken geſeſſen hat und keine Ader im Leibe klopfen fühlt für das Volk und die Nation, der es angehört, ſo nennt es die Jünglinge und Männer der Jetztzeit. Es iſt eine Schmach und Schande! Tuiskon's Volk erröthe Du! Schäme Dich entartetes Geſchlecht Deiner Vorfahren. Es ſoll ein neuer gebörnter Siegfried kommen, Dich mit ſeiner Keule zu erſchlagen."

Dorothee und Ruſtan ſtanden erſtaunt und verſtummt bei dieſen Zornausbrüchen, ſie waren ſich durchaus keiner Abſicht zu kränken oder zu verſpotten bewußt. Nach langem Zuſprechen und Ueberreden glaubte ihnen endlich der junge Deutſche und kehrte zu den alten Formen der Höflichkeit zurück, und man fing an, wieder über Glasfenſter zu ſprechen. Hier entwickelte der Poet oder der Maler, man wußte nicht eigentlich, was er war, ungemeine Kenntniſſe im Bereiche deutſcher Alterthümer. Er beſchrieb den alten Krönungsſaal zu Speier, als wenn er ſelbſt zur Zeit darin geweſen wäre, und Dorothee hörte hier zum erſten Male von einem Gedichte, das den Namen Theuerdank führte, und über deſſen Schönheiten der junge Mann ganz außer ſich gerieth.

Dorothee forderte den Jüngling auf, ſie zu beſuchen; dieſer wandte ſich mit der Frage an ihren Begleiter: „Wo wohnt die Burgfrau?" Es wurde

ihm das Haus genannt und er trat jetzt zu der Dame, indem er eine zierliche Verbeugung machte und dabei sein Baret, das mit einer langen weißen Feder geschmückt war, schwengte. „Vergieb, Du Hohe! wenn ich in minniglicher Form und Anrede bisher verstoßen, ich habe nicht an den Höfen gelebt, und obgleich edelen Sinnes und urkräftigen Wesens, auch nicht unedeler Geburt, hab' ich es doch bisher vorgezogen, statt mich in die Händel der Welt zu mischen, deutscher urkräftiger Weisheit Spuren nachzugehen, daß einst durch mich von Deutscher Art, Sinn und Geschicklichkeit in Bild und Wort den Enkeln Hermann's kund werde. Also minnigliche Frau, vergieb und gieb Urfried!"

Obgleich Dorothee nur die Hälfte dieser Rede verstand, so entnahm sie doch so viel, um zu merken, daß es darauf abgesehen war, ihr etwas Angenehmes zu sagen. Sie dankte höflich und der junge Mann fragte, ob er sie zu ihrem Zelter hinführen dürfe, denn er nehme an, daß eine so edle hohe Frauengestalt nicht anders als zu Roß angelangt sein könne. Als er hörte, daß die Reisende zu Fuße das Thal hinabgewandert sei, bat er sich aus, sie zur Stadt zurück begleiten zu dürfen

Je näher man mit dem jungen Achim von Burg, dies war der Name des Jünglings, bekannt wurde, desto mehr schwand seine etwas abenteuerliche Außenseite, und es trat eine begeisterte, poetische Natur

hervor, die für alles Schöne und Große in der vaterländiſchen Geſchichte und Kunſt mit ungewöhnlichem Jugendfeuer glühte. Er machte ſeine neuen Gönner mit einem Stücke ſeiner Biographie bekannt, aus dem hervorging, daß er von ſeinen Eltern beſtimmt ſei, die Rechte zu ſtudiren, daß aber dieſes „unſchöne Gebahren" und dieſe „Federfuchſerei" ihn früher angewidert und daß er, aus Leipzig entflohen, ſich hier in Heidelberg niedergelaſſen, wo er bei einem edlen Sangesmeiſter ſich der Kunſt und der Kunſtforſchung ergeben, und daß er jetzt beſchäftigt ſei, aus dem Codex der Minnelieder einige treffliche Proben in's Hochdeutſche zu überſetzen, wozu ihm jene Legenden und Bilder, die er auf den alten Glasfenſtern gefunden, herrliche Erläuterungen und Zuſätze lieferten. „Ach, unſer Vaterland iſt ſo ſchön!" rief er und richtete dabei ſeine lichtſtrahlenden blauen Augen mit einer ſolchen ſchönen Innigkeit gen Himmel, daß ſein ganzes Weſen wie verklärt erſchien, „nicht zu begreifen iſt, daß wir es ſo lange unter elendem Prunke fremder Zunge und Sitte haben ſchmachten laſſen. Jetzt, da das Volk die Feſſeln der Tyrannei gebrochen, jetzt erſt erſtaunen wir über die Schätze, die wir beſitzen."

Bei der Zeiteintheilung, die Dorothee und der Genoſſe ihrer Einſamkeit getroffen, war kein Raum da, Beſuche zu empfangen oder zu geben. Der Vor-

mittag wurde von Beiden mit Schreiben zugebracht, mit Aufzeichnung der Denkwürdigkeiten aus ihrem Leben. Dorothee hatte zwar immer Notizen in ihr Tagebuch aufgenommen, doch es hatte ihr an Muße gefehlt, aus diesen Einzelheiten ein Ganzes zu machen. Dies geschah jetzt mit einzelnen Abschnitten ihres Lebens. Rustan hatte in Absicht, eine Geschichte der unglücklichsten Epoche Polen's, seiner Theilung und seines endlichen Sturzes zu schreiben, und zu diesem Zwecke hatte er bedeutende Materialien gesammelt. Wenn die Mittagsstunde vorüber war und der abendliche Spaziergang sein Recht forderte, gingen Beide irgend einen schönen Platz, den sie noch nicht besucht, erforschend und dort las Rustan Dorotheen das angefangene Werk vor und sie, ihm mit Interesse zuhörend, knüpfte an das Gehörte bald diese, bald jene Betrachtung, die zum nähern Verständniß der Thatsachen führte und die der weit ältere Freund mit Dankbarkeit annahm. Fremde, die von der Anwesenheit der Herzogin gehört hatten, mußten sich gefallen lassen, abgewiesen zu werden, denn sie nahm, ohne alle Ausnahme, Niemanden an. Nach dem nahen Hechingen fuhr sie ein paar Mal, um ihre Tochter zu sehen, weiter hinaus brachte sie jedoch keine Bitte und keine Aufforderung. Der stille Frieden ihres Neckarthales sollte durch Nichts gestört werden. Wenn sie zur Burgruine hinaufging, durfte der junge Achim sie begleiten und

er benutzte die Zeit, ihr die ſchönen alten Denkmale zu erklären und durch Gedicht und Sage zu beleben.

Eines Tages traf die kleine Geſellſchaft auf zwei junge Männer, die in der Burgruine umhergingen, und von denen der Eine mit wohlklingender Stimme die Stanzen eines Gedichts recitirte, das die Liebesabenteuer eines Helden aus der Tafelrunde zum Gegenſtande hatte. Anfangs hielt Dorothee das Gedicht für Arioſt's Meiſterwerk, aber Achim belehrte ſie, es ſei ein altdeutſches Epos „Triſtan und Iſolde", und der Declamirende ſei ein junger Dichterheros, Ludwig Tieck; der andere ſein Freund und Genoſſe Auguſt Wilhelm Schlegel. Von dem Letztern hatte Dorothee gehört, als ſie die Frau von Staël in Genf beſucht hatte. Man hatte ihr geſagt, daß die neue Dichterſchule in dieſen beiden Männern ihre Häupter verehre. Frau von Staël hatte begeiſternd von der Wirkſamkeit dieſer Schöpfer eines neuen Geſchmacks geſprochen und vor Allem hatte ſie hervorgehoben, daß durch ſie Deutſchland die erhabenen Muſter der Britten und der alten Spanier und Portugieſen kenne lerne. Dieſe Beſtrebungen lagen jedoch Dorotheen zu fern. Sie hatte mit einiger Neugier eine Sammlung altdeutſcher Gedichte angeblickt, allein Nichts darin gefunden, was ſie irgend angezogen hätte. Sie war das Kind einer anderen Zeit, was den poetiſchen Ge-

ſchmack betraf. Auch fand ſie, daß es thöricht ſei, das Gute und Treffliche einer Nation zu verachten und bei Seite zu ſchieben, lediglich aus dem Grunde, weil man in der Politik mit ihr Krieg führte. Die Franzoſen, die Italiener hatten längſt eine Literatur, als Deutſchland nur die Anfänge zu einer ſolchen vorweiſen konnte, weshalb nun dieſe edlen Schöpfungen verdammen, um deutſche ſchwache Verſuche auf den Thron zu ſtellen? Das Nibelungen-Lied, ſoviel ſie davon kannte, widerte ſie an, und ſie fand in dem Fauſt- und Zungenkampfe der beiden Königinnen Nichts — weder Großes noch Schönes. Die Verachtung Wieland's, ja ſogar die Schmähung Schiller's, die hier und da um ſich griff, ſchien ihr im höchſten Grade ungerecht, und ſie konnte darin dem jugendlichen Uebermuthe und den Kritikern der neuen Schule unmöglich Recht geben. Ihre Lieblinge blieben Jean Paul, Schiller, Wieland, Herder, und aus früherer Zeit Thümmel, der ihr am bemerkbarſten der Grazie und der Leichtigkeit der Franzoſen nahe kam.

Schlegel hatte die einſam ſitzende Dame im Schatten der Kaſtanienbäume erkannt, und brannte vor Verlangen, ihr vorgeſtellt zu werden. Die Herzogin von Kurland war eine zu berühmte und zu auffallende Erſcheinung, als daß, wer ſie einmal ſah, ſie leicht wieder hätte vergeſſen können. Schlegel war mit der Herzogin, obwohl nur flüchtig, in

einer großen Abendgeſellſchaft in Berlin zuſammengetroffen, jetzt zeigte ſich die Gelegenheit für den eitlen jungen Dichter und Sprachkenner, ihr näher zu treten. Durch Ruſtan ihr vorgeſtellt, brachte er auch ſeinen Freund Tieck herbei, um, wie er ſagte, den Dichter der Genovefa der Vertheilerin der Ruhmespreiſe zu empfehlen. Achim ſtand von ferne und ſah mit andächtig gefalteten Händen dieſer Präſentation zu, denn es war ſein Sangesmeiſter, der eben vorgeſtellt wurde. Man konnte nicht leugnen, daß beide junge Männer etwas ſehr Einnehmendes hatten, der Eine durch ſeine Schönheit, der Andere durch ſeine weltgewandten Manieren. Es hielt ſie derſelbe Zweck hier in Heidelberg wie den jungen Achim, ſie ſammelten Handſchriften und Lieder. Schlegel wollte die Herzogin auch noch mit anderen Gelehrten und bedeutenden Männern bekannt machen, die ſich damals in Heidelberg aufhielten, allein Dorothee lehnte es ab. Sie wollte ihren Entſchluß in ſeiner ganzen Ausdehnung behaupten, nämlich Einſamkeit zu finden — und in dieſer Ruhe, Nachdenken, Betrachtung. Sie ſetzte demnach ihre Spaziergänge mit Ruſtan fort und wies beharrlich alle Annäherungen von Außen ab. Die Bank oben am Wolfsbrunnen, in der ſtillen, einſamen Höhe, wo die Geiſter der großen vergangenen Zeiten gleichſam hörbar und verſtändlich in den Zweigen und Gipfeln der uralten Linden und Buchen rauſchten, war ihr

Lieblingsſitz. Hier in dem klöſterlichen Frieden der Natur ſammelte ſie ihren Geiſt und warf beſchauliche Blicke zurück über ihr Leben. Talleyrand's Worte hatten ſie öfters auf die alten Italiener hingewieſen, die über Staatskunſt geſchrieben, namentlich auf Machiavell, und Auſtan, der in ſeiner Jugend ähnliche Studien getrieben, war gern erbötig, mit ſeiner Freundin die hauptſächlichſten Lehren eines Machiavell, und unter den Franzoſen eines Montaigne und Montesquieu durchzugehen. Dieſe ernſte Lektüre paßte ſich der ernſten Stimmung Dorotheens vortrefflich an. Sie, die die Welt kannte, die da wußte, wie die ewigen Geſetze des Rechts und der Wahrheit gemodelt wurden nach dem jedesmaligen Bedürfniſſe der Machthaber, auf ſie machten die verſchiedenen Syſteme der Staatskünſtler aller Zeiten, von der ſcharfen, bittern, höhnenden Doktrin des „Buches über den Fürſten" bis zu der idilliſchen Unſchuldswelt eines „contrât social," eine anziehende Galerie der Portraits der Erzieher des Menſchengeſchlechts. Sie hatte den Anhänger Rouſſeau's, den unglücklichen Stanislaus Auguſt, ſie hatte den Anhänger Machiavell's, den klugen, ſiegreichen Talleyrand vor ihren Augen wirken und handeln geſehen und, mit ihnen befreundet, bei Beiden die Rolle der Vertrauten geſpielt, endlich hatte ſie den glücklichen Soldaten geſehen, der, alle Syſteme über den Haufen werfend, ſein Schwert zum

Scepter machte; jetzt zog ſie eine Parallele zwiſchen den Büchern und den Menſchen. Die geprieſene Lehre des contrât social hatte einen untauglichen Fürſten, die verrufene und verſchrieene Lehre des „Buches über den Fürſten“ einen bewunderten, in allen ſeinen Unternehmungen ſiegreichen Staatsmann geſchaffen, die Willkür und das Glück einen rohen Krieger zum Beherrſcher der Welt. Welche Aufforderung für den echten Menſchenkenner und Philoſophen, hier das vermittelnde und ausgleichende Prinzip herauszufinden!

Dorothee ſchrieb einige ihrer Gedanken über Politik und Staatskunſt, über die Rechte der Fürſten und der Völker nieder, und konnte nicht ahnen, daß wenige Monate darauf über dieſelben Dinge inmitten eines ganzen Volkes ſollte berathen werden, daß bei der Zurückkunft der Bourbonen die Charte ein Produkt dieſer und ähnlicher Betrachtungen wurde.

Die glückliche Zeit in Heidelberg neigte ſich ihrem Ende zu. Es trafen Briefe von Talleyrand ein, die die Herzogin dringend aufforderten, nach Paris zu kommen. Sie ſagte ihrem geliebten Neckarthale Lebewohl und reiste ab.

Letzte Reise nach der Heimath.

Noch einmal sollten die Wogen der Welt sie überfluthen, noch einmal sollte die müde Frau hingedrängt werden auf die geräuschvolle und tumultuarische Bühne der Weltbegebenheiten. Talleyrand erndtete jetzt die Früchte seiner langjährigen Bemühungen. Er hatte vorausgesehen, daß Dorotheens Wohlwollen und Freundschaft ihm einst nützlich sein würde, und siehe da! jetzt, da nach der verlorenen Schlacht von Leipzig die Alliirten vor den Thoren von Paris erschienen, konnte Niemand besser und hülfreicher ihm zur Seite stehen, als die Freundin Alexander's und die geachtete Vertraute Friedrich Wilhelm's III. Er hatte seinen Neffen verheirathet, weil ihm ahnete, daß ein solcher Moment kommen könne, — und dieser Moment war da!

Er war der Erſte, der Napoleon aufgab und zu der legitimen Monarchie Ludwig's XVIII. zurückkehrte. Das Stichwort aller ſeiner Reden war jetzt das Wort „Legitimität", ſowie es einſt „Republik" und darauf „Kaiſerreich" geweſen war. Der gewandte Mann kehrte als Höfling Ludwig's XVIII. auf das Parquet der Höfe zurück, und während Frankreich gleichſam ohne Herrn war, breitete er mit gewaltigem Geräuſche die Blätter ſeines Miniſterportefeuils aus und machte den verbündeten Mächten die Honneurs von Paris. Ueberall zeigte er ſich als der Unentbehrliche, der Unvermeidliche.

Die glänzenden Feſte, die Talleyrand bei Gegenwart der Alliirten gab, machte Dorothee nicht mit; ſie konnte das Gewühl der Welt nicht mehr vertragen, auch war ihr Herz von Neuem kummervoll berührt worden. In der Schlacht zu Leipzig war mit ſeinem Freunde und Beſchützer, neben dem Fürſten Joſeph Poniatowsky, der in den Fluthen der Elſter ertrank, auch Ignaz Lubicki gefallen. Die Kunde von ſeinem Tode erreichte erſt ſpät Dorotheen, als ſie bereits Heidelberg längſt verlaſſen hatte. Wenige Stunden vor ſeinem Ende hatte er ahnungsvoll ein kleines Blatt an ſie geſchrieben, in welchem er ihr ſeine Schweſter empfahl, die jetzt völlig ohne Schutz in Paris lebte. Dorothee ehrte dieſes Vermächtniß und behandelte die Verlaſſene wie ihre eigene Tochter, ſtattete ſie mit einer kleinen

Penſion aus und ließ ſie zurück nach Warſchau reiſen.

Dorothee hatte an den Kaiſer Alexander geſchrieben und ſich eine Schutzwache ausgebeten, dieſe erhielt ſie ſofort. Bevor noch der Kaiſer ſelbſt kam, erſchien der Großfürſt Konſtantin, um Dorotheen den Gruß ſeines Bruders zu bringen und die Anmeldung ſeines baldigen Beſuches. Alexander kam, aber er war nicht mehr der heitere, lebensfrohe und glückliche Mann, wie früher; obgleich als Sieger in die Hauptſtadt ſeines Feindes einziehend, drückte ein Gefühl der Beklemmung und Verſtimmung ſeine Seele. Er war zerſtreut und wenig empfänglich für die Ehrenbezeugungen, die man ihm bereitete, und das ihm zujauchzende Paris ließ ihn ziemlich kalt. Die Huldigungen der Pariſerinnen, die zugleich dem ſchönen Manne wie dem allmächtigen Sieger galten, machten keinen Eindruck auf ſeinen, für dergleichen Erfolge ſonſt ſo empfänglichen Sinn; er war ernſt, ſelten mittheilend, niemals heiter. Seine Vertrauten forſchten vergeblich nach dem Grunde dieſer unerklärlichen Wandelung und ſie glaubten ihn darin zu finden, daß der Kaiſer einen geliebten Gegenſtand in Petersburg zurückgelaſſen habe. Dorothee ſah ſchärfer, ſie gewahrte, daß der tiefe, ſchmerzliche Ueberdruß an dem Leben und ſeinen Erſcheinungen ihn erfaßt habe — eine Krankheit, an der Paul bereits zu Grunde gegangen war, noch bevor ihn die

eherne Fauſt ſeines Geſchicks erfaßt hatte. In die feiner und zarter organiſirte Seele des Sohnes ſchnitt das Meſſer der Melancholie tiefer ein, als in die härtere Natur des Vaters, die ihr dennoch auch unterliegen mußte. Mit einer Regung, wie ſie nur das Herz einflößt, begrüßte Alexander ſeine Vertraute und in der kurzen Stunde, die er mit ihr in ungeſtörter Ruhe durchlebte, erſtanden die Geiſter ſeiner früheren guten Tage neu, und mit der Kraft und der Herzlichkeit des Jünglings gab er ſich theueren Erinnerungen hin. Er erfaßte Dorotheens Hand und, ſie an ſich ziehend, ſagte er mit bewegter Stimme: „Wir Beide haben gehofft, wir Beide vertraut, bewundert, und Beide ſind wir getäuſcht worden; doch darum ſoll der Glaube nicht aus unſerer Bruſt weichen.“

Dorothee verſtand, auf wen dieſe Worte gingen, und ſchwieg.

Eine düſtere Wolke überflog die Stirne Alexander's, indem er halb vor ſich hinſprach: „Was ſind die Hoffnungen und Wünſche des Lebens! Was ſeine Größe und was ſein Werth! — Staub, Schatten, Täuſchung! — Eine Krone tragen heißt, frühe alt werden.“ Als er den beſorgten und kummervollen Blick, den die Freundin auf ihn richtete, ſah, änderte er ſchnell den Ton und die Stimmung ſeiner Worte, und mit heiterer Miene fragte er nach dem Schickſale der Prinzeſſin Perigord, deren Ver-

mählung halb auf ſeinen Antrieb war geſchloſſen worden. Er erbat ſich die Erlaubniß, die junge Frau bei der Mutter ſehen zu dürfen. Ehe er ging, mußte ihm Dorothee verſprechen, ihn, wenn ſie zur Regelung ihrer Angelegenheiten, die deſſen von neuem bedurften, nach Kurland ging, in Petersburg zu beſuchen.

Eine kurze Zeit nach dieſem Beſuche kam der König Friedrich Wilhelm III. Hier war eine Frau der Gegenſtand des Geſpräches und Dorothee mußte tröſten. Der König ſprach unausgeſetzt von ſeiner dahingeſchiedenen Louiſe und erinnerte die Herzogin an die Stunden, wo ſie Zeuge geweſen, wie dieſer Engel von einem Weibe ihn geliebt und wie er ſie geliebt. Die treuherzige, einfache, ehrenhafte Natur des Mannes zeigte ſich bei dieſen ſchmerzlichen Erinnerungen von ihrer liebenswürdigen Seite, nur fehlte der poetiſche Zauber, der in der Melancholie und in der Träumerei Alexander's ſich ausſprach. Man konnte annehmen, daß die Seele des Einen mit Idealen angefüllt war, wo die des Anderen nur mit wirklichen Perſonen und Dingen. Die kummervollen Jahre, die er überſtanden, hatten Friedrich Wilhelm noch einſylbiger, zurückhaltender und ſchweigſamer gemacht, als er bisher geweſen, und die große Stadt, die lebhaften Pariſerinnen, ihre koketten Zudringlichkeiten und Neckereien machten den ernſthaften Mann und treuen Wittwer befangen und be-

wirkten, daß er ſich ſo ſelten wie möglich zeigte. Deſto mehr machten ſich die jungen Preußen ſeiner Umgebung die Gelegenheit zu Nutze, im Glanze des Sieges auch bei den Frauen die Sieger zu ſpielen. Mit ihnen wetteiferten die Ruſſen in ihren phantaſtiſchen, prachtvollen Uniformen und mit der intereſſanten Roheit, die die Galanterie wie eine Beluſtigung in der kirgiſiſchen Steppe betrieb, wobei den Frauen die Geduld und die Ausdauer eines Koſackenpferdes zugemuthet wurde.

Talleyrand war wie Alexander's Schatten ihm ſtets zur Seite und erſchöpfte ſich in Schmähungen und Anklagen Napoleon's, bis er gewahrte, daß der Kaiſer nicht einſtimmte, und daß die edle Natur dieſes Fürſten auch in dem geſtürzten Feinde noch den einſt bewunderten Helden anerkannt wiſſen wollte. Von einer ſolchen Anerkennung im Unglücke wußte aber die Seele des klugen Fürſten von Benevent nichts. Nur der Erfolg war es, der bei ihm die Menſchen krönte und in Nichts hinabſtürzte. Dorotheе fand es unbegreiflich, daß Napoleon noch zuletzt ſeine Garde geopfert, um ſich hinter ihrem Rücken in Sicherheit zu flüchten; ihrer Anſicht nach hätte er den Tod ſuchen ſollen. Er hätte dann geendet kühn und heroiſch, wie er begonnen.

Sie fühlte, wie lebhaft noch eine Stimme der Bewunderung für den Mann, der einſt ihr Vorbild aller Größe geweſen, in ihrer Seele wachte, als ſie

nun das Gegenbild dieſes Mannes, den corpulenten Ludwig, behaglich, in dem Schutze der Bajonette, in Frankreich's Hauptſtadt erſcheinen und mit Mühe die Stufen des Thrones hinaufklettern ſah. Es that ihr wehe, daß die legitime Fürſtengröße auf dieſe Weiſe repräſentirt wurde, und der Jubel der Pariſer, der dieſen Enkel ihres heiligen Ludwig's jetzt eben ſo lärmend willkommen hieß, als ſie es mit dem Helden von Jena und Wagram gethan, widerte ſie an, und ſie hätte gerne Paris ſogleich verlaſſen, wenn nach Beſeitigung des Intereſſes, das die großen Weltbegebenheiten ihr einflößt, die Förderung ihrer kirchlichen und Schulanſtalten ſie nicht gehalten hätten.

Trautmann hatte auf das Beſte gewirkt; Boiſſerd, Göpp und Hiller unterſtützten ihn und die kleine Miſſion hatte ihren Weg gemacht, trotz der Stürme, die um ſie her brauſten. Das neueſte Bedürfniß waren Glocken für die Kirche, und Dorothee, die jetzt wieder in dem vollen Beſitze ihrer Einkünfte war, that einen ſtarken Griff in ihren Geldbeutel und die Glocken wurden angeſchafft.

Die Regierungsform, die jetzt gewählt wurde, war die repräſentative. Die Kammern wurden geſchaffen und die Charte als Reichsgrundgeſetz aufgeſtellt. — Es war dies Etwas ganz Neues und die Welt ſtaunte. Es war ein Zugeſtändniß, den Völkern gemacht. Dorothee wandte ihre ganze Auf-

merkſamkeit nochmals der Politik zu, und ging mit ihren Freunden prüfend dieſen neuen Bau in allen ſeinen Conſtruktionen und Beſtandtheilen durch. Talleyrand erklärte und deutete auch hier, wie er ihr die Pläne Napoleon's in Betreff der Weltmonarchie erklärt und gedeutet hatte. Eine Zähigkeit und Geſchmeidigkeit wohnte in dieſem Geiſte, die bewundernswürdig und einzig war. Mit Geſchicklichkeit ſchwang er ſich, da das eine Seil unter ſeinen Füßen wich, auf das andere, und ſetzte ſeinen halsbrecheriſchen Tanz unbehindert fort.

In Paris blieb Dorothee, bis Napoleon aus Elba zurückkehrte; ſie flüchtete dann nach Karlsbad, kam jedoch wieder nach Paris zurück, nach der Schlacht von Waterloo und der Abdankung Napoleon's. Sie verfolgte dann mit Aufmerkſamkeit die politiſche Umformung Frankreich's und machte einen kurzen Aufenthalt in Wien, bevor ſie in ihr Vaterland die Reiſe antrat, die ihr die Regelung von Familiengeſchäften auferlegte. Wenn dieſer gebietende Grund nicht geweſen wäre, ſie hätte kaum ſich bewogen gefühlt, die weite Reiſe anzutreten, denn nur allein die eigenen Wünſche des Herzens hätten die alternde Frau, deren nächſten Beziehungen und Bande zum Vaterlande durch die Zeit gelöſt waren, nicht zu dieſer Anſtrengung vermocht. Das Jahr 1817 war beſtimmt, die lang vom Hauſe entfernt Geweſene wieder in die Grenzmarken des

kleinen Kurland zurückzuführen. Sie ging über Berlin, wo ſie mit Frau von der Recke zuſammentraf und einige Tage verweilte, von der königlichen Familie mit großer Aufmerkſamkeit und Güte begrüßt, von den wenigen Freunden aus alter Zeit, denn der Tod hatte hier reichliche Erndte gehalten, mit Enthuſiasmus aufgenommen. Unter ihren vertrauten Freundinnen ſtand die Fürſtin Louiſe Radziwill oben an. Alles beeilte ſich, ihr den Hof zu machen. Die berühmte Frau, deren Einfluſſe man einen großen Theil der Neugeſtaltungen in Frankreich beimaß, von deren Verhältniſſe zum Kaiſer Alexander wie zu Talleyrand man eine vielleicht übertriebene Vorſtellung hatte, wurde der Gegenſtand der Beachtung der Politiker in den weiteſten Kreiſen. Zugleich erzählte man ſich hundert myſteriöſe Abenteuer von dieſer noch immer ſchönen Frau. Sie ſollte einen Mordverſuch auf Talleyrand verhindert und zugleich die Mittel dazu hergegeben haben, den Erzbiſchof von Paris zu ſtürzen. Tauſend Fäden der Intriguen legte man in ihre Hand, und ſo miſchte man Wahrheit und Erfindung auf eine bizarre Weiſe. Dann ſollte ſie zu Geliebten faſt alle die Fürſten ihrer Zeit gehabt haben: unter den Staatsmännern Talleyrand, Choiſeul, Narbonne; unter den Dichtern und Gelehrten Chateaubriand, Theodor Körner, Alexander von Humbold, den alten blinden Delille; unter den Helden

und Kriegern Kosczinsko, Joseph Poniatowsky, Napoleon — kurz es gab fast keinen berühmten Namen innerhalb eines halben Jahrhunderts, dessen Träger man nicht als in den Banden dieses „kleinen kurländischen Fräuleins" befangen gewesen oder noch befangen bezeichnete. Frau von der Recke, wenn man ihr von diesen Gerüchten sprach, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Mein Himmel, was müßte meine Schwester für ein Ungeheuer von Galanterie gewesen sein, wenn sie alle diese fast unmöglichen Liebschaften hätte zu Stande bringen sollen!" — Wo sie sich zeigte, umstellte das Volk ihren Wagen, man miethete eigens Fenster, an denen man wußte, daß sie im Zuge der königlichen Familie vorbei kommen würde. Sie war die Mode und das Gespräch des Tages, und dieselbe Stadt, in die sie einst einzog als junge schöne unberühmte Frau, sah sie jetzt, da ihr der Ruhm keine Freude mehr machte, als eine gefeierte, durch die Posaune verkündete Berühmtheit der Zeit.

Dieser Ruhm erregte in dem Busen einer Frau giftigen Neid, und zwar war diese Frau auch eine Berühmtheit der Zeit, sie war zugleich eine Landsmännin der Herzogin: Frau von Krüdener, die ihren Weg gerade um diese Zeit begann, wo die Herzogin den ihrigen endete. Es konnte kaum Naturen geben, die sich so einander entgegenstanden. Die Eine klar, offen, frei sich der Welt mit ihren Feh-

lern und Tugenden zeigend, die Andere fromm verhüllt, myſtiſch unklar, die pietiſtiſche Richtung der Zeit zu ihrer Verherrlichung benutzend. Dorothee verabſcheute nichts ſo ſehr als die Heiligthümer der Menſchheit zu ſelbſtiſchen und weltlichen Zwecken angewendet zu ſehen, deshalb war ſie eine erbitterte Feindin der Heuchelei und des im Dunkeln ſchleichenden Fanatismus'. Frau von Krüdener fand auf dieſen beiden Wegen ihr Glück und ihren Ruhm. Nur einmal kamen dieſe beiden Frauen zuſammen, aber nur, um ſich dann auf immer zu trennen. Die Herzogin von Kurland hatte eben die Grenze des ruſſiſchen Reiches überſchritten, als hinter Polangen ſie auf eine kleine Geſellſchaft traf, die ſich in langſamen Tagereiſen gegen Petersburg bewegte und die Reiſeumgebung der Frau von Krüdener ausmachte. Es lag ihr nichts daran mit dieſer Frau in Berührung zu kommen; ſie hatte ſchon oft von ihren Umherzügen gehört, von den Widerwärtigkeiten, die ihr die Polizei bereitete, die ſie und ihren Anhang bald von hier, bald von dort auswies. Als ſie alſo hörte, Frau von Krüdener befinde ſich an dieſem Orte, befahl ſie, obgleich es bereits ſpät war, das Nachtquartier anderswohin zu verlegen. Während die Pferde gewechſelt und Einiges am Wagen ausgebeſſert wurde, ging ſie, den ſchönen Sommerabend benutzend, die Landſtraße hinauf, bis ſie zu einem Wäldchen gelangte, wo ſie

ſich auf einer Bank niederließ. Plötzlich ſah ſie, des Weges daher eine Frau eilig herankommen und ihre Richtung geradezu nach der Bank nehmen. Das Abendroth verglühte hinter dem Geſträuch und die in ein einfaches graues Gewand gekleidete Fußgängerin zeichnete ihre Geſtalt ſehr merklich gegen den farbenreichen Himmel ab. Dorothee erkannte die Frau, die ſie vermeiden wollte, ſtand auf und wollte in einen Feldpfad einlenken, der abwärts der Wieſe zuführte, Frau von Krüdener hatte ſie jedoch erreicht und einen Arm um ſie ſchlingend, rief ſie: „Liebe Schweſter, ich ſuche Sie.“ Natürlich blieb jetzt die Herzogin ſtehen und grüßte mit Höflichkeit. Frau von Krüdener zog ſie zu ſich auf die Bank zurück, und indem ſie ihre gezwungene Geſellſchafterin einige Zeit forſchend angeblickt, rief ſie in einem wehklagenden Tone: „Ach, meine theure, theure Schweſter, wie liebe ich Sie! Lange ſchon hat mein Auge Sie verfolgt auf dem Wege, den Sie gehen und immer hab' ich gefunden, daß Sie mit Glanz und Anmuth die Pfade der Welt betreten. Ich war noch ein Kind, als ich ſchon von Ihnen hörte; ſchon damals beſchäftigte ſich der Ruhm mit Ihnen. Und ich — ich ſtrebte danach, Ihnen gleich zu ſein. Ja, meine Schweſter, ich hatte die Eitelkeit, Sie noch überſtrahlen zu wollen. Es waren dies die Tage, wo ich die Welt liebte und in der Welt lebte. Später hab' ich Sie beklagt.

Weit entfernt, Ihnen gleichen zu wollen, nahm ich mir vor, Sie zu verabscheuen und zu haſſen. Allein ich konnte es nicht durchführen: immer wieder zog es mich zu der ſchönen, gefallenen Frau zurück." — Dorothee ſtand von der Bank auf und mit der ihr eigenthümlichen Milde, aber zugleich mit der Schärfe der Dame der großen Welt, ſagte ſie: „Frau Baronin, wenn Sie mich bekehren wollen, ſo bedauere ich, daß die Zeit übel gewählt iſt, mein Reiſewagen wartet auf mich." — Das bleiche Geſicht der Frau von Krüdener nahm einen eigenthümlichen Ausdruck an, und mit leiſer, zitternder Stimme entgegnete ſie: „Das iſt etwas Anderes; ich fürchtete nicht, beſchwerlich zu fallen." — „Wir können ja unſere Unterredung auf eine bequemere Stunde verlegen," bemerkte Dorothee, indem es ihr ſchien, als habe ſie wider Willen beleidigt; aber Frau von Krüdener, einmal abgewieſen, fühlte keine Neigung mehrmals einen Verſuch zu machen. Sie ſchüttelte das Haupt und rief: „O nein! Gott läßt ſeiner nicht ſpotten. Er duldet nicht, daß man ſage, heute bin ich für Dich zu Hauſe; morgen aber komme nicht, denn dann gehe ich auswärts. Chriſtus ſagt: Klopfet an, ſo wird Euch aufgethan; wehe aber dem Weltkinde, das zu dem Erlöſer, der da kommt und anklopft, ſagt: Heute nicht, — morgen!" Mit dieſen Worten wollte Frau von Krüdener verſchwinden, allein Dorothee, die den bitterſten Un-

muth in ihrer Seele aufſteigen fühlte, hielt ſie feſt und ſagte in einem feſten, ruhigen und beſtimmten Tone: „Frau von Krüdener, geſtatten Sie mir nur auch ein Wort. Ich glaube, ich habe es im Laufe meines Lebens bewieſen, daß mein Ohr jedem Freundeszuſpruche offen ſteht, ich will es Ihnen aber jetzt beweiſen, daß es der eitlen Anmaßung ſich ſtets verſchließt. Es kann unmöglich Ihre Abſicht ſein, einer Frau, die um ſo viele Jahre älter iſt, wie ſie, Lehren in der Auffaſſung der Glaubenswahrheiten zu geben, am wenigſten dürften Sie, wenn dieſes dennoch Ihre Abſicht iſt, ſie in dieſem anmaßenden Tone geben, in welchem Sie ſich mit dem Erlöſer in eine Linie ſtellen. Laſſen Sie daher, ich bitte Sie darum, ſich unſere Wege auf immer von einander ſcheiden. Ich wünſche Ihnen alles Gute.“ — Frau von Krüdener, die durch dieſe Anrede ein Wenig aus der Faſſung gebracht war, ſtand einen Augenblick mit niedergeſenkten Blicken, dann breitete ſie ihre Arme aus, ſenkte die Hände langſam gegen Dorothee und ſprach mit gen Himmel erhobenen Augen: „Ich gebe Ihnen meinen Segen, liebe Schweſter; denn es heißt, ſegnet, die Euch fluchen, thut wohl Denen, die Euch verfolgen!“ Damit wandte ſie ſich, und ging langſamen Schrittes von dannen. Dorothee blieb in der unbehaglichſten Stimmung zurück. Der Schwärmerin war es gelungen, ſie um den Frieden und die freudige Laune

zu bringen, mit der ſie die heimiſchen Fluren zu betreten hoffte. Der ſchöne Spruch, der hier ſo entweiht wurde, und gleichſam als eine Bannformel gegen ſie, die ſich unſchuldig fühlte, — denn ſie hatte Jene nicht angegriffen — geſchleudert wurde, tönte ihr noch lange als eine Verletzung ihres innerſten Gefühls im Ohre. Endlich faßte ſie ihre gewohnte Kraft zuſammen und mit der Freudigkeit, mit der ſie ſo oft Verletzendes und Kränkendes im Leben beſiegt hatte, verbannte ſie das ſtörende Bild und erſchien unter ihrer Begleitung, die nichts von dieſem Zuſammentreffen erfuhr, in gewohnter Milde und Ruhe.

Der Empfang an der Grenze war glänzend, feierlich und herzlich. Die beiden Grafen waren gegenwärtig und begrüßten die Schweſter; ihre Familie und die übrigen Verwandten hatten ſich dem Bewillkommnungszuge angeſchloſſen. Eine große Anzahl Freunde, unter dieſen der treue Hellſender, machten den Kreis, der ſie umſchloß, als ihr Fuß die vaterländiſche Erde betrat, vollſtändig. Unter Laubgewinden und bekränzten Pforten zog ſie ein und die Bevölkerung eines Dorfes kam ihr mit Geſang und Spiel entgegen. Nur langſam konnte ſich der Reiſewagen vorwärts bewegen und öfters ſtieg Dorothee aus, um bald hier bald dort eine Gruppe einzeln zu begrüßen und zu den Männern und Frauen zu ſprechen, die ihr nach alter Sitte

den Rock küßten und ihre Knie umfaßten. „Unſere Mutter iſt wieder da!“ riefen mehrere Stimmen. Großmütter hoben ihre Enkel in die Höhe und auf Dorothee weiſend, ſagten ſie den Kleinen: „Seht, das iſt die gute Herrin, die uns Alle ſo glücklich gemacht! Wir bitten Gott, daß ſie wieder zu uns komme.“ — Dorothee, von ihren Brüdern umgeben und auf Hellſender geſtützt, ging durch das Dorf und ſetzte ſich unter die große breitſchattige Linde, und nahm daſelbſt eine Erfriſchung ein, welche die jungen Bauerweiber ihr brachten.

Zuerſt ſprach ſie in Alt-Auz bei dem älteren Bruder, dann in Ellay bei dem jüngeren ein, und nachdem ſie mehrere Tage bei Jedem verweilt, zog ſie in Mitau ein, begrüßt von den Behörden, von dem Militär mit einer Ehrenwache umgeben und feſtlich empfangen von ihren ſtädtiſchen Freunden. Die Zahl derſelben war jedoch ſehr verringert. Die, welche damals mit ihr Leid und Freud' getheilt, die ſie hatten in ihrem Glanze wandeln ſehen, waren nur in wenigen Mitgliedern noch gegenwärtig. Die Meiſten hatte der Tod hinweggerafft; Viele hatten auch die Fremde geſucht, denen die neuen Verhältniſſe nicht zuſagen wollten. Dorothee wandte das Auge ab, als ſie an dem Schloſſe vorüberfuhr; ſie konnte es nicht ertragen, fremde Geſichter aus dieſen Fenſtern herausſchauen zu ſehen, und

ein tiefes Gefühl des Kummers ſagte ihr: All' der Glanz der Welt, den Du erfahren, wie gerne hätteſt Du ihn hingegeben, gegen den Stolz und das Glück, hier unter den Deinen, als Herzogin von Kurland, zu leben und zu ſterben. Es hatte nicht ſein ſollen. — Sie fuhr jetzt als eine Fremde an dieſen Gemächern vorbei, in denen die Wiege ihrer Kinder geſtanden! Verbannung! böſes Wort, wie nagſt du ſo grauſam am Herzen!

Mitau, als ſeine ehemalige Herzogin in ſeinen Mauern einzog, beging gerade ſeine lebhafte Johanniszeit; die ganze Stadt glich einem Jahrmarkte: Muſik, Tanz, Vergnügen aller Art bewegte ſich durch die Straßen und faßte Platz in den Gärten. Dorothee ſollte bei allen Feſtlichkeiten die Gefeierte ſein, doch ſie entzog ſich, wo ſie es nur irgend konnte, ohne zu beleidigen, dem Lärm und Geräuſch, und ein ſtilles Feſt im Schooße der Ihrigen ſagte ihrem Alter und ihrer Stimmung mehr zu, als der jubelnde Empfang des neu herangewachſenen Geſchlechts, das nur durch ſehr gelockerte Bande noch mit ihr zuſammenhing und wenig von ihr und ihren Schickſalen wußte. Die Bewillkommnungsrufe, die man ihr ſpendete, erſchienen ihr erzwungen und die Reſpektäußerungen und die unterwürfigen Begrüßungen der jetzigen Machthaber oder ihrer Stellvertreter, zeigten ſich ihr als nicht aus dem Herzen kommend und nur von dem jetzigen Inter-

eſſe geboten. Die feinfühlende Frau, erzogen an den Höfen, jede Volksſtrömung und ihre Richtung aus der Anſchauung in Paris kennend, war hierin nicht zu täuſchen. Sie fand dies auch ganz in der Ordnung, und wo ſie konnte, beſtärkte ſie die junge Welt in dieſem Reſpekt; nur ihrem treuen Hellſender klagte ſie in manchen dunkeln Augenblicken, indem ſie ihm trüb lächelnd ſagte: „Ich bin vergeſſen! Sagt, was Ihr wollt: ich bin vergeſſen.“ —

Sie beſchleunigte ihre Reiſe nach Petersburg. Hier war ihr Empfang, auf Befehl des Kaiſers, dem Empfange einer regierenden Fürſtin gleich. Nichts fehlte, was Aufmerkſamkeit verkündete und Glanz verbreitete. Alexander kam, um ſeine Freundin zu begrüßen. Er ſchloß ſie in ſeine Arme und hielt ſie mehrere Sekunden umſchloſſen. Dieſe Begrüßung hatte etwas unbeſchreiblich Rührendes, denn ſie zeugte von der Weichheit der Empfindung, zugleich aber auch von einer gewiſſen ſchmerzlichen Regung in dem Buſen des Mannes, in deſſen Seele unterdeſſen ſo manche Wandelung vorgegangen, die das Freundſchaftsgefühl ihn trieb, der edlen ſchönen Genoſſin ſeiner Jugendtage nicht zu verhehlen. Dorotheens Augen füllten ſich mit Thränen. Sie wußte die Innigkeit dieſes Willkommens zu ſchätzen; kein noch ſo prunkender Empfang hätte ihr ſo wohl gethan als dieſer. Es war ein jüngerer Bruder, der

da kam, ſeinen Kummer und ſeinen Schmerz in den Buſen der treuen Schweſter auszuſchütten.

Mit dem Enkel Catharinens hatte ſich ſo manches Wichtige, nicht äußerlich, ſondern innerlich zugetragen. Das Reich einer ſchönen Frau war geſtürzt worden, und Alexander hatte ſich an der Hand der Frau von Krüdener, einer frommen, geheimnißvollen Auffaſſung des Lebens ergeben. Eine unglückliche und bedauerliche Wandlung, die aber nur zu ſehr zu dem urſprünglichen Hange zur Melancholie bei dieſem Fürſten paßte, der ſo frühe alle Reize der Erde und allen Glanz der Welt durchzukoſten erhalten hatte. Ein ſeltener Ueberdruß machte ſich in der Seele Alexander's Platz und nur zuweilen wich dieſer tiefe dunkle Schatten dem enthuſiaſtiſchen Bemühungen der Frau von Krüdener. Kaum hatte dieſe von der Ankunft Dorotheens erfahren, als ſie all' ihre Kräfte anſpannte, um durch fromme Verleumdungen die bitter gehaßte Nebenbuhlerin bei Seite zu ſchaffen. Dorothee ließ ſich nicht ſo ſchnell beſiegen; ſie wandte mit dem zärtlichſten Eifer all' ihren Einfluß auf den einſt ſo geliebten Mann mit nachhaltiger Vorſorge an, um ihm die klaren Religionsbegriffe zu eigen zu machen, die ihr eigenes Glück und den Frieden ihrer Seele begründet hatten. Vergebens! Sie mußte fühlen, daß Alexander ſich immer mehr von ihr entfernte, je weniger ſie ſeinen „Anſichten

über Buße" ihren Beifall ſchenkte, und je dringender ſie ihn aufforderte, einer heiteren und thätigeren Lebensanſicht ſich zuzuwenden. Es waren Stunden eines ernſten Geſprächs, ſelten eines Austauſches glücklicher Erinnerungen, die ſie mit dem mächtigen Herrſcher zubrachte, und endlich, müde immer derſelben zweckloſen Verſuche, Alexander aus ſeinem Trübſinne zu reißen und der Gewalt der Schwärmerin zu entziehen, bat ſie um die Erlaubniß, Petersburg wieder verlaſſen zu dürfen, und begab ſich nach Mitau zurück. Der Kaiſer, um ſeine Freundin zu verſöhnen, gewährte ihren Bitten um Verbeſſerung einiger Zuſtände in Kurland willige Zugeſtändniſſe und fügte Penſionen und Geſchenke hinzu, um treue Diener, die ihm die Herzogin vorgeſchlagen, zu belohnen.

Mit dieſen kaiſerlichen Gnaden belaſtet, langte ſie in Mitau an, und ſchuf viele Glückliche. Aus ihren eigenen Mitteln ſtattete ſie Schulen aus und gründete wohlthätige Inſtitute, von denen eins ihren Namen erhielt, „die Dorotheenſchule."

Nach einem Aufenthalte über ein Jahr hinaus, kehrte Dorothee nach Deutſchland zurück. Sie ging zuerſt nach Sagan, wo ſie Frau von der Recke und die drei Töchter fand, die ſie erwarteten. Hellſender, dem es unbeſchreiblich ſchwer wurde, ſich von der Herzogin zu trennen, begleitete

ſie nach Deutſchland und übernahm einige der Angelegenheiten, die in Berlin zu ordnen waren. Als dieſes Geſchäft abgethan war, kam er nach Löbichau, wohin ihn Dorothee eingeladen.

Letzte Festtage.

Die Jahren 1819 und 1820 waren, Reisen nach Paris abgerechnet und die gewohnten Fahrten nach Karlsbad, ganz dem Aufenthalte in Löbichau gewidmet. Der Ruf dieses anziehenden Landsitzes hatte sich so sehr verbreitet, daß man strebte, dahin zu kommen, sei es auf welche Weise es wolle. Lud die liebenswürdige Wirthin nicht ein, so kam man uneingeladen, und neben den berühmten und gesuchten Gästen nisteten sich die unberühmten und ungesuchten ein. Die Herzogin war nicht im Stande, irgend Einem den Eingang zu wehren; die einzige Art wie sie es Jene empfinden ließ, daß sie sie fortwünschte, war, daß sie keine Notiz von ihrer Gegenwart nahm; allein dies half wenig. Die Ueberläſtigen thaten, als merkten sie es nicht, daß sie eigentlich nicht empfangen wurden, und entschul-

digten dies mit der ungezwungenen ländlichen Sitte. Frau von der Recke ſchaffte, wenn das Unweſen zu ſehr um ſich griff, auf ihre Weiſe Platz, das heißt, ſie ließ ein paar Wagen anſpannen und die Zudringlichen erfuhren, daß dieſe Wagen für ſie beſtimmt ſeien, um ſie fortzuführen. Ein ſo deutlicher Wink wurde dann verſtanden.

Dorothee, fühlend, daß nur kurze Zeit ihr vergönnt ſei, unter den Ihrigen zu weilen, erſchöpfte ſich gleichſam, Freude und Genuß um ſich her zu verbreiten. Die Vergnügungen früherer Jahre wurden nicht mehr zureichend gefunden. Mit der großen Welt hatte ſie abgeſchloſſen, mit der kleinen Welt noch nicht. Drei ihrer Töchter mußten regelmäßig in Löbichau erſcheinen und bezogen eine eigene Reſidenz in der Nähe der mütterlichen Hofhaltung und man fuhr zu ihnen nach Tannenfeld, wenn man ihnen die Aufwartung machen wollte. Es lebten dort zwei Herzoginnen und eine Fürſtin. Frau von der Recke hatte ihre eigenen Gemächer, wo ſie Beſuche empfing und geſellige Abende veranſtaltete. Dieſe Abende waren anderer Art als die bei Dorotheen. Die edle Eliſe liebte es, eine Art Nimbus um ſich zu verbreiten, und deshalb gingen pedantiſche und gelehrte Männer zu ihr, und es wurde leiſe flüſternd unendlich langes und trockenes Geſpräch dort abgehalten. Dies war nicht Dorotheens Geſchmack, ſie liebte Bewegung und Leben,

desbalb ſah man bei ihr die Jugend mit Tanz und Muſik, mit Charaden und kleinen Bühnenſpielen ſich vergnügen, und mitten unter dieſen hübſchen Kindern ſaß dann die Dame des Hauſes, der eigenen frohen Jugend gedenkend. Aber Dorothee hatte auch ihre Sorte trockener Männer, dies waren die Politiker, die Zeitungen und Briefe vorlaſen und die nie den Tempel der edelen Eliſe betreten durften, für welche das Wort Politik ein Gräuel war. Wenn alſo am Morgen, nach dem Frühſtücke, Eliſe mit ihren Gelehrten auf dieſe Seite hin verſchwand, ſo zog Dorothee mit ihren Politikern auf die andere Seite ab. Die drei Prinzeſſinnen vertheilten ſich mit ihren Verehrern in dem Park und in den Gartenanlagen, und Frau Gebhardt, die gekommen war, um dem Hausweſen vorzuſtehen, ſaß mit dem Intendanten, mit dem Oberkoch und den ſechs Mademoiſells zuſammen, um die Angelegenheiten der Küche zu berathen. Auf dieſe Weiſe hatte Jedes ſeinen Kreis, und der Vormittag war den „Geſchäften" geweiht.

Die eigentlichen Vertrauten und Freunde der Herzogin waren in Geſchäften abweſend, ſo Ruſtan und Hiller in Paris, Hellſender in Berlin.

Unter den Dichtern glänzte Jean Paul als Stern erſter Größe, ſowie unter den Gelehrten Böttiger. Herr Schink, ein weichlicher, ſentimentaler Poet, ſtellte ſich unter Jean Paul's Fahne, der

Präſident Feuerbach, der Staatsrath Körner, der Hofrath Groſchke und der Profeſſor Marheinecke aus Berlin machten mit Böttiger zuſammen die Gelehrtenrepublik aus, die in dem Tempel der „guten Mama“, wie Frau von der Recke auch manches Mal genannt wurde, Eingang fanden.

Hofrath Böttiger und Feuerbach hielten Vorleſungen. Der Erſtere wußte ſeine Mittheilungen ſehr beluſtigend zu machen und wurde darüber von Frau von der Recke, die das Trockene liebte, im Geheimen getadelt. Er theilte der jungen Welt mit, wie die Spiegel beſchaffen waren, in welche die hübſchen vornehmen Römerinnen bei ihrer Toilette hineinblickten, und auf welche Weiſe ſie ihre Kammermädchen und Sklavinnen durch Zwicken und Stechen mit Nadeln zur Ordnung anzuhalten pflegten. Dann ſprach er von künſtlichen Buſen und Perrücken, — Alles Dinge, die ſehr beluſtigten, die aber nicht zur ſtrengen Wiſſenſchaft gehörten. Frau von der Recke ließ ihm ſagen, daß ſie Nichts von den antiken Sitten wiſſen wolle; der gelehrte und ſpaßhafte Hofrath ließ ſich aber nicht irre machen und trug nach wie vor die Reſultate ſeiner intereſſanten Studien vor. Zuletzt gab er Andeutungen zum antiken Tanz und zwang den alten Dichter Schink ein pas de deux mit Madame Gebhardt zu tanzen, wobei eine der Prinzeſſinnen ſich herabließ, ein ſonderbares, antikes Muſikſtück ſich einzu-

üben, das nur in drei Tönen beſtand, und das, wie der Hofrath behauptete, die antike Ballmuſik ausgemacht habe. Da alle Welt lachte, ſo nahm dieſes der ſentimentale Poet übel und zog ſich in den Tempel der Mama zurück, die ihn tröſtete. Der muthwillige Hofrath wurde aber von allen Seiten bedroht, ſeine antike Gelehrſamkeit einzuſtellen.

Um den tief verletzten alten Schöngeiſt wieder gut zu ſtimmen, wurde ein Feſt, eigens ihm zu Ehren veranſtaltet, das eine Dichterkrönung vorſtellte, und bei welcher Gelegenheit Herr Schink den Titel „Frauenlob der Zweite“ erhielt. Die Säle wurden feſtlich erleuchtet und unter Geſang und Tanz führte man Herrn Schink, der eine Lilienkrone trug, vor den Thron einer der Prinzeſſinnen, die die Königin der Poeſie vorſtellte. Hier empfing Herr Schink gute Lehren über die Dichtkunſt und man verlieh ihm ein eigenes Wappen, das eine goldene Lyra in blauem Felde darſtellte.

Ein ähnliches Feſt wurde für Jean Paul veranſtaltet und hier übernahm es Dorothee, für ihren gefeierten Dichter, den ganz Deutſchland ehrte, die Hauptrolle im Feſtſpiele zu übernehmen. Es wurde eine „Inſel der Seligen“ geſchaffen und in tiefer Nacht eine wunderſam ſchöne Beleuchtung im Park verbreitet. Dorothee führte ihren Dichter ſelbſt auf dieſe Inſel und es war in der That mährchenhaft ſchön anzuſehen, wie die hohe Frau, in weiße

ſchleppenden Gewändern gekleidet, mit dem Hermelinmantel über die Schulter geworfen, mit dem Diadem auf dem Haupte, mit ihm hinabſchritt die farbenblitzenden Baumgänge und ſich dem Altare näherte, der auf der ſtrahlenden Inſel, mitten unter Blumenbüſchen errichtet war. Die alte ſchöne Zeit ſchien neuerſtanden, wo purpurtragende Fürſtinnen Dichter krönen. Augenzeugen, die es geſehen, beſchrieben dieſen Anblick als die Sinne beſtrickend und die Phantaſie in's Feenland verſetzend. Zum letzten Male zeigte ſich Dorothee an dieſem Feſte in dem Glanze der Fürſtin und der ſchönen Frau, ſie that es, um in der Perſon Jean Paul's die vaterländiſche Kunſt zu ehren, und obgleich nur ein Spiel, legte ſie doch den Ernſt des Lebens und der Geſinnung hinein. Jean Paul vergalt dieſes ihm gewidmete Feſt, indem er unter den Frauenkreis ſchöne poetiſche Kleinigkeiten vertheilte, Sprüche, Aphorismen, heitere, anmuthige Beziehungen in ſeiner Manier.

Den Schluß dieſer Feſttage bildete die Vermählung der Herzogin von Sagan mit dem Grafen von der Schulenburg. Hierauf vertheilten ſich die Gäſte und es wurde ſtill und einſam in Löbichau.

Stille Tage.

Dieſe Tage kamen Dorotheen ſehr erwünſcht. Sie wollte ihr Haus beſtellen. Nicht daß ſie fürchtete, der Tod werde ſie baldigſt abrufen, denn ihre Geſundheit war noch eine vollkommen gute und ihr Lebensmuth ein friſcher, — allein in ihrer Art lag es, wie es auch ihr Vater gethan, bei dem herantretenden Alter ihre Thätigkeit zu beſchränken, um ſich Muße zu geben, Das zu überſehen, was als vollendet dalag, und das noch Unvollendete, Angefangene bis auf einen gewiſſen Punkt hin in beſtimmte Grenzen feſtzuſetzen, über die hinaus nun nicht weiter ſollte gegangen werden. Sie ſagte ſich: Deine Kraft hat bis hierher ausgereicht, jetzt erwarte nicht mehr, daß Du Viel und Großes leiſten kannſt, ſondern ſieh' Dir Deine Nachfolger an, die Dein Werk fortſetzen können. Dieſe feſte Begrenzung ihrer Thätigkeit und

dieſe Schranke nach Außen hin, die ſie ſich ſelbſt ſtellte, ſchufen den Reſt ihrer Tage zu nützlichen und fördernden Elementen ihres Lebenswerkes. Dieſes Werk lag in zwei großen geſonderten Theilen vor ihr. Die eine Abtheilung umfaßte ihr Streben, für ihren Gemahl und ſich das Herzogthum zu bewahren; als dieſes aber dennoch verloren ging, füllte die andre Lebensabtheilung ihre Thätigkeit für humaniſtiſche und kirchliche Zwecke. Sie hatte Wohlthätigkeitsanſtalten gegründet und der lutheriſch-proteſtantiſchen Lehre, die ſie für die geeignetſte Kundgebung religiöſer Offenbarungen hielt, nach beſten Kräften Ausdehnung und Macht verliehen. Die beſcheidene und innerlich demüthige Frau zählte die wichtigſte Thätigkeit, die ſie zum Beſten der Menſchheit während eines langen Lebens entwickelt hatte, nicht mit auf, nämlich die durch Güte und Milde, durch Verzeihen und Vergeſſen aller ihr angethaner Unbill, durch Aufrichtung und Belebung jeder Hülfsbedürftigkeit und durch die himmliſche Lieblichkeit ihrer Nähe und ihres Umganges bewirkte Verſchönerung und Veredlung der Menſchennatur. Wer ſo wirkt, hat Großes gethan.

Dieſe Geſammtthätigkeit überſchauend, konnte ſie nicht anders, als die erſte Abtheilung als für völlig geſchloſſen erachten. Als Herzogin von Kurland konnte ſie auf keine Weiſe wirken, ſie konnte es nur in Privatverhältniſſen und indem ſie den Perſonen

nahe ſtand, die jetzt die Macht über das Herzogthum in Händen hatten. Dies hatte ſie gethan. Nicht ſo war es mit der zweiten Abtheilung beſchaffen; in dieſer konnte ſie noch über das Grab hinaus eine wohlthätige Thätigkeit entwickeln, und daß dies ihr nicht verhindert werde, dazu bedurfte es, daß ſie die Kräfte überſah und ordnete, die ihr jetzt und noch ſpäter durch teſtamentariſche Verordnungen würden zu Gebote ſtehen. Mit ausgezeichneten Rechtsgelehrten beſprach ſie ſich hierüber, und wenn von den ſtillen Tagen geſprochen, deren ſie bedurfte, ſo waren diejenigen gemeint, wo ſie ihre Anordnungen zu Papier brachte und das Gutachten jener Männer empfing und prüfte. Die kleine proteſtantiſche Gemeinde in Paris, die mit ihr verbundenen zwei Schulen und Erziehungsanſtalten mußten in wirkſamſter Weiſe den Regierungen empfohlen werden, damit in keiner Art die für dieſe Zwecke ausgeſetzten Summen angegriffen würden. Alsdann mußte daſſelbe für die von ihr begründeten Neuerungen und Verbeſſerungen in Löbichau geſchehen. Sie hatte auch hier Schulen gegründet und Lehrer und Geiſtliche beſſer dotirt, als ſie es bisher geweſen. Auch hier durfte Nichts geändert werden; nicht Verminderungen, wohl aber Erweiterungen der veredelten und verbeſſerten Einrichtungen ſollten eintreten. So beabſichtigte ſie, ihre Bauern von dem Frohndienſte abzulöſen, und dies war ein wohlthä-

tiges Werk, das noch lange nicht beendet, eben erſt nur begonnen war. Es iſt unmöglich geweſen, und hätte auch zu weit geführt, alle die Männer zu nennen, mit denen ſie über dieſe Gegenſtände in Correſpondenz ſtand, oder die nach Löbichau kamen, um ihr Rath und Beiſtand zu ertheilen. Es ſind in dieſe Erzählung nur wenige Namen aufgenommen worden und auch die nur, weil ſie in anderer Beziehung noch zu der Herzogin ſtanden, nicht blos in geſchäftlicher.

Beim Ueberdenken ihrer Pläne für die Zukunft lag der gegenwärtige politiſche Zuſtand in Frankreich ihrer Prüfung und Beachtung beſonders nahe. Sie erwartete von einem Syſteme, das damit anfing, überall hin die Rechte der Unterthanen wie der Herrſcher zu ſondern und feſtzuſtellen, ſehr viel für die proteſtantiſche Kirche in Frankreich, und ſomit auch für ihre kleinen Schöpfungen inmitten der Hauptſtadt dieſes neu geordneten Reiches. Demnach waren ihr die Verhandlungen der Kammern von höchſter Wichtigkeit und ſie verfolgte die daſelbſt gehaltenen Reden mit großer Aufmerkſamkeit. War ſie ſelbſt in Paris, ſo verſäumte ſie keine Sitzung, in ihrem Löbichau mußte ſie ſich mit den Berichten der Zeitungen begnügen. Es war ihr gelungen, einflußreiche Männer in ihr Intereſſe zu ziehen, und waren demnach die neuen Zuſtände irgend von Dauer, ſo konnten auch für die Zukunft ihrer

Schöpfungen keine Beſorgniſſe aufkommen. Und dies erfüllte ſie mit großer Freude. Um ſo mehr triumphirte ſie, wenn ſie bedachte, daß es ihr mit dieſen Inſtituten, ſo gering ihre Macht und Kraft auch waren, gelungen ſei, gegen den ihr ſo ſehr verhaßten Andrang der Verdummung und Verfinſterung des Volkes, wie ſie ſie deutlich jetzt wieder heranrücken ſah, einen Damm gebaut zu haben. „Wenn meine kleinen Anſtalten nur ausdauern,“ ſchrieb ſie an einen Freund, „ſo werden ſie ſchon das Ihrige thun. Sie werden ſich tapfer halten und nicht anders wird man ihrer los ſein, als wenn man ſie mit Keulen todtſchlägt. Dann freilich hört Alles auf; doch dazu wird es Gott nicht kommen laſſen.“

Es iſt bei Fürſtinnen gewöhnlich Sitte, daß ſie ſich mit Wohlthätigkeitsanſtalten beſchäftigen, es geſchieht dies, weil ſie Nichts Anderes zu thun haben. Viele dieſer Damen würden tauſendmal lieber mit Liebeshändeln ſich tragen, wenn es nur ginge und es ſich thun ließe, ohne vor der Welt ein Geſchwätz zu erregen, vor dem dieſe leeren Seelen zurückſcheuen. Findet man alſo eine Fürſtin, die wohlthätig iſt aus Drang ihres Herzens und um Glückliche um ſich her zu ſchaffen, ſo hat dieſe Erſcheinung, weil ſie ſo neu iſt, ein doppeltes Intereſſe. So war Dorothee.

Während die Herzogin ſchrieb und unterhandelte,

hier Contrakte ſchloß, dort Atteſte gab, hier Summen verſendete und dort welche erhob, ſo war ihr die Stille umher kaum aufgefallen. Nur Abends, wenn die gewohnte Geſellſchaftſtunde ſchlug, ging ſie aus ihrem Kabinette hervor, gleichſam verwundert und ſuchend nach dem bekannten Geräuſche der Stimmen, nach dem Geſange und Lachen, das hier zu ertönen pflegte, dann aber hüllte ſie ſich feſter in ihren Shawl, ſchritt einſam durch die erleuchteten Gemächer und kehrte dann in ihr Kabinet zurück, wo ſie ſich dann wieder vor ihre Papiere und Bücher ſetzte.

War der Tag ſchön, ſo machte ſie einen Spaziergang durch's Dorf, und eines Abends kam ihr die Laune an, in einem unſcheinbaren Kleide, mit einem einfachen Strohhütchen auf dem Haupte und mit einem Körbchen mit Strickzeug am Arme weit hinaus vor das Dorf zu gehen, wo ein alter Bauer wohnte, der erſt vor Kurzem in dieſe Gegend war verſetzt worden, demnach ſie nicht kannte. Sie hatte von den geſunden Urtheilen und dem einfachen und richtigen Verſtande dieſes Alten reden hören und es gelüſtete ſie, unerkannt mit ihm ein Geſpräch anzuknüpfen. Hatte ſie es doch in ihrer Jugend, in ihrem Vaterlande, oft ſo gemacht, und der Vater hatte dieſe Neigung, mit dem Volke zu verkehren, ſtets begünſtigt.

So kam ſie denn vor der Wohnung des Vaters

Heinrich an, und ſetzte ſich ohne Umſtände auf die Bank vor ſeinem Hauſe, ihr Strickzeug hervorziehend und strickend. Der Alte kam heraus und betrachtete ſie ſich mit Wohlgefallen, indem er ſie für eine der untergeordneten Frauen aus dem Dienſtperſonale des Schloſſes hielt. „Nun, Madamken, ſo fleißig?“ ſagte er, indem er ſich neben Dorotheen auf die Bank ſetzte. — „Muß wohl, lieber Mann,“ entgegnete ſie, „denn ich habe einen Haushalt zu beſorgen und viele Kinder zu ernähren.“

Vater Heinrich nickte mit dem Kopfe zum Zeichen ſeines Beifalls über dieſe angeführten Gründe der Thätigkeit.

Eine Pauſe entſtand, während Dorothee strickte und der Alte ſeine Pfeife rauchte; endlich fragte die Erſtere: „Nun, Vater, was haltet Ihr von der Frau Herzogin?“

„Daß ſie eine brave Frau iſt,“ erwiderte der Bauer kurz.

„Habt Ihr ſie ſchon geſehen?“

„Nein. Ich bin erſt ſeit Kurzem hier im Dorfe. Man ſagt, daß ſie den Kranken helfe, die Bedürftigen unterſtütze und die Eltern antreibe, daß ſie ihren Kindern Etwas lernen laſſen.“

„Nun und Das gefällt Euch?“

„Das gefällt mir.“

„Alſo hört Ihr ſie auch auswärts rühmen hören?“

„Rühmen und tadeln.“

„Tadeln? Weshalb?“

„Daß ſie ſo viel in Frankreich ſitzt, ſie ſoll hier bleiben, und daß ſie das Geld ſo unter ſchlechte Leute wirft, die es ihr nicht danken. Und dann noch Etwas —“

„Was?“

„J,“ ſagte Vater Heinrich und kraute ſich hinter dem Ohre, „das iſt Etwas, was unſer Einer eigentlich nicht recht verſteht: ſie ſoll nämlich ein Freigeiſt ſein. Sie ſoll auf die Kirche und den Prediger nicht viel geben.“

„Wer hat Euch Das geſagt, Vater Heinrich?“

„Nun ſo die Leute. Man hört doch immer allerlei. Der junge Pfarrer in dem benachbarten Kirchſprengel, den das Conſiſtorium auf Rath einer frommen Gräfin angeſtellt hat, ſoll es zuerſt unter die Leute gebracht haben. Aber ich bitte Euch, Madamken, ſagt's nicht weiter, ich will mir keine Ungelegenheit bei der Herrſchaft gemacht haben; verſteht Ihr mich?“

„Seid unbeſorgt. Was glaubt Ihr denn?“

„Ich glaube, daß es nicht wahr iſt und daß die Frau Herzogin eine brave Frau iſt, die da weiß, was ſie thut. Wer den Menſchen hilft, da, wo ſie der Schuh drückt, der iſt ihr Freund, und wer die Jugend etwas Tüchtiges lernen läßt, der macht ſie zu guten und brauchbaren Menſchen, und iſt dann wiederum ihr Freund.“

„Habt Ihr Euren Pfarrer ſchon gehört?“

„Freilich. Er iſt ein einfacher Mann, der ſein Gotteswort ſtramm und ſtraff vorbringt. Die Augen verdrehen und vor dem Altar Knixe machen, wie jener junge Pfarrer, von wo ich komme, Das kann er allerdings nicht. Mir ſcheint, daß es auch nicht nöthig iſt.“

„So ſcheint es mir auch.“

„Ihr ſeid eine geſcheidte Frau, Madamken.“

„Ich habe ſo meinen eigenen Verſtand. Habt Ihr im Kriege Verwandte verloren?“

„Einen Enkel. Gott hab' ihn ſelig! Er war wie verſeſſen auf die Trommel. Als er ſie in unſerm Dorfe wirbeln hörte, lief er mir fort unter die Soldaten. „Großvater,“ rief er oft, wenn wir zuſammen hinterm Ofen ſaßen, „ich muß fort und die Canaille, den Napoleon todt ſchlagen.“ — Nun hat er's, nun iſt er ſelbſt todt, und ich alter Mann ſitze allein.“

„Dafür habt Ihr aber das Bewußtſein, dem Vaterlande Euer Liebſtes geopfert zu haben.“

„Ja, Das hab' ich.“

„Und nun wird's überall beſſer werden.“

„Wer's glaubt! Es kann auch ſchlimmer werden. Die großen Herren werden wenig danach fragen, daß das arme Bauerblut ſie frei gemacht. Sie wollen ſich des Lebens freuen und wir ſollen arbeiten. Das war ſo und wird ſo bleiben. Nur

gar zu ſchlecht ſollen ſie's nicht treiben, verkaufen ſollen ſie uns nicht mehr, wie ſie es, nach meines Vaters Erzählungen, in manchem deutſchen Lande gethan. Es iſt freilich nun Gras darüber gewachſen, aber vergeſſen iſt's doch nicht."

„Das iſt der Lauf der Welt, Alter."

„Das iſt nicht der Lauf der Welt, Madamken. Da hat ſie einmal wieder gelogen. Der Lauf der Welt iſt, daß Menſch Menſch bleibe und nicht Vieh, das zur Schlachtbank geführt wird, damit der Meiſter Schlächter für das gelöste Geld im Wirthshauſe ein Glas Bier trinken kann. Alles Rechtens, Madamken! Alles Rechtens. Druck und Knechtſchaft muß in der Welt ſein, dafür iſt ſie die Welt und nicht der Himmel, aber keine Mördergrube. Das nicht! Keine Mördergrube!" —

„Es war eine böſe Zeit, und wird nicht wiederkommen."

„Wir wollen's ſehen. Kommt ſie aber wieder, ſo ſoll man unſre Jungens lehren, ſich zu wehren. Der Meinung bin ich."

„Dafür muß ich Euch loben, Vater."

„Ich bitte, genire Sie ſich nicht."

„Ihr ſolltet Euch melden. Die Herzogin läßt neue Häuſer bauen, ſtatt der alten baufälligen, die man niederreißt. Ein beſſeres Häuschen, als das da, thäte Euch auf Eure alte Tage noth."

„Ich bin rauh gewöhnt. Auch werde ich's nicht

allzulange mehr machen. Drüben liegt eine Wöchnerin, der bläst der Wind zu Zeiten in ihr Bette, die könnte ein neues Haus brauchen."

„Sie steht schon auf der Liste."

„Nun das ist gut, da muß ich die Frau Herzogin loben."

„Ich bitte, genirt Euch nicht."

„Hoho! Ihr seid eine spaßhafte Frau, Ihr gebt mir meine eigenen Worte zurück. So Etwas ist lustig! Und dabei habt Ihr so spitzbübische und doch dabei so freundliche Augen. Seid Ihr Wittfrau?"

„Ja."

„Wißt Ihr was? Ich habe einen Mann für Euch!"

„Was Ihr sagt!"

„Mein Neffe Töffel. Er ist Bierbrauer und ein gemachter Mann im Städtchen drüben. Wollt Ihr? Ich will ein Wort für Euch einlegen. Habt Ihr auch ein kleines Heirathsgut? So ein paar gesparte Thaler? He?"

„Das möchte sich schon finden lassen."

„Alsdann könnt Ihr springen. Ihr bekommt einen vortrefflichen Mann und könnt nun Bier künftig unentgeldlich trinken."

„Ich danke Euch und will mir die Sache überlegen. Für's Erste muß ich wieder auf's Schloß. Fast bin ich schon zu lange ausgeblieben. Lebt

wohl, Vater Heinrich, und wenn Ihr die Frau Herzogin ſeht, ſo denket daran, daß Ihr geſagt habt, ſie ſei eine brave Frau. Damit ſtand Dorothee auf, ſehr erbaut von ihrem Abendbeſuche und kam heiteren Sinnes in ihr Arbeitskabinet zurück, wo ſie ſich an ihre Bücher und Schriften ſetzte und einen Brief des Kaiſers Alexander beantwortete.

In den nächſten Tagen kam Ruſtan und zugleich Hellſender aus Berlin und Beide brachten erwünſchte Nachrichten. Talleyrand bat, daß die Herzogin nach Paris kommen möge, indem eine wichtige Sitzung der Kammern bevorſtehe, und die junge Fürſtin Perigrod brachte dieſelben Wünſche vor das mütterliche Herz. Dorothee entſchloß ſich ſchwer, ihre Einſamkeit war ihr ſo lieb geworden, doch begriff ſie wohl, daß das unternommene Werk in Paris ihrer Gegenwart bedürftig ſei.

Vorher, ehe ſie abreiste, traf ſie Anſtalten zum Bau einer Grabkapelle, die ſie für ſich zur Ruheſtätte auserſehen. Sie ſollte die Spitze eines Hügels krönen, der eine heitere Ausſicht nach der Ferne gewährte und am Ausgange der Parkanlagen gelegen war. In eines Morgens Frühe mit ihren beiden geprüften Freunden, Ruſtan und Hellſender, den Hügel hinaufwandelnd, ſagte ſie zu dem Erſtern, indem ſie auf eine Kiſte zeigte, die von zwei Dienern ihr nachgetragen wurde: „Verſtehen Sie nun, lieber Freund, zu welchem Zwecke ich

jene Glasmalereien gekauft? Sie ſollen die Fenſter meines dereinſtigen Schlafkabinets ſchmücken. Oben angelangt ließ ſie die Glasmalereien auf einem vorläufig aus Brettern erbautem Probegebäude aufſtellen und erfreute ſich an deren Schönheit und Farbenglanze.

Im November des Jahres 1820 reiste ſie zum letztenmale nach Paris. Der dortige Aufenthalt war nicht erfreulich. Der katholiſch religiöſe Fanatismus, der mit den Bourbons vereint in Frankreich eingezogen war und ſich als einen der Hauptſtützen der Reſtauration kundgab, hatte nicht verfehlt, auch die kirchlichen Anſtalten der Proteſtanten, mithin auch die Schulen und Erziehungshäuſer der Herzogin feindlich anzugreifen. Dorothee verfocht ihr Beſitzthum mit aller ihr zu Gebote ſtehenden Macht und Energie, und erreichte, daß man für's Erſte von jedem feindlichen Angriffe abſtand. Aber ſie nahm die Ueberzeugung nach Deutſchland mit, daß nicht für weit hinaus ein ſchützender Damm könne errichtet werden. Hierüber war ihre Seele tief betrübt. Alle Einrichtungen, die ein guter Menſch trifft, ſind nur für eine Spanne Zeit gültig, alsdann kommt der böſe Einfluß und wirft die Werke der Gerechtigkeit um. Der Zeit bleibt es überlaſſen, die zerſtörte Arbeit nach vielen Jahren wieder aus dem Schutte hervorzubringen und neu an ihrer Weiterförderung zu wirken: allein

auch hier mit der gewiſſen Ausſicht, daß ſie nicht zum endlichen Ziele gelangen werde. Immerdar wechſeln Zerſtörung und Aufbau — und dies hat die ewige Vorſicht angeordnet, damit nie etwas Fertiges dem Menſchengeiſte Stillſtand und Ruhe gebiete.

Das Jahr 1821 brachte Dorotheen eine ſchmerzvolle Krankheit, die ſie in Paris überſtand und die die Sehnſucht in ihr erweckte, nur recht bald wieder in ihrem Freundekreiſe in Deutſchland zu ſein. Doch hatte ſie ein neues Werk begonnen: ſie arbeitete daran, ein Waiſenhaus für junge verwahrloſete Mädchen in Paris zu gründen, und dieſer Bau forderte große Geldmittel und einen feſtſtehenden Schutz der Behörde. Unabläſſig, trotz ihrer Krankheit, wirkte ſie zu dieſem Zwecke. Mit ihrer treuen Genoſſin, der Frau des Buchhändlers Treuttel beſuchte ſie die Lokale, die zum Ankauf und zur Begründung eines ſolchen Hauſes ihr vorgeſchlagen worden. Hierbei erkältete ſie ſich: die Räume waren feucht und mit dunſtvoller Atmoſphäre gefüllt. Ihre Freunde, die Prediger Boiſſord und Göpp ſtanden ihr auch bei dieſem neuen Werke bei, doch das Meiſte that die würdige Frau Treuttel.

Die Zeit rückte heran, wo ſie wieder nach Löbichau heimkehren wollte, doch die Aerzte riethen ihr von der langen, beſchwerlichen Reiſe im Monat

Mai ab; allein Dorothee ließ ſich nicht halten. Es zog ſie mächtig zu dem Orte hin, den ſie ihre zweite Heimath nannte. Krank reiste ſie ab und krank kam ſie in Löbichau an, wo ihre Töchter und ihre Schweſter ſie erwarteten.

Das Jahr 1821 hatte Dorotheen das ſechszigſte Lebensjahr gebracht; allein die Zeit hatte keine ihrer ſchweren zerſtörenden Wirkungen an dieſer ſchönen Geſtalt, dieſem lieblichen, durch Güte und Geiſt belebten Geſichte geltend gemacht: innerlich aber arbeitete die Zerſtörung. Das Nervenleben war angegriffen und dieſes Weh brachte eigenthümliche Erſcheinungen hervor. Theilweiſe der Kranken das Gefühl vollſtändiger Geneſung gebend, kamen mit immer mehr Schärfe und Macht ſich kundgebende Krampfanfälle dieſer Belebung ſtreitend entgegen. Ein Gefühl der Schwäche, der Mattigkeit, des Schlafbedürfniſſes erfaßte die Leidende oft mitten in dem geſelligen Kreiſe ihrer Lieben. Sie erhob ſich dann, ging langſam im Saale auf und ab und ſchien, geſenkten Hauptes, über Etwas nachzuſinnen. Dann kehrte ſie zurück und lehnte ihr Haupt mit ſanft ſchmeichelndem Lächeln auf die Schulter der Tochter oder der Schweſter. Dieſe Zufälle unterbrachen das Geſpräch und gaben das Signal daß die Muſik ihre Fittige entfalte. Die Fürſtin von Hohenzollern ſetzte ſich an das Piano und ihren ſeelenvollen Melodieen lauſchte dann die

Mutter. Fromme, alte Kirchengeſänge rauſchten durch die Halle und das Stabat mater von Pergoleſe hauchte in die Seelen der Zuhörer, die im dunkelnden Raume des Saales ſich zuſammengefunden, Schauer des Entzückens und der Andacht.

Der Juli war mit ſchon immer bedenklicher werdenden Krankheitsanfällen vergangen; der Anfang des Auguſt brachte wieder ſcheinbare Geneſung.

Bei einem milden Sonnenuntergange wandelten die beiden Schweſtern in einem der entfernten Baumgänge des Parkes. Sie waren allein: kein Lauſcherohr ſtörte. Sie ſprachen von ihrer Vergangenheit. Dorothee, offen und frei, bekannte, daß ſie geliebt, daß ſie in der Liebe ihre höchſte Seligkeit gefunden, — und bei dieſem Bekenntniſſe irrte der Blick ihres thränenfeuchten Auges in die Gegend hin, wo ein theures Grab ſich barg. Frau von der Recke, nicht ſo offen und nicht ſo ehrlich, wich den Fragen der Schweſter aus, die ſich um Auskunft in einer ähnlichen Angelegenheit an ſie wandte. Endlich fragte Dorothee: „Bei den Geiſtern dieſer Stunde, Schweſter, ſprich, biſt Du heimlich mit Tiedge vermählt?“

Frau von der Recke ſchüttelte das Haupt.

„So trenne Dich von ihm!“ rief Dorothee lebhaft.

„Weshalb?“ fragte Eliſe und ſah verwundert auf.

„Er iſt Deiner nicht werth.“

Frau von der Recke ſah mit einem ſcheuen, finſtern Blick in das Auge der Schweſter. Dieſe warf ſich ihr in die Arme. „Vergieb, vergieb!“ rief ſie weinend, „wenn ich Dich kränke; allein einer Sterbenden verzeiht man viel. Trenne Dich, Eliſe, von dieſem Manne.“

„Aber weshalb?“ fragte nochmals Frau von der Recke. „Er, der das Muſter der Reinheit, des Edelſinnes, der Tugend iſt, von ihm ſoll ich mich trennen!“

„Unglückliche!“ jammerte Dorothee und lehnte ſich, das Antlitz bedeckend, an einen Baum. „Du kannſt es alſo nicht! Du biſt in ſeine Macht gegeben!“ —

Frau von der Recke ſchwieg, aber Etwas wie Unwille und Zorn zuckte um ihr Auge. „Ich wiederhole,“ ſagte ſie, „er iſt der Edelſte der Männer.“

„Er iſt es nicht!“ rief Dorothee heftig. „Heuchelei iſt ſeine Tugend. Der Himmel gebe, daß er ſeine Macht, die er über Dich hat, nicht einſt mißbrauche, daß er unwürdig Dich nicht einſt zurückhält, wenn Du geben willſt, indem er Deine Schwäche der Welt kund zu geben droht, im Fall Du ihn verließeſt.“

„Halt ein!“ rief Frau von der Recke mit beben-

der Stimme; „laß uns dies Geſpräch abbrechen und nie wieder anknüpfen. Hab' ich je getrachtet, Dich auf dieſe Weiſe zu erforſchen?"

„Weil Du es nicht nöthig hatteſt. Du haſt um alle meine Geheimniſſe gewußt," ſagte Dorothee himmliſch lächelnd und die Schweſter umarmend. „Nun Gott ſei bei Dir, wie er bei mir ſein möge!"

„So ſei es!" entgegnete Eliſe, und faltete mit frommer Innigkeit die Hände. Beide Schweſtern hielten ſich ſprachlos umſchlungen und ſahen der untergehenden Sonne nach. In den Gipfeln der Bäume ſpielte der Abendwind.

Der Anfang des Auguſt-Monats gab günſtige Zeichen, doch waren ſie nicht bleibend. Die Nervenkrämpfe wiederholten ſich und nahmen an Stärke und Dauer zu. Das Krankenzimmer wurde abgeſchloſſen, nur die Schweſter, die Töchter, Ruſtan, Hellſender und noch ein paar Freunde fanden Eingang, und auch dies nur zu gewiſſen Stunden. Abends, wo die Kranke beſonders litt, kamen nur der Arzt und Frau von der Recke. In den Nebengemächern wurde Muſik gemacht und die ernſten Compoſitionen vorgetragen, die die Leidende vorzüglich liebte. Die ſeelenvolle Stimme der Fürſtin von Hohenzollern tönte der Mutter beſonders lieblich in's Ohr. Bei Gelegenheit einer dieſer Hymnen und Choralgeſänge erfüllte ein ſchönes Traumbild die Seele der Schlummernden. Sie ſah ihr

Leben vor ſich, wie es in wechſelnden Bildern ſich vor ihr entrollte. Eine Geſtalt, heilig und weltlich zugleich, ähnelnd dem Bilde ihres früh dahingeſchiedenen Bruders, zog den Vorhang vor den Gebilden weg und eine liebliche Stimme rief: „Dothea, ſieh und faſſe Muth! Es iſt kein Gebilde darunter, das Dich anklagt.“ Und ſie ſah ſich als kleines Mädchen im Zimmer ihres Vaters, wie er, die Hand auf ihr Lockenhaupt legend, ihr mit weiſer Rede vor dem Bilde des Herzogs von Kurland die Geſchichte ihres Vaterlandes erzählte. Dann erblickte ſie ſich unter dem frohen Kreiſe ihrer Geſpielinnen, wie dieſe Kränze wanden und Lieder ſangen zum Feſte der Geneſung der Mutter. Alsdann geſchmückt in den hellen Sälen des Schloſſes. In den Lichtglanz plötzlich trat die Geſtalt eines blondgelockten, ſchönen Jünglings mit geſchloſſenen Augen und einer blutenden Wunde an der Seite. Dorotheens Herz bebte, da verſchwand der Schatten und eine weite Fläche voll Licht und reifender Erndten lag vor ihr. Sie ging umher und theilte die Früchte des Feldes an Bedürftige aus, die in langen Zügen ihr folgten. Es zeigten ſich bedrängte Hütten, wo Glück und Freude ſich eingebürgert hatten. Ein ſeeliges Lächeln umſpielte die Wangen der Schlummernden, als dieſes Bild ſich entrollte. Dann trübte ſich der Himmel; ferne Donner rollten und ſie ſah ſich auf einem

Schiffe, deſſen Steuermann in die Wellen verſank und das Schiff mit Allen, die darauf ſich befanden, den Stürmen überließ, die es an eine unwirthbare Küſte ſchleuderten. Die Donner ſchwiegen und eine reizende Mannesgeſtalt entrang ſich den Nebeln, und an ſeiner Hand glitt die Bedrängte auf den feſten, ſichern Strand hinab. Er umſchloß ſie mit liebenden Armen und ein Kuß brannte auf ihren Lippen. Doch von Neuem tobten die Stürme: Der Geliebte wurde ihren Armen entriſſen und, ſie ſah ſich einſam in einer troſtloſen Wüſte. Da kamen leicht dahin getragen vier ſchöne jungfräuliche Geſtalten die den Reigen um ſie ſchloſſen und ſie mit ſich fortziehend, einem friedlichen Eiland zuführten, das Blumenkränze ſchmückte. Hier erwartete ſie ein gekrönter ſchöner Jüngling und führte ſie die Stufen eines lichtumkränzten Tempels hinauf. Rings um den Tempel breitete ſich dem entſetzten Blicke ein ſchreckbarer Anblick weiter Schlachtfelder aus, doch hinter den Säulen des Tempels, geſchützt und von dem mächtigen Arme des gekrönten Jünglings gehalten, ſah die Gerettete nach und nach die dunkeln Schlachtfelder ſich in Erndtefelder und blühende Thäler verwandeln. Sie ſelbſt durfte aus einem Füllborne, das ihr ein geflügelter Knabe in die Hand gab, Früchte und Blumen auf die Gärten zu ihren Füßen ſchütten. Nun kam ein Zug Wolken, der Alles einhüllte und verbarg. Sie fühlte ſich em-

vorgehoben, doch trugen ſie dunkle, verhüllte Geſtalten und ein toſendes Gewäſſer, wie ein unermeßlicher Waſſerſturz tönte betäubend in ihr Ohr. Nur verſtohlen durch die durcheinander rinnenden Wolkenſchatten durfte ſie einen Blick nach unten ſenden, und da ſah ſie die Erde, den Schauplatz ihres Wirkens, die enge Stätte, wo Leid und Freude ſie getroffen, fern und immer ferner ihrem Blicke entweichen. Ein Engel in Geſtalt eines Knaben flog über ſie hin und eilte ihr voraus, das Gewölke vor ſich hin zertheilend. Dieſer Knabe — es war ihr Sohn! Himmliſche Schönheit umſpielte dieſes Kind, das einſt ihr Stolz und die Hoffnung ihres Lebens geweſen war. Sie flog ihm nach. Immer raſcher, immer leichter und immer ſiegreicher ſich den Nebeln entwindend. Da plötzlich leuchtet ein Strahl, ein ſtechender Schmerz traf ihr Auge und wie ſie erwachte, erblickte ſie ihre Schweſter, die mit einem Lichte ſich über ſie beugte. Faſt unwillig rief ſie: „Geh! geh, Du haſt mich aus einem ſchönen Traume geweckt!“ — Frau von der Recke faßte ihre Hand, küßte ſie und ſagte leiſe: „Verzeih!“ —

Am ſiebzehnten Auguſt, Morgens früh, wiederholten ſich die Krämpfe auf eine furchtbare Weiſe. Nur auf wenige Minuten ſchenkte die wüthende Krankheit Beſinnung. Dieſe Minuten benutzte die ſterbende Frau, um von den Ihrigen Abſchied zu nehmen. Das ſchöne weiche Lächeln, das ſo entzückend im

gesunden Leben auf ihren Lippen gespielt hatte, es war auch jetzt noch da, aber man sah die Anstrengung, die es der Seele kostete, diese irdische Schmeichelgabe den Blicken, die danach lüstern waren, zu reichen. Sie bat, daß man singen möchte, und während die Prinzessin, zögernd diesem Wunsche Folge leistete, und noch, zurückgewendet zum Lager der Kranken, auf der Schwelle des Zimmers stehen blieb, warf sich Frau von der Recke mit einem Angstruf auf das Lager der Sterbenden, fing sie, die sich aufrichten wollte, in ihre Arme auf, und nahm in einem bangen Kusse den letzten Seufzer von ihren Lippen. Die Tochter stürzte an dem Bette nieder. Eine tiefe, furchtbare Stille waltete in Zimmer. An der Thüre erschienen die Freunde. Elise winkte sie mit stummer Bewegung zurück. Der Arzt trat an's Bette, er nahm die Hand der Todten aus der sie umschließenden der Schwester, und ein Blick seines Auges, ein Zucken des Mundes bestätigte die grausame Gewißheit, die schon die Umstehenden gewonnen. Dorothee war nicht mehr; sie hatte vollendet. Ein schöner, edler Geist hatte die Erde verlassen.

Ende.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Ferner:

Kampf bringt Frieden.

Roman in zwei Bänden

von

Amalie von Clausberg.

8. geh. 1858. 2 Thlr.

Chriſtine.

Erzählung

von

F. Binnewerck.

8. geh. 1858. 20 Ngr.

Narren-Album.

Roman in 6 Büchern

von

F. Binnewerk.

8. geh. 1857. 1 Thlr. 15 Ngr.

Edith.

Fortſetzung von „Emma's Herz."

Deutſch

von

Paula Herbſt.

2 Bde. 1857. Schillerformat. geb. 1 Thlr. 10 Ngr.